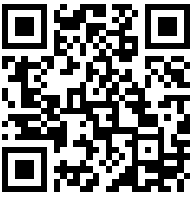
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

P30
94
. 11
t. 2
(ix.)

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Hans Pfitzner,
Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Elfter Jahrgang. Zweiter Band.

April 1914 bis September 1914.

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von F. Bruckmann A. G., München.

Digitized by Google

AP30
S94
v. 11
pt. 2

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Albanien 154
Andro, L., Gustav Mahler. Von Richard Specht 166
Aus dem Briefwechsel des preußischen Ministers Karl von Manteuffel. Mitgeteilt von Alfred Stern 238
Aus der modernen Festdichtung 326
Belli, Friederike von, Mit dem Sanitätszug. Tagebuch einer Pflegerin aus dem Jahre 1870 835
Berliner „Cabaret" 612
Berrsche, Alexander, Joseph Pembaurs d. J. Von der Poesie des Klavierspiels 166
Max Steiner 321
Bruns, Paul, Was man mit Annoncen erleben kann 540
Busching, Paul, Die Preußen 113
Bayreuther Auslese 759
Conrad, Hermann, Eduard II. 606
Daumer, Georg Friedrich, Briefe an seine Nichte 138
Deledda, Grazia, Der Schatten der Vergangenheit. Roman 38, 218, 347, 482
Die Geschichte eines Deserteurs. Mitgeteilt durch Pfarrer Lic. Dr. Kirchner 135, 272
Die Zustände im Hamburger Schlachthof 468
Ecco! 616
Eine begrüßenswerte Neuerung 167
Eine Schopenhauerbiographie 167
Endres, Franz Carl, Literatur über den Balkankrieg 308
Endres, Fritz, Anmerkungen 461
Erinnerungen eines Leipzigers an Mendelssohn und Meyerbeer. Aus einem Tagebuch mitgeteilt von Ellie Lafite 512
Federer, Heinrich, Die Schweizerdichter im Himmel. Eine Episode 640

Digitized by Google

Feist-Wollheim, Hans, Im Balkankrieg . . 63, 301, 446, 565
Fierz, Anna, Meinrad Lienert 699
Fischer, Max, Bei Kriegsausbruch in Sarajewo 829
Foerster, Fr. W., Die Bewegung für „Jugendkultur" 249
Friedenthal, Hans, Über neue Wege der Säuglingsernährung . 225
Fromherz, P., Formenkram im Rechtsgang. Lehren aus einem Karlsruher Giftmordprozeß 451
Gottes Ebenbild 767
Gruber, Karl, Die Deutungsversuche beim klugen Hunde Rolf . 127
Neue Beobachtungen an den Elberfelder Pferden 293
Gruber, Max von, Mobilisierung des Ernährungswesens . . 858
Haller, Johannes, Gedanken eines Balten 812
Hallgarten, Robert, Der Ochsenkrieg 604
Hallström, Per, Götherhjelm. Erzählung 9
Heigel, Karl Theodor, Meine Erinnerungen an Bonaventura Genelli 329
An die akademische Jugend! . . . 776
Herre, Paul, An Österreich-Ungarn! 774
Hofmeier, Max, Geburtenrückgang und Kindersterblichkeit . . 527
Hofmiller, Josef, Schefflers Italien 75
Graf Zichys Autobiographie 263
Lieder zum Singen 325
Französische Balladen 428
Schlözers mexikanische Briefe 469
Die Inselbücherei 470
Carl Peters über England 471
Die Schönheit der tiroler Stadt 596
Die Meistersinger von Nürnberg 615
Schweizer Erzähler 740
Engländer über uns 845
Italienische Reise 614
Jentsch, Carl, Kopp und die Krisis des Katholizismus . . . 158
Kemnitz, Mathilde von, Die Materialisations-Phänomene Dr. von Schrenck-Notzings 288
Verheimlichung von Geschlechtskrankheiten 442
Kerschensteiner, Hermann, Carl Ludwig Schleich 434
Einführung in die allgemeine Biologie 767
Knoop, Gerhard Ouckama, Der letzte Elefant. Gedicht . . . 472
Krieg 769

Digitized by Google

Kronseder, Otto, „Kulturbilder aus Alt-München“ 312
Kurz, K. F., Der Zweikampf. Erzählung 617
Lang, Siegfried, Gedichte 653
Leiber, Adolf, August Pauly 161
Lenz, Max, Der deutsche Gott 821
Lienert, Meinrad, Hol' über! Erzählung 627
Mallinckrodt, Frieda, Uneheliche Kinder 319
Marcks, Erich, Bismarck und unser Krieg 780
Mayr, Karl, Wilhelm II. 790
Meinecke, Friedrich, Politik und Kultur 796
Meyer, Betsy, Eine ungedruckte Rezension. Mitgeteilt von Adolf Frey 680
Meyrink, Gustav, Der Kardinal Napellus. Erzählung . . . 473
Müller, Karl Alexander von, An Preußen! 824
Münzer, Kurt, Térèse Favart. Erzählung 335
Nadler, Josef, Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer 310
Bairisches Barocktheater und bairische Volksbühne 548
Oechsli, Wilhelm, Die Schweizer in der Julirevolution . . . 688
Oeri, Albert, Die schweizerische Demokratie und die Kunst . . 718
Oncken, Hermann, Deutschland oder England? 801
Pantheon-Ausgabe 614
Pernerstorfer, Engelbert, Prof. Fr. W. Förster als christlicher Ethiker 573
Petersen, Julius, Der Grüne Heinrich 707
Prager, Max, Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten . . 90
Professor Dr. Karl Voll 768
Raff, Helene, Ein österreichischer Naturdichter 603
Rauscher, Ulrich, Vom Berliner Theater (Hauptmann nnd Wedekind) 322
Mirakel 609
Redlich, Oswald, Kaiser Franz Josef 794
Religiöse Dichtung 615
Riezler, Walter, Die Krisis im Deutschen Werkbund 754
Ritter von Langs „Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth“ 470
Rudel, K., Unsere letzten Erdbeben 316
Ruederer, Josef, Prinz Dschem. Tragikomödie 169
Sakmann, Paul, Ein schwäbischer Philosoph 395
Scala, Rudolf von, An Deutschland! 771

Digitized by Google

Schillings, C. G., Die Arche Noah 147
Schmidt, Joseph, Ein neuer Böcklin 705
Schoop, Hermann, Schweizer Gelehrsamkeit 725
Spahn, Martin, Der Krieg und das Elsaß 817
Spectator Germanicus, Kamerun — nicht Neu- und Altkamerun 124
Spectator Novus, Offenherzigkeiten eines österreichischen Geistlichen 600
Spitteler, Carl, Meinrad Lienert, mein Lyriker 678
Steinmayer, Josef, Frederi Mistral 413
Supper, A., Rösle und Rösles Großvater. Erzählung . . . 58
Thoma, Hans, Allerlei Möglichkeiten. Aphorismen 521
Valentin, Veit, Was wir seit 1870 erstrebt haben 788
Vogelschutz im Altertum 616
Voll, Karl, Miniaturen aus Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München 313
Bürkels Jahrbuch 315
Wagnière, Georges, *Le centenaire de Genève* 750
Widmann, J. V., Briefe. Mitgeteilt von Max Widmann . . 656
Zarifopol, Paul, Über literarische Kunst und bloße Literatur . 1

Digitized by Google

2 April 14

Süddeutsche Monatshefte

Paul Zarifopol / Über literarische Kunst und bloße Literatur

Per Hallström / Götherhjelm. Erzählung

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

A. Supper / Rösle und Rösles Großvater

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg

Josef Hofmiller / Schefflers Italien

Max Prager / Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten

Paul Busching / Die Preußen

Spectator Germanicus / Kamerun - nicht Neu- und Altkamerun

Karl Gruber / Die Deutungsversuche beim klugen Hunde Rolf

Die Geschichte eines Deserteurs

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte

C. G. Schillings / Die Arche Noah

Rundschau.

München, April 1914.

Vierteljährlich 4 M

Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Größte Brauerei des Deutschen Reiches
in einem einzigen Betriebe.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Dunkle und helle Lagerbiere, Märzenbier, Bockbier
St. Bennobier.

Versand nach allen Ländern der Erde.

SAALECKER
WERKSTÄTTEN
G · M · B · H
SAALECK B. BAD KOESEN
BERLIN W., VICTORIASTR. 23
KÖLN · STOLLWERCKHAUS

KÜNSTLERISCHE LEITUNG:
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
ENTWURF U. AUSFÜHRUNG V.
SCHLÖSSERN, HERRENHÄUSERN
STADT- U. LANDHÄUSERN, VON
GARTEN- UND PARKANLAGEN
LIEFERUNG VOLLSTÄNDIGER
WOHNUNGS-EINRICHTUNGEN

STÄNDIGE AUSSTELLUNG I. DER
BERLINER ZWEIGNIEDERLASSUNG
KUNSTGEWERBEHAUS, VICTORIASTRASSE 23

Dr. med. Lahmann's
Nährsalz-Cacao

ist ein Cacaopulver, welches im Gegensatz zu dem nach der gebräuchlichen Methode hergestellten Cacaopulver **nicht mit Chemikalien** wie Pottasche, Magnesia etc. leichtlöslich gemacht wird. Die gleiche Wirkung der Leichtlöslichkeit erzielt Dr. Lahmann durch Behandlung des Pulvers mit seinem **Pflanzen-Nährsalz-Extrakt.** Dabei entsteht der Vorteil, daß dem Cacao wertvolle, aus Pflanzen herrührende **Blutbildungsstoffe (Nährsalze),** wie Kalk, Natron, Eisen, Kieselsäure, Phosphor etc. zugeführt werden. Das mit diesem **Dr. Lahmann'schen Nährsalz-Cacaopulver** hergestellte Getränk hat den wohltuendsten Einfluß auf Magen und Darm. Verstopfungen, sonst bei Cacaogenuß vielfach vorkommend, sind bei regelmäßigem Genuß von Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao gänzlich ausgeschlossen. **Seit annähernd 30 Jahren im Gebrauch,** hat er sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften viele Freunde über den ganzen Erdball erworben. Ausführliche Broschüren über sämtliche Dr. med. Lahmann'sche Nährsalzpräparate versenden die

Nur echt, wenn in Originalpackung und mit folgender Schutzmarke versehen.

Alleinigen Fabrikanten:

Hewel & Veithen

Kaiserl. Königl., Oesterr.-Ungar. Hoflieferanten, Köln und Wien.

Schönstes Konfirmationsgeschenk

Handbuch der Kunstgeschichte

Von Anton Springer

Fünf Bände. Mit über 3100 Abbildungen im Text und 104 Farbendrucktafeln.

In Leinwand gebunden 53 Mark. Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

I. **Das Altertum.** Neunte Auflage. Neubearbeitet von Michaelis. In Leinwand gebunden 10 Mark.

II. **Das Mittelalter.** Neunte Auflage. Neubearbeitet von J. Neuwirth. In Leinwand gebunden 10 Mark.

III. **Die Renaissance in Italien.** Neunte Auflage. Neubearbeitet von A. Philippi. In Leinwand gebunden 10 Mark.

IV. **Die Renaissance im Norden. Barock und Rokoko.** Neunte Auflage. Neubearbeitet von H. Bergner. In Leinwand gebunden 12 Mark.

V. **Das 19. Jahrhundert.** Sechste Auflage. Bearbeitet und ergänzt von M. Osborn. In Leinwand gebunden 11 Mark.

Jede neue Auflage zeigt, daß es die Verlagshandlung an keiner Mühe fehlen läßt, diese anerkanntermaßen beste allgemeine Kunstgeschichte, die wir haben, auf der Höhe zu erhalten.

Deutscher Reichsanzeiger.

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang April 1914 Heft 7

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Paul Zarifopol / Über literarische Kunst und bloße Literatur 1
Per Hallström / Götherhjelm. Erzählung 9
Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 38
A. Supper / Rösle und Rösles Großvater 58
Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg 63
Josef Hofmiller / Schefflers Italien . . 75
Max Prager / Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten 90
Paul Busching / Die Preußen . . . 113
Spectator Germanicus / Kamerun — nicht Neu- und Altkamerun 124
Karl Gruber / Die Deutungsversuche beim klugen Hunde Rolf 127
Die Geschichte eines Deserteurs . 135

Seite

Georg Friedrich Daumer / Briefe an seine Nichte 138
C. G. Schillings / Die Arche Noah . . 147

Rundschau:

Albanien 154
Kopp und die Krisis des Katholizismus / Von Dr. Carl Jentsch . . . 158
August Pauly / Von Professor Dr. Adolf Leiber 161
Richard Specht's „Gustav Mahler" Von L. Andro 166
Joseph Pembaurs „Von der Poesie des Klavierspiels" / Von Dr. Alexander Berrsche 166
Eine begrüßenswerte Neuerung 167
Eine Schopenhauerbiographie . 167
Josef Hofmiller / Bücher des Monats X

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:
WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Über literarische Kunst und bloße Literatur.

Einseitige Bemerkungen von Paul Zarifopol in Leipzig.

Madame Louise Ackermann, die philosophische Dichterin, war keine schöne Frau. Sie mißachtete aber auch gründlich alles Äußerliche. Ihre Tracht war so, daß die Pariser sie für eine jener dürftigen Alten halten mochten, welche auf öffentlichen Plätzen und Anlagen Stühle vermieten. Ihren Mann, einen frommen und gelehrten Theologen, verlor sie in jungen Jahren; ihre treue, tiefe Neigung für ernste, gediegene Bücher und gelehrte Vorträge blieb ihr unabänderlich erhalten. Eine philosophischere Frau als sie hat es kaum jemals gegeben. Ihre Seele war ein strenges Lehrgedicht. Wie eine Allegorie des Stoizismus mutet einen die graue Dichterin an, in dem tollbunten Maskenzug des zweiten Kaiserreichs.

Madame Louise Ackermann ärgerte sich aber sehr, als der junge Anatole France ihr einmal, auf die ungeduldige Frage, was ihm an ihren Gedichten nicht gefalle, gutmütig lächelnd sagte: Madame, Ihre Poesien, so schön sie auch sind, machen mir ein wenig Angst, in ihrer öden Erhabenheit. Den Kindern gleich, liebe ich die Bilder, während Sie sie gar nicht schätzen. Zweifellos wissen Sie sehr gut, warum Sie keine haben... — — — Keine Bilder ich? rief sie verblüfft aus... Aber ich habe doch „das Schiff"! Ist denn das kein Bild? Genügt das nicht? Das Schiff auf dem stürmischen Meer, das Schiff auf dem ruhigen See? ...

Wäre ich Psychoanalytiker, dann könnte ich dem Leser mathematisch zeigen, aus was für erotischen Erfahrungen, oder welchem Mangel an solchen, sich diese kleine Eitelkeit einer so ernsthaften Seele herleitet; ja, ich könnte wahrscheinlich jede Zeile ihrer Werke auf strafbare sexuelle Neigungen der guten Frau genau zurückführen. Da ich es aber nicht bin, und eine solche unvergleichlich interessante Untersuchung doch wohl recht bald und liebevoll getan sein wird, so kann ich nur das sagen: diese literarische Eitelkeit ist gerade bei ernsthaften, harmlosen und gelehrten Menschen oft anzutreffen. Frau Ackermann ist mir, durch die entzückende Naivität ihres unschuldigen Ehrgeizes, besonders teuer; sie führt mich in die Betrachtung gewisser literaturtheoretischer Fragen auf heiterstem Wege ein.

La littérature est l'art de tout le monde — so hat es Delacroix vornehm ausgesprochen. Er glaubte, daß ein Mann, wenn er nur irgendwie tüchtig ist, zugleich ein unvermeidlich guter Literat sein muß, und er brachte die Tagesbefehle Napoleons als besonders überzeugendes Beispiel vor.

Digitized by Google

Mir scheint es wenig wahrscheinlich, daß dieses Urteil des literarisierenden Malers das Problem der literarischen Begabung und das Wesen literarischer Arbeit erledige. Die Leute, welche sich in der literarischen Kunst hervorragend betätigen, werden, glaube ich, weder Napoleons Armeebefehle für besonders literarisch halten, noch die Rhetorik die jeder leidlich Gebildete produzieren kann, anders schätzen als etwa Delacroix selbst die Aquarelle gepriesen hätte, womit hunderte gemütsreicher Mädchen ihre Umgebung beglücken.

Wahr scheint mir aber soviel daran zu sein, daß es sehr viel Literatur gibt, und gegeben hat, die Allerweltkunst ist und nichts weiter.

Wer recht viel Poesie verschluckt, kommt leicht in Gefahr auch welche von sich zu geben. So ist bei Philosophie- und Literaturlehrern die Versuchung des Dichtens nicht selten. Wenn man bei einer akademischen Feier eine Ode auf Kant, mit einem Anruf an die Göttin Freiheit, fertig gebracht hat, da staunt man schon über die Lebhaftigkeit seiner Phantasiebilder. Eine in Romanen belesene Frau wird leicht in größte literarische Fruchtbarkeit geraten, namentlich wenn ihr Mann sie verlassen, oder sie ihm entlaufen, und sie sich dadurch interessanter Erlebnisse erfreut.

Frau Luise Ackermann, die sehr viel Literatur und Philosophie verschluckt hatte, dazu auch unbeschäftigte Witwe war, mußte demnach mit vielfacher Notwendigkeit ins Dichten kommen.

Ein bißchen Dichten hat von jeher als ein edler Schmuck für denkende Seelen gegolten. Wenn man etwas für die Menschheit besonders Wertvolles sich ausgedacht, oder bloß irgendwo in trockner Prosa gelesen hat, warum soll man da sich und anderen die Freude entgehen lassen, es in Versen und beblümter Sprache zu sagen? Ist es dann nicht halt doch viel schöner?

„Du fragst, was nützt die Poesie? Sie lehrt und unterrichtet nie. Allein, wie kannst du doch so fragen? Du siehst an dir, wozu sie nützt: Dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen." — Diese Worte hat, in der gemütlichen alten Zeit, ein sehr verständiger und ehrlicher Literat, Christian Fürchtegott Gellert geschrieben; sie sind, glaube ich, für alle Zeiten kostbar.

Was hat man denn, von jeher, unter Literatur anderes verstanden als: edle Gedanken in schöner Form gekleidet? Philosophen, ganze und halbe, haben von der „poetischen Idee" als Abschluß alles Philosophierens gesprochen, ja, in koketter Laune, sogar die Poesie wahrer als die Philosophie geheißen. Für den philosophischen Dichter, ganz besonders, hat der Philosoph eine Art überlegenes Wohlwollen. Er kann ihm stets mit protegierender Gebärde andeuten, daß er in der Philosophie doch auf halbem Wege stecken geblieben ist; ihn aber auch ermutigend loben, wie man einen treuen Jünger lobt, welcher die unter allen Umständen oberflächliche, leichte, ziemlich inferiore Kunst in die höheren Sphären des Geistes zu erheben trachtet. Seinerseits ist der Dichter,

Digitized by Google

sofern er sich als Erben der Priester und Propheten ansieht, stolz darauf, seinen Umgang mit der Philosophie immer wieder verraten zu können.

Von Hermann Lotze, einem leidenschaftlichen Metaphysiker, rührt die schätzenswerte Bemerkung her, daß die deutsche Ästhetik mit ausgesprochener Geringschätzung ihres Gegenstandes begonnen hat. Wahrscheinlich steckt in jeder philosophischen Ästhetik eine solche Geringschätzung. Daß viele von den Philosophen die Kunst als niedere Stufe der Religion oder Wissenschaft, als rudimentäre Philosophie aufgefaßt haben wollten, ist bekannt. Das Kunstwerk ist für sie, ob sie es grade heraus sagen oder nicht, immer eine Allegorie oder ein Symbol. Es ist in der Psychologie des philosophischen Menschen tief begründet, daß er die Kunstwerke so verstehen muß, wie in der alten Grammatik die sogenannte elliptische Rede verstanden wurde. Diese muß eben immer in Gedanken ergänzt und ausgedeutet sein, damit sie Wert und Sinn habe. Erst spät merkte die Grammatik, daß des Ergänzens überhaupt kein Ende wäre und daß alle Rede notwendig elliptisch ist. Noch später fängt die Ästhetik an zu merken, und das ist reflektierenden Künstlern und Kunstkennern zu verdanken, daß Kunstwerke für sich, ohne jede philosophische Ergänzung, ihren eigenen Sinn und Wert haben.

In der Kunst, ist der Philosoph der vollkommenste Laie, weil er der konsequenteste ist. — Irgend etwas hoch oder tief Geistiges, Bedeutsames oder Gesetzmäßiges und Allgemeingültiges muß doch bei der Sache sein. Sonst könnte man sich nichts dabei *denken*. Wenn es nicht so wäre, dann könnte man nicht von der Durchgeistigung des rohen Stoffes durch die schöne Seele des Künstlers, und von der Offenbarung einer höheren Weltordnung reden. Und wenn man das nicht könnte, könnten auch die Philosophen sich nicht mehr über Kunstwerke aussprechen.

So kommt es, daß die philosophische Ansicht von der Kunst der allgemeinen, will sagen öffentlichen Meinung sehr verwandt ist. Irgendeinen, lieber auch mehrere wertvolle Gedanken muß ich da haben, sagt sich der Gebildete, — wenn er anders um seine geistig-seelische Vertiefung und Bereicherung besorgt ist. Folglich ist ein Buch, wo ich recht viel schöne Stellen finde, solche, womit man eine Antrittsvorlesung oder einen Brief an eine Freundin von Geistesadel schmücken kann, besser, höher und schöner als eines, wo dergleichen nicht, wenigstens nicht ausgesprochenermaßen, vorkommt. Darum freut man sich, wenn man die Philosophen so schön reden hört, von der Kunst als Offenbarung des Wertes oder des Glückes der Dinge, und daß sie uns Unsichtbares durch Sinnliches, oder die Natur als Symbol einer hohen sittlichen Weltordnung sehen läßt. Es klingt so einschläfernd tiefsinnig, daß man es zu gern vor sich, und namentlich vor andern nachsprechen möchte, wenn man sich bloß das trübe Zeug immer merken könnte.

Digitized by Google

Nach solchen erhabenen Ideen gliedert sich jener Komplex, den man Literatur nennt; und es baut sich eine Hierarchie der Gattungen auf: ernste und große ganz oben, ganz unten die leichten und kleinen Werke. Irgend ein großes Poem, eine Tragödie, ist doch allemal etwas höheres, edleres als ein Roman, der schließlich nur „Unterhaltungsliteratur" ist. — Alain René Lesage, der die Oberflächlichkeit hatte, nur Lustspiele und Romane zu schreiben, klagte um 1730 darüber, daß man solche Werke für unbedingt schlechtere Ware hält als Oden und Eklogen. Lebt aber diese Wertschätzung nicht heute noch, nur mit etwas anderen Phrasen ausgeputzt, bei vielen Menschen fort?

Literarisch nennt man, nach ehrwürdig humanistischer Tradition, die Bücher, welche der Gebildete lesen muß oder wenigstens lesen kann, die Bücher der allgemeinen Bildung. Daß der Kern solcher Bücher Weisheit sein muß, daß es ein hohes, ein priesterliches Amt ist, solche Bücher, oder über sie zu schreiben, das versteht gleich jeder.

Wenig beachtet wird aber die Tatsache, die sich aus eben diesen Ansichten über Literatur notwendig ergibt, nämlich, daß sie die eigentlichste Heimat des Gemeinplatzes sein muß. Die Weisheit nämlich, welche in den Büchern der allgemeinen Bildung stehen soll, muß so beschaffen sein, daß sie Menschen leicht fassen können, die nicht viel Zeit für strenges Denken haben, oft wenig Lust und vielleicht auch nicht die nötige Kraft dazu.

Die Literatur muß in Popularbegriffen denken, weil sie allgemeinverständlich reden muß. Und es ist kaum zu vermeiden, daß dieses literarische Denken mit dem eigentlichen, dem wissenschaftlichen verglichen, sich entweder verschwommen oder oberflächlich zeigt, oder beides zugleich. Selbst die philosophische Dichtung (damit meine ich gewiß nicht Metaphysik in Versen, wie sie das Altertum kannte) ist, genau genommen, eine Halbheit, etwas unheilbar Laienhaftes. — Literatur ist der gesunde Menschenverstand in Sonntagskleidern, die Form eines philosophischen Dilettantismus von der dünnsten Sorte.

Zugegeben nun, daß diejenigen allgemeinen Fragen, die angeblich alle Menschen gleich interessieren sollen, eine streng philosophische, komplizierte und fachmäßige Begründung nötig haben, wie steht es dann mit der halbphilosophischen, also literarischen Behandlung dieser Fragen?

Man informiert sich wohl nicht über Erkenntnistheorie und Metaphysik bei Victor Hugo oder Lamartine, ja nicht einmal bei Anatole France oder in den Faustmonologen, wenn man sonst vor seinem Verstand einige Achtung hat, sondern man befragt darum Hume oder Poincaré oder Helmholtz, weil sie die Sache, als ihre eigene, gut verstehen und nebenbei auch mit passender Eleganz davon sprechen. Und mancher moderne Mensch zweifelt gar nicht mehr daran, daß alle metaphysischen und ethischen Fragen nur in wissenschaftlicher Reflexion,

Digitized by Google

also fachmäßig abgehandelt werden dürfen. Nur Literaten stellen sich oft so, als lebten wir noch zur Zeit der Propheten oder der sieben griechischen Weisen, und sie mimen uns, mit recht viel Pathos und sehr schlechtem Geschmack, einen religiösen Schwips vor, da man heute zu einem echt religiösen Rausch doch nicht mehr das Zeug haben kann.

Die starke Differenzierung, welche im Laufe der Zeiten das geistige Leben der europäischen Menschheit ergriffen hat, ist doch keine so gleichgültige Tatsache, wie die Literaten zu glauben scheinen. Wir sind anders eingestellt in bezug auf sogenannte Lebensweisheiten, als Menschen früherer Zeiten es waren. Wer nicht zweierlei Behandlungen eines und desselben Gebietes, eine richtige, die echt philosophische oder wissenschaftliche, und eine halbrichtige, die literarische, für gleich wertvoll hält, dem wird die Literatur, so weit sie noch als aufgeputzte Weisheit postiert, ein entschieden minderwertiges Surrogat sein. Einem Menschen, der also urteilt, erscheint der Gesichtspunkt des Literaten, des Mannes der politischen, moralischen und so weiteren Gemeinplätze als ein Schielen, das er weder schön noch besonders nützlich finden kann. Die hingeworfene, gewissermaßen immer aphoristische Weisheit der Literatur wirkt dann unbehaglich, wie eine alberne Leichtfertigkeit oder eine ungeschickte Lüge.

Wer die literarischen Geschichten, Gestalten und den lyrischen Apparat nicht mehr symbolisch-didaktisch nehmen mag, der kann sie immer noch ästhetisch nehmen. Die Literatur wird dadurch zur literarischen Kunst.

Es ist die jüngste Kunst, weil die ästhetische Auffassung der Rede erst ganz spät kommen konnte. Die Sprache an und für sich ist die größte Verführerin zur Literatur. Mit ihren Popularbegriffen und fertigen Redensarten bildet sie den großen Markt aller öffentlichen Meinungen, des öffentlichen Geschmacks, des bequemen durchschnittlichen Denkens. Die Arbeit des literarischen Künstlers ist deshalb ein harter Kampf mit der Sprache. Gewiß ist die Rede seit alten Zeiten schon, wie man sagt, kunstgemäß gebraucht worden; die belehrende Absicht war aber doch bei fast jedem literarischen Werk im Spiel. Nicht so sehr die Sache selbst ist, an der literarischen Kunst, spezifisch modern; nur das klare Bewußtsein davon, die konsequente Forderung einer solchen Kunst, die vollkommenere Absichtlichkeit ist das wirklich Neue daran. Deshalb ist es auch sinnlos diesen spezifisch modernen Geschmack durch Appellieren an allerlei klassische Zeiten widerlegen zu wollen.

Tolstoi, der Schwärmer und Prophet, schreibt einmal von seiner Arbeit an einem Dekabristenroman: „Ich bin jetzt ganz vertieft in das Lesen der Dokumente aus den zwanziger Jahren und kann Ihnen den Genuß nicht beschreiben, den ich empfinde, wenn ich mich in diese Zeit versenke. Man glaubt mit Augen zu sehen wie das Schwanken der Figuren auf diesem Gemälde aufhört und

Digitized by Google

alles in der feierlichen Ruhe der Wahrheit und Schönheit erstarrt. Ich habe dabei das Gefühl eines Kochs der auf den Markt gekommen ist und beim Anblick aller dieser Gemüse, Fleische, Fische ins Schwärmen gerät, was für ein leckeres Mahl er bereiten könnte. So schwärme auch ich, und verliere mich weiß Gott zum wievielten Male ins Phantasieren... Sie zu bereiten ist schwer und bänglich. Aber alles schön sauber zu reinigen und auszulegen ist sehr vergnüglich. —"

Hier ist ein prächtiges Dokument für etwas das wir als die Grundstimmung des literarischen Schaffens zu halten haben. Von solcher Freude an der Buntheit der Erscheinung nimmt der literarische Künstler seinen Anlauf. Selbst bei einem Tolstoi und gerade als er religiös zu fiebern begann, brach diese eigene, dem bloßen Literaten unbekannte Freude aus, so notwendig gehört sie zur Natur des geborenen Künstlers. — Der um Zukunfts- und Heilsprobleme stets aufgeregte Nietzsche, ein geborener Priester und atheistisch kostümierter Theolog, hielt solche Stimmungen für etwas Unmögliches, und die Künstler, welche Freude an ihrem Objekt zu haben meinen, nannte er: unehrlich.

Ob einem die Phantasie Gestalten und Situationen unvermeidlich produziert, sie ihn damit ergötzt und zum Ausdruck drängt, oder ob er dergleichen mühevoll sucht oder eilfertig zusammennäht, weil er *etwas zu sagen hat*, das ist, für unseren Standpunkt, eine Hauptfrage der literarischen Theorie. Jeder Satz eines Werkes kann auf diesen Unterschied geprüft werden, jeder Absatz, mitunter jede Zeile kann das Schwanken zwischen literarischer Kunst und bloßer Literatur verraten.

Es ist ein wichtiges stilistisches Symptom, daß die literarische Kunst weniger poetisch und rhetorisch ist als die Literatur. Man hat an der Entwicklung der modernen französischen Lyrik eine merkwürdige Abwendung nachgewiesen, von dem alten rhetorischen und poetischen Figurensystem zu dem, was man direktes Bild nennen könnte. Darin zeigt sich, glaube ich, ein entschiedenes Einrücken in eine ästhetischere Methode des Dichtens.

Die alte, besonders die indiskret poetisieren-wollende Figur ist wesentlich deutend; etwas Belehrendes bleibt ihr unzertrennlich anhaften. Die Metapher und der Vergleich sind interpretativ, sie schieben gleichsam den Redenden mit seinen Erklärungen und Meinungen vor. Sie stammen aus der Unbeholfenheit der Sprache überhaupt, zum Teil, — zum Teil aus mythologischem Naturdeuten her, und suggerieren weniger Eindrücke als sie Ansichten des Sprechenden darüber hinausrufen. Dem ästhetischen Empfinden schmecken sie oft zu abstrakt; sie stören es zuweilen wie ein ungeschicktes, zudringliches Dazwischenreden.

Der ästhetische Mensch liebt das scharfe Detail, die Erscheinung mit ihren überraschenden, unvergeßlichen Akzenten, also gerade was die abstrakten und

Digitized by Google

noch mehr die halbabstrakten Geister das Unwesentliche, Reinäußerliche, Nichtssagende nennen. Es ist ihm ganz und gar natürlich die sogenannten Äußerlichkeiten zu schätzen, er baut sich die Welt, die ihn gerade durch ihre intime Struktur und Technik interessiert, aus solchen armseligen aber bunten Kleinigkeiten auf. Die ästhetische Entfernung läßt uns eben sehr viel Äußeres merken. Der Literat dagegen stellt sich mitten in die Dinge hinein, und merkt gar nichts mehr, sondern hört nur sich selbst reden.

Es ist ein für diese Verhältnisse höchst bezeichnender Fall, daß Taine, ein eminent klassizistischer Geist, wegen der zu reich kolorierten Sprache seiner wissenschaftlichen Werke, von Literarhistorikern getadelt wurde, während der extrem ästhetische Anatole France meinte, „obwohl Taine sehr gut schrieb, hätte er doch keinen literarischen Geist besessen". Daß jener glänzende Rhetor kein rechtes Verständnis und entschieden keine Sympathie für die literarischen Neuerungen der Goncourts und Flauberts hatte, ist bekannt. Hätte er denn jemandem glauben wollen, daß er selbst, in gewissem Maße, die neue Stilentwicklung mitmachte?

Abstrakten Köpfen ist die literarische Kunst unsympathisch; sie finden den menschlichen Geist so wie so nach der anschaulichen Seite allzusehr geneigt. Aber auch dem mittleren Manne liegt sie nicht — sie stellt an seine ästhetische Erfahrung, genauer an seine Wahrnehmungsgefühle und deren Niederschlag in der Phantasie, Anforderungen die ihn ermüden und anöden.

Solche Menschen werden sich sehr gefreut haben, als vor Jahren, eine schon im 18. Jahrhundert (bei Burke z. B. und vielleicht auch bei Herder) leise auftauchende Theorie der Poesie mit großem Talent neu begründet wurde. Man vergaß aber dabei nur zu leicht, daß verschiedene Menschentypen verschieden disponierte Sinnlichkeit haben, also verschieden phantasieren müssen; daß die Sprache, je nach der ästhetischen Erfahrung eines jeden, eine verschiedene Fähigkeit hat, Eindrücke, oder aktueller gesprochen, Einstellungen auszulösen. Schließlich geht es vielleicht auch nicht ohne weiteres, die ganze Theorie der Poesie aus Homer, Lessing, Schiller und selbst Goethe abzuleiten. Um Edgar Poe, Henri de Régnier oder Gustav Meyrink folgen zu können, muß man doch wirklich andere Sinne und andere Phantasie haben, als die, welche zur Lektüre ausgewählter Klassiker-Stellen in der Schule hinreichen; oder sind vielleicht die Werke jener Leute unbedingt schlecht, und nur gereimte Aphorismen und sogenannte Ideen in langweilig feierlicher Tracht die einzig hohe und wahre Poesie?

Wie jede Kunst bedeutet auch die literarische einen psychologisch extremen Standpunkt, denn sie kann nur in einer hyperästhetischen Sinnlichkeit und einer ihr entsprechenden Phantasie erzeugt werden. Sie ist vom mittleren Denken,

Digitized by Google

das weder stark sinnlich noch streng abstrakt ist, ebenso sehr wie die Wissenschaft entfernt, nur in entgegengesetzter Richtung.

Schon deshalb also muß es Literatur immer geben, das heißt etwas, das dem bißchen Denken und dem bißchen Phantasieren des mittleren Menschen angepaßt ist. Es fehlt auch nie an studierten Leuten, die ihre Zeit darauf verwenden, — der Menschheit und einem geheimen, oft ganz unschuldigen Ehrgeiz zuliebe. Und die alten hohen Worte: Gott, Liebe, Freiheit, Menschheit, Welt, Ewigkeit — die sind immer da und noch so viel neuere dazu, Worte, bei welchen der Verstand des Gebildeten gleichsam still steht, damit sein Gemüt tief innerlich bereichert wird, — durch Gedankenlyrik.

Der Gebildete kann eben ohne Lebensanschauung nicht lange sein.

Um das Heil der Menschheit ernstlich besorgte Literaten versichern überall, in feierlichster Rede, daß gerade heutzutage der Mensch am Fehlen einer einheitlichen Lebensanschauung schmerzlichst zu leiden hat. Staatsmann, Finanzmann, Sportsmann, kleiner und großer Beamter und Kaufmann — sie kränkeln alle an einer inneren Leere, einem tiefen Zwiespalt, die ihre Seele ständig martert. Politische Leistung, Geschäft, Automobil und Pferde befriedigen nicht mehr, und ans Avancement denkt man kaum, — bloß der Durst nach einem geistigen Lebensinhalt haust in diesen unglückseligen Menschen von heute.

Das haben die Literaten ihnen angesehen, und schon stehen die Vernunftkritiken da, für den Weihnachtstisch ausgeputzt, und Lehrbücher der Lebensanschauung werden, hoffentlich recht bald, unter seelisch leidenden Menschen, als obligatorisches Geschenk in Gebrauch kommen. Damit ist für die Zukunft der Literatur wenigstens gesorgt, also der Menschheit ihr Heil gesichert.

Ich halte mich allerdings, mit manchem andern, als für die Ewigkeit verloren, da ich unmöglich glauben kann, es hätte jemals (und am allerwenigsten in unserer Zeit) ein Mensch, der Großes und Gefährliches, freilich nichts literarisches, unternommen, sich durch schöne Stellen darauf vorbereitet oder im Schwung gehalten. Ein recht hübscher Literatenkniff ist es aber, glaube ich, wenn man das Besingen und Bereden einer Tat mit ihrem spezifischen Wert verwechseln will, oder von einem großen Staatsmann, Techniker oder Gelehrten sagt: Ja, er war eben auch ein Poet!

Digitized by Google

Götherhjelm.

Erzählung von Per Hallström in Stockholm.

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

An einem schönen Märztag um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand Götherhjelm auf dem obersten Verdeck der Fregatte „Espérance". Und er stand mit dem besten Rechte da, denn er war der oberste Mann an Bord. Über ihm blähten sich alle Rasegel voll und rund wie kleine Wolken, und die Großsegel fächelten wie Möwenflügel in einem Winde, dessen Richtung und Stärke man sich gar nicht besser wünschen konnte. Wenn er wollte, konnte er alle Leinen zugleich von gehorsamen Armen stramm ziehen lassen, so daß der Steven noch tiefer eintauchte und die Wellen mit einer noch entschiedeneren Zurechtweisung dafür, daß sie es an Schnelligkeit mit ihm aufnehmen wollten, beiseite schleuderte. Er konnte sogar die Mächte der Luft fühlen lassen, was für einen anspruchsvollen Herrn sie jetzt bekommen hatten. Aber wenn der Blick sich zu den anderen weißen Wölkchen erhob, die so frei und munter in ihrem Blau dahintrieben, da fühlte er sich so leicht und vergnügt wie sie und ganz geneigt, die Freude ungestört über alles herrschen zu lassen. Das Schaukeln war nicht übermäßig, und die schmalen, geschmeidigen Verdeckplanken zitterten gerade genug, um das Gefühl zu verstärken, daß man ein lebendiges, gezügeltes Wesen unter sich hatte. Ein Kitzeln stieg durch seine breiten Füße und die leicht gekrümmten Beine auf, die das Wahrzeichen des Seemanns wie des Reiters sind, und ein herrliches Gefühl der Einsamkeit und Macht strich durch jede Fiber seiner Gestalt. Er war stark gebaut, wohlgenährt und wohlgepflegt, mit geradezu herausfordernder Gesundheit der Gesichtsfarbe, breitem, glattem Kinn und breiten, leuchtenden Zähnen, die bei jeder Bewegung der strammen Lippen hervorblitzten. Er lächelte jedoch selten, außer in der Einsamkeit — für sich selbst und über sich selbst.

Er stand mit dem Rücken gegen Gothenburg, und ohne es der Mühe wert zu finden, sich umzudrehen, wußte er, wie klein die Stadt wurde, ja eigentlich immer war, obgleich sie ihm eben alle schuldige Höflichkeit erwiesen hatte. Der Pulvergeruch seiner eigenen Kanonen hatte sich die längste Zeit im Winde gehalten und seinen Sinnen geschmeichelt, aber jetzt war er fort und auch das letzte Echo des Festungssaluts verhallt. Nun setzte er die Kappe wieder auf; und so, wie wenn man den Deckel auf einen Topf legt, stieg die Wärme und der Saft seiner Gedanken auf und erfüllte ihn ganz und gar.

Bisher hatte er keine Zeit gefunden, die raschen und freudigen Ereignisse, die ihn so unversehens dahin geführt hatten, wo er jetzt war, in einem Über-

Digitized by Google

blick zu sammeln. Er wollte es auch jetzt nicht, denn seine Seele weilte in der Zukunft, bei all dem, was sie noch bringen konnte. Aber war diese weit wie das Meer, dem er zusteuerte, so fehlte es ihr auch wie diesem an festen Punkten. Aus dem Verflossenen tauchte hingegen der eine nach dem anderen auf und stärkte seinen Sinn für Wirklichkeiten, das einzige, womit seine Phantasie sich gerne tummelte. Und so hüpfte er wie das Rößlein auf dem Schachbrett, hinaus zu dem, was geschehen sollte und zurück zu dem, was geschehen war, aber stets war das Funkensprühen des Sieges um die Hufe, der Wind des Glücks um die Mähne.

Es war nicht immer so gewesen. Er entstammte einer Familie in knappen Verhältnissen — ziemlich neuer Adel und keine Relationen. In der Flotte, zu der ein Zufall ihn geführt, hatten seine Aussichten keine rasche Beförderung versprochen. Von Ehrgeiz hatte er kaum etwas gewußt. Ein guter Schlaf, ein etwas zu guter Appetit, eine zumeist abgetragene, aber immer gut gebürstete Uniform und ein schönes Talent für Kartenspiel — das waren seine besten Freudenquellen gewesen. Die Trinkgelage, die das kameradschaftliche Leben mit sich brachte, hatten ihm hingegen kaum für den Augenblick Befriedigung gewährt, und er hatte auch nicht die Herzen gewonnen, die sich sonst bei diesen Anlässen dampfend heiß über dampfenden Gläsern darzubieten pflegten. Er hatte nicht begriffen warum, aber die anderen hatten ihn mit dem Instinkt des Rausches besser verstanden als er sich selbst. Sie waren an einen versperrten Raum in seinem Innern geprallt, der ihm selbst unbekannt war, hatten Unrat geahnt und mit beiden Fäusten gehämmert. Schließlich hatten sie ihm allerlei Unbehagliches zugerufen, das er als Spaß auffassen mußte. Jetzt wußte er besser Bescheid als sie. Es war seine überlegene, wahre Natur gewesen, die dort drinnen geschlafen hatte, und nun die Zeit gekommen war, riß sie beide Türflügel auf und trat hervor. Es war auf die einfachste Art der Welt zugegangen.

Sein einsames Herz hatte gesprochen und ihn davon überzeugt, daß ein Mann wie er in seinen beginnenden besten Jahren ein reicheres Glück genießen und sich so vorteilhaft als möglich verheiraten mußte. Die Wahl wurde ihm leicht, denn es fiel ihm keine andere Partie ein, als die Tochter eines entfernten Verwandten, des Oberhaupts der Familie, ein ehemaliger Assessor, der eine kleine Besitzung in Småland hatte. Er hatte sie nie gesehen und das Gut ebensowenig, aber war geneigt, von beiden das Beste zu denken. Er verschaffte sich sofort den Urlaub, den er für hinlänglich hielt und fuhr mit Postpferden hin, wild alle Bauern anbrüllend, wie es sich für einen Reisenden seines Standes geziemte, aber in seinem Inneren sanfte, wohlige Träume von alten Tagen auf eigener Scholle und anspruchslosem

Digitized by Google

Wohlstand wiegend. Es zeigte sich, daß die Wirklichkeit seinen Erwartungen, soweit er dies vernünftigerweise verlangen konnte, entsprach. Vater und Tochter waren gutmütige Menschen und klug genug, sofort zu merken, um was es sich handelte. Und so stand die verwandtschaftliche Liebe für ihn parat wie ein weicher gewärmter Schlafrock, in den er nur die Arme zu stecken und hineinzuschlüpfen brauchte. Er tat dies auch und trug ihn überall — bei Tische, den die Schlachtzeit eben reichlicher machte als sonst, im Bette, wo in der zugigen untapezierten Kammer alle Wärme willkommen war, im Saale, an den langen, etwas schwerflüssigen Abenden bei Bierkäse und Pfeife und ein bißchen Süßholzraspeln. Der Assessor war kein gerade unterhaltender Gesellschafter, aber ziemlich bei Jahren und etwas hinfällig. Die Tochter war nicht schön zu nennen, aber dafür konnte sie nichts. Das kleine Gut war schuldenfrei und dasselbe konnte man von den Gefühlen behaupten, die Götherhjelm immer stärker an das Ganze fesselten. Es hing nicht von ihm ab, daß sein Schicksal nicht sogleich in allem Wesentlichen entschieden wurde und sein inneres Geheimnis nicht in alle Ewigkeit geheim bleiben durfte.

Das kam so. Der alte Edelmann erinnerte sich plötzlich, daß der Reichstag eröffnet wurde und er das Privilegium der Familie schon lange hatte brach liegen lassen. Dies stand im Widerspruch mit seinen Gewohnheiten und seiner Natur, die verlangte, daß man alles, was sich ausnützen ließ, auch ausnützte, und mochte es die bitterste Mixtur sein, die nach einer überstandenen und vergessenen Krankheit gefunden wurde. Er schlug seinem Verwandten vor, die Vollmacht fürs Ritterhaus von ihm zu übernehmen und zu sehen, ob er nicht auf diese Weise etwas für seine Zukunft tun könne, oder sich doch auf jeden Fall in Stockholm ein wenig umzutun. Die Kosten der Reise konnte er durch Verbindungen mit seiner alten Partei bestreiten. Götherhjelm fand nichts einzuwenden und fuhr unter der stillschweigenden Voraussetzung, bei seiner Rückkehr das ohnehin Selbstverständliche auch mit Worten zu besiegeln. Inzwischen wollte er der Politik jene ruhige treue Pflichterfüllung widmen, die ihm hier in Småland zum Herzensbedürfnis geworden war. Er hatte früher nie über die Grenze seines Berufs hinausgedacht, und die Interessen des Reiches waren für ihn etwas vollständig Abstraktes gewesen. Nichtsdestoweniger erregte seine neue Aufgabe in ihm ein Gefühl der Bedeutung und des Abenteuers, und er hatte noch nicht viele Poststationen hinter sich, als es ihm, während er die Bauern anbrüllte, weil es nicht rasch genug vorwärts ging, zum Bewußtsein kam, daß er wirklich Eile hatte und etwas sehr Wichtiges auf dem Spiele stand, das gerettet werden mußte — er wußte nur noch nicht was.

Als er an Ort und Stelle war und unter den bescheideneren Standes-

Digitized by Google

genossen ein paar Bekanntschaften geschlossen hatte, fühlte er sich mit einem Male so heimisch wie noch nie, obgleich er auch sonst in seiner Welt nie an Schüchternheit gelitten hatte. Er lernte sofort den Jargon und den Ton. Man glühte für das Wohl des Vaterlandes und sprach nie von etwas anderem. Als die ehrliche Haut, die man war, empfand man Ekel vor den selbstsüchtigen Zielen und niedrigen Intriguen der gemeinen „Hüte“[1]). Man schlug einander auf die Schulter und puffte sich gegenseitig in die Brust, so an ganz anders geartete Gewissen appellierend. Und es kam ein solider Klang zurück, teils aus dem irdischen Leib, der eben nach all den Mühen bei dem wohlbestellten Tisch des Parteiklubs neue Stärke und Erquickung gesucht hatte, teils aus der Tiefe des Charakters. Es flammten Funken in den aufgerissenen Augen, die wohl selbst bei einem Schlaganfall außerstand sein mußten, zu blinzeln; Götherhjelm wußte bei sich, daß auch die seinen in demselben Feuer aufflammten, und er glaubte geradezu zu hören, wie jemand in seinem Innern, dessen bloßes Dasein ihm bis dahin ganz unbekannt gewesen war, sich wie nach langem Schlafe reckte, bereit, ordentlich zu erwachen, aufzustehen und sich zu ergehen. Es war ein Wesen mit großen Gaben, gutem Appetit und dem frischen Mut, von beidem Gebrauch zu machen, wenn die Zeit dafür kam. Es war der rechte Götherhjelm, der endlich den Namen laut in die Welt hinausrufen sollte.

Und durch die Ressourcen seiner Stimme, mit dem Messingklang des Rufers, geübt in Sturm und Brausen, wurde er auch der Mann des Tages. Das kann in der Politik alles bedeuten, wenn man diesen Tag gut anwendet. Bei einem Tumult im Ritterhause, als die Opposition auf die Bänke sprang und schrie, als gälte es sich davor zu retten, in den ganz willkürlich ausgelegten Geschäftsordnungsparagraphen zu ertrinken, erwachte sein Seemannsinstinkt, und er sprang hinauf und schrie am tapfersten von allen. Ja, er erkletterte gelenkig ein Fenster und setzte die Notrufe dort fort. Da stand er als die letzte Hoffnung der bedrohten Flotte und schien vom Strande oder vom Himmel Hilfe herbeizurufen. Allem, was die Hüte an „Köpfen“ hatte, imponierte seine Attitüde dort oben, und man begriff, daß dies ein gefährlicher Mann war, ganz unmöglich zu überschreien. Selbst der Landmarschall sah ein, daß man es hier mit Überredung versuchen müsse. Es wurde auch dementsprechend vorgegangen — ganz im stillen — und noch einmal kam Götherhjelms maritime Schulung ihm zu paß. Wenn er zwei Fahrzeuge miteinander verglich, wußte er sogleich, welches das sicherere war, und die längere Fahrt versprach. Wie er dann von dem einen in das andere hinübergelangte, war für ihn völlig Nebensache. Am nächsten Tumulttag, als alle auf ihn warteten und ihre

[1]) Die „Hüte“ und die „Mützen“ waren zwei feindliche politische Parteien.

Digitized by Google

eigenen Kehlen mehr oder weniger schonten, verblieb das Fenster leer. Und Götherhjelm stand breitbeinig mitten im Saale und brüllte die Sprache der Überlegung und Mäßigung mit demselben Erz in der Stimme und derselben eisenharten Stirn. Die Verblüffung war vollständig und lähmend, die Empörung brauchte Zeit und kam infolgedessen zu spät. So konnten die behandelten Paragraphen ineinander gelötet werden zu einer Kette, die unmöglich zu zerreißen war. Wer so viel geleistet hatte, mußte für das persönliche Ungemach entschädigt werden, das für ihn zu erwarten war. Und es fügte sich so, daß ein bedeutender, ehrenvoller Auftrag für einen Seemann gerade zu Gebote stand. Die Riffpiraten unten im Mittelmeer, die um ihren Anteil an dem marokkanischen Tribut geprellt worden waren, hatten schwedische Fahrzeuge ganz frech überfallen. Die Ehre und die öffentliche Sicherheit verlangte, daß sie für ihre Falschheit bestraft wurden, und wer war für diese Aufgabe besser geeignet als Götherhjelm? So wurde er, während das geheime Gemach in seinem Innern aufsprang und sein unbekannter Inhaber heraustrat, auch zu äußerer Würde umgewandelt. Es war ein Fregattenkapitän, der geschlafen hatte, aber jetzt war er wach und übernahm das Kommando mit einer Sicherheit, als hätte es nie einen Leutnant gegeben. In diesem Bewußtsein stand er nun an diesem schönen Märztag auf seinem Verdeck und genoß alles in sich und um sich. Letzterem schenkte er doch nur zerstreute Blicke, denn noch war die Umgebung zu klein, und er wartete auf die Zukunft und das offene Meer, um volle Ebenbürtigkeit zu finden. Das, was er zu vollbringen ausgesandt war, mußte frisch, kräftig und siegreich ausgeführt werden und nicht allzuviel von seiner kostbaren Zeit in Anspruch nehmen. Sicherlich kam dann die Beförderung und andere Aufgaben und abermalige Beförderung wie Butter auf Brot und Brot auf Butter — wer konnte sagen, wo es enden würde?

Was die Erinnerungen betrifft, so nahmen sie sich für ihn freilich nicht wenig anders aus, als sie hier erzählt wurden, obgleich dies streng objektiv geschehen ist und so getreu, wie die Kürze es zuließ. Es war unmöglich, jenen Sonnenglanz von ruhigem Gewissen und unumstößlichen Recht hineinzubringen, mit dem ein Mann, wie er, praktisch, selbstsicher, fest und seines Mittelpunkts gewiß, jede Wegstrecke seiner Bahn vergoldet, so daß selbst der Staub zu einem tanzenden Glorienschein um seine Gestalt wird. Nur eines verursachte ihm, nicht gerade Unruhe, aber doch Kopfzerbrechen, und das war die geplante Heirat. Die Gewogenheit des Assessors war er sicher trotz etwaiger politischer Vorurteile nicht verscherzt zu haben, denn ein Kapitän ist doch ein besserer und kein schlechterer Eidam als ein Leutnant. Noch weniger konnte die Tochter sich verändert haben. Aber Småland nahm sich von dem Standpunkt, den er jetzt innehatte, unleugbar anders und

Digitized by Google

kleiner aus als früher. Eine gewisse Pietät des Verwandtschaftsgefühls, der Anständigkeit, vielleicht auch der Dankbarkeit, ließ ihn doch an seinem Worte festhalten, dies hatte er auch in seinem Abschiedsbrief angedeutet. Und dabei mußte es bis auf weiteres bleiben, obwohl er jetzt weit vorteilhaftere Pläne hätte entwerfen können.

Der Westwind wehte jetzt so stark, daß er die Schöße seines Mantels wie Flügel hob und seiner ganzen Gestalt mit den Händen am Kappenrand eine leicht vorgebeugte, schwebende Stellung gab. Infolgedessen hatten die Fahrzeuge, denen er bei ihrer Einfahrt begegnete, einen ebenso starken Wind gegen sich, und sie kreuzten mit kummervoll geneigten Masten und etwas Erschrecktem und Ruppigem in dem kahlen unvollständigen Segelgestell, gleichsam zu beiden Seiten der geraden Furche, die er zog, entfliehend. Sie schauten wie Hühner aus, die vor dem Habicht davonlaufen, und trugen das Ihre dazu bei, Götherhjelm in seinem Machtgefühl und seiner Hoffnungsfreudigkeit zu bestärken. Er sehnte sich nach der Piratenjagd wie nach einem harmlosen anregenden Vergnügen, und wünschte nichts sehnlicher als möglichst bald an Ort und Stelle zu sein.

Andern Umgang an Bord als mit seiner eigenen Vortrefflichkeit verbot ihm seine neue Würde, aber der Verlust war nicht groß. Der erste Leutnant, Laurell, war älter im Dienste als er, und daß er übergangen worden war, erhöhte nicht gerade die Reize seines Wesens. Es war ein Mann von dem Schlage, der seine Gedanken zu niemandem ausspricht, sondern sie mit unberührter, selbstbeherrschter Miene schluckt und verdaut, so gut er eben kann. Götherhjelm, der sich nie besser befunden hatte, fand Vergnügen daran, ihn leiden zu sehen, aber mehr konnte er nicht aus ihm herausschlagen. Der Schiffspfarrer Johanneus war aus lauter Ehrfurcht vor seiner Oberhoheit ebenso karg an Worten. Der Arzt Dalin hatte einem Manne, dem nichts fehlte, auch nichts zu geben, und was den zweiten Leutnant betrifft, so war er zu jung, um überhaupt mitzuzählen. Die Einsamkeit ließ sich jedoch um so leichter ertragen, als sie kurz zu werden versprach.

Die Fahrt ging so rasch von statten, wie freundliche Wettermächte und ein vortreffliches Schiff es nur je möglich gemacht hatten. Götherhjelm strich an den tückischen Klippen Skagens bei einem singenden Nordost vorbei, der gerade dort Linksum machte, ganz als hätte jemand auf der äußersten Spitze gestanden und kommandiert. Er kreuzte die Nordsee in gerader Linie und schoß in den Kanal wie eine Kegelkugel an die Mittelplanke. Er sah in steter Folge bei Nacht flammende Leuchttürme und am Tage weiße Felsenufer, aber nie ein Hindernis auf seinem Wege. Die Biskayabucht und die spanische See hatten ihm nichts andres zu sagen als „Glück auf", und die Küste Portugals lief katzenbuckelnd, wie ein

Digitized by Google

freundliches, eifriges Tier an ihm vorbei, so lange sie nur seiner Fahrt folgen konnte. Als es dann nötig war, erhob sich ein Westwind und führte ihn in stattlicher, sich verlangsamenden Fahrt zu der Pforte seiner Schaubühne, der Meerenge von Gibraltar. Vor der Passage lud er frisches Wasser ein, und nichts fehlte ihm und nichts der Fregatte Espérance, als sie bei lauer lieblicher Morgenluft, einen Weltteil zur einen Seite, einen zur andern, und die Sonne mitten darüber zusammen in das Mittelmeer hineinglitten. Man salutierte der Festung gleichsam mit einem langgedehnten herzlichen Baßlachen, und sie salutierte wieder, noch dumpfer, aber ebenso munter, und hinter beiden Salven rollte das Echo einher, als wollte es gar nicht mehr aufhören. Die Wellen brannten golden auf einem purpurnen Blau, wie von geschmolzenen Edelsteinen, die Berge glühten in Bronze und Violett, und am Himmel begann die Überfülle des Lichts in Flammen hervorzulodern. Götherhjelm hatte den starken Eindruck, daß die Welt schön war, fühlte sich durch die Güte und Ehre gerührt, mit der sie ihn überschüttete und beschloß als der Mann, der er war, all das auch zu verdienen.

Von dieser Freudigkeit kam ihm auch in den nächsten Tagen, die er damit verbrachte, an der Südküste zu kreuzen und nach Beute auszulugen, nicht viel abhanden. Er war sicher, daß sie ihm nicht entgehen würde, und ein bißchen Erwartung und Spannung gehörte zur Sache und verdarb sie keineswegs. Aber dennoch war alle Freude, die er bisher gekannt, ein Nichts gegen das, was ihn erfüllte, als eines Morgens das erste, worauf der Blick hinter dem Wellenrand des Horizonts fiel, ein paar Segel waren, die er mit seinem ganzen Wesen sofort als vom rechten Schlage erkannte. Sie waren klein und spitzig und so vorsichtig in ihrer Ferne verborgen, daß sie ihn an die gespitzten Ohren eines Tieres erinnerten, das ausspäht. Aber es war Verbrechertum in diesen Ohren, und wenn er den Feldstecher zu Hilfe nahm, konnte er auch Angst unterscheiden und den vergeblichen Versuch, sich zu ducken. Er rief den wachhabenden Leutnant zu sich und erteilte ihm die Ordre des Kurses, aber kein Wort des Tadels, daß er die Entdeckung ihm selbst überlassen hatte. Er sprach nicht einmal davon, sondern sparte sie auf, um sie solange wie möglich allein zu genießen. Und er genoß, langsam, ohne Übereilung, mit Zunge und Gaumen die Gewißheit kostend, die schon sicher war, aber in dem steigenden Sonnenlicht gleichsam reifer und mürber wurde. Er kam dem Fliehenden näher, wie zu erwarten war, und er sah die beiden aufstehenden Ohren länger und breiter werden, sah sie gewissermaßen vor seinen Augen zum Schlachtfest mästen. Als er dann auch den schwarzen widerlichen tückischen Rumpf unterscheiden konnte, ließ er alle Mann an Deck, klar zum Gefecht blasen.

Digitized by Google

Nun war die Freude groß, und aller Augen starrten blau und rund über das blaue Meer hinweg die fremde Erscheinung an. Die Entfernung verringerte sich immer merklicher, so als hätten die unsichtbaren Fäden der Blicke das Fahrzeug eingefangen und festgehalten. Es konnte kein Zweifel sein, was für ein Geselle das war. Schon die Segel mit ihren rindefarbenen Flicken, die in Blutbraun oder Schmutzigweiß übergingen, verrieten so deutlich wie die fleckigen besudelten Lumpen eines Straßenräubers, was man im Schilde führte. Jetzt änderte er auch den Kurs und fiel ab, in dem ungeschickten Bestreben, zu fliehen. Obgleich man noch keine Mannschaft an Bord unterscheiden konnte, sah man doch im Geiste die weitaufgerissenen, ängstlich schielenden Pupillen und Augäpfel, die wie der Schaum der Wellen glitzerten. Auch diese schienen es eilig zu haben, sich davon zu machen, wurden aber mit Leichtigkeit eingeholt. Nicht ganz so rasch ging es mit den Korsaren, aber nach einer Stunde muntern Segelns war man in weitem Bogen auf der anderen Seite angelangt. Man hatte ihn jetzt, wie in einer Ecke zwischen sich und dem Wind eingeklemmt, so daß man in aller Gemütsruhe ein Wörtchen mit ihm sprechen konnte. Nun befahl Götherhjelm die Flagge zu hissen, ein blinder Schuß wurde abgefeuert und sandte seinen runden weißen Rauch und seinen dumpfen Schall in den Raum hinaus.

Er war darauf gefaßt, einen scharfen als Antwort zu bekommen, hatte er doch seine Rächerabsichten deutlich genug kundgegeben. Er behielt das Nebelhorn am Munde, um sofort einen neuen Befehl erlassen zu können.

Der Feind war jetzt so nahe, daß man sehen konnte, wie die Mannschaft auf Deck in planlosem Hin und Her wie ein Bienenschwarm herumflatterte, und er erriet, wo der Befehlshaber stand, in dem allerratlosesten Häuflein. Er beneidete ihn nicht um seine Lage, aber war ihm in gewisser Weise gewogen, als einer nützlichen und notwendigen Personage. Er hoffte zuversichtlich, daß der Kerl doch ein wenig von jenem kriegerischen Mut besaß, der ihn selbst beseelte. Aber der Respekt, den er einem Mitmenschen gern gezollt hätte, erkaltete bedenklich, denn es sah gar nicht darnach aus, als sollte es überhaupt zu einem Widerstand kommen. Der Schuft behielt seinen Kurs bei, als sei gar nichts passiert oder als hätte ihm eben die blaugelbe Leinwand die Unruhe benommen, die er zuvor an den Tag gelegt. Es war offenbar seine Absicht, mit falscher Flagge zu ripostieren, und darüber beratschlagten sie eben. Man gedachte sich unschuldig zu stellen, um so Zeit zu gewinnen und sich aus dem Staub zu machen. Jetzt sah er auch ein neues Segel, das ziemlich nahe gekommen war, ohne daß man es beachtet hatte. Es konnte ein Kamerad sein — nun galt es, rasch und sicher vorzugehen.

Digitized by Google

Ich werde ihm soviel Zeit geben, als ich brauche, um bis einunddreißig zu zählen. Wenn er dann nicht Farbe bekennt, schieße ich, und er kann dann die Kugeln zählen und sehen, ob es stimmt. Er zählte ehrlich und deutlich. Doch als er zu zwanzig gekommen war, sah er etwas Buntes den Mast hinaufkriechen. Da haben wir sie, dachte er, aber ehe sie noch Stopp rufen können, bin ich fertig. Je rascher die Flagge hinaufrollte, desto rascher zählte Götherhjelm: Als er einunddreißig hinausschleuderte und Ordre zum Feuern gab, saß die Flagge auf Topp, aber war noch nicht recht ausgewickelt. Er war ganz glücklich, so als hinge alles von der Geistesgegenwart ab, die er eben an den Tag gelegt, und als der erste Kanonenrauch aufstieg und Fahrzeug und Flagge seinen Blicken verbarg, hatte er nur ein Lächeln für diesen eitlen Versuch, einen Mann wie ihn zu überlisten. Und er war voll gutmütiger Neugierde, ob denn überhaupt noch etwas zu sehen übrig sein würde, wenn der weiße Nebel sich zerteilt hatte. Das war doch der Fall; das Schiff lag da wie zuvor. Man hatte sich offenbar noch nicht recht eingeschossen, und höchstens eine einzige Kugel mochte getroffen haben, nach einer besonders wilden Bewegung um einen Punkt auf dem Verdeck zu schließen.

Götherhjelm gab Ordre, gegen den Wind zu drehen, um, wenn es sich als nötig erwies, mit der zweiten Ladung parat zu sein. Es war freilich auch möglich, daß man drüben die Flagge sofort einzog und sich auf Gnade und Ungnade ergab. Als er nachforschte, ob dies geschah, sah er, nun dem Manöver bedeutend nähergerückt, zum ersten Male dieses kuriose Tuch seiner ganzen Länge und Breite nach zu dem strahlenden Himmel emporgestreckt. Mit einer gewissen Neugierde nahm er Kenntnis davon, was es zu bieten hatte. Ganz richtig, das waren nicht Marokkos grüne oder rote Felder mit dem türkischen Doppelsäbel, das wäre Trotz, Drohung, kurzum ehrliches Spiel gewesen. Es war auch nicht Tunis' liegender Säbel oder Tripolis' Halbmond. Es war ein unschuldiges, friedfertiges, gestreiftes Ding, das er im Augenblick nirgends lokalisieren konnte. Leutnant Laurell stand gerade daneben und so wandte er sich naturgemäß an ihn, um sein Gedächtnis aufzufrischen.

„Was zum Teufel sind denn das für Streifen, mit denen man uns bemogeln will?" fragte er.

Aber im selben Augenblick wußte er die Antwort schon. An sich war sie ebensowenig überraschend wie irgend etwas anderes, aber es mußte wohl der Blick des Leutnants sein, der ihn stammeln ließ: „Algier, gewiß, das liegt ja auch am nächsten."

So war es, aber indem er dies zugab, gab er auch eine Möglichkeit zu, die bis dahin gar nicht vorhanden gewesen war. Sie wurde es erst so

Digitized by Google

recht durch Laurells bekräftigendes Nicken, in dem so gar keine wirkliche Sympathie lag. Die Flagge war die Algiers — konnte das Fahrzeug es dann nicht auch sein? Seeräuber, Sklavenhändler, Schurken, wie nur irgendwelche Riffpiraten, aber freundschaftlich gesinnte Seeräuber, Sklavenhändler, und Schurken, die man verpflichtet war, mit Achtung und Rücksicht zu behandeln! Er konnte nicht behaupten, daß er das getan hatte. Die bloße Befürchtung, daß er seine Karrière mit einer Formlosigkeit begonnen hatte, verdunkelte den besten Teil des Glanzes und der Schönheit der Sonne, des Meeres und des ganzen Daseins. Weiter kam er in seinen Gedanken nicht, auch nicht in seiner Erwägung, ob es nicht das Klügste sei, fortzufahren, wie er begonnen hatte, und alle Zweifel in jene Tiefe zu versenken, die nichts wiedergibt. Denn auf dem fremden Schiffe hatte man schon ein Boot flottgemacht, das ihm offenbar einen Besuch abzustatten gedachte. Dies geschah vor aller Augen, und da war nichts andres zu tun, als abzuwarten, was das zu bedeuten hatte. Unterdessen ging er auf und ab, in einer Stille, die von allen Seiten anstieg und sich rings um ihn ausbreitete, und diese Schritte zu den schwersten machte, die er je gegangen.

Er sah nicht nach dem Boote hin, bis es schon fast da war, aber als sein Blick darauf fiel, war er wie festgebannt. Er starrte es an wie ein Märchen oder ein Wunder, dessen Seltsamkeit nur um so größer wurde, weil es sich am hellichten Tage zeigte. Schon das schwarze Fahrzeug selbst hatte etwas Phantastisches in seinen langen, schwebenden, schlanken Linien. Die Ruderschläge der acht Ruderer mit ihrem ungleichmäßigen, allen Seemannsinstinkten hohnsprechenden, geschmeidigen, saugenden und doch ganz unerklärlich pfeilschnellen Takt verstärkten noch das Gefühl der Unwirklichkeit. Es war ein lebendes Wesen, das sich in einer Art Übereinkunft mit den Wellen durch funkelnden, klingenden Schaum und Türkis- und Saphirkämme ringelte und schlängelte, während der tiefe, rötliche Glanz des Indigo darunter davon nicht geritzt zu werden schien. Noch wunderlicher war das Innere des Bootes. Die Ruderer trugen Gewänder so unglaublich bunt und weit und flatternd, daß man darin vergebens nach Körper oder Zusammenhang spähte. Es waren nur zwei Striche mit bunten Lappen, aus denen sich lange, bronzeblanke Arme bewegten. In der Mitte war eine Art Baldachin mit rotem und weißem Federschmuck über einem erhöhten Sitz, und da thronte ein Mann in verblüffender Regungslosigkeit und sah nichts an und verzog keine Miene vor der Sonne, die auf den Goldstickereien seines weinroten und apfelgrünen Kleides glitzerte. Vor ihm auf dem Boden lag ein langer, gerader Gegenstand, auch ebenso bunt und unbeweglich, und darüber hockend, als wäre es etwas sehr Kostbares, zwei knieende Gestalten, deren rote Feze ihre schwarzen Quasten in einer langsam läuten-

Digitized by Google

den Bewegung gegen einander baumeln ließen, während alles andre regungslos war.

Götherhjelm konnte das Ganze nicht als etwas, was ihn irgendwie anging, auffassen, ja war überhaupt außerstande zu denken. Er gab doch Ordre, die Fallreptreppe herabzulassen. Ein paar Augenblicke später war das ganze Märchen oben auf seinem Verdeck und da noch unbegreiflicher.

Der Mann, der auf dem Baldachinsitz getront hatte, trat lautlos auf ihn zu, in weichen gelben Schuhen, in denen man die Zehen sich bewegen zu sehen glaubte, wie bei einer Katze, die spinnt. Aber sonst war nichts von Freundlichkeit in seinem Auftreten. Die ganze schlanke Gestalt war starr wie eine Klinge, bis auf die langen, dunklen Hände, die, wie sie da auf dem Gürtel lagen, leicht zitterten. Dessen Farbe entging Götherhjelm, denn er hatte zwei Pistolengehänge daran entdeckt, von ungewöhnlicher Form und vermutlich ungewöhnlicher Kostbarkeit, auch noch ein andres Gehänge, ebenfalls sehr fein gearbeitet, das zu einem Dolch zu gehören schien, und schließlich einen Krummsäbel mit rubinenbesetztem Griff und etwas, was für einen Rubin zu groß schien, auf der Säbelspitze selbst. Als er den von diesem Zweifel noch unsicheren Blick erhob, sah er die Augen des Fremdlings auf sich geheftet, mit Pupillen, die gleichfalls zu groß schienen, um wirklich Pupillen zu sein, und die in ihrem Nachtschwarz einen roten Schimmer hatten. Das Gesicht war jedoch so gelassen, wie er es eben erst gesehen, und der Kopf neigte sich gegen ihn, knapp, aber nicht ohne Anmut. Götherhjelm lächelte in neugierigem Interesse, aber besann sich, wer er war, und heftete zur Erwiderung seinen schuldlosen, aber nicht gerade eingeweihten Blick auf den Fremdling.

Der Mann begann mit spröden, tiefen Lauten zu sprechen. Götherhjelm sagte sich, daß er etwas Derartiges hätte erwarten müssen, und er würde viel darum gegeben haben, seine Sprache zu verstehen. Ihm schwante, daß es so eine Art Italienisch war, und er sah sich suchend nach Magister Johanneus um, der behauptet hatte, in dieser Zunge einigermaßen bewandert zu sein. Der Geistliche sah recht verschüchtert, aber aufmerksam drein, und auch Laurells Gesicht verriet eine Wachsamkeit, die seinen Kapitän irgendwie unbehaglich berührte. Er beachtete ihn auch nicht, als es an der Zeit war, sich das Gehörte verdolmetschen zu lassen.

„Was sagt der Kerl?" fragte er Johanneus.

„Herr Kapitän, seine Mundart ist mir zum Teil unzugänglich und muß wohl das sein, was man als *Lingua franca* bezeichnet. Aber er scheint sehr aufgebracht über irgend etwas."

„Vermutlich über die Schüsse, Johanneus. Es kann nichts anderes sein." Und Götherhjelm wurde in seiner wiedererwachenden Denkfähigkeit dunkelrot.

Digitized by Google

„Soweit ich seine Worte erfassen kann, spricht er von dem König von Schweden, und dreimal hat er zu unsrer Flagge aufgesehen und etwas von ihr gesagt."

Eine wilde Hoffnung flammte in Götherhjelm auf.

„Spricht er etwas Schlechtes über Unsere königliche Majestät? Beschimpft er unsre Flagge? Dann mögen tausend Teufel, aber nicht ich, dastehen und solches anhören."

Aber Laurell verrammelte ihm sofort diesen Rettungsweg.

„Ganz im Gegenteil, Herr Kapitän. Er spricht in den blumenreichsten und ehrfurchtsvollsten Ausdrücken von der Größe und Weisheit unseres Herrn und Königs und seiner besonderen Freundschaft für Algier. Er würde lieber sterben als unsere Flagge beschimpfen. Und worauf er hinaus will, ist, daß wir auf seine geschossen haben."

„Hm, er hätte sie schon früher gehißt, wenn sie wirklich die seine gewesen wäre. Im übrigen habe ich Euch nicht um Eure Hilfe gebeten, Herr Leutnant. Ich verstehe ihn schon ganz gut, nachdem ich mich einmal an sein verdammtes Organ gewöhnt habe. Weiter Johanneus!"

„Ganz so habe auch ich seine Worte aufgefaßt, Herr Kapitän."

„Gut, sehr wohl." Der Kapitän schluckte angestrengt und suchte krampfhaft nach Gedanken, und es war ihm kein Trost, daß auch der Leutnant schluckte, denn er sah, daß dieser sich dabei ganz wohl zu befinden schien. „Aber wie soll ich, Johanneus, wissen, wo er her ist, fragt ihn doch!"

Der Geistliche brauchte nur ein paar Worte radezubrechen, so hatte der Fremdling auch schon verstanden. Ein Blitz der Verachtung für den Schwarzrock huschte über sein Gesicht, aber verschwand sofort wieder, und es war seltsam zu sehen, mit welcher glitzernden weichen Ehrerbietung er ein Papier handhabte, das er aus dem Gürtel zog; er küßte es und reichte es dem Beschauer. Es war offenbar eine Art Kaperbrief oder sonst eine Autorisation der Behörden von Algier, und Götherhjelms Mißgriff war offenkundig.

Er entfaltete das Dokument und sah die wunderlichsten und verklextesten Schriftzeichen und ein kleines Bleisiegel an rotgrünen Seidenbändern. Warum muß ich erleben, daß man mir so schreibt? dachte er. Ob Laurell es wohl lesen kann? — Nein zum Teufel! Aber er behielt seine Ruhe und ließ sich gründlich Zeit.

„Sagt ihm," sagte er, indem er das Aktenstück zurückgab, „daß alles in Ordnung ist und ich das Geschehene bedauere. Daß, wie ich hoffe, keinerlei Schaden verursacht ist, und so weiter. Johanneus wird schon die Worte finden."

Aber Johanneus hatte kaum begonnen, sie unter Räuspern und inspirationssuchenden Blicken, wie er sie zum Kanzeldach emporzusenden pflegte,

Digitized by Google

zu suchen, als der Fremde ihm das Papier entriß, so als wäre es von den ungläubigen Händen besudelt worden, es wieder in tiefster Untertänigkeit, mit einem Wechsel des Gesichtsausdrucks, der geradezu beängstigend rasch vor sich ging, küßte, es in den Gürtel steckte und einen Schritt zur Seite machte. Zugleich wies er mit einer knappen Handbewegung auf etwas, was sich bisher hinter seinem Rücken verborgen hatte. Seine Augen sprühten Funken gegen Götherhjelm, erloschen dann, indem sie sich abwandten, in wunderlich stolzer, gefrorener Starrheit und brannten wieder, als sie zurückkehrten. Es war, als hätte er einen Feuerstein darin, der jedesmal an der Verständnislosigkeit des Feindes zündete.

Götherhjelm starrte wie alle anderen das Bild an, auf das er gewiesen hatte. Es war ein Häuflein Männer aus dem Boote, hoch, gerade und regungslos wie die Statuen, in einem Halbkreis stehend, die Blicke vor sich hin und nirgendshin gerichtet, gleichsam an irgendeinem Punkt in der Luft vereinigt wie die Spitzen gekreuzter Klingen. Auf dem Verdeck vor ihm, das aschfahle Gesicht gerade unter diesem Punkte, lag ein Mann ausgestreckt. Zu seinen beiden Seiten hockend, aber ohne ihn zu berühren, saßen zwei andere zusammengeduckt und sahen nichts andres als eben dieses Antlitz. Ein Fleck klarroten, glänzenden Bluts breitete sich auf den weiß gescheuerten Planken aus, und der Sonnenschein zitterte wie durch sacht wirbelnden Dunst über all dieser heißen Farbe.

Der Korsarenkapitän — alle wußten nun, daß es kein Geringerer als er war — sprach in noch fremderen Lauten als zuvor zu den beiden Flügelmännern. Er erhielt eine kurze, einstimmige, tiefklingende Antwort, auf die wie ein Echo ein mehr geahntes als vernommenes Flüstern folgte. Es kam von den Lippen des Verwundeten, dem einzigen, was sich an seiner ganzen Gestalt noch regte. Es war leicht zu verstehen, daß die Frage bedeutete: Lebt er noch? und daß Antwort und Widerhall, beide gleich gelassen, lauteten: Noch lebt er, Herr. Aber nicht mehr viele Augenblicke konnte man dies sagen.

Dieser ganze, für die Fremdlinge anscheinend so selbstverständliche Vorgang, einen Sterbenden in ein Boot zu schleifen und ihn dem Mörder vorzuweisen wie ein zerschlagenes Ding, machte den erstarrenden, unheilverkündenden Eindruck einer Welt, die man nicht verstand und die sich an ungebetenen Gästen zu rächen wissen würde. Götherhjelm ertappte sich auf dem Wunsche, daß die Rede sich mindestens an ihn richten möchte, wie wenig er auch davon verstand.

Dies geschah jetzt in einer langen, wild leidenschaftlichen Ansprache, die Johanneus' Kenntnisse auf eine schwere Probe stellte.

„Was hat er gesagt?" fragte Götherhjelm. „Der Kerl ist von uns er-

Digitized by Google

ſchoſſen, das iſt klar, und es iſt recht bedauerlich. Aber wozu ſchleppt er ihn her?"

„Herr Kapitän, er ſpricht ſchreckliche und überaus unchriſtliche Worte von Rache und Vergeltung. Er ſagt, dieſes Blut könne nicht ungerochen bleiben, und wir ſeien jetzt dem Unglück verfallen. Er ſagt ganz beſonders zu Euch ſelbſt, Herr Kapitän, daß er Klage führen wird, vermutlich bei Sr. königl. Majeſtät Konſul in Algier. Und er ſagt, daß die Folgen — hm, ernſt ſein werden. Er gebrauchte Ausdrücke, die ich nicht ganz erfaſſen kann."

„Er ſagte viermal ‚*destituire*'", ſchaltete der weniger diplomatiſche oder weniger teilnahmsvolle Laurell ein. „Ich weiß nicht, was das bedeutet."

Götherhjelm wußte, daß er es wußte, und in einer plötzlichen Erinnerung an die Lateinplage ſeiner Kindheit wußte er es auch ſelbſt. Es konnte nichts anderes ſein als abſetzen, aber wie war eine ſolche Unverſchämtheit möglich? Ehe noch ſein Blut aufbrauſen konnte, packte ihn der Gedanke, daß die Sache ſelbſt möglich, ja ſogar wahrſcheinlich war. Hier war es nicht am Platz, bärbeißig zu ſein, es mußte noch eine Hoffnung, einen Ausweg geben.

„Johanneus", ſagte er, „der Mann lebt ja, er ſagt es ſelbſt. Haben wir nicht einen Arzt, und ſoll er ſich nicht nützlich machen? Wo iſt Dalin? was denkt er ſich eigentlich?"

Dalin war dicht daneben, und vielleicht dachte er etwas, obgleich er von derſelben ermattenden, träumeriſchen Verwunderung ergriffen ſchien wie alle die anderen. Er fuhr jetzt daraus empor und ſchickte ſich an, vorzutreten. Aber nun kam die letzte Szene des verwunderlichen Auftritts. Der Korſarenkapitän richtete noch einmal ſeine Frage an die beiden und bekam wieder eine einſtimmige Antwort. Aber nun erdröhnte ſie in anderen dumpferen Lauten, und was das Schlimmſte war, nicht das leiſeſte Echo kam nach. Die großen runden, ſchwarzen Augen des Liegenden ſtarrten gerade hinauf wie früher, aber dieſe Regungsloſigkeit war alles, was er jetzt an gehorſamer Beſtätigung zu geben hatte. Mehr war auch nicht nötig, aber es war unheimlicher als alles Bisherige.

Ein paar Kommandoworte, ein harter, ſtolzer, aber würdig gemeſſener Abſchiedsgruß, der Götherhjelm alles verbarg, was dahinter lag, und er ſah den Korſarenkapitän ſich entfernen. Die anderen waren ſchon verſchwunden, ſo als hätten ſie ſich gar nie da befunden. Wären die Blutflecken nicht geweſen, er hätte das Ganze für einen wirren, unerfreulichen Traum gehalten und nicht einmal dem Zeugnis ſeiner Augen geglaubt, als das Boot wieder ſichtbar wurde. Es glich noch immer keinem wirklichen Boot, obgleich es jetzt, gegen die Wellen, langſamer vorwärtskam. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß es noch nicht zu ſpät ſei, ſich von Kapitän

Digitized by Google

und Leiche und Piratenschiff zu befreien. Aber es war zu spät, denn der Segler, den er im Verdacht gehabt hatte, ein Feind zu sein, war tatsächlich etwas noch Schlimmeres, ein unparteiischer Zeuge, ein Kauffarteischiff, das die dänische Flagge führte. Da blieb nichts anderes übrig, als in seine Kajüte zu gehen, sich da niederzulassen und über die Sache nachzudenken.

Die wurde jedoch leider nicht besser, wie er sie auch hin und her wendete, der Mißgriff, den er begangen, war genug, um ihn zu stürzen. Er würde heimberufen werden, sobald nun die Nachricht nach Schweden gedrungen und eine Ordre auf demselben Weg hierher zurückgekommen war. Es konnte sogar sein, daß Laurell das Kommando bekam und er selbst als Gefangener auf seinem eigenen Schiff sitzen mußte. Dies war die allerunleidlichste Form der Sache, und er wußte, daß er sie nicht ertragen können würde. Es gab einen einzigen Weg, sie zu bessern, und das war, in der Zeit, die er zur Verfügung hatte, so viel Großes und Ruhmreiches zu vollbringen, daß es den Schaden, den er angerichtet hatte, aufwog. Er würde so viele wirkliche Riffpiraten, als sich nur auftreiben ließen, vernichten und sich erst sieggekrönt der Gewalt der Obrigkeit anheimgeben. Als dies ihm klar geworden war, begab er sich wieder auf das Verdeck. Der Korsar war jetzt ganz und gar verschwunden, die Blutflecken nahezu, und in den Blicken seiner Untergebenen brauchte er ja nicht zu lesen, daß auch sie die Zeit dazu verwendet hatten, sich ihr Teil zu denken. Er gab seine Ordre bezüglich des Kurses so souverän wie nur je. Die kalte Ruhe des Spielers war über ihn gekommen, und Frau Fortuna hatte noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Aber es war, als hätte sie von diesem Augenblick an ihre Absichten mit ihm geändert. Nicht genug, daß er keine Beute fand, wie eifrig er auch alle Klippenwinkel durchschnüffelte. Nein, bald verschworen sich auch Wind und Wellen gegen ihn. Er wurde von den heftigsten Stürmen ins Meer hinausgetrieben, dort bei völliger Windstille festgehalten und nur wieder an den Strand zurückgelassen, um abermals hinausgeschleudert zu werden. Die Zeit verging während dieses Ballspiels, und als er eines schönen Tages in Almeria frisches Wasser einholte, konnte er sich ausrechnen, daß dies das letzte Mal war, daß er einen Hafen in dieser Gegend aufsuchen durfte, ohne zu befürchten, daß der verhängnisvolle Brief schon eingetroffen war.

Laurell trat auf ihn zu, um sich Ordre zu erholen, wohin nun gesteuert werden sollte. Sein unerschütterliches Antlitz verriet nicht, daß auch er den Kalender in Evidenz gehalten hatte. Er schluckte lautlos wie gewöhnlich, so wie ein Fisch, der vergnügt das Element atmet, das ihm geworden ist; und auch seine gewölbten Augen hatten eine fischartige Ruhe.

Götherhjelm glaubte nie etwas so Widerliches gesehen zu haben und auerte wie ein Falke auf das leiseste Zeichen unehrerbietiger Heiterkeit,

Digitized by Google

um ihn krummschließen zu lassen. Da, eben in dem Übermaß seines Hasses, kam ihm ein inspirierter Gedanke, ein verzweifelter, phantastischer Plan, ganz darnach angetan, ein weit beweglicheres Ingenium als das des Leutnants ganz und gar zu lähmen.

„Wir halten uns ostwärts", sagte er kalt, „südlich von Sizilien und dann weiter, so weit es eben geht. Wir haben auf dieser Seite keine Piraten gefunden. So müssen wir sie eben anderwärts suchen und zeigen, daß wir keine Mühe scheuen, um unsere Pflicht zu erfüllen."

Es war ein Genuß zu sehen, wie Laurells Kopf offenkundig schwindelte und die Kehle sich weigerte, weiter zu schlucken, ja die Kinnladen offen standen, als sähe er einen Sprung in den Abgrund vor sich, eine Flucht ins Leere, wo alle Begriffe aufhören. Was er vernommen hatte, bedeutete ja tatsächlich für einen Beamten und loyalen Untertan der Krone nichts Geringeres. Es hieß sich außerhalb des Bannkreises aller Obrigkeit stellen, wie mit einem Zauberschlage mit Schiff und Besatzung und Kanonen im Blauen verschwinden, das wirkliche Leben verlassen und in Luft und Träumen landen. Aber Widerstand war ausgeschlossen. Der Kapitän war Kapitän, so lange er nicht abgesetzt war, gegen seine Order gab es keinen Appell, und den Gehorsam, wenn auch noch so einstimmig verweigern, war Meuterei und blieb Meuterei, selbst wenn der Befehlshaber — das war eine Sache für sich — hinterher noch so grober dienstlicher Vergehen schuldig befunden wurde. Er sah, daß Götherhjelm das ebensogut wußte wie er, daß das Unerhörte des Unterfangens auch sein Inneres zu Eis erstarren ließ und daß nur der wildeste Leichtsinn angesichts einer verlorenen Existenz ihm scheinbare Stärke gab. Aber er wagte nicht einmal im Tone etwas derartiges anzudeuten, und kerzengerade, regungslos und zugeknöpft sah er ihr Schicksal sich vollenden.

Götherhjelm war ungezwungener, ja es spielte sogar ein Lächeln um seine Lippen.

„Der Wind ist gut", sagte er. „Alles wird wie geschmiert gehen, und überhaupt ist es schön, endlich einmal loszulegen und irgendwo hinzukommen." Damit ging er in seine Kajüte und war für alle Mächte der Welt unzugänglich. Mag sein, daß er da Tränen vergoß, hauptsächlich aus Wut, weil das Schicksal einem ehrlichen braven Menschen den Erfolg nicht gönnte, auf den er mit gutem Grunde gerechnet hatte, aber auch aus Schmerz und Enttäuschung. Selbst wenn ihn nichts andres bedrückt hätte, wäre er doch schon dieses Wassers überdrüssig gewesen, ewig blau, als käme es aus einer Schönfärberei, dieser Wellen, die etwas so einförmig Prahlerisches in ihrem ewigen Gleichmaß hatten; dieser Ufer, die einen aus der Ferne so fremd, aus der Nähe so feindlich anmuteten; dieser

Digitized by Google

Städte, die stufenförmig emporkletterten, und der weißen Häuser, die keine rechten Dächer hatten. Wenn er zu Lande Zerstreuung suchte, mußte er immer gewärtig sein, ein Messer in den Rücken gestochen zu bekommen, und in seinem Herzen klaffte ohnehin schon eine brennende Wunde der Bitterkeit und Leere. Er dachte an Stockholm und den Reichstag und wünschte, er wäre nie hingegangen; er dachte an Småland und wünschte, er wäre nie fortgegangen. Da war Sicherheit, Behagen, Liebe, alles, was das Leben lebenswert machte. Und jetzt sollte er noch weiter fort, er sollte das Glück umso schöner leuchten sehen, je unerreichbarer es wurde, er sollte von Wellen und Wind umhergetrieben werden, wie der Schiffbrüchige und wissen, daß Niemand um ihn trauerte, ja auch nur wußte, was ihm widerfahren war.

Als er bereit war, sich seiner nächsten Umwelt wieder zu zeigen, war schon jeder Zug seines Antlitzes von jener Stahlmaske gestrafft, die er fortab zu tragen verurteilt war. Dem Unbegreiflichen, das seiner harrte, stand er wie ein Bild seines eigenen Schicksals gegenüber, hart, unzugänglich, halb erstickt von der Stummheit, die zu der Rolle gehörte, ein parodistisches Denkmal menschlicher Größe und Macht. Noch hatte nur Laurell den Schlüssel zu seinem Elend, und als der vollkommene Offizier, der er war, würde er schweigen. Aber schon seinen verbissenen Gedanken standzuhalten, zehrte an den Kräften. Und bald würde jeder Mann auf dem Fahrzeug bis zum Geringsten hinab in das Geheimnis eingeweiht sein, Feind, Opfer und Richter zugleich, und ihrer würden viele sein, und er nicht zahlreicher als jetzt, und so sollte er sein Leben leben.

So kam es auch, und es ist keine leichte Sache für den Chronisten, die weitere Geschichte der Fregatte Espérance zu beschreiben, ihre phantastische Eigenart, von außen gesehen, ihre innere nagende Einförmigkeit, und vor allem mit der nötigen Kürze den lebendigen Eindruck zu geben, wie die Zeit tropfte und zu nichts wurde und doch immer da war. Die nächsten Monate nach Almeria entbehrten noch nicht eines gewissen Reizes, außer für die beiden Eingeweihten. Der Wind wurde wieder günstig, und pfeilschnell verließ man die Stätte der Enttäuschungen. Man hatte keinerlei Mühe mit irgendwelchen Manövern, auch die Nachtwachen zehrten nicht an den Kräften, denn man suchte nichts mehr auf dieser Welt. Man ließ sich treiben wie eine Wolke im Blau und sah nichts, das fest war, bis Siziliens hohe Küste im Norden auftauchte. Die mochte liegen bleiben, wo sie lag, und sachte glitt sie zurück wie eine Riesenwelle unter all den anderen, die sich zum Sonnenlicht erhoben und in sternfunkelndes Dunkel versanken.

Die Fregatte Espérance hatte nichts mit bekannter Erde zu schaffen; ihr Weg ging immer weiter ostwärts, in Traum und Märchen hinein,

Digitized by Google

wo der Neumond größer, dünner und blanker als anderwärts war, wie der Lichtstrahl aus einem runden Fenster, bereit sich weiter und weiter aufzutun und eine verzauberte Welt zu offenbaren. Was es da gab, war allen unbekannt, aber alle hatten in der Phantasie mehr oder weniger Stoff, um daraus zu bauen. Magister Johanneus sah das heilige Land winken und erwartete, schon durch einen Blick über seine Schwelle, ein anderer uud besserer Mensch zu werden. Dalin sehnte sich nach wunderlichen Tieren und namenlosen Pflanzen und dem Ruhm, der des Entdeckers harrt. Aber alle anderen von Leutnant Sparrfelt bis hinab zum jüngsten, flachshaarigen Kajütenjungen dachten an bunte Abenteuer mit oder ohne Liebe, ungekannte Früchte, berauschende Musik und süßen Wein. Selbst das Gallionsbild in seiner starren, feierlichen Stellung, die durch einen Hexenschuß verursacht schien, starrte mit noch größerer Zuversicht als sonst aus seinen runden, schwarzen Pupillen, und seine weißgemalten Wangen erröteten mild im Morgenglanz und Abendschein. Es war ein Geist von Schulferien und Ausgelassenheit und *vogue la galère* über dem Ganzen.

Ziemlich lange konnte er sich tapfer so halten, denn jenseits von Malta hatte Götherhjelm bis auf weiteres nichts zu fürchten, da konnte er jeden Hafen anlaufen und den Sorglosen spielen. Er besuchte Alexandria und Beirut, Famagusta und Rhodos, und wo er hinkam, erregte er Aufsehen und wurde mit großem Gepränge empfangen. Paschas und Beys waren höchlich geschmeichelt über die Aufmerksamkeit, die ihnen und ihrem Herrn, dem Sultan, von dem fremden König im Norden, dem Freund und Bundesgenossen der Rechtgläubigen erwiesen wurde. Und ihre Brudergefühle gegen seinen schweigsamen ernsten Sendboten kannten zuerst keine Grenzen. Als ihre Willkommensgeschenke, aus Hammeln und Kälbchen bestehend, nicht erwidert wurden, gestaltete sich die Stimmung wohl etwas kühler, aber mit morgenländischer Artigkeit beklagten sie doch seine Abreise und baten ihn, wenn seine wichtige Mission beendet war, wiederzukommen und bis zum Ende ihrer Tage ihr Brot zu teilen. Götherhjelm versicherte durch seinen Dolmetsch, daß dies sein heißester Wunsch und Traum sei, und dies war sogar wirklich wahr, er fühlte es mit jedem Mal tiefer. Er versprach auch, auf dem Heimwege wiederzukommen, aber das war, wie er wußte, eine verzweifelte Lüge. Sein Schicksal war es nun, auf jeden Fleck der Erde nur einmal seinen Fuß zu setzen und sein Haupt zur Ruhe zu legen. Das Verhängnis mußte vor ihm da sein, wenn er wieder nahe kam, denn von den Briefen, die einander über das Meer kreuzten, würde immer einer sein Urteil an jeden Ort tragen. Er kam nur für eine Zeit und nahm für ewig Abschied, und immer fester schnürte der Vergänglichkeitsgedanke und

Digitized by Google

erdrosselte die Ruhe des Augenblicks. Er wußte, daß die Ufer für ihn immer enger und enger wurden, und nur das Meer behielt sein Maß. Aber diese letzte Freistatt wurde ihm immer fremder, immer gespenstischer und unheimlicher in ihrer Pracht. Je mehr er fühlte, wie er vor Mißmut und Bitterkeit unter dem Braun erbleichte, desto greller flammten die Farben des Wassers. Es wurde eine förmliche Hölle aus Rosenrot und Scharlach und Blut, es wurde zu Schluchten von abgrundtiefem, bodenlosem Blau, und die Morgensonne hatte ihm nichts mehr zu geben, und die Abendsonne schien geblendet, ehe sie versank. Suchte er auf seiner planlosen Flucht zu immer unbekannteren Orten, die die Verfolger vielleicht vergessen hatten, die Küste auf, starrte ihm dieselbe drohende Fremdheit entgegen. Die Berge waren schwarzrot wie geronnenes Blut oder blau wie Damaszenerklingen. Die Riffe waren zackige Ungeheuer, und das Wasser schlug schwer wie Metall an den Strand. Er konnte sich nur kürzere und kürzere Ruhe gönnen, und obgleich er wohl fühlte, wie das Staunen rings um ihn zu Murren und das Murren zu Haß anwuchs, half alles nichts, er mußte wieder hinaus.

Die Fregatte Espérance wurde in diesem ganzen Teile der Welt zu einer Legende. Man sah sie im Norden und Süden, im Westen und Osten, und niemand wurde klug daraus, was sie eigentlich wollte. Sie eilte im Sturm vorbei mit abgemagerten, dünnen Segeln, gleichsam von innerer Qual gejagt, und das bleiche Antlitz am Schnabel hob und senkte sich durch zischenden Schaum. Sie lag hoch und regungslos in der Windstille wie eine Fata Morgana und sah stumm ihr eignes Spiegelbild an, gleichsam behext von dem Tanz der Delphine unter dem Schatten des Bugs. Sie schoß auf einen Hafen zu, vorbei an glotzenden Fischern, und lavierte in weitem Bogen wieder ins Meer hinaus, als merkte sie erst jetzt, wo sie sich eigentlich befand. Wellen des Schreckens verbreiteten sich zu beiden Seiten ihrer Bahn, und selbst die Piraten erbleichten und mieden die geheimnisvolle Erscheinung, obwohl sie niemandem nahetrat und sich um nichts zu bekümmern schien. Für die Moslems wurde sie zu Iblis' Nachen, der die Seelen der Verdammten aus dem Meere fischt.

Ungefähr, als wäre dem so, gestaltete sich auch das Leben an Bord. Jeder Schritt schleppte unsichtbare Ketten, jedes Auge war in hoffnungsloser Sehnsucht erloschen. Wie von einem anderen Dasein sprach man von den verblassenden Heimatserinnerungen; schließlich tat man es nur mehr im Schlafe und bekam keine Antwort. Und der Sommer wurde zu glühender Hitze und ermattete allmählich und flammte wieder auf, und die Sonne klomm die Himmelskuppel höher hinan, um einen möglichst langen Weg zu haben und glitt dann zur Seite, um von neuem zu beginnen. Und die Tage wurden wie Wochen, aber dennoch gingen sieben von Sonntag

Digitized by Google

zu Sonntag, und die Monate waren endlos, aber zerstoben doch einer um den anderen wie Blasen, wenn sie zu Jahren zusammengezählt wurden.

Magister Johanneus kam bei jeder Predigt, wie der Text auch lauten mochte, auf die Wüstenwanderung. Das wurde bei ihm zur fixen Idee, und um sie zu bekämpfen, pries er Geduld und Unterwerfung in immer ergreifenderen Ausdrücken. Aber aus den Reihen der Zuhörer stieg nur ein verstocktes Knurren auf. Sie sagten nichts, sie dachten nichts, aber schon ihre pechigen Kleider sprachen in der Hitze bei jeder Bewegung für sie.

Götherhjelm hätte nichts dagegen gehabt, wenn man gemeutert hätte. Es hätte für sie alle das gemeinsame Verderben bedeutet, und mit Geringerem konnte sich seine versteinerte Seele nicht zufrieden geben. Aber selbst konnte er nichts dazu tun; er saß in seinem Schicksal fest, ebenso regungslos, wie das Gallionsbild über der Tiefe. Die beiden begannen einander in Stellung und Gesichtsausdruck zu gleichen.

Einmal, gegen Ende des zweiten Jahres, landete er auf einer Insel im Archipel. Es geschah mit jener toten Gleichgültigkeit, die schon lange herrschte. Es handelte sich ja nur darum, frisches Wasser einzuladen und die kärglichen Lebensmittel zu erstehen, die jetzt alles waren, was die Kasse gestattete; dann ging es wieder in dasselbe Einerlei zurück. So dachten alle, so dachte auch er selbst. Und ohne die geringste Neugierde ruhte sein Blick auf dem kleinen, braungrauen Städtchen, das in einem Hohlweg den Berg hinankletterte, dem halbverfallenen Türkenkastell oben auf dem Gipfel und ein paar an den Strand gezogenen Fischerboten. Es war ebenso reizlos wie alles in diesem gottverdammten Morgenland. Er tat sich ein bißchen Gewalt an, um bei der Aufwartung beim Kommandanten nicht allzu bedrückt und kümmerlich auszusehen, und mit Johanneus als Dolmetsch erzielte er auch einen ganz anständigen Empfang. Der Türke wußte nichts von ihm und seinem Boot — so hatte er es erwartet — und er erhielt die Genehmigung, was er brauchte, zu kaufen, wo es ihm beliebte. Rein zum Zeitvertreib übernahm er es, dies selbst zu besorgen, und so wurde er mit dem vornehmsten griechischen Händler der Stadt bekannt, dessen Namen er als Papagokopolus auffaßte. Er war lang und nicht gerade leicht auszusprechen, der Mann selbst hingegen klein und geschmeidig und im Gespräch recht angenehm. Er begegnete Götherhjelm mit einer aus dem Herzen kommenden Ehrfurcht, wie dieser sie schon lange nicht mehr gewohnt war. Er hatte braune Augen, die das Gesicht desjenigen, den er ansah, gleichsam zu belecken schienen. Zu wiederholten Malen küßte er die Hände der Fremdlinge oder berührte den Saum ihres Gewandes und führte dann seine eigene Hand an die Lippen. Diese Aufmerksamkeiten richtete er vornehmlich an Götherhjelm, obgleich Johanneus das Wort

Digitized by Google

führte. Dies machte auf beide den besten Eindruck, denn Johanneus hätte zu viel Beachtung nur in Verlegenheit gebracht. Bald kramte der Mann eine aus Französisch, Englisch und Holländisch gemischte Sprache aus, in der er sich direkt verständlich machen konnte. Er versprach alles, was benötigt wurde, zu beschaffen, aber bat, der Gewogenheit seines Herrn und Gebieters nicht verlustig zu gehen, wenn dies einige Zeit in Anspruch nehmen sollte. Der Ort war klein und hauptsächlich mit der Kultur von Mastix beschäftigt, ein türkisches Regal. Die Steuern wurden in dieser Ware entrichtet und für den Überschuß, der bis zum letzten Drachma abgefordert wurde, bezahlte man einen Spottpreis. Man war demzufolge sehr arm. Nichtsdestoweniger bat er, am nächsten Tage seinen Beschützer bei sich sehen zu dürfen. Götherhjelm willigte gerne ein, und mit einem matten Hoffnungsschimmer im Herzen begab er sich wieder auf seine Fregatte. Dort teilte er Laurell mit, daß man den ganzen morgigen Tag dableiben würde. Der Leutnant, der schon längst aufgehört hatte zu schlucken und damit auch zu denken, behielt seine regungslose, unberührte Miene bei. Götherhjelm konnte sich des Gedankens nicht erwehren, um wie viel umgänglicher doch Papagokopulos war.

Dieser Eindruck verstärkte sich noch bei dem Festmahl in dessen Hause. Es waren nicht viele Gäste anwesend, aber offenbar die Crême der christlichen Gemeinde der Stadt. Es waren schweigsame Männer, mit einer stillen Würde in den Bewegungen, aber im Blick aufhorchendes Vertrauen und Dankbarkeit wie die des Hundes bei der geringsten Beachtung von seiten des Herrn. Sie bewunderten Götherhjelm ohne Grenzen und ohne Hintergedanken, und solchen Gefühlen entfremdet, wie er jetzt war, taten sie ihm unbeschreiblich wohl. Zuerst erregten sie bei ihm nur freudiges Staunen, aber so allmählich begann er sie zu verstehen und gar bald auch zu teilen. Wie er da in dem Garten saß, zwischen sicheren, rankenumsponnenen Mauern und kühle Züge aus der Wasserpfeife machte und alle rings um sich aufhören sah, wenn er aufhörte, lächeln, wenn er lächelte, trank er eitel Vergessenheit und Ruhe. Er sah die Blumen leuchtend und regungslos stehen, sah kleine, grüne Eidechsen sich sonnen und ihres Daseins freuen. Er genoß es, festen Boden unter seinen Füßen zu spüren und fand das Leben wieder lebenswert.

Auch die Mahlzeit hatte ihre Reize, obwohl die Speisen wie der Wein einen wunderlichen Geschmack hatten. Nicht nur schienen sie mit Würzen versetzt, die anderswohin gehörten, sondern auch mit Düften von Blumen, ja milden medizinischen Kräutern und sanftem Balsam, und sie wurden von Sklaven kredenzt, die lautlos auf den Zehen schlichen, wie unter Kranken. Aber waren es Mixturen, so war ihre Wirkung wohltätig für

Digitized by Google

ein Inneres, das, solange die Erinnerung zurückreichte, nur Salzluft und Gram und Feindschaft gekostet hatte. Willenlos nahm Götherhjelm und nahm wieder und das Wohlgefühl verheilender Wunden und beginnenden Schlummers kam über seine Seele. Auch das Gespräch trug durch seine Einförmigkeit dazu bei. Es drehte sich ausschließlich um Mastix, und alle, die sich überhaupt mitteilen konnten, erwähnten etwas von seiner Kostbarkeit, von der türkischen Schmutzerei, die keinem ein Verdienst gönnte und von der allgemeinen Armut, die die Folge davon war. Früher hatte man den Mastix frei ausführen dürfen, und man war glücklich und reich gewesen. Und aller Augen hingen an Götherhjelm und beklagten, daß man einen Mann wie ihn nicht zu jener Zeit hatte empfangen und würdig feiern können. Und er war gerührt und fühlte, wie die Tränen kamen, aber sie flossen nicht, sie blieben rund und zäh hängen wie ein paar Tropfen des besprochenen Stoffes, und die Augenlider blinzelten immer langsamer, so als würden sie damit zugeklebt.

Da, gerade, als die Luft sich zu trüben und zu verdichten begann, erwachte er dadurch, daß die Sklaven den Vorhang zu den inneren Wohnräumen zurückschoben, um Lampen zu holen. Er sah ein paar dunkle Zimmer, aber das letzte war hell erleuchtet. Und da, mitten im Scheine klarer goldroter Lampenflammen, die eine mit dem Schatten der andern davonzutanzen schienen, saß auf einem niedrigen Sofa oder Ruhebett das Schönste und Seltsamste, was Götherhjelm je gesehen hatte. Es war ein junges weibliches Wesen in einem pfaublauen Kaftan, unter dem die in hellen Purpur gehüllten runden Knie hervorlugten. Ihr Haar war blauschwarz und unter einem leichten dunklen Tüchlein, das zu einem Diadem gefaltet und überall mit glänzenden Goldstickereien bedeckt war, hoch aufgesteckt. Sie saß ein wenig vorgeneigt und stickte an irgend etwas mit den winzigsten Händchen der Welt, und kleinen weichen Bewegungen der bis zum Ellenbogen entblößten weißschimmernden Arme. Das Gesichtlein leuchtete weiß und rosenfarben, und mitten auf der kleinen Stirn blitzte ein hängendes Geschmeide. Sie sah nicht auf und wußte offenbar von nichts, aber unter den Augenfransen strich ein schwebender Glanz hin, der sich körperlich frei zu bewegen schien, so als flöge ein schwarzer Schmetterling durch das Dunkel. Rings um sie saßen noch einige andere Frauen, aber Götherhjelm sah sie nicht an. Seine Augen hingen immer starrer und runder an einem einzigen Punkte.

Lange saß er so, ohne daß jemand seine Versunkenheit beachtete. Erst als die Sklaven zurückkamen, wandte sich Papagokopulus um und gab ihnen den Befehl, die Türe zu schließen, in einem Tone, der darauf deutete, daß sie sich einer höchst unschicklichen Vergeßlichkeit schuldig gemacht hatten. Und sie gehorchten erschrocken.

Digitized by Google

„Was ist geschehen?“ fragte Götherhjelm in seiner Herzensgüte gegen die Sklaven und in dem Eifer, doch selbst etwas über das zu erfahren, was er eben gesehen.

„Man hatte die Türe zu den Frauengemächern nicht geschlossen. Es hätte geschehen können, daß unser gnädigster Gebieter hingeblickt hätte. Es ist bei uns nicht Sitte, unsere Frauen und Töchter Fremdlingen zu zeigen.“

Götherhjelm beteuerte, daß er nichts gemerkt habe, aber doch dieses Vorurteil beklage.

„Bei näherer Bekanntschaft“, sagte Papagokopulos, „schwindet dieser Zwang.“ Und er deutete an, wie vernichtend es für aller Herzen war, ihren edlen und mächtigen Beschützer so bald zu verlieren und sprach dann wieder von Mastix. Es wurde zu einem Rezitativ mit einem Chor aus allen bärtigen Lippen, und aller Blicke waren zärtlicher denn je.

Götherhjelm dachte nur an das Bild, das er gesehen hatte, so fern durch die Dunkelheit und doch so traumhaft nahe. Es war, als ob jene ganze fremde tote Welt, die bis dahin nur seine Sinne verfolgt hatte, plötzlich ihre geheime, süß lockende Bedeutung enthüllte. Sein rätselhaftes trauriges Schicksal schien einen Sinn zu haben, der sich tröstlich offenbaren mußte, wenn nur der verhüllende Vorhang sich noch einmal hob. Dahinter hörte er leise, dünne, prickelnde Töne irgendeines Saiteninstruments und andere noch seltsamere und duftigere, die Gesang sein mußten. Aber welche Stimme! Sie war zart und klar wie verborgenes Vogelgezwitscher im Waldesdickicht, zauberisch wie das Lied der Zikade, das den ganzen Raum erfüllt, aber dessen Ursprung dem Blicke ganz verborgen ist. Keiner der anderen bemerkte es auch nur, aber Götherhjelm verlor sich in die unbegreiflichen Rankenmuster des Vorhangs und glaubte wiederum zu träumen.

„Ich werde wohl doch noch kurze Zeit hier bleiben“, sagte er mehr zu sich selbst. Das erregte große Freude, und rings im Kreise beugte man sich vor, um seine Kleider zu erreichen und führte dann die Hand an den Mund, als hätte sie eine duftende Blume gepflückt.

Als Götherhjelm zu seinem Fahrzeug zurückkehrte, teilte er Laurell seinen veränderten Entschluß in einem freundlicheren Tone mit, als sonst zwischen ihnen gebräuchlich war. Ob nun dies der Grund war, oder etwas andres, in den erstarrten Schlund des Leutnants kam wieder Bewegung, so als wäre ihm ein lebenschenkender Tropfen Wasser gespendet, und in seinen Blick Vernunft und Denkkraft. Er erbat sich für ein paar Stunden Landurlaub und bekam ihn ohne weiteres. Götherhjelm hatte es eilig, sich einzuschließen, und die erstaunte Wache sah lange Licht in seiner Kajüte und hörte, was man noch nie gehört, der Kapitän sang. Er sang nicht mit jener

Digitized by Google

Stimme, die man allen Grund hatte, von ihm zu erwarten, auch kaum in irgendeiner bekannten Sprache oder nach einer menschlichen und anständigen Melodie. Der Wachthabende nahm nicht mehr aus, als wenn er das vergnügte, hartnäckige Brummen einer eingesperrten Hummel bei ihrem Anprall an eine Scheibe gehört hätte, die sich nie öffnete. Er verstand nichts andres als eben jene Munterkeit, aber die war nunmehr auf der Fregatte etwas so Ungewöhnliches, daß sie den armen Mann in Schrecken versetzte. Er konnte ja nicht wissen, daß sich in Götherhjelms Seele, die schon einmal sich selbst und die Menschheit durch ihre unerwarteten Reichtümer überrascht hatte, jetzt eine neue Welt auftat. Für den, der Macht und Ehre gekostet und sie trügerisch und bitter gefunden hatte, lag es nahe, sich zur Liebe zu flüchten und dort Trost und Aufrichtung zu suchen.

Götherhjelm tat dies etwa zwei Wochen hindurch und geriet immer tiefer in ein seltsames, phantastisches Dasein hinein. Täglich suchte er Papagokopulos' Gesellschaft auf und gewann seinen Garten, seinen Tschibuk und seine Gespräche lieb; ohne zu wissen, wie es zuging, steckte er bald ebenso tief im Mastix, als ob er ein Einheimischer gewesen wäre. Und es entstand der Plan, eine große Partie dieser Ware den Klauen der türkischen Behörde zu entreißen und in eine weniger genau überwachte Stadt zu schmuggeln. Man mußte nur warten, bis die Ernte genügend weit vorgeschritten war.

Inzwischen machte er langsame, aber beglückende Fortschritte als Freund des Hauses. Er hörte die ferne Musik, stets dieselbe, und verschaffte sich insgeheim im Orte ein Saiteninstrument, um nachts seinen eignen Gesang zu begleiten und immer tiefer und inniger in die Geheimnisse der Töne und seines Herzens einzudringen. Es gelang ihm hierdurch einen immer dichteren und erstaunteren Kreis von Zuhörern um seine Kajüte zu versammeln, aber davon wußte er in seiner Bezauberung nichts. Er sah immer funkelndere Blitze von Pfaublau, wenn der Vorhang aus Vergeßlichkeit zurückgeschoben blieb, was jetzt immer häufiger geschah, während die geschäftlichen Pläne Gestalt annahmen. Endlich merkte er, daß man in den Frauengemächern seine Anwesenheit im Hause entdeckt hatte. Man steckte die Köpfe zusammen unter Flüstern und Lachen und kleinen erschrockenen Schreien, und die Blicke flatterten, schwarz und scheu, zu ihm hinaus, und wenn sie aufblinkten, hatte er das Gefühl, als ob etwas Weiches, Kitzelndes an seiner Haut vorbeistriche.

Endlich — es war zufällig gerade der Tag, an dem man die Schmuggelei fix verabredete — führte Papagokopulos ihn mit großer Würde in den Kreis der Seinen ein. Das war anders als alles, was Götherhjelm bisher gesehen hatte. Das Zimmer hatte schmale, vergitterte Fenster auf ein be-

Digitized by Google

sonderes Gärtchen zwischen hohen Mauern, und die Bambusbäume wiegten ihre federleichten Äste dicht vor dem Glase, so daß nur ein grünschattiges Licht hereinrieselte. Es sah gefängnisartig aus, aber die Wände waren ganz mit gestickten Seidenstoffen bedeckt, keiner dem andern gleichend, aber alle bunt und glänzend, von eingewobenen Goldfäden und in so verwirrenden Mustern, daß es unmöglich war, zu sagen, ob der Raum groß oder klein sei. Auf dem Steinfliesenboden lagen kleinere und größere Teppiche in etwas dunklerer Pracht. In der Mitte stand eine Art hoher Tisch, mit tief herabhängenden Tüchern bedeckt, die von einem warmen, schweren Hauch bewegt, sachte flatterten. Dahinter schimmerte ein Dreifuß, der nun in dem kühler werdenden Herbst wohl eine Schüssel mit glühenden Kohlen trug und irgend einem stark duftenden Holz oder getrockneten Blumen dicht daneben; so nahe sie nur kommen konnten, saßen auf schmalen Stühlen die Frauen und wärmten ihre weißen, ringgeschmückten Hände, während sie neue Stickereien verfertigten, offenbar das einzige, woran sie auf dieser Welt zu denken hatten. Es waren ihrer vier oder fünf, Mutter, Tochter und Dienerinnen einer höheren Ordnung. Alle erhoben sie sich bei Götherhjelms Eintritt, wobei ihre Gewänder in weich rauschenden Falten herabfielen, und standen so, gerade lange genug, daß die feinen Ketten der Stirngeschmeide mit ihrer Pendelbewegung inne hielten und der Stein in der Mitte ausgeflimmert hatte. Dann setzten sie sich wieder, stumm und rasch und fuhren in ihrer Arbeit fort. Keine von ihnen hob die Augenlider, um zu sehen, wie der Fremdling aussah. Das war freilich eine Enttäuschung für ihn, aber er war doch von dem Ganzen bezaubert und begriff, daß alles so war, wie es eben sein sollte. Er fand die Schönheit des Mädchens noch größer und berückender, als er geglaubt hatte. Sie war zart und leicht wie eine Blume, und die Haut hatte die Feinheit weißer Blütenblätter. Obgleich er die Augen nicht aufgeschlagen gesehen hatte, stellte er sich doch lebhaft vor, wie groß und dunkel sie sein mußten, und er begriff nicht, wie sie in dem kleinen Gesichtsoval Platz finden konnten. Auch die kurzen, festen Lippen über den kurzen Zähnchen hatten etwas Unwahrscheinliches in ihrer roten Farbenglut.

„Wie heißt sie?“ wollte er fragen, aber er beherrschte die Sprache nicht so recht, oder war zu benommen von dem Seltsamen der ganzen Erscheinung, um das richtige Pronomen anzuwenden. Der Vater hätte dann auch die Frage zudringlich gefunden, nun glaubte er, daß sie dem schwarzen Spitzentuch auf ihrem Kopf gelte, das der Fremdling eben anstarrte.

„Mahoulika“, antwortete er kurz und wollte sich zum Gehen wenden. Aber Götherhjelm war allzu glücklich, nun auch in ihrem Namen schwelgen zu können, als daß er etwas gemerkt hätte. Er blieb stehen, in das Holde

Digitized by Google

und Unbegreifliche versunken, und konnte den Blick nicht abwenden. Das grüne Licht, die schwere verwirrende Luft, das Rascheln der wehenden Seide und die Stiche einer Nadel, von den schmalsten Fingerchen geführt, alles flüsterte Mahoulika und ewige Seligkeit.

Er hätte sich wohl überhaupt nicht entfernt, wären nicht plötzlich fremde Frauen zu Besuch gekommen. Nun sah er das Mädchen mit einem leisen Freudenschrei aufspringen, den Gästen entgegeneilen, ihren Kopf mit einer Hand an jedem Ohr erfassen und sie auf beide Augenlider küssen. Es war das die in solchen Fällen übliche Begrüßung, aber Götherhjelms Herz gab die niedliche, vogelartige kleine Szene den letzten Gnadenstoß. Vor seinen Augen wurde es schwarz, so als hätte er selbst diese Küsse bekommen, und widerstandslos ließ er sich von Papagokopulus hinausziehen. Hatte er früher einige Bedenken in bezug auf das Risiko ihres Geschäftes gehabt, so war jetzt jedes Zaudern verschwunden. Er wollte sich sogar gerne das Fell über die Ohren ziehen lassen, wenn sie nur Aussicht hatten, einmal von Mahoulika geliebkost zu werden.

So kam man überein, noch in derselben Nacht die verbotene Ware an Bord des Schiffes zu bringen. Der Kapitän blieb selbst auf Deck, um sie in Empfang zu nehmen, und es war ihm lieb, daß sein erster Leutnant wieder einmal Urlaub verlangt hatte.

Wie er so in der Dunkelheit dastand und nach dem Plätschern der Ruder in dem stillen Wasser aufhorchte, war er ganz und gar befriedigt. Es war schön, wieder einmal etwas zu vollbringen zu haben, und die Abenteuerlichkeit des Ganzen würzte seinen frohen Eifer. Es war süß zu fühlen, wie die Unbegreiflichkeit seines Schicksals sich auflöste und er wieder Herr darüber wurde. Er sah zu den Sternen auf, die so lange mit grausam wiedererkennenden Blicken auf seine Irrfahrten herabgeschaut hatten, als wollten sie sagen: Hier sind wir, gerade wie das letzte Mal, und du hast es nicht weiter gebracht. Er sah in die Tiefe und sah ihre Spiegelbilder in zitternde Streifen aufgelöst, ohne die Macht zu binden und zu hindern. Über ihnen begannen Papagokopulos' Kaiks in schattenhaft gaukelnder Fahrt vom Lande fortzugleiten. Als Laternen hatten sie jeder eine rote Wachskerzenflamme in einer Papiertüte am Schnabel angebracht, und der ganze Aufzug hatte etwas Übermütiges, Maskeradeartiges. Mit ein bißchen gutem Willen, und daran fehlte es wahrlich nicht, konnte er sich das wunderbare Mädchen an Bord denken, auf dem Wege in seine Arme. Im Grunde verhielt es sich ja so, denn dies war bei der ganzen Schmuggelei seine einzige Absicht. Wenn der Vater es nicht schon ohnehin gemerkt hatte, wie Götherhjelm mit seinem immer klarer werdenden Kopfe zu vermuten begann, so würde es nun bald in deutlichen Worten abgemacht werden.

Digitized by Google

Darum mußten die Kähne mit ihrer Ladung vorerst liegen bleiben, während Papagokopulos, der die Fregatte zuerst betrat, das Messer an die Kehle gesetzt wurde. Es widerstrebte Götherhjelm eigentlich, ihn noch länger auf die Folter zu spannen, denn er schien von der Gefahr der Entdeckung ohnehin schon so beängstigt, daß sein schwarzer Kaftan um ihn zitterte wie vorhin die Schatten um seinen Kaik. Er war bleich und zerstreut und schien nur schwer zu verstehen.

Götherhjelm dankte ihm in den wohlgesetztesten Worten, die er nur finden konnte, für die unvergeßlichen Stunden in seinem Hause.

Der Grieche verneigte sich gerührt, tastete nach seinen Kleidern, um sie zu küssen und erwischte den Rockschoß seines Surtouts. Den hielt er fest und vereitelte so jeden Versuch Götherhjelms, sich frei zu machen.

„Für mich doppelt unvergeßlich", sagte er. „Ein gnädiger und mächtiger Herr, einer der Gewaltigen der Erde, hat sich in der unergründlichen Güte seines Herzens armer Männer erbarmt. Wer sollte dies je vergessen können? Will nun mein Gebieter geruhen, das Zeichen zu geben, daß man unser armseliges Gut heraustrage?"

„Warte noch ein wenig," sagte Götherhjelm, „du erweisest mir zu viel Ehre. Gewiß bin ich gut, wenn ich es sein darf. Aber Macht und Ruhm, Papagokopulos, lasten schwerer als du glauben magst, das habe ich erfahren, und sie genügen mir nicht mehr. Man verlangt auch andres."

Der Kaufmann glaubte, daß es sich um die Bezahlung für die Fracht handle. Er hatte eine recht geringfügige Summe geboten und war zu seiner Überraschung auf keine höheren Ansprüche gestoßen. Und seine Achtung für den Fremdling war dadurch gesunken. Jetzt wurde sie wieder zu ängstlicher Ehrfurcht, die schwer an dem Rockschoß hing.

„Du bist hier Herr", sagte er. „Du befiehlst über Tausende, und sie gehorchen deinem Winke. Habe Erbarmen!"

Götherhjelm sah sich wehmütig nach seinen stummen verdrossenen Leuten um, die schon längst aufgehört hatten, sich über etwas zu wundern und sich jetzt nicht einmal die Mühe nahmen, zu sehen, was eigentlich vorging.

„So viel wie Tausende sind es nicht, Papagokopulos, Gott sei Dank. Aber gehorchen müssen sie freilich. Doch ich bin sehr einsam. Ich habe auch ein Herz."

Der Grieche wußte es wohl. Hatte er es doch in die Falle gelockt, allerdings in der bestimmten Absicht, den Lockvogel nicht einem ketzerischen Fremdling zu überlassen. Jetzt wußte er nicht, wie er sich drehen sollte.

„Ja sicherlich," sagte er, „ein Herz voll Erbarmen. Gib also das Zeichen!"

„Einmal glaubte ich das Glück zu finden, aber es führte mich nur zu Irrfahrten um die halbe Welt und zu vielem Bitteren. Ich traure jetzt

Digitized by Google

nicht darüber, denn bei dir habe ich das Richtige gefunden. Ich erkenne jetzt, daß das andre für mich zu gering war. Erst hier habe ich alles verstanden, und du, mein Freund, verstehst auch, was ich von dir begehre."

Freilich verstand der bekümmerte Vater, mehr als ihm lieb war, aber er konnte nichts anderes tun, als den Ahnungslosen spielen.

„Euer Gnaden meinen?"

„Ich meine Mahoulika."

Die Überraschung war so plötzlich, daß Papagokopulos den Rockschoß losließ und vergaß, die Hand an den Mund zu führen. Das schlaue Lächeln war jedoch schon wieder verschwunden, als er sich, klar über den Zusammenhang, wieder aufrichtete. Das ist nicht schwer, dachte er, mit einer solchen Einfalt fertig zu werden, Zeit gewonnen, alles gewonnen.

„Das Wort ist in meiner Seele eingegraben," sagte er, „aber die Zeit drängt. Die nähere Abmachung mag drum aufgeschoben werden, bis ich das Glück habe, meinen Wohltäter wiederzusehen."

Er sah Götherhjelm zuversichtlich und breit vor sich stehen, triumphierend lächelnd, daß nun alles klar war und lächelte selbst darüber, daß das Geschäft nichts von seiner Vorteilhaftigkeit eingebüßt hatte. Keiner der beiden achtete auf irgend etwas andres.

Da ertönten Schritte auf dem Verdeck, so hurtig und munter, wie man sie seit Jahren nicht gehört hatte. Es war Leutnant Laurell und ein unbekannter Mann, einen Mantel um die Schultern, den Degen an der Seite. Papagokopulos sah zuerst hin, und ob es nun die wichtige, strenge, gleichsam behördliche Haltung des Mannes war, die ihn erschreckte, oder das Bewußtsein, daß bei dem, was sie beide vorhatten, jedes fremde Gesicht eine Gefahr bedeutete — er huschte wie ein Schatten in das Dunkel und verschwand darin. Götherhjelm erwachte durch dieses seltsame Betragen und starrte dann verständnislos den an, der an Stelle des Griechen in den Laternenschein trat. Das war in allen Stücken ein so ausgesprochener Gegensatz, daß es ihm fast den Atem benahm.

Der Mann grüßte ihn nicht nur wie einen Gleichgestellten, sondern mit einer Kürze und Knappheit, die den Kapitän wie im Traume in entschwundene Zeiten zurückversetzte, wo er Rügen von Vorgesetzten erhielt, ja noch weiter zurück zu der Ahndung irgend eines vergessenen Knabenstreiches durch den Rektor Scholae. Er sprach Schwedisch mit einem scharfen Tonfall, der auch zur Sache gehörte.

„Kapitän Götherhjelm, ich bin Sekretär Sr. Königl. Majestät Gesandtschaft in Konstantinopel. Ich habe eine Ordre zu übergeben. Daß Ihr sie nicht schon früher bekommen habt, ist Eure eigne Schuld. Den Inhalt könnt Ihr sicherlich erraten, aber Ihr müßt ihn in jedem Fall zur Kenntnis nehmen."

Digitized by Google

Götherhjelm erriet vollkommen. Dazu reichte seine Denkfähigkeit, aber auch nicht weiter. Er nahm das Papier entgegen, öffnete es und tat, als ob er läse. Er fand kein Wort der Erwiderung, sondern verbeugte sich stumm.

Die Sache ist also klar, sagte er zu sich selbst. Ja, ja, es mußte ja einmal so kommen. Aber was war es doch, was es gerade jetzt so schwer machte?

Der Sekretär kam ihm zu Hilfe: „Es ist also klar. Ihr seid des Oberbefehls enthoben, und die Rückfahrt wird schleunigst unter Leutnant Laurells Kommando angetreten. Dann wird die ganze Sache von der zuständigen Behörde untersucht werden. Ich habe nur noch eine Frage zu stellen."

Er hielt inne, teils der Kunstpause wegen, teils um sich zu vergewissern, daß er sich an ein lebendiges, vernunftbegabtes Wesen wandte. Götherhjelm benützte die Unterbrechung dazu, den Verräter Laurell anzusehen. Er durchschaute sein Vorgehen und fand es unendlich herzlos und gemein. Aber Laurell begegnete seinem Blick so unerschrocken und gewissensruhig, daß die Gedanken wieder stockten. Der Sekretär fuhr fort:

„Hier war, als wir an Bord wollten, ein Gedränge von Kaiks. Mich dünkte auch, daß ich solch einen verdammten griechischen Schwindler hier stehen sah, als wir aufs Deck kamen. Was ist das für eine Geschichte?"

Und nun brach die ganze Wahrheit über Götherhjelm herein. War Papagokopulos nicht eben noch bei ihm gewesen? Hatte er ihm nicht seine Tochter und alle Seligkeit des Morgenlandes versprochen? Und nun, nun ging es fort von allem, fort von der Welt, die eben sein zu werden begonnen hatte, heim zu den Ruinen einer Zukunft.

Er hätte vor Bewegung nicht antworten können, auch wenn er gewollt hätte, aber er wollte gar nicht. Worte konnten die Bedeutung dessen, was geschehen war, nicht ausdrücken. Er schwieg und sah sich nur mit einem scheuen Blick nach dem Griechen um.

Aber der war verschwunden, in instinktiver Angst vor allen Behörden, gleichviel von welcher Art sie sein mochten. Er war schon längst unten in seinem Kaik und hatte die rote Flamme in seiner Düte ausgeblasen, und das gleiche hatte man überall getan, und jetzt flüchteten nur Schatten mit wunderlich gleitenden Ruderschlägen durch die Dunkelheit.

Der Traum war aus, wie der unendlich lange, der vorangegangen war, der so glanzvoll und lockend begonnen und sich so bald in Pein verwandelt hatte.

Götherhjelm schwieg, und dazu hatte er auch weiter reichliche Gelegenheit auf der Heimreise, die rasch und glücklich vonstatten ging. Er schwieg

Digitized by Google

auch so weit wie möglich bei dem Verhör, das nur einen dunklen Punkt aufzuhellen hatte, eine verdächtige Transaktion in einem kleinen griechischen Hafen. Er blieb auch dunkel, aber trug doch etwas zu der Strenge des Urteils bei, das nicht nur auf Absetzung wegen nachgewiesenen groben Unverstands lautete, sondern auch auf Verabschiedung aus dem Dienste des Reichs.

Und so mußte Götherhjelm sich in das unbemerkteste Dasein zurückziehen, eher verbittert als versüßt durch die großen Erinnerungen.

Aber seine Geschichte tauchte von Zeit zu Zeit immer wieder in der damaligen Zeitungspresse auf, die sich mehr als heutzutage mit historischen Anekdoten beschäftigte. Dort wurde sie aufgefunden, um nach weiteren Forschungen zum Zeitvertreib hier wieder auszuerstehen.

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

Zweiter Teil.

I.

Die alte Suppèi kniete vor dem Kamin, um das Feuer anzuzünden, als eine jugendliche, atemlose Stimme von der Tür her sagte: „Großmutter? Und Caterina?"

„Ach, du bist's, liebes Herz? Und wann bist du angekommen?" entgegnete sie, den Kopf wendend.

Der durch die Tür hereinschaute, war ein hübscher, gutgekleideter junger Mann mit einem Panama für wenig Lire auf den krausen Haaren, die in zwei schwarzen Büscheln über die weißen, glatten Schläfen fielen. In seinem neugierigen, noch ein wenig kindlichen Gesicht leuchteten zwei große, lachende Augen.

„Aber wo ist sie?" wiederholte er ungeduldig.

„Sie wird gleich kommen. Eh, sie ist ausgegangen."

„Dann geh ich ihr entgegen. Nein, ich will mich verstecken und sie überraschen," sagte er. Doch während er durch die Küche nach dem anstoßenden Stübchen ging, schien ihm etwas einzufallen: er wendete sich um, sah die Alte an, die sich mit Hilfe ihres Stockes erhoben hatte, und fragte: „Und wie geht es Euch, Großmutter? Gut, nicht wahr? Ach, wie gut Ihr ausseht!"

Digitized by Google

Aber sie schüttelte den Kopf: an Schmeicheleien glaubte sie nicht mehr! „Du bist aber groß geworden, Junge", entgegnete sie, ihn musternd.

Sein Anzug war billig, aber nach der Mode, ein Umstand, der der Alten zu mißfallen schien.

„Junge?" rief er aus und schlug mit seinem Spazierstöckchen gegen den Stock der Suppèi. „Lehrer, Frau Großmutter! Aufgepaßt, Kinder! A e i o u: ein Esel bist du!"

Das große Wort Lehrer schien ihr Eindruck zu machen. Ihr Gesicht klärte sich auf, und ihre tiefe Stimme klang beinahe gerührt.

„Jetzt wird das Kind gleich kommen", sagte sie. „Auch sie ist gewachsen seit einem Jahr. Mir deucht, sie ist noch größer als du. Ein wirklicher Teufel, liebes Herz. Manchmal aber ist sie auch ernst, oh, sehr ernst. Und sie liest Bücher und Zeitungen und spricht wie ein Advokat. Die geschriebene Geschichte, die du ihr geschickt hast, hat sie gleich gelesen, von Anfang bis zu Ende, und dabei gelacht und geweint. Und dann hat sie sie mir auch vorgelesen, und ich habe gleich verstanden, daß es deine und ihre Geschichte war. Und du hast sie selbst geschrieben, nicht wahr?"

„Freilich! War sie denn schön?" fragte er lachend.

„Sehr schön, wirklich!" bestätigte die Alte. „Caterinas Freundinnen haben sie sich abgeschrieben, und diesen Winter lasen sie sie alle im Stall und erzählten sie wie ein Märchen."

„Oh, oh!" sagte er geschmeichelt.

„Aber sie arbeitet auch, die Kleine", fuhr die Alte fort. „Was eine geschickte Frau nur tun kann, das tut sie. Siehst du, wie schlau ich war, daß ich sie damals aufnahm und bei mir behielt. Der Herr hatte mir meinen Sohn genommen und ihn in die Fremde geschickt. Und ich sagte mir: so will ich das andere Kind zu mir nehmen. Aber mit der kranken Frau hab' ich viel durchgemacht! Ich habe sogar das Bett verbrennen müssen, in dem sie gestorben war, und alles Weißzeug. Denn der Doktor drohte, sonst würde er das Haus anzünden. Etwas habe ich aber doch gerettet, unter uns sei's gesagt!"

Adonis kannte die alte Geschichte ja längst, und während die Suppèi schwatzte, dachte er an anderes.

„Da kommt sie!" rief er auf einmal, und mit einem Sprung war er in dem Nebenstübchen und machte die Tür zu. Wie viele Erinnerungen! Das kleine, feuchte Zimmer war noch immer dasselbe, mit dem Tisch in der Mitte und der mit Muscheln und marmornen Früchten gezierten Kommode; nur die Bilder über dem Kamin, die das klägliche des Meisters umgaben, schienen noch mehr verblaßt.

Digitized by Google

Er blickte in die Gasse, die selbst im rosigen Dämmerschein des Julitages melancholisch dalag, und fühlte sein Herz klopfen.

„Ein Jahr! Fast ein Jahr!" dachte er. „Und es ist, als wäre es gestern gewesen. Caterina ist jetzt größer als ich! Wie schön wird sie sein! Ah, da ist sie!"

„Wo ist er? Wo ist er?" rief eine frische, klangvolle Stimme. „Sie haben mir gesagt, er wäre gekommen! Großmutter, wo ist er?"

„Aber wer denn, Herz?"

„Mein Adonis! Hat er sich versteckt? Ach, du Böser!"

Sie war in das Stübchen gestürzt und lag in den Armen ihres Bräutigams. Unter Lachen und Herzklopfen hielten sie sich umschlungen, küßten sich jedoch nicht. Dann eilte Caterina in die Küche, suchte den Korb, mit dem sie die Einkäufe machte, und sagte betrübt: „Jetzt muß ich etwas anderes holen! Wir haben ja nichts! Wir haben nur Eier!"

„Ist er denn vielleicht gewöhnt Kuchen zu essen?" rief die Alte rauh.

Adonis nahm es nicht übel. Er folgte Caterina wie ein Hündchen und schien über ihre Erregung glücklich. Er fragte: „Soll ich etwas holen?"

Doch Caterina hielt ihn beim Arme fest und sagte: „Nein, nein, Schatz! Geh' nicht fort!"

Es war als fürchte sie, wenn er fortginge, würde er nicht wiederkommen.

Die Alte hieß sie den Tisch decken, und Caterina gehorchte.

Adonis folgte ihr in das Stübchen und nahm sie nochmals in die Arme. Sie glich jetzt in etwa der Tochter des Seilers: auch sie war blond, rosig und voll entwickelt; nur hatten ihre kleinen schwarzen Augen einen andern Ausdruck: sie waren tief und glänzend, dann und wann aber blitzte es in ihnen auf wie von Stolz und Arglist. Ihre äußere Erscheinung war noch so, wie sie als Kind gewesen: die Hände lang und knochig, die Füße groß, der Gang ein wenig lässig und wiegend; aber sie war ein schönes, starkes Wesen, unbekannt mit dem Leben und zu jeglichem Kampf bereit. Während sie den Tisch deckte, betrachtete Adonis sie mit Verlangen und errötete vor Vergnügen, wenn sie ihm nahekam.

Dennoch behandelte er sie wie ein Kind. „Ich habe dir etwas mitgebracht," sagte er; „aber ich geb' es dir nur, wenn du errätst, was es ist! Rate!"

„Ich habe geträumt, du hättest mir ein Paar Ohrringe mitgebracht. Zeig' sie mir! Schnell!"

Er zog ein kleines Päckchen hervor, zeigte es ihr auf der Handfläche und wiederholte: „Rate!"

Sie schrie vor Vergnügen auf, fiel ihm plötzlich um den Hals und drückte ihn an sich, als wollte sie ihn ersticken; dann fiel ihr ein, daß die

Digitized by Google

Großmutter sie sehen konnte, sie schämte sich und zog sich erschrocken zurück.

„Also, rate!" sagte er noch einmal, und seine Stimme klang erregt.

Die Alte trat ein mit drei Flaschen, die sie auf den Tisch stellte.

„Drei!" sagte sie. „So stimmt es. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

„Großmutter", sagte Caterina lebhaft, „ich kann nicht erraten, was er mir mitgebracht hat!"

Die Alte nahm das Päckchen aus der Hand Adonis' und öffnete es. Es war ein kleiner Fächer mit Kettchen darin.

„Was ist das für ein Ding?" fragte die Alte verächtlich. Sie hatte sich nie eines Fächers bedient!

Das Abendbrot war einfach, doch fröhlich. Adonis erzählte von seinem bescheidenen Leben als Schüler der Lehrerbildungsanstalt. Und Caterina wiederholte all die kleinen Ereignisse, die sie ihm schon während der langen Monate seiner Abwesenheit berichtet hatte.

Die Suppèi hörte zu, und ihre kleinen Augen ruhten mit Zärtlichkeit und mit Mißtrauen auf den beiden jungen Verlobten.

Auf einmal sagte Adonis: „In Casalmaggiore verfehlte ich die Straßenbahn und mußte also zu Fuß gehen. Auf dem Deich begegnete mir Scipio, der jüdische Handelsmann . . ."

„Ah!" sagte Caterina, und ihre Augen funkelten.

Adonis fuhr fort: „Höre nur, was für eine Geschichte! Scipio saß auf seinem mit Stoffen beladenen Karren, hatte einen Rosenkranz um das Handgelenk geschlungen und betete. Wie, bist du Christ geworden? fragte ich ihn, und er erwiderte: Ich bin es noch nicht, aber wenn das eintritt, was ich wünsche, dann will ich es werden! Und dann gehen wir an den Po hinunter, und ich taufe dich! sagte ich."

Caterina lachte nervös. Die Suppèi sah sie an und sagte: „Hast du gehört, mein Herz? Er will Christ werden!"

„Meinetwegen Türke, was geht das mich an?"

„Was heißt das?" fragte Adonis und blickte auf die Alte.

„Daß . . . daß . . ."

„Großmutter, ich will es nicht!" rief Caterina mit vorgestreckten Händen.

„Es muß aber sein, liebes Herz!" sagte die Alte ungewöhnlich sanft. „Verlobte müssen einander alles anvertrauen!" Ernster wandte sie sich zu dem jungen Manne und sagte: „Der jüdische Händler möchte Caterina zur Frau haben. Um ihretwillen will er Christ werden."

„Still, Großmutter! Es ist gar nicht wahr. Und er ist so häßlich. Ja, er ist häßlich, sage ich euch! Und er ist ein Jude: er hat Jesus getötet!"

Digitized by Google

Sie war ganz erregt; doch Adonis sagte einfach: „Er ist es nicht gerade gewesen! Und er ist wirklich ein ganz hübscher Bursche."

Da stand Caterina auf, setzte sich auf die Stufe des Kamins und sagte, beinahe weinend: „Ihr wollt mich umbringen! Gut, aber dann mache ich euch auch keinen Kaffee!"

„Mach' uns nur erst Kaffee, und wenn du durchaus sterben willst, dann warte wenigstens solange", erwiderte ihr die Alte, und fügte dann, zu Adonis gewandt, hinzu: „Und sie hat andere gehabt, weißt du!"

Nach dem Kaffee wollten die Verlobten spazieren gehen; aber die Suppèi war unerschütterlich. „Nein, meine Lieben, das nicht!"

Sie mußten sich damit begnügen, Stühle zu nehmen und sich unter das Vordach des Häuschens zu setzen, während die Alte sich auf der Türschwelle niederließ und ruhig ihre Tonpfeife rauchte.

Es war ein stiller, warmer Abend: durch das Laub des Vordachs schimmerten die Sterne, und die Leuchtkäfer, die noch durch die Luft schwirrten, sahen aus wie vom Himmel herabgefallene goldene Funken. Alles am Himmel wie auf Erden war hold und lind, und ein wenig vom Wein berauscht, mehr aber durch Caterinas Nähe, fühlte Adonis sich glücklich. Er vergaß alles, was ihn bis vor wenig Stunden bedrückt oder ergötzt hatte, und es war ihm, als finge ein neues Leben an. Er verspürte noch gewisse Eindrücke, die er als Kind empfunden: die Sterne, die Leuchtkäfer, alles erregte ihm Staunen, und er meinte, er würde glücklich sein, auch wenn er sich allein in einer Wüste befunden hätte.

„Ich bin Lehrer!" sagte er immer wieder, wie zu sich selbst. „Nun wird alles übrige leicht sein. Der Lehrer in Cafalino wird seine Stelle aufgeben: er ist schon so alt. Und wenn er noch nicht zurücktreten will und ich nicht gleich eine andere Stelle finde, dann studiere ich weiter."

„Wie? Wie?" fragte die Alte. „Aber bist du nicht schon fertig?"

„Wohl, aber wenn ich noch zwei Jahre weiter studiere, dann werde ich Schulinspektor."

Er hatte Caterina schon von dieser seiner Absicht geschrieben. Sie sagte: „Ja, ja! Und wenn die Tognina dir nicht helfen will, dann wollen wir auch dieses Haus verkaufen! Großmutter hat es mir geschenkt. Ja, das verkaufen wir: es ist doch so alt, daß es heute oder morgen zusammenfallen wird."

„Den Käufer also willst du dabei riskieren!" rief die Alte sarkastisch.

Dann sprach Adonis von einem Festmahl, das die Tante geben wollte, um sein Diplom zu feiern.

„Auch sie glaubt, nun sei alles abgetan und wird mich nicht weiter unterstützen wollen. Aber um ein wenig Geld zu verdienen, will ich in

Digitized by Google

diesen Ferien Stunden geben und dann will ich auch Theater spielen. Diesen Winter haben meine Kollegen und ich sogar *La morte civile*[1]) aufgeführt. Ah, ich bin sehr tüchtig! Es ist nur schwer, ein passendes Lokal zu finden."

Dann sprachen sie von der eigenen Erzählung, die er Caterina geschickt hatte. Sie wußte sie auswendig und sagte mit bewegter Stimme einige Stellen daraus her. Er lächelte, doch im Grunde fühlte er sich geschmeichelt durch den Erfolg seines Werkes.

„... Helena und Paris," rezitierte Caterina, „so hießen die zwei Waisen, waren miteinander aufgewachsen, beide aus Mitleid von ihren Verwandten aufgenommen. Niemand hatte sie lieb; eines Tages aber trafen sie zusammen und wurden Freunde. Sie sahen sich alle Tage, Sommers wie Winters, in den grünen, endlosen Feldern oder am Ufer des Flusses, der so blau und prächtig wie das Meer dahinströmte. Sie erzählten einander ihr Leid, aber mitunter stritten sie auch. Sie erkannten noch nicht, daß sie sich liebten, daß sie schon miteinander verbunden waren wie die Rebe mit dem Baumstamm! ..."

„Wie schön ist das!" unterbrach sie sich mit aufrichtiger Bewunderung. „Nur der Name Paris gefällt mir nicht sehr."

„Ist Scipio schöner?"

Sie erbebte und stieß die Hand zurück, die er ihr auf die Knie legte.

„Und doch müssen wir davon sprechen ... später!" flüsterte er ihr ins Ohr. „Du mußt mir alles erzählen."

„Aber ich will dir nichts erzählen."

„Nur damit ich die Erzählung fortsetzen kann."

„Aber sie ist ja fertig! Die zwei haben sich geheiratet."

„Ja, aber viel zu früh! Du mußt mir meine Erzählung wirklich noch einmal wiedergeben, ich will sie verbessern."

„Mir gefällt sie so! Und Deine Schrift habe ich nicht mehr. Ich habe sie einer Freundin geliehen, die sich Helenas Brief abschreiben will, um ihn ihrem Schatz zu schicken."

„Bravo! Ich bin also zu einem Briefsteller für Liebende geworden", rief er aus und klatschte in die Hände.

Und Caterina rezitierte weiter: ... „Helena und Paris waren fast gleich alt, aber er konnte doch als der Ältere bezeichnet werden, weil er mehr gelitten hatte als sie und schon gewöhnt war, die eigenen Gefühle zu erkennen und das eigene Tun zu überwachen. Nie hatte ihm jemand gute Ratschläge erteilt; doch wenn der eine von seinen Verwandten ihn mißhandelte, dann war der andere immer bereit ihm zuzurufen: Du bist im

[1]) = Der bürgerliche Tod, der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.

Digitized by Google

Unrecht. Und alles das, weil er schwach und arm war. Bald schon kam er zu der Ueberzeugung, daß es auf der Welt keine Gerechtigkeit gibt. Auf der einen Seite sind die Starken, auf der anderen die Schwachen, und diese würden ganz gewiß untergehen, besäßen sie nicht Tugenden, die den anderen fehlen: Geduld, Beständigkeit, Güte!"

„Wie schön ist das!" wiederholte Caterina.

Aber eine spöttische Stimme ertönte: „Wer gut ist, ist . . ."

Es war die Alte, die „der Geschichte" aufmerksam zuhörte. Ohne sich dessen bewußt zu sein, verlieh Caterina ihrer Erzählung den Ton und die Nuancen, die die Suppèi ihren Märchen zu geben pflegte, wenn sie geruhte, den Kindern aus der Nachbarschaft eines zu erzählen.

„. . . Paris war nicht schön, aber sympathisch; er war schlank und seine Augen voller Feuer. Er liebte das Schöne und das Gute und hätte stark sein mögen um den Schwachen, reich um den Armen zu helfen. Helena war blond und frisch wie Venus, nachdem sie kaum den Wellen entstiegen. Und sie war stark und aufrichtig und duldete keine Ungerechtigkeiten. Nur einmal, Paris erinnerte sich dessen wohl, hatte sie eine schwere Kränkung mit Geduld ertragen . . ."

„Warte, das wollen wir überschlagen," sagte Caterina, weil sie ihr Abenteuer mit Maddalenina Dargenti nicht vor der Alten erzählen wollte.

„Erzähle einmal, wie die beiden Kinder sich im Wald begegnen," bat die Suppèi, die Pfeife aus dem Munde nehmend, „das ist wirklich schön!"

„Ach ja, wartet! . . ." „Helena und Paris waren nun fünfzehn Jahre alt! Das Alter der Poesie und der Liebe. Sie hatten es sich noch nicht gesagt, daß sie sich liebten, aber sie lasen es in ihren Augen, allemal, wenn sie sich sahen. Schon lange gingen sie nicht mehr zusammen zur Schule, aber oft begegneten sie einander, oder Paris ging, unter dem Vorwand die Mutter eines toten Freundes zu besuchen, in Helenas Haus. Das Häuschen, in dem sie wohnte, lag am Ende des Dorfes; es war ein armes, aber ordentliches und sauberes Häuschen, und des Mädchens Großmutter war eine brummige aber sehr gutherzige Alte. Und nun sollte er fort: auch er hatte die Ortsschule durchgemacht und sollte nun in eine entlegene Stadt gehen, um seine Studien zu vollenden. Mit Freude und mit Schmerz bereitete er sich auf die Abreise vor. Seine Verwandten wollten ihm nicht beistehen, sie wollten ihm keinen Soldo geben; sie sagten: er ist jetzt groß, er kann arbeiten.

Eines Tages ging er in einen benachbarten Ort, wo Jahrmarkt war. Nachdem er in dem Boot des alten Portinèr über den Fluß gesetzt hatte, kam er in das Pappelwäldchen. Er ging sehr schnell, weil er Wälder mit dichtem Unterholz nicht sehr liebte, besonders die am Ufer des Flusses nicht.

Digitized by Google

Denn solches Gehölz sieht zwar von fern sehr schön aus, besonders gegen Sonnenuntergang, wenn die rote Sonne phantastisch durch das Gezweig scheint; drinnen ist es aber manchmal recht beschwerlich. Der Boden ist feucht, schlüpfrig, von seltsamen, stachelichten Pflanzen überdeckt; Myriaden von lästigen kleinen Fliegen schwirren durch die feuchte, schwere Luft, und manchmal gibt es auch Mücken, ja wohl gar eine Natter, und dann ist es in solchem Gehölz wirklich nicht angenehm. Es war schon Herbst, und bald hier, bald dort hörte man den Axtschlag der Holzhauer. Woran dachte unser Paris wohl? Vielleicht an die bevorstehende Abreise und nahm im Herzen Abschied von diesem Ort, als er auf einmal zusammenfuhr und stehenblieb. An den Stamm einer Pappel gelehnt, saß ein blondes Mädchen im Grase; wäre ihm in dem Augenblick eine Fee erschienen, so würde es ihn nicht mehr erregt haben . . ."

Caterina wollte nicht weiter erzählen. Ihre Stimme bebte wie vor Scheu. Vergebens baten die Suppèi und auch Adonis sie, fortzufahren.

„Jetzt wollen wir einmal von anderem sprechen. Die Geschichte bin ich nun satt!" log sie.

Aber die Alte nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Dann will ich weiter erzählen! Helena hatte sich den Fuß verstaucht, während sie mit einer Freundin nach Mezzano zum Jahrmarkt gehen wollte. Die Freundin war nun fortgegangen, um einen Holzhauer aufzusuchen, der ihr hülfe, das Mädchen bis zum Pousér zu bringen. Als Paris so plötzlich Helena vor sich sah, wie sie ganz allein und blaß im Grase saß, erschrak er sehr und kniete vor ihr nieder. Helena weinte und lachte, vor Schmerz und vor Freude. Sie sahen einander an und in dem Augenblick erkannten sie, daß sie sich liebten. ‚Warum bist du so blaß geworden?' fragte Helena. Und Adonis erwiderte: ‚Weil ich dich unendlich liebe! . . .'"

„Nein, so ist es nicht!" rief Caterina ärgerlich. „So sprechen die Marionetten!"

„Alle Verliebten sind Marionetten!" sagte die Alte.

Und Adonis lachte, aber er widersprach.

Nun wartet er, an dem geschlossenen Fenster lehnend. Die Schläfen klopfen ihm: es ist ihm, als wäre er bei seinem ersten verliebten Stelldichein.

Caterina öffnet das Fenster und läßt ihn in das feuchte Stübchen ein, das schon die Geheimnisse ihrer nächtlichen Zwiesprache kennt. Die Alte schläft und schnarcht: sie behauptet, das Menschenherz zu kennen und mißtraut den beiden Verlobten; aber sie glaubt naiv, es sei genug, sie zu bewachen, wenn sie unter dem Laubdach sitzen, und ihnen einen Spaziergang zu zweien zu verbieten, damit kein Unheil geschehe.

Digitized by Google

Unheil aber geschieht dennoch nicht. Adonis erbebt in Caterinas starken Armen, doch, wie er in der Erzählung gesagt hat, „er ist schon gewöhnt, sein Tun zu überwachen“: er vergißt nicht, daß, bevor er Caterina besitzen darf, er eine soziale Stellung haben muß.

Und dann geht er den bekannten Weg heimwärts, durch die enge, von Grün überwachsene Gasse dem Deich zu; und wie es ihm oft geschieht, denkt er an seine Kindheit zurück und an den kleinen toten Freund, der für ihn immer ein Kind geblieben ist. Vielleicht ist Marco auch im Gedächtnis seiner Mutter klein geblieben, denn wenn sie Adonis als Kind gesehen, hat sie jedesmal geweint; aber wie der Freund des kleinen Verstorbenen größer wurde, hat sie nicht mehr geweint. Vielleicht verblassen auch im Gedächtnis mancher die Erinnerungen wie die Muster, die der Färber auf die bunte Leinwand aufdruckt. Nicht so für Adonis: er erinnert sich an alles in seinem vergangenen Leben: Jetzt ist der Horizont seines Lebens so klar wie hier in der weiten Ebene der Horizont im Frühling: aber die Erinnerungen an die Vergangenheit bleiben und hängen an diesem Horizont wie eine Wolke, die nicht weichen will.

In jener Nacht dachte er besonders lebhaft an den kleinen Verstorbenen; er fühlte sich glücklich in der Gegenwart, aber er empfand fast ein Bedürfnis nach einem traurigen Gedanken. Das war, wie wenn ihn mitunter die Lust überkam einen Stein in das ruhige Wasser zu werfen, um seine Ruhe zu stören.

„Warum mußte Marco geboren werden, wenn er sterben sollte, bevor er das Leben kannte?“ fragte er sich.

Doch als er den Deich erreicht hatte, vergaß er dieses Problem. Die Nacht wurde feucht und grau, von einem samtartigen Grau, in dem die dunkeln Bäume, die goldenen Sterne und der helle Fluß aussahen, als wären sie von einem fernen Lichte erleuchtet, das nicht bis zu den andern Dingen und den andern Linien des Landschaftsbildes drang. So erblickte er jetzt in seinem Herzen nur Caterina. Er gedachte anderer Nächte, wann er, wie jetzt, dem Grasstreifen entlang, der den Deich nach dem Flusse zu säumte, seinem Heim zugeschritten war: aber es schien ihm, als wäre sein Glück jetzt inniger als zuvor. Früher hatte nur sein Herz diese Freude zu lieben empfunden: jetzt rann sie ihm durch alle Adern. Mit einem Male aber kam aufs neue ein Verlangen nach Trauer über ihn: er ward inne, daß es das Glück mit der Freude verwechselte.

Ja: er war trunken von Freude, aber nicht glücklich. Er liebte Caterina, aber er wollte mehr als nur Küsse: er träumte von einer vollkommenen geistigen Vereinigung mit ihr.

Und dieser Traum war von Jahr zu Jahr lebhafter geworden — seine

Digitized by Google

Verwirklichung immer schwerer. Caterina war und blieb die selbe, die er vor zehn Jahren gekannt hatte; er aber hielt sich schon für ein höheres Wesen, wenigstens für weit über ihr stehend.

Ein Bedenken vor allem quälte ihn. In diesen letzten Jahren hatte er seinen Kirchenglauben, den ja auch nie jemand in ihm gepflegt, vollständig verloren. Er, ein nach Gerechtigkeit Dürstender, war natürlich ein eifriger Anhänger der sozialistischen Lehren geworden und der Meinung, dieser Trieb müsse ihm wohl eingeboren sein.

In Padua lebte er mit andern sehr jugendlichen Schülern der Lehrerbildungsanstalt zusammen, fast sämtlich Anarchisten, die alle Tage die Welt in die Luft sprengten und nach ihrer Weise wieder aufbauten. Vielleicht, weil ihre gewöhnlichen Mahlzeiten ungenügend waren für ihren furchtbaren Appetit, verspeisten sie jeden Tag einen König und wohl gar eine Königin. Von Priestern gar nicht zu reden: die waren ihre Lieblingsspeise.

Adonis war noch der mildeste. Er war ein Idealist. Er verlangte, man solle die Eroberung der Welt unternehmen, nicht mit Sensen bewaffnet, sondern mit Geduld und Liebe. Er haßte die „Mächtigen der Erde" nicht, zum Teil auch weil sich in ihm die Meinung festgesetzt hatte, alle Reichen seien unglücklich. Er war niemals mit einem Reichen in Berührung gekommen, aber er war überzeugt, wenn das geschehen sollte, so würde er ihn mehr zu beklagen als zu beneiden haben. Alle reichen Familien ferner stellte er sich als durch Zwietracht getrennt und zum Untergang bestimmt vor. Und beständig führte er die Familie Dargenti als Beispiel an.

Die Liebe: das war's, was den Reichen fehlte — wie ja leider auch den Armen! Und der Klassenhaß beschwerte sie alle wie ein trüber Dunstkreis. Er aber träumte von einer idealen Welt, in der alle sich gegenseitig lieben und beistehen würden. Die andern Fragen, und namentlich die materielle, machten ihm geringe Sorge: der Mensch kann mit wenigem leben! Er kann dann zwar anämisch werden — wie auch er es ein wenig war — aber er kann auch wieder genesen.

Auch die Reichen können anämisch werden, dachte er bei sich, wenn er an dem Palazzo Dargenti vorüberkam. Voriges Jahr war Fräulein Maddalena auch anämisch; sie sah aus wie ein Affe! . . . Laßt mich nur erst eine Stelle haben, fuhr er dann fort und blickte auf, als spräche er zu den regungslosen, dunkeln Pappeln: dann sollt ihr sehen, wie vergnügt und stark ich werde. Dann wird immer lustig gelebt und spazieren gegangen. Caterina . . .

Ach! bei dem Gedanken an Caterina erbebt er jedesmal, vor Freude und vor Sorge. Sie wird eine gute Gattin werden, eine leidenschaftliche

Digitized by Google

Geliebte — doch vielleicht nie seine Gefährtin. Einmal waren sie Kameraden, als sie noch miteinander über den Deich gingen, sie mit ihrem Schal, er mit seinem häßlichen Mantel; aber der Tag wird nie kommen, an dem sie sich noch einmal so verstehen werden, wie sie sich damals verstanden. Das ist die Sorge, die ihn quält. Und er empfindet einen seltsamen Eindruck: er meint Caterina immer noch als Kind zu sehen, mit ihrem bauschigen Kleidchen und den Zoccoli an den Füßen, weit weg, dort vor dem nebligen Hintergrund. Er dagegen ist gewachsen: er ist so groß geworden wie eine Pappel, und ein unbegrenzter Horizont tut sich vor ihm auf.

II.

Das Licht brannte im Hausflur, vor dem Bilde des Simon Juda. Nichts war verändert im Hause Togninas, nur waren die Kinder herangewachsen und wiederum Kinder zur Welt gekommen. Carissima war behäbiger geworden, Zia Elena alt. Tognina indes war immer die gleiche, kränklich, gleichgültig, von unbestimmbarem Alter; es war als ginge für sie die Zeit nicht hin, oder es gäbe für sie überhaupt keine Zeit. Und in Adonis' wüstem Zimmer herrschte noch immer der unangenehme Geruch und das anhaltende Lärmen der muntern und frechen Mäuse. Er ging zu Bett, nachdem er seine Kleider sorgsam an den alten Kleiderständer gehängt hatte, der aussah wie ein Baum; doch wie müde er auch war, einschlafen konnte er nicht so bald. Er dachte immer an Caterina, aber er dachte auch an anderes und an andere, an seine Mutter, seine Geschwister. Sie waren groß geworden und arbeitsam und artig; nur der Kleine war noch ein wenig rachitisch und scheu und verbarg sich, wenn Adonis ihn rief.

„Für ihn bin ich ein Glücklicher", dachte Adonis und erinnerte sich, wie Reno eines Tages die Krümchen von seiner Focaccia aufgelesen hatte. Und dann dachte er voller Liebe an sein Schwesterchen Eva. „Sie ist wirklich reizend geworden und wird hoffentlich einen Mann finden! Auch die Brüder werden heiraten. Warum sollten sie nicht auch glücklich werden? Der Mutter und Reno werde natürlich ich beistehen. Hoffen wir also!"

Und mit seinem Hoffen suchte er den Schlaf; doch kaum hatte er die Augen zugetan, als der Lärm ihn wieder aufschreckte.

Ach, die verwünschten Mäuse! Und mein Anzug?

Er erhob den Kopf, denn er sorgte sich um seinen schönen grauen modischen Anzug: „Die Mäuse haben ja vor nichts Respekt! Sie wissen nicht, welche Opfer ein solcher Anzug einen armen jungen Mann kostet."

Er legte den Kopf wieder auf das Kissen und ward von neuem traurig. Er dachte an die Tante, die ihn noch immer da oben schlafen ließ, in diesem trostlosen, wüsten Raum. Er war und blieb der Eindringling in diesem

Digitized by Google

Hause, ein Zugvogel gleichsam. Die Tante war nur weicher gegen ihn, wenn sie krank war; Pirloccia prügelte ihn nicht mehr, weil er das nicht mehr konnte; und die übrigen betrachteten ihn mit Gleichgültigkeit oder gar mit Neid. Und er — nein, trotz seiner Ansichten über die allgemeine Menschenliebe: auch er liebte seine Verwandten nicht und konnte kaum die Zeit erwarten, wo er wieder fortgehen, von ihnen loskommen würde: wie er sich einst danach gesehnt hatte von seinem häßlichen Mantel loszukommen, der ihm doch so nötig war. Bei der Erinnerung an den Mantel mußte er dennoch lächeln: den hatten die Mäuse immer respektiert!

„Ich muß Fallen aufstellen", dachte er. „Es sind ihrer zu viele. Wohl tausend! David sagte, die Marchesa fürchte sich vor Mäusen: jetzt begreife ich das. Sie hatte Angst wegen ihrer Kleider. Ich fürchtete mich nicht, weil ich nichts hatte. Jetzt aber ... mein Anzug ... ah, da ist eine drin ..."

Er meinte, er hätte eine gefangen, sah Caterina, wie sie sich darüber beugte, um sie zu betrachten; er regte sich, erkannte, daß er geträumt hatte und schlief wieder ein, leise lachend wie ein Kind.

Früh stand er auf und machte einen Gang durch die Felder. Die Sonne brannte noch nicht, aber das gelbe Gras an den Böschungen, die zwar noch grünen und harten, doch bereits dicken Beeren der Weinstöcke und die reifen Feigen verkündeten den vorgerückten Sommer. Er hielt bei der Melonenpflanzung an und bemerkte, daß die Wassermelonen dieses Jahr sehr zurück waren. Er verstand sich darauf! Traurige und frohe Erinnerungen schienen mit dem Duft der Pflanzen von jenen Plätzen aufzusteigen, die seine gequälte Kindheit gekannt hatten.

Als er an einem mit Tomaten bestellten Felde vorüberging, sah er zwischen dem feuchten Grün der an starken Weidenruten aufgebundenen Pflanzen den gelben Kopf Agostinos auftauchen.

„Wie geht's?" begrüßte er ihn.

Der kurzsichtige Albino kam heran und erwiderte, es ginge zwar mit der Gesundheit recht gut, aber er habe viel Ärger.

„Haben sie dir nicht gesagt? Anfang April war ich mit meiner Frau bei euch eingezogen. Aber die Frauen vertrugen sich nicht und beinahe hätte es ein Unheil gegeben. Wir zogen also wieder aus. Aber die Tante sollte doch auch ein Gewissen haben! Sie gibt mir ja Arbeit, aber wie? Wie irgend einem Bauern. Die anderen sind im Hause, ich draußen. Ist das gerecht? Sag' du, Kleiner, ist das gerecht?"

Er streckte seine großen grünen, nach Tomaten riechenden Hände Adonis entgegen. Dieser dachte an die Prügel, die er von Agostino bekommen hatte und fast hätte er gelacht, daß jener sich jetzt an ihn wandte, um Gerechtigkeit zu erflehen.

Digitized by Google

„Nein, es ist nicht gerecht", gab er zu.

„Du solltest es der Tante sagen, Adonis," fuhr der Albino fort. „Du solltest ihr sagen: ‚Aber habt Ihr denn kein Gewissen, Tante? Denkt doch auch einmal an den armen Agostino!' Die Tante, glaub' es nur, hat dich gern: sie wird auf dich hören."

„Ich will es ihr sagen," versprach Adonis ein wenig ironisch.

Gerührt fragte Agostino alsdann nach Caterina und ob sie bald heiraten würden.

„Ja," sagte Adonis, den Lockenkopf schüttelnd, „morgen! Das hat noch gute Wege!"

„Wenn die Liebe da ist, ist alles da!" sagte Agostino salbungsvoll und fügte boshaft hinzu: „Um so mehr als ihr Herrschaften wenige Kinder kriegt."

„Ach, geh, das sind Verleumdungen!" rief Adonis aus.

„Wirklich! Wirklich! Wußtest du das noch nicht? Oder machst du dich lustig über mich? Na, du wirst ja sehen! Wollen wir wetten, daß die Enkelin der Marchesa überhaupt keine Kinder kriegt?"

„Wie, heiratet sie auch?"

„Ich sage, wenn sie heiratet. Mein Schwiegervater, der Schmied, sagt, du hättest sie heiraten können . . ."

„Wie dumm!" entgegnete Adonis und wurde rot.

Doch der Albino hielt ihm vor: „Sieh doch nur David! Er heiratet auch eine Reiche!"

„Ja, ja!" erwiderte Adonis vergnügt.

Er ging nach Hause. Auf dem Hofe und im Hausflur spielten und schrien die Kinder Carissimas und die Andromaches. Der Fußboden lag voll Erbsen- und Feigenschalen; das Kleinste schleppte schreiend seinen Laufkorb; ein anderes saß auf der Türschwelle und aß seinen Brei; ein drittes las aufmerksam ein paar Erbsen auf und steckte sie in den schmutzigen Mund. Dazwischen spazierten die Hühner umher und Carissima nähte und sang, unbekümmert um das, was sie umgab. In der Küche frühstückte Pirloccia, von Zia Elena bedient.

Als er Adonis sah, deutete er auf eine Scheibe Polenta und lud ihn ein, mit ihm zu speisen. Aber der junge Mann nahm die Tasse Kaffee, die die Zia Elena ihm reichte, und ging damit in die Vorhalle hinaus, „weil es dort weniger heiß sei".

Noch immer erzitterte er, wenn er nur die Stimme des Besenmannes hörte! Als er mitten unter den Schalen und Hühnern und Kindern in der Vorhalle saß und seinen Kaffee trank, fielen ihm die Worte Agostinos wieder ein. Ja, warum sollte er es leugnen? Sie hatten ihm Vergnügen bereitet,

Digitized by Google

ihm geschmeichelt. Es war das erstemal, daß man ihm so viel Bedeutung beilegte: er war also zu einer Persönlichkeit geworden?

„Wird David diesen Sommer kommen?" fragte er Carissima, die aufgehört hatte zu singen, um mit ihm zu plaudern.

„Die Stiefmutter sagt ja; sie sagt, er käme im September, vielleicht mit seiner jungen Frau. Es soll eine schöne Dame sein und sehr reich, aber älter als er. Er war doch nicht so verrückt wie er aussah."

Adonis lächelte und schüttelte den Kopf. Er dachte an den armen Schwefelholzmann, der im Elend gestorben war, und fragte, ob *La Müton* sich über Davids Heirat freue.

„Er schickt ihr jeden Monat ein Goldstück," sagte Carissima. „Und jetzt hat er ihr eine Masse Geld geschickt, damit sie das Haus instandsetzt."

„Für sie also ist der Tag gekommen!" sagte Adonis vergnügt, doch auch ein wenig boshaft, in der Erinnerung an das stete Wort der Alten. „Jetzt will ich sie einmal aufsuchen. Nein, zuerst will ich zur Tante gehen."

Die Tante war in ihrem Zimmer und machte das Bett, das sie mit wahrhaft andächtiger Sorgfalt zulegte und glatt strich.

„Setz' dich da hin, Schatz!" sagte sie, als Adonis in das Zimmer stürmte.

„Hört, Tante, ich muß Euch etwas sagen. Und am liebsten gleich. Nein, seid nur ruhig, ich rühre nicht an die Stühle und auch nicht an die Einmachgläser. Tante, ich muß Euch eine Frage vorlegen: Habt Ihr ein Gewissen?"

Die kleine Frau richtete sich auf und sah ihn unruhig an. Adonis ging und machte die Tür zu: als er sich wieder dem Bett näherte, sah er in den kleinen, milchigen Augen der Tante einen solchen Ausdruck von Unruhe, daß in ihm ein alter Verdacht aufstieg. Es war ihm, als wäre Tognina von Gewissensbissen gequält.

„Ich habe Agostino getroffen," sagte er schnell und tastete aus alter Gewohnheit an den Stuhllehnen herum. „Er läßt Euch fragen, ob Ihr kein Gewissen habt. Warum nehmt Ihr ihn nicht ins Haus? Die andern ja: ihn nicht!"

„Er soll zum Kuckuck gehen!" rief Tognina aus und bückte sich wieder über die Decken. „Wenn doch seine Frau Carissima prügeln wollte? Es war eine wahre Hölle hier im Hause. Sie, Dirke, behauptete sogar, Carissima bestähle mich: ist das nicht zu arg?"

„Was für eine Verleumdung!" sagte Adonis ironisch. „Auf jeden Fall habe ich den Auftrag ausgerichtet. Denkt einmal darüber nach. Tante, wo sind die Mausefallen? Ich möchte ein paar haben."

Die kleine Frau schien nachdenklicher als gewöhnlich; sie sagte, wo die Fallen wären, dann schwieg sie, und Adonis ging. Aber als er draußen war, rief sie ihn noch einmal zurück.

Digitized by Google

„Was ist?" fragte er.

„Ich wollte dir sagen . . .," fing sie an und zauderte; „ich wollte . . . Wenn du für nächsten Sonntag deine Caterina mit ihrer Alten zu Mittag einladen willst . . ."

„Es ist nicht daran zu denken, daß die kommt!" rief Adonis aus. „Immerhin will ich's versuchen. Sonst nichts?"

„Nichts!"

Er ging und stellte in seiner Kammer zwei Fallen auf. Dann besuchte er *La Müton*, die ihn mit Zärtlichkeit begrüßte. Sie war beinahe taub und häßlicher als je, und wenn sie von ihrem armen Verstorbenen sprach, dann sah ihr hölzernes Gesicht geradezu entsetzlich aus.

„Er sprach noch immer von einem Lande, wo die Brustkranken wieder gesund werden; und wenn er Fieber hatte, dann träumte er davon. Er sagte: ‚Wenn mein David eine Stellung haben wird, dann wollen wir alle zusammen dahin gehen.' Aber David hatte noch keine Stelle, und als er sie bekam, da war mein Nino schon fortgegangen, in das Land, wo wir alle gesund werden . . ."

Doch Adonis wußte das alles schon und er wollte von Lebendigen sprechen, nicht von Toten.

„Also das junge Ehepaar wird bald kommen? Zeigt mir doch ein Bild von der Braut."

Sie zeigte es: eine Dame in ausgeschnittenem Kleid, eine Perlenschnur um den Hals und einen langen Handschuh in der Hand. Sie war nicht schön, wie Carissima gesagt hatte, aber sie hatte ein charaktervolles, ovales Gesicht mit geistreichem Mund und großen, schwarzen Augen, denen dichte, aneinanderstoßende Brauen einen Ausdruck von Stolz verliehen.

„Schön!" rief Adonis bewundernd.

Es war etwas in dem Bilde, das ihn überraschte.

„Und sie ist so gebildet! Sie kann viele Sprachen und sie hat auch ein Buch geschrieben."

„Ah!" jetzt verstand Adonis: es war der intelligente Ausdruck jenes Gesicht's, der ihn so anzog.

„Eh, und sie ist obendrein reich?"

„Ja, sehr reich."

„Der Tag ist also gekommen?" fragte Adonis lächelnd.

Die Frau verstand. Sie nahm wieder ihre düstere Miene an und wiederholte mit geheimnisvollem Ton ihr altes Wort: „Es kommt ein Tag . . ."

Was meinte sie nur? Träumte sie von einem Tag der Rache und der Gerechtigkeit, wie Adonis von einer Zeit des Friedens und der Liebe?

„Ja," fügte sie hinzu. „Sie kommen im September. Ich freue mich wohl

Digitized by Google

ja, aber ich weiß nicht, was die junge Frau eſſen mag, und das macht mir Sorge."

Ruhig und gleichmäßig gingen die Tage hin. Pirloccia und ſeine Söhne beläſtigten Adonis nicht mehr; ſie ließen ihn leben und ſeinen Weg verfolgen, dem Ziele entgegen, das er von Kind auf zu erreichen ſich vorgeſetzt hatte.

Seit er wieder in Caſalino war, fühlte er ſich wohler, trotz der in der Poebene ſo drückenden Hitze. Nachts ſchlief er, er hatte keine Kopfſchmerzen und auch keine quälenden Träume mehr. Sobald der Tag graute, ſtand er auf, wanderte durch die Felder, wohl gar in eines der benachbarten Dörfer und kehrte über den Deich zurück, von dem er den Blick über den ruhigen, lichten Strom hatte.

Wenn er zu Hauſe war, ſo verſammelten die Kinder ſich um ihn, kletterten an ſeinem Stuhl hinauf, küßten ihn und zogen ihn bei den Haaren. Solange ſeine Geduld vorhielt, ließ er es geſchehen und ſagte ſich, ein Lehrer müſſe zu den Kindern Zuneigung faſſen. Er hatte nicht vergeſſen, wie ſehr er ſelbſt als Kind durch ſeine Vereinſamung gelitten hatte, und deshalb war er den Kindern Cariſſimas wie denen Andromaches zugetan, ja allen Kleinen von Caſalino und vermutlich der ganzen Welt. An ſeine eigenen zukünftigen Kinder dachte er ſchon voller Zärtlichkeit.

„Ich werde ſie auch ſtrafen," ſagte er ſich, „aber nicht hart."

Inzwiſchen hatte er ſich einige Stunden verſchafft. Unter anderen hatte er zwei Schüler, die älter waren als er ſelbſt: einen Seminariſten und ein junges Mädchen, das ebenfalls eine Lehrerinnenbildungsanſtalt beſuchte. Beide kamen aus Cremona. Der Seminariſt war ein mäßig begabter, träger Burſche, und Adonis hatte den unglücklichen Gedanken, ihm eines Tages zu ſagen, das Daſein Gottes ſei eine Illuſion der Menſchen.

„Es gibt einen Gott, ja," ſagte der junge Pantheiſt, „aber er iſt in uns, oder richtiger ausgedrückt: wir alle ſind ein Teil der großen Allgemeinheit, Natur genannt.. Unſere Religion ſoll die Nächſtenliebe ſein, das Streben nach Vervollkommnung und das Bemühen gerecht zu ſein gegen uns und gegen die andern. Vor allem gegen die andern. Gott ſind wir..."

Der Seminariſt lauſchte und ſchien überzeugt. Auf einmal aber ſchloß er die Augen und ſagte ärgerlich: „Ach, laß dich doch von Meoli vergolden!"

Adonis unternahm keine weiteren Bekehrungsverſuche bei ihm.

Die Studentin war gelehriger. Sie war intelligent und lebhaft, aber ſie beſaß wedet Gedächtnis noch Fleiß und war deshalb bei der Prüfung durchgefallen. Sie war zudem ſehr ſchön, bleich, mit einem idealen Profil und wundervollen ſchwarzen Haaren. Gleich von der erſten Stunde an

Digitized by Google

fing sie mit ihrem Lehrer zu disputieren an — schließlich aber stimmten sie stets überein. Ihre Nähe erregte Adonis; er verspürte einen seltsamen Zauber. Aber er dachte nicht im entferntesten daran, Caterina untreu zu werden, deren Nähe für ihn einen weit stärkeren Reiz besaß, als der, der von jenem Fräulein ausging.

Überdies war dieses in einen Maler verliebt, der die Fresken in der Pfarrkirche auffrischte. Und Adonis betrachtete Caterina als seine rechtmäßige Frau: es war ihm, als gehörten sie zusammen seit jener ersten Begegnung im Schatten der Pappeln an der Straße nach San Giovanni. Ihr untreu werden, das hieße sich selbst untreu werden! Doch wie sehr er auch ihrer begehrte, er erachtete sie für unendlich tieferstehend; nur hatte er Mitleid mit ihren Mängeln, wie ein verständiger Mann die Mängel seiner Frau bemitleidet. Solange er bei ihr weilte, stellte sie nie die Arbeit ein; sie bereitete die Polenta, fütterte die Hühner, flocht Streifen aus Binsen oder Weidenrinde für Hüte. Ihr Anzug war ein wenig nachlässig, und die großen Füße steckten noch immer zur Hälfte in den Pantoffeln mit Holzsohlen. Ihr goldenes Haar verschwand unter einem steifen schwarzen Kopftuch, wie ein Schatz in einem Lederbeutel. Adonis aber bewunderte sie dennoch: sie erschien ihm immer schön, frisch, begehrenswert. Ihre Unterhaltung war fast stets kindlich einfach, und ihr Meinungsaustausch hatte noch viel von der Art, die sie als Kinder geübt. Bisweilen aber unterhielt Adonis sich, während Caterina plauderte, auf seine Weise.

Er träumte: er sah ein Tischchen vor sich, auf dem das französische Wörterbuch lag, und an dem Tischchen das blasse, ausdrucksvolle Gesicht der Studentin.

Dann schüttelte er solche Träumerei zwar alsbald von sich, weil sie ihm als eine Schuld erschien: aber diese Schuld barg doch eine heimliche Lust.

Caterina beobachtete ihn alsdann und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, da die alte Suppèi sie einmal alleinlassen würde.

Und kaum hatte die Alte das Zimmer verlassen, so näherte sie sich ihrem Verlobten und bot ihm den rosigen, frischen Mund.

Dann vergaß er die andere, bemerkte es indes auch nicht, daß Caterina, während er sie küßte, traurig ward.

Und dann gingen sie hinaus und setzten sich unter das Laubdach.

Kam einmal eine Freundin Caterinas, so verschmähte er nicht, mit ihr zu plaudern und zu scherzen; und waren sie allein mit der Alten, so erzählte er von seiner Studienzeit oder machte Zukunftspläne.

Sie stritten selten miteinander: Caterina war stets bereit, sich seinen Wünschen zu fügen. Und er verlangte wenig von ihr, war indes bemüht, sie zu belehren und ihr seine Anschauungen klarzumachen: er redete ihr

Digitized by Google

von idealen Verbindungen ohne Bürgermeister und ohne Priester, und sie nahm keinen Anstoß daran, stritt nicht einmal darüber.

Diese ihre Fügsamkeit — die ihm im Grunde mißfiel, weil er sie für ein Zeichen von geringer Intelligenz hielt — bestimmte ihn endlich zu einem seit langem überlegten Versuch.

Eines Abends, um Mitte August, saß er mit Caterina unter dem Laubdach, während die Suppèi drinnen aufräumte und dabei mit ihrer tiefen Stimme ein eintöniges Kirchenlied sang. Adonis hörte ihr zu und ward traurig: es war, als wecke der fromme Singsang der Alten in ihm das Heimweh nach dem verlorenen Glauben.

Auf einmal sagte er: „Auf dem Deich bin ich dem Juden begegnet. Und wie sah er mich an!“ . . .

„Fängst du noch einmal davon an?“ sagte Caterina sehr lebhaft. „Ich habe dir gesagt, daß das zu Ende ist. Laß ihn!“

„Nein, ich will dir etwas sagen!“ . . .

Doch sie ward ganz erregt, und da Adonis bei seinem Gedanken beharrte, stand sie auf, ging zu der Großmutter in die Küche und stimmte in ihren Gesang ein.

Er wußte nicht weshalb, doch er hätte weinen mögen.

Dann kam Caterina wieder heraus, und auch die Alte setzte sich auf die Türschwelle: der schlechte Geruch ihrer Pfeife verbreitete sich durch die laue Luft und fiel Adonis auf die Nerven.

Er stand auf und tat die gewohnte Bitte: „Großmutter, laßt uns doch spazieren gehen!“

„Um diese Zeit, mein Herz? Wo denkst du hin?“

„Dann: Addio!“

Caterina begleitete ihn bis zur Biegung der Gasse, drückte erregt seinen Arm und fragte bittend: „Kommst du nachher wieder?“

„Ja, aber merke dir, daß ich dir etwas sagen will. Versprich mir, daß du mich anhören willst, sonst komme ich nicht mehr.“

„Ist es wegen des Juden?“

„Auch seinetwegen, ja. Ich weiß, daß er immer hier herumstreicht. Weshalb?“

Da ließ Caterina seinen Arm los und sagte ganz erschrocken: „Du glaubst? . . Du glaubst?“ . .

„Ich glaube nichts! Wir werden darüber sprechen.“

Er ging und meinte wirklich eifersüchtig zu sein. Zum erstenmal fragte er sich, ob der junge Jude nicht etwa Caterina gefalle wie ihm selbst die Studentin.

Eine halbe Stunde später waren sie von neuem beisammen, in dem feuchten, dunkeln Stübchen.

Digitized by Google

Caterina war ungewöhnlich kalt, küßte ihn nicht, sondern klopfte ihm nur mit der Hand auf die Schulter, wie um ihn aufzufordern zu sprechen.

Er wußte indes nicht recht, wie er anfangen sollte.

„Laß uns hinausgehen," sagte er endlich; „hier ist es zu heiß."

„Die Großmutter ..."

„Laß sie schlafen! Hörst du nicht, wie sie schnarcht? Komm, hier erstickt man! Aber du tust nie, was ich will ..."

„Das ist nicht wahr!" erwiderte sie, dem Weinen nahe.

Sie gingen hinaus und setzten sich auf die Türschwelle.

Die Nacht war lind, und durch das Laubdach funkelten die Sterne; aber Adonis verspürte noch immer den Tabakgeruch und statt sich zu beruhigen, ward er nur noch erregter.

Caterina hingegen, ungewöhnlich ruhig, wartete darauf, daß er spräche.

Er legte den Arm um ihren Leib und fing an: „Ich habe dir etwas zu sagen. Aber du darfst dich nicht darüber ereifern! Ich muß dich fragen: ist es wirklich wahr, daß der Jude dich heiraten möchte? Sag mir die Wahrheit!"

„Ja, es ist wahr!"

„Hat er es dir gesagt?"

„Er hat es mir geschrieben. Und er ist mehrmals selbst gekommen."

„Nicht wahr, du willst ihn nicht?"

„Wenn ich ihn gewollt hätte, so wäre ich nicht hier!" entgegnete sie stolz.

„Nein, höre! Wenn du mich nun nicht gekannt hättest und du hättest dich in ihn verliebt, würdest du dann verlangt haben, er solle Christ werden?"

„Aber das will er ja!"

„Ja, aber ich meine, wenn er nun seinen Glauben nicht hätte aufgeben wollen, und du hättest ihn geliebt, hättest du ihn dann doch geheiratet?"

„Die Großmutter ..."

„Laß die Großmutter aus dem Spiel!" sagte er gereizt. „Sie begreift eben nichts!"

„Ja, aber ich muß daran denken, daß sie mich aufgezogen hat!" entgegnete Caterina und fing an, unruhig zu werden. „Übrigens, was liegt daran? Den Juden will ich nicht, und wenn er zehnmal Christ wird ..."

„Laß mich nur ausreden und weiche mir nicht aus! Hättest du ihn genommen, wenn du ihn geliebt hättest, und er hätte dir gesagt, der wahre Glaube wäre der seine?"

„Die Juden haben Jesus getötet", sagte sie naiv. „Nein, ich hätte ihn nicht gewollt."

„Sie begreift mich nicht!" dachte er, ließ sie los und preßte seinen Kopf in die Hände. Er empfand ein Gefühl von Leere: es war ihm, als läge

Digitized by Google

zwischen ihm und Caterina, die hier mit ihm auf der selben Schwelle saß, eine Wüste so endlos wie der unermeßliche Himmel über ihren Köpfen.

„Und doch," fing er leise wieder an, ohne den Kopf zu erheben, „du mußt mich verstehen: es ist etwas, das ich dir so lange schon sagen wollte. Ich bin kein Jude, aber auch ich habe meinen Glauben. Ich will mich nicht kirchlich trauen lassen. Willst du mich trotzdem?"

„Du scherzest," sagte sie und lachte leise. „Du willst mich prüfen. Bist wohl auf den Juden eifersüchtig!"

„Nein, nein, ich spreche im Ernst. Ich bin nicht eifersüchtig. Oder doch, ja, ich bin eifersüchtig, aber das hat nichts damit zu tun. Überlege es dir wohl, und lache nicht. Das ist nicht zum Lachen!" sagte er laut, aber immer noch ohne den Kopf zu erheben.

Sie hörte auf zu lachen, und erst nach einer Weile sagte sie mit zitternder Stimme: „Soll ich denn weinen?"

Da begriff er, daß er ungerecht gegen sie war: er, der von allgemeiner Gerechtigkeit träumte!

„Es ist zu ihrem Besten!" sagte er sich.

Doch damit es zu ihrem Besten sei, mußte sie es begreifen! Und sie vermochte es nicht zu begreifen, und er fühlte sich nicht fähig ihr zu erklären, worin dieses Beste bestehe. Und Erklärungen sind ja zwecklos, wenn sie nicht mit offenen Sinnen aufgenommen werden. Wer hatte ihm je Erklärungen gegeben? Wer hatte ihm gesagt, daß sein Glaube nicht der Togninas, Pirloccias, Caterinas, des Seminaristen sei? Niemand: sein Geist hatte diese Erklärungen von unsichtbaren Wesen empfangen, von fernen Stimmen, von Stimmen, die aus der Tiefe seines Herzens aufstiegen und aus den Höhen jenes gestirnten Himmels herabkamen. Denn die Menschenstimme vermag nur bis zu einem bestimmten Punkte zu wirken und findet nur dort einen Widerhall, wo Geist und Gemüt bereit sind, die Stimmen der Natur und des Instinkts zu vernehmen. Und er wußte, daß Caterina diesen Geist nicht besaß, wie zum Beispiel er selbst oder auch die Studentin.

Caterina schwieg, wie betäubt; und er erwartete, daß sie spräche; er war darauf gefaßt, zwecklose Worte zu hören, aber auch entschlossen, nicht nachzugeben. Das Schwerste lag ja schon hinter ihm.

Auch sie hatte die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf auf die Hände. Und auf einmal war es, als finge sie von neuem an zu lachen. Ach, sie konnte ihn nicht begreifen! Doch was sie schüttelte, war kein Lachen; es war ein Schluchzen: sie weinte.

„Caterina!" sagte er, sich aufrichtend und von Zärtlichkeit für sie überwältigt. „Was hast du? Du weinst? Nein, das will ich nicht! Das nicht! Wenn du es nicht willst . . . wenn es dir nicht recht ist . . ."

Digitized by Google

Er streichelte ihre Schulter, legte seine Hand auf ihren Kopf. Er dachte daran, wie oft er als Knabe gelobt hatte ihr Beschützer zu werden — und nun quälte er sie und brachte sie zum Weinen!

„Sei still, sei still," sagte er, sie liebkosend. „Wir wollen später noch einmal darüber sprechen, wenn du es dir überlegt hast. Ich will dir erklären . . . dir beweisen . . ."

„Ich habe es mir überlegt", sagte sie schluchzend und mit einem gewissen Nachdruck. „Ist es nötig, das lange zu überlegen? Ich werde tun, was du willst."

„Warum weinst du dann?" fragte er erstaunt.

„Weil du böse bist! Weil du an den Kummer der Großmutter nicht denkst."

„Die Großmutter", sagte er wie für sich. „Sie ist alt!"

Und da er stockte, stand Caterina auf, hörte auf zu weinen und sagte traurig und nicht ohne Groll: „Ja, sie kann bald sterben. Aber die Toten kommen wieder . . . die Toten sehen alles, du weißt es! Und sie wird mir's nie verzeihen . . ."

„Gott, an diese Dinge glaubst du jetzt noch?" sagte er und rang trostlos die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Rösle und Rösles Großvater.

Von A. Supper in Kornthal bei Stuttgart.

Rösle heißt meine Freundin. Aber, daß ich's gleich sage: Sie ist ein wurmstichiges, verkümmertes Rösle, ein kleines, blasses Ding, das keinen Blick durch prangende Schönheit auf sich zieht. Im Schatten der Armut und der Krankheit aufgewachsen, hat sich nicht viel Rosenhaftes an ihr entwickeln können.. Eher sind die Dornen gut gediehen, die ja nicht so nötig Sonne brauchen und überall fortkommen. Aber doch — wenn eine gewisse Sorte von Wind über mein Rösle streicht, strömt ein feiner Duft aus ihrem Tiefsten, bei dem man an edle Sorten denken muß, die nicht auf allen Beeten wachsen. Vierzehn Jahre ist Rösle alt; aber sie sieht aus wie zehnjährig. Ihr ausgewachsener Rücken macht sie kleiner als sie eigentlich ist, ihr weißes Gesicht hat etwas Kinderhaftes. Nur ihre Augen sind klug, wie die Augen der Armeleutekinder und der Hunde, die strenge Herren haben.

Sie trägt Zeitungen aus. In einem alten Kinderwagen, der sicherlich einst glanzvolle Tage gesehen hat, schiebt sie ganze Päcke dieser Teufels-

Digitized by Google

akten durch die Gassen. Und zwar hat sie die extremsten Sorten beieinander. Mich wundert oft, daß es keinen Radau, keine blutige Balgerei in dem Wagen gibt, denn da liegt, ich hab es selbst gesehen, der allerlinkste Liberalismus neben Zentrum und Bauernbund.

An gewissen Plätzen läßt das Rösle ihren Wagen stehen, nimmt einen Pack Blätter unter den Arm und geht damit in die Häuser. Ich habe sie oft und lang beobachtet bei ihrem Tun. Aber ich muß sagen: Nachmachen könnte ich es ihr nicht. Die absolute Sicherheit, mit der sie hantiert, die Ruhe, die Zielbewußtheit, die aus jeder ihrer Bewegungen spricht, ist zum Verwundern. Sie scheint nicht zu ahnen, welches Unglück entstehen könnte, wenn sie einmal die Leibblätter ihrer Kundschaft verwechselte, wenn sie die Münchener Neuesten unterschöbe, wo man die Germania sehnsuchtsvoll erwartet, oder den Vorwärts statt der Kreuzzeitung durch den Türspalt steckte. Ihre tiefe stille Harmlosigkeit in diesen Dingen hat etwas Rührendes, ja Ergreifendes. Man denkt an jenes Wort, wonach in einer zukünftigen seligen Zeit die Kindlein vor dem Loch der Ottern spielen werden.

Einmal an einem trüben Tag mit greulichem Sudelwetter kam ich an die Ecke, wo Rösles Wagen stand.

Ein altes braunes Wachstuch war über die papierene Welt gebreitet, der mit Schnee vermischte Regen klatschte darauf nieder, und in den Wachstuchtälern sammelte sich das Wasser.

Ich blieb stehen und wartete auf Rösle, die wohl eben in den Kundenhäusern war. Mich verlangte so, die Bucklige hantieren zu sehen, denn mir selbst ging heute, wie immer, wenn die Sonne lang verhüllt blieb, nichts aus der Hand. In mir war dann die große Mutlosigkeit, die alles lähmte, und die, wenn mir Gott der Herr seine Schöpferallmacht zur Verfügung gestellt hätte, nur müde hätte fragen können: „Ja, lieber Herr, wozu denn all das Getue?“ Da meinte ich denn, wie ich so unter meinem Regenschirm an der zugigen Ecke stand, wenn ich nur das Rösle sehen könnte, das wäre Arzenei für mich.

Und nach einer Weile kam sie daher. Sie sah mich nicht, so breit ich dastand. Ihr Geist war bei ihrem Amt. Schon das zu merken war für mich eine Seligkeit. Langsam und vorsichtig nahm sie das nasse Wachstuch in die Höhe und ließ die Wasserfluten auf das Pflaster laufen. Ich sah ihr bleiches, unbewegtes Gesichtlein, über das der Regen rieselte, die nassen Haare und Schultern, den triefenden Rock. Und auf einmal hatte ich große Angst, sie könnte seufzen, könnte irgend einen stöhnenden, einen Jammerlaut von sich geben. Das wäre ein großer Zusammenbruch meiner Hoffnungen gewesen. Denn wenn das Rösle nicht mehr mittat, wenn auch sie das Schwere und Zwecklose des menschlichen Sichmühens einsah und

Digitized by Google

darunter litt, dann hielt für mich der leise Trost, den ich mir zurechtgezimmert hatte, nicht mehr stand, der Trost: „Du bist eben in einen bösen Traum eingesponnen; in Wirklichkeit ist es eine höchst wichtige Sache, das emsige, ruhelose Treiben der Irdischen, und man kann seine Arbeit gar nicht ernst genug nehmen."

Zum Glück seufzte oder stöhnte das Rösle nicht. Ein paar Kinderwindeln oder was das war, schob sie noch von ihren Zeitungsbündeln weg und nahm dann nach ruhiger und zielbewußter Auswahl eine Anzahl Blätter heraus, um die übrigen wieder sorgfältig zuzudecken.

Da mag es sein, daß ich geseufzt habe, denn plötzlich sah sie auf und mir ins Gesicht. Einen Augenblick stutzte sie, ich weiß nicht vor was. Vielleicht sah sie, daß ich heute unverankert war wie einer, der auf der Herrgottswelt kein Amt hat. Dann winkte sie mit ihrem triefenden Kopf. „Sie, tätet jetzt Sie net e bißle nebe mei' Wägele herstehe mit Ihrem Schirm? 's ist saumäßig, wie's heut regnet. I hans jo wohl zudeckt; aber i' glaub, meine Blättle werdet doch no' naß, no schempfet meine Leut' —"

Ich trat herzu, sagen konnte ich nichts. Ich hielt nur stumm den Schirm über Gerechte und Ungerechte. So schnell ging das, wie eine Falle zuschnappt, die scharf gespannt war. Das Rösle hatte mich erlöst von meinem tiefen Elend, von der ganzen drückenden Zwecklosigkeit meines Daseins.

Da stand ich nun und die Bucklige huschte derweil durch die Häuser. Ich merkte bald, daß die Bestallung, die sie mir gegeben, nicht nur eine ruhige Hand und Ausdauer, sondern auch einen verteufelt hellen Kopf erforderte. Ja, wenn der Regen immer nur von oben oder meinetwegen von einer Seite gekommen wäre! Aber da stießen die Winde an das Haus und einmal sprühte es von links, einmal von rechts, einmal von oben und — ich glaube nicht zu viel zu sagen — sogar von unten. Dazu zeigte mein Schirm alle Augenblick die Neigung, sein Innerstes gegen außen zu kehren. Man wird mir glauben, daß ich alle physische und alle Geisteskraft nötig hatte, um jede Tücke der Elemente zu parieren. Den Hut zog ich tief über die Ohren, ich spreizte die Beine und biß die Zähne aufeinander. O, wie schön war das! Nun wußte ich doch einmal wieder, zu was ich eigentlich auf der Welt war! Bald lieh ich meinen Schutz den Ostelbiern, bald den Westfälischen Bergleuten, bald dem Mittelstand, bald der Landwirtschaft, den Gewerkschaften, dem Zentrum, dem Evangelischen Bund. Es war eine reiche Stunde dort an der Ecke, und ich dankte sie dem Rösle.

Ein paarmal war mirs auch, als schlichen, unter ihre Schirme geduckt, Bekannte vorüber und schauten mich verwundert an. Einmal sagte eine dumpfe Stimme in mir: Du hast zu Haus eine „Geschichte der Philosophie

Digitized by Google

seit Leibniz" angefangen — — aber alles schrumpfte zusammen, lag in weiter Ferne, war unwesentlich und gestaltlos. Wichtig war nur, daß der Regen nicht in den Wagen klatschte.

Ich weiß nicht, wie lang mein Amt währte. Ich weiß nur, daß ich, als es mir abgenommen wurde, dachte: „Schade, jetzt wäre ich gerade ein wenig eingeschafft und in der Übung gewesen." Und es stieg wieder eine Bitterkeit in mir auf, daß es so und nicht anders auf Erden geht. Just dann, wenn der Esel das Hungern begriffen hat, stirbt er, und wenn man endlich zu leben gelernt hätte, muß man davon.

Das Rösle schenkte mir kaum einen Blick, als sie ihren Wagen weiterschob. Ich aber folgte ihr aus der Ferne. Ich sah sie noch ein paarmal Halt machen und das nasse Wachstuch abschütteln. Aber ich ging nicht hinzu, um meine Hilfe ein zweites Mal anzubieten. Ist doch nichts so vergeblich, so tief enttäuschend, als eine schöne Stunde nochmals heraufführen zu wollen.

Es war schon früher Abend, als Rösle mit ausgeleertem Wagen heimwärts zog. Sie wohnt draußen im Süden der Stadt, wo es so sonderbar nach Steinkohlen, nach Sellerie und nach der Seele der Landwirtschaft riecht. Wo dunkle Schuppen, unordentliche Gärten, neue und doch schon bös verwohnte Häuser durcheinanderstehen. Triefend wie eine Fischotter sah sie aus. Ich holte sie ein. Sie schaute zu mir empor. Ihre Augen blickten ruhig und klug. „Hänt Sie heut frei?" fragte sie.

Ich weiß nicht, ob sie etwas von mir weiß, und was sie weiß. Kann sein, sie hält mich für einen Professor, einen Pfarrer, einen Rentier. Vielleicht auch für einen Maschinenheizer, einen Fabriksportier, einen Stiefelputzer. Ihr Ton ist immer so absolut neutral, wie er wohl einmal drüben sein wird, wo vermutlich die soziale Schichtung aufhört.

„Ja" sage ich, „ich habe frei."

„Was laufet Se denn no bei dem Wetter umenander!" Sie sprach sorglich wie eine Mutter spricht, nicht frech oder naseweiß.

Ich weiß nicht, warum es mich auf einmal kitzelte, dem triefendnassen Kind etwas aufzupacken, was man doch ganz allein tragen sollte, und was sie nicht verstehen konnte.

„Ich laufe umeinander, weil ich nicht recht weiß, wozu man denn eigentlich lebt", sagte ich grimmig.

Da kam ein großes ungläubiges Verwundern in ihre Augen, mit denen sie zu mir aufsah, als hätte ich Chinesisch gesprochen. Sie gab ihrem Wagen einen Stoß, daß er vor ihr her durch die weißgraue Schmutzbrühe rollte. „Ja, möchtet denn Sie sterbe?" fragte sie dann in so tiefem Erstaunen, als ob Sterbenwollen die allergrößte Ungeheuerlichkeit der Erde wäre.

Digitized by Google

Ich stutzte. So einfach lag doch die ganze Sache nicht, daß man eben sterben wollte, wenn man keinen Sinn hinter dem Leben sah. Sterben — ach nein! Da war doch noch die Philosophie seit Leibniz, da war mein behagliches Zimmer, meine Zigarre, mein Schachspiel mit dem langen Peter, da war mein Bücherschrank, meine Geige, meine Markensammlung, da war auch — ja wohl — da war auch der Schinken mit Eiern, den ich mir auf heute abend bestellt hatte und das braune Bier — Es war, wie wenn das Rösle mir mit seiner Frage einen Stoß gegeben hätte, der mich in einen Abgrund stürzen wollte. Nach tausend Dingen griff ich auf einmal, mich daran zu halten. Nach Dingen, denen ich zehn Minuten früher nicht zugetraut hätte, daß sie stärker seien als graue Spinnfäden.

Und ich stand wieder fest auf sicherem Grund und sah den ehemaligen Prinzessinnen- oder Millionärskinderwagen vor mir im Schmutz stehen und das bucklige, bleiche Rösle die Hände nach dem schmierigen Griff ausstrecken, das nasse Gesicht fragend mir zugekehrt.

„Rösle," sagte ich und wurde wohl rot dabei, denn ich bin sonst ein anständiger Kerl, „Rösle, das verstehst du noch nicht. Du bist noch zu jung und hast zu wenig erlebt. Sag einen schönen Gruß an deinen Großvater."

Denn bei ihrem Großvater lebt das elternlose Rösle. Ich kenne den Mann. Dann und wann habe ich ihm mit einer Zigarre unter die Arme gegriffen. Aber nicht umsonst. Sondern weil ich gemerkt habe, daß ich eine wundervolle Philosophie seit Leibniz schreiben könnte, wenn ich nur die Hälfte von dem, was in dem alten Kerlchen lebt, herüberleiten könnte, in mein eigenes Innere.

„Jo," sagte die Triefende, „i' will's ausrichte. Aber es goht ihm wirklich gar net arg guet, er hot de' Huste', der Doktor sächt, 's sei letz." —

„O," rief ich erschrocken und mehr zu mir selber, „er wird dir doch nicht sterben!"

Da blieb sie noch einmal stehen mit ihrem Wagen und sah zu mir auf. Wie ein Strom von Ruhe quoll es aus ihr. „Er stirbt net. Wisset Se, so oft er am Sterbe ischt, freut er sich so drauf, daß er vor lauter Freue wieder g'sund wird. Des sächt dr Doktor au —" Und sie stapfte davon und über ihren Buckel rieselte der Regen. Ich aber schlich heim durch Nässe und Wind, und es war mir ein quälender Gedanke, wie wohl der Großvater endlich aus dieser bösen Welt hinauskommen könne, wenn ihn immer wieder das unsinnige Sichfreuen auf den Tod vom Sterben zurückriß!

Digitized by Google

Im Balkankrieg.

Von Dr. med. Hans Feist-Wollheim in Berlin.

Ich will meinen nachfolgenden Tagebuch-Erinnerungen aus dem Balkankriege einige entschuldigende und erklärende Worte vorausschicken — entschuldigend, daß ich es wage, vielfach rein Persönliches zu veröffentlichen, erklärend was das Einzelne an Allgemeinwerten geben kann.

Wer eine Zeit in einer großen fremden Stadt verbringt und versucht die Eindrücke, die er Tag für Tag gewinnt, zu sammeln, der wird jeden Abend wieder von neuem unbefriedigt sein über das Wenige, das er in sich aufgenommen. Dann sollte er bescheidentlich nur das zu Papier bringen, was er Stunde um Stunde gesehen und es beiseite legen und er kann sicher sein, daß später die kleinen Erlebnisse symbolische Bedeutung gewinnen und sich zu einem plastischen Ganzen runden werden. Nicht anders ergeht es einem als Miterleber einer großen Zeit. Man nimmt auf und schreibt nieder, was einem Tag für Tag begegnet, ohne zu wissen, ob es der Erinnerung wert ist, und erst wenn einem eine Periode als etwas Vergangenes objektiv gegenübertritt, formt sich aus dem Einzelnen das Ganze. So habe ich hier versucht, aus dem, was ich während des Balkankrieges erlebt, nur das auszuwählen, was im kleinen ein Stimmungsbild der Zeit geben könnte. Ich habe auch alles fortgelassen, was schon durch die damaligen Zeitungsberichte und späteren wissenschaftlichen oder belletristischen Veröffentlichungen allzusehr bekannt ist.

Ich glaube, einem jeden, der in Zeitungen oder Geschichtsbüchern die Berichte der großen Kriege liest, greift die Frage ins Herz: Was ist eigentlich ein Krieg? Wie kommt dieses Unbegreiflichste aller Menschheitsphänomene zustande? Wie ist es möglich, daß für eine Spanne Zeit alle sozialen Werte, alle menschlichen Gesetze aufgehoben werden. Und ich glaube, diese Fragen, die etwas Beklemmendes und Befreiendes zugleich haben, sind es, die uns in das Gebiet des Krieges ziehen. Ihre Beantwortung ist der Gewinn, den wir daraus mit nachhause tragen. Freilich geht es hier wie überall: man will an der Quelle schöpfen und muß dankbar sein, wenn einige Tropfen auf einen kommen. Es bleibt eben der Gesamtanblick der großen Geschehnisse den Mitlebenden überhaupt vorenthalten. Jedoch haben die wenigsten auch nur einen Begriff davon, welche menschlichen und sozialen Kräfte und Organisationen im Kriege in Aktion treten. Ich will nun versuchen, diejenigen von ihnen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, zu beschreiben.

Am 8. Oktober 1912 erfolgte Montenegros Kriegserklärung an die Türkei, der sich am 17. und 18. Oktober Bulgarien, Serbien und Griechenland anschlossen. In der Nacht vom 22. zum 23. Oktober war der erste Zusammenstoß, der mit einem Rückzug der Türken endigte. Vom 29. bis 31. Oktober

Digitized by Google

wüteten die Kämpfe auf der Linie Bunarhissar—Lüleburgas, denen der Rückzug nach Tschataldscha folgte. Vom 15. bis 18. November war die große Beschießung von Tschataldscha und am 19. begannen die Waffenstillstandsverhandlungen.

Ausfahrt.

Ich verdanke es dem Zentralkomitee des Roten Kreuzes, daß ich ein Teilnehmer jener Epoche sein durfte. In der Zeit vom 15. Oktober bis 1. November wurden vom Zentralkomitee fünf Expeditionen auf den Kriegsschauplatz geschickt und ich als freiwilliger Arzt der zweiten, die nach Konstantinopel ging, zugeteilt. Wir waren im ganzen drei Ärzte und vier Pfleger. Eine Woche zuvor war schon eine Expedition bestehend aus zwei Ärzten, vier Pflegern und zwei Schwestern gleichfalls nach Konstantinopel gesandt worden.

Zwei Tage und eine Nacht dauerte die Eisenbahnfahrt, über Schlesien, Galizien und Rumänien. Das einzig Interessante waren die verschiedenartigen Trachten der Bauern auf den Bahnhöfen. Als wir durch Rumänien fuhren, saß ein junger türkischer Student aus Paris in unserem Kupee, der als Freiwilliger zu den Fahnen eilte. Wehmütig wies er zum Fenster hinaus und sagte: „Noch vor einem halben Jahrhundert hat das alles uns gehört."

Ankunft.

Sonntag, den 3. November fuhren wir in den Bosporus ein. Es ist von der Dampfschiffahrtsgesellschaft so eingerichtet, daß die *Table d'hôte* gerade in diesem Augenblick auf dem Dampfer beginnt. Natürlich verlassen nach wenigen Minuten alle Gäste schleunigst die Mittagstafel, um keinen Moment des berauschend schönen Anblicks zu verlieren, der sich auf Deck bietet. Da sich das mit unfehlbarer Regelmäßigkeit wiederholt, spart die Gesellschaft die Hälfte des Menüs. Wenn man von Büjükdere durch den Bosporus nach Konstantinopel fährt, so scheint es, als ob die Ufer bei jeder Biegung des Wasserlaufes schöner und reicher werden, bis endlich wie ein Wunder die Stadt selbst mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarehs aus dem Meere steigt. Ein heller sonniger Mittag war es und die ganze Landschaft in Glanz getaucht, vom Dunst und Nebel leicht verschleiert. Auf beiden Ufern reihte sich eine Wohnung an die andere, eine Ortschaft folgte der anderen und die ganze drei Meilen lange Strecke schien eine einzige Stadt aus unzähligen Landhäusern und herrlichen Palästen, Fischerhütten, Moscheen, alten Schlössern und reizenden Kiosken. Es sind dies die Sommerstädte Konstantinopels, die Jaila genannt, die ihre Fenster in den klaren Fluten spiegeln. Meist sind diese Fenster von dichten Rohrgittern verschlossen, die Gärten von Lorbeer- und Granatbäumen beschattet und mit zahllosen Blumentöpfen besetzt.

Am 3. November, also etwa $2^1/_2$ Wochen vor dem Abschluß des Waffen-

Digitized by Google

stillstandes trafen wir in Konstantinopel ein. Von den beiden deutschen Expeditionen des Roten Kreuzes war die eine in Stambul und die andere in Pera untergebracht. In Stambul hatte man uns das Sultanie-Gymnasium gegeben, in Pera war ein leerstehendes Militärhospital in der Nähe der Deutschen Botschaft dem Roten Kreuze eingeräumt. Es ist über die segensreiche Tätigkeit beider Expeditionen, sowie ihre wissenschaftlichen Ergebnisse von berufener Seite berichtet worden. Ich habe eine Woche in Sultanie gearbeitet und ging dann zu der anderen Expedition, für die ich eigentlich von Berlin aus bestimmt war, und bei der ich vier Wochen verweilte.

Tschataldscha.

In den letzten Tagen vor dem Waffenstillstand wuchs die Aufregung in Konstantinopel auf das höchste. Am Sonnabend, den 16. November, begann die große Beschießung von Tschataldscha und den ganzen Tag hörte man den Donner der Kanonen in der Hauptstadt. Am Sonntag glaubte man, die Befestigungslinie würde in den nächsten Stunden durchbrochen werden und in der Nacht von Sonntag auf Montag wurden von allen europäischen Kriegsschiffen die Matrosen ausgeschickt, um Pera zum Schutze der Fremden zu besetzen. Am Sonntag war ich im Kreise deutscher Bekannten im Klub und unsere erhitzten Gemüter erwogen, was alles die nächsten Stunden für uns bringen könnten. Wir waren alles junge Leute. Die meisten waren schon auf dem Kriegsschauplatz gewesen und wußten Schreckliches zu berichten. Ein Deutscher, der als Offizier in türkischen Diensten stand, wollte noch des Nachts nach dem Kriegsschauplatz abreiten und ich entschloß mich, für einen Tag Urlaub zu nehmen und ihn ein Stück Weges zu begleiten. Als wir beim Morgengrauen abritten, glaubten wir bestimmt, nicht bis an die Befestigungslinie zu gelangen, sondern unterwegs von den Strömen zurückflutender Truppen aufgehalten zu werden. Nichts von all dem geschah.

Es sind seither so viele ähnliche Ritte auf das Schlachtfeld beschrieben worden, daß ich mich kurz fassen will. Auch verweise ich auf das Buch meines Begleiters, in dem unsere Erlebnisse jener Tage ganz ausführlich beschrieben stehen: „Meine Erlebnisse im Balkankrieg" von Oberleutnant Hans Rohde (Paul Baumann Verlag, 1913). Beim Ausritt gesellte sich ein türkischer Kavallerieoffizier, Oberleutnant Salih Bei, zu uns. Wir ritten auf steinigem Weg den ganzen Tag, fast ohne eine Pause zu machen. Das einzige, was uns begegnete, waren lange Züge leerer Bagage- und Trainwagen und fliehende Bauern, deren auch eine große Menge seitlich der Wege lagerte. Wir trafen auch auf ganze Trupps kranker Soldaten, die einen jammervollen Anblick boten. In der Nähe des Tschiftlik Keremetli begegneten wir dem ersten Choleratransport, einem Ochsenwagen, auf dem sich etwa zehn Menschen in Schmerzen krümmten. Zwei

Digitized by Google

Tote waren dabei. — Die Dunkelheit brach herein und wir mußten daran denken, ein Obdach zu suchen. Wir wollten Arnautköj erreichen, ritten jedoch noch viele Stunden in der Irre, bis wir dorthin gelangten. Als wir ankamen, ließ Salih Bei uns ein Bauernhaus zum Nachtquartier ausräumen.

Der letzte Schlachttag.

Der nächste Tag war Dienstag, der 19. November, ein entscheidender Tag für das Schicksal der Türkei. Schon am frühen Morgen weckte uns heftiger Kanonendonner, der mit magischer Gewalt vorwärts lockte. Wir begleiteten Salih Bei noch ein Stück nach Derkos zu auf den rechten Flügel der türkischen Stellungen. Unterwegs hörten wir, daß, während Tags zuvor der Kampf hauptsächtich am rechten Flügel getobt hatte, heute das Zentrum in der Gegend des Hauptquartiers beschossen würde. So ritten wir von Derkos nach Süden die ganzen türkischen Stellungen entlang, bis wir in Hademköj anlangten. Was wir in den zehn Stunden dieses Rittes sahen, wird mir immer unvergeßlich sein.

Das Gelände dort gleicht einem endlosen Hügelmeer, eine Kette erhebt sich hinter der anderen und eine jede eignete sich gleich gut zur Verteidigung und Verschanzung. Es war damals die Zeit, zu der die Cholera am schlimmsten im türkischen Heere wütete. Überall hinter den Stellungen waren die Choleralager durch ihre rot angestrichenen Zelte erkenntlich. Ich habe viele von ihnen besichtigt. Das größte war in Hademköj selbst, wo vor kurzem noch Hauptquartier und Armeeoberkommando gelegen hatten. Wegen der Cholera hatte dieses den Ort verlassen und zwei Kilometer unterhalb an der Bahnlinie seine Zelte aufgeschlagen. Aus dem gleichen Grunde war eine neue Etappenlinie für die Verpflegung und den Verwundetentransport eingerichtet worden, die direkt nach dem rechten Flügel der Stellungen führte, ohne die Bahnstrecke bis Hademköj zu benutzen, und die wir auf dem Hinweg zum Teil abgeritten hatten. In der Gegend von Bojalik besuchten wir eines der Feldlazarette des dritten Armeekorps und hörten dort, daß an demselben Morgen der General Mahmud Mukthar Pascha, der das dritte Korps am rechten Flügel kommandierte, bei einem Rekognoszierungsritte verwundet und nach Konstantinopel transportiert worden sei.

Gegen Mittag wurde der Kanonendonner immer heftiger. Wir ritten jetzt von Hügel zu Hügel immer bergauf und bergab, immer vorwärts, und schlängelten uns so durch die ganzen türkischen Stellungen hindurch. Je näher wir kamen, um so ohrenbetäubender wurde der Lärm der Schlacht. An einem Truppenverbandsplatz vorbei ritten wir zum Fort Akbunar. Dann ging es noch einmal bergab und noch einmal bergauf und plötzlich öffnete sich ein weites Tal, in dessen Mitte ein von Menschen verlassenes, hell in Flammen stehendes Dorf lag. Das war

Digitized by Google

das Schlachtfeld. Wir gesellten uns zu einem Stabe, der auf einem der benachbarten Hügel hielt. Mein Begleiter traf einen bekannten Oberst, der zur Beobachtung nach vorne ritt. Wir schlossen uns ihm an. Wir legten uns hinter eine Hecke; ab und zu gingen nicht weit von uns Schrapnells in der Luft auseinander. Das kam von der gegenüberliegenden Hügelkette. Durch das scharfe Glas des Obersten konnten wir dort deutlich in einer Entfernung von 3—4000 Metern die bulgarischen Batterien erkennen, um die herum sich in dünnen schwarzen Linien die Infanterie bewegte. In einer Entfernung von etwa 2000 Metern geht plötzlich bulgarische Infanterie vor. Sofort sieht man die türkischen Schrapnells in Unmengen in dieser Richtung krepieren. In Körben von je zwei Geschossen wurde Munition für die türkischen Batterien an uns vorbeigetragen. Immer mehr füllt sich die weite Ebene mit Rauch und Pulverdampf. Das Dorf in der Mitte namens Ezetin war noch morgens von Türken besetzt gewesen, so erzählte uns der Oberst, und wegen des starken Artilleriefeuers im Laufe des Vormittags verlassen worden. Sodann gesellte sich ein Stabsarzt zu uns, der ein Jahr in Deutschland gewesen war und vorzüglich Deutsch sprach. Er erzählte mir, die meisten Ärzte seiner Division seien krank und er deshalb Divisionsarzt, Bataillonsarzt, Regimentsarzt, alles zugleich. Er forderte mich auf, mich ihm anzuschließen und ihm zu helfen. Auch der Divisionsgeneral war damit einverstanden. Man wußte nicht, ob sie nicht vielleicht noch des Nachts mit ihren Truppen ins Feuer müßten, das dort unten in dem breiten Tale wütete. Eine Stunde lang war ich schwankend, ob ich bei ihnen bleiben sollte. Die Verlockung war gar zu groß. Dann aber siegte das Pflichtgefühl, das mich nach Konstantinopel zurückrief. Gegen Abend verließen wir sie und ritten ins Hauptquartier. Dort meldete sich Rohde beim kommandierenden General und ich besuchte den Adjutanten des Generalstabsarztes der Armee, der uns durch die großen umliegenden Zeltlager und die Lazarettanlagen führte.

Im Hauptquartier hörten wir, daß der heutige Artilleriekampf mit einem Erfolge der Türken geendigt hatte. Die vor dem Zentrum der Tschataldschalinie stehende feindliche Infanterie sei durch das Feuer der türkischen Artillerie zum Rückzug gezwungen worden. Einige feindliche Batterien wurden zerschossen. Am rechten Flügel sei schon gestern der Angriff zurückgeschlagen worden und die Bulgaren hätten hier 400 Tote und Verwundete, darunter 20 Offiziere zurückgelassen. Auf dem linken türkischen Flügel seien die Bulgaren heute vom ersten türkischen Armeekorps unter General Omer Javer Pascha zum Rückzug auf Papasburgas gezwungen worden. Im Zentrum griff die türkische Infanterie heute die Bulgaren an und vertrieb sie aus ihren Schützengräben. Es waren mehrere bulgarische Gefangene im Hauptquartier, die aussagten, daß die bulgarische Armee ebenfalls sehr unter der Cholera und schlechten Verpflegung zu leiden hätte.

Digitized by Google

Der Waffenstillstand.

Abends ritten wir weiter nach dem Orte Hademköj, wo uns der Platzkommandant ein Nachtquartier anweisen sollte. Das Dorf war von der Bevölkerung vollständig geräumt und jetzt mit einer dichten Atmosphäre von Rauch und Schwefel belegt. Es sollte von der Cholera ganz gereinigt werden, aber noch befanden sich etwa 1500 Kranke in den großen Baracken. Hoch über dem Dorfe steht ein großes Militärlazarett, das schon ganz entleert war. Der Chefarzt, der uns sehr freundlich bewirtete, erzählte uns, es wären im ganzen dort zirka 6000 Kranke gewesen, von denen zirka 1600 gestorben waren und 1200 als geheilt weiter expediert werden konnten. Am nächsten Morgen sahen wir noch in Form von Schützengräben Massengräber aufschütten und Wagen voller Toten hinausfahren. Überall wurden große Scheiterhaufen angezündet, auf denen die Kleidungsstücke der Verstorbenen verbrannt wurden. Wir schliefen des Nachts im Hause der Ärzte. Mein Begleiter jedoch stand nach einer Stunde wieder auf und brachte die ganze Nacht in der Bahnhofshalle auf einer Lokomotive zu, weil er das Geheul der Cholerakranken nicht aushalten konnte, das von den gegenüberliegenden Baracken durch die Nacht herübertönte. Am anderen Morgen wurde die Kanonade nur ganz schwach wieder eröffnet und als wir wieder ins Hauptquartier kamen, merkte man überall, daß die aufgeregte Spannung vom Tage zuvor sich gelöst hatte. Mittags ritten wir nach Konstantinopel zurück. Tags darauf begannen die Waffenstillstandverhandlungen.

Das Rote Kreuz.

In der Zeit nach dem Waffenstillstand nahm unsere Arbeit im Hospital in Konstantinopel natürlich auch immer mehr ab. Man brachte wenig Verwundete mehr herein, jedoch kamen täglich neue Rote Kreuz-Expeditionen aus aller Herren Länder an. Es sind im ganzen mehr als 200 Ärzte des Roten Kreuzes und Roten Halbmondes in Konstantinopel zu jener Zeit gewesen. In Stambul waren alle alten Schulen und Paläste von Roten Kreuzen belegt und während es in der ersten Woche des Krieges eine Sorge der Sanitätsverwaltung war, für die Massen von Verwundeten Obdach und ärztliche Hilfe zu schaffen, erwuchs jetzt eine ernstliche Schwierigkeit daraus, für alle Expeditionen würdige Unterkunft zu besorgen. Es wurden nun die Paläste des Bosporus außerhalb von Konstantinopel zu Hilfe genommen, nachdem alle Schulen und Museen Stambuls und alle leeren Kasernen und sonstigen öffentlichen Gebäude Peras und Skutaris in Hospitäler verwandelt worden waren. Wie unsere Expeditionen untergebracht waren, habe ich bereits beschrieben. Nicht fern von uns, in Pera, hauste das österreichische Rote Kreuz in einer riesigen Kaserne. Von Ägypten waren fünf Expeditionen gesandt worden, deren zwei komplette Feldlazarette mit Lagern und eine Herde von Maultieren mitgebracht hatten.

Digitized by Google

Sie wurden beim Hauptquartiere verwendet. Eine andere ägyptische Expedition wurde in Bejler Bei einquartiert, einem Palaste des Abdul Hamid auf der asiatischen Seite des Bosporus. — Sehr geschickt hatte sich die englische Expedition des Roten Kreuzes eingenistet, die aus 60 Köpfen bestand. Sie hatten sich in drei „Lots" geteilt. Eines sollte nach vorne geschickt werden, an die Front, ein anderes hatte eine Zwischenstation etwa in der Mitte zwischen Tschataldscha und Konstantinopel an einer Bucht des Marmarameeres. Von hier wurden die Verwundeten in eigenem Motorboot direkt nach Konstantinopel gefahren. Das dritte und größte Lot hatte in Stambul einen Teil des antiken Museums okkupiert. Die Idee dieser Dreiteilung war die, daß die Engländer ihre Verwundeten frisch von der Front und nicht schon von anderen verarztet bekommen wollten. Übermäßig gut funktioniert hat diese Transportmethode allerdings nicht. Es lag dies aber hauptsächlich daran, daß eben keine Verwundeten mehr kamen. Es gab außerdem noch zwei Expeditionen vom englischen Roten Halbmond, einer Vereinigung, die von muhammedanischen englischen Untertanen ins Leben gerufen worden ist. Es waren ferner eine indische, eine französische, eine holländische, eine rumänische, ja sogar eine japanische Expedition angekommen. Das größte Verwundetenmaterial hatte stets das Gül-hané-Hospital, das ist die türkische militärärztliche Akademie, deren Leiter Professor Wieting Pascha ist. Wohl das Interessanteste, was ein Arzt zu jener Zeit in Konstantinopel sehen konnte, war der Saal der Rückenmarkschüsse in Gül-hané. Gül-hané — das Rosenhaus — „das Haus, wo die Rosen des Todes blühen", so hat es mir eine türkische Dame schmerzlich lächelnd übersetzt.

Die Cholera.

Der Waffenstillstand war geschlossen, aber schon erhob sich ein neuer Feind — die Cholera. St. Stefano, die liebliche Sommerstadt am Marmarameer, hatte man zum Schutzdamm erwählt, um die Fluten der Seuche von den Toren der Stadt fern zu halten. Ich hörte täglich von Amerikanern, die draußen ihre Sommerhäuser hatten, Schreckliches über die Zustände, die dort herrschen sollten. Die Cholerabaracken, die von der Regierung errichtet wurden, reichten bei weitem nicht aus, um die Kranken aufzunehmen, so daß die Leute auf den Straßen und auf den Feldern vor dem Orte im Freien liegen mußten. Ich beschloß, den nächsten Sonntag Nachmittag, den ich frei hatte — den 24. November — zu einem Ausflug nach St. Stefano zu benutzen.

Was ich dort sah, war unsagbar traurig. Es waren gerade zwei Züge mit Kranken eingetroffen und die unglücklichen Menschen lagen auf den Eisenbahnen, auf den Böschungen und auf den Straßen herum. Hier und da rollten Verscheidende wie Holzblöcke in Zuckungen von der Bahnböschung auf die Straße.

Digitized by Google

Kein Mensch nahm Notiz von ihnen; ihr wimmerndes und klagendes „Allah" blieb unerhört. Überall dieselben blaugrauen Gesichter mit demselben Gesichtsausdruck. Die meisten hielten eine Zitrone umklammert, das einzige Mittel, das man gegen die Krankheit anzuwenden schien. Ich ging in die Stadt. Hier waren die meisten Häuser geräumt, aber nur wenige hatte man zur Unterbringung der Kranken in Anspruch genommen. Mir kam einen Augenblick der Gedanke, als müßte, wie im Orient sich alles auf der Straße abspielt, das Sterben hier auch auf der Straße besorgt werden. Vor der Stadt sah ich Sanitätssoldaten Massengräber graben. Auf Ochsenwagen wurden Dutzende von Leichen herangefahren und mit den Uniformen dort verscharrt. Ich besichtigte sodann die Einrichtungen, die man zur Aufnahme der Kranken getroffen hatte. Die Sanitätsmaßnahmen boten zweierlei: Dicht am Bahnhof waren von der türkischen Regierung Baracken gebaut worden, die über tausend Cholerakranke — Sterbende und Tote — faßten. Dr. Abdul Kadir, der Leiter des ganzen Choleralagers führte mich herum und erklärte mir die Anlage. Professor Wieting hatte ursprünglich den Plan gehabt, alle Cholera-Kranken und -Verdächtigen auf der Prinzeninsel Antigona unterzubringen, einem jener idyllischen Eilande, die weit draußen im Marmarameer, dem Eingange des Bosporus gegenüber gelagert sind. Dieser Plan konnte wegen der häufig tagelang herrschenden widrigen Winde nicht zur Ausführung gelangen. Nun hatte die Regierung auf eigene Faust die Baracken dicht an der Bahnlinie angelegt, was natürlich nicht sehr zweckmäßig war. Dem entgegen setzte Wieting einen neuen Plan durch, nahe der Küste ein frisches Choleralager zu bauen. Dies sollte auf einem vorgeschobenen Teil des Felsens liegen, ungefähr einen Kilometer von der Bahnlinie entfernt und vor der Stadt, so daß eigens eine Station eingerichtet werden mußte, von der aus die Kranken direkt in die Baracken gebracht werden konnten. Der vortreffliche Plan war genehmigt, und der Bau der Baracken so rasch wie es irgend ging, in Angriff genommen, aber noch war man weit entfernt davon, Kranke dort unterbringen zu können. Alles jedoch, was von zurückkommenden Truppen auch nur choleraverdächtig war, wurde in St. Stefano aufgehalten. So kam es, daß die alten Baracken am Bahnhof bald überfüllt waren und die Straßen der Stadt einem Krankenlager glichen.

The Greek School.

Auf einem Hügel, nicht weit vom Meere, lag ein einem Tempel ähnliches Gebäude, auf freiem Platz von einer Gartenmauer umgeben. Die Fassade bestand aus sechs dorischen Säulen. Das ganze beherrschte in anmutig malerischer Weise den kleinen Ort. Es war dies die griechische Schule. Miß Alt, eine alte Engländerin, die immer in Stefano lebte und später auch selbst von der Seuche ergriffen wurde, war zuerst auf den Gedanken gekommen, mit Hilfe von Schülern und Soldaten, die auf den Straßen liegenden Kranken in das

Digitized by Google

rasch ausgeräumte Schulgebäude zu bringen, wo sie zunächst zwar auch auf dem Erdboden aber doch wenigstens unter Dach lagen. Vor vier Tagen hatten sie damit begonnen und an dem Sonntag, den ich hinaus kam, fing man schon an, den Ort notdürftig in ein Lazarett zu verwandeln. Miß Alt hatte sich dann nach Konstantinopel an einen immer hilfsbereiten Mann gewandt, den schottischen Reverend Frew, dessen Persönlichkeit und Leistungen während des Krieges ich später ausführlich gedenken möchte. Dieser alarmierte die amerikanische Botschaft, kam sofort selbst heraus und requirierte aus Konstantinopel alles, was nötig war. Man hatte aus der Stadt Matratzen zusammengetrieben soviel man konnte und Strohsäcke genäht. Im Garten vor der Schule waren Zelte aufgeschlagen worden, ein Bretterschuppen und eine Feldküche eingerichtet und nach vier Tagen waren vierhundert Menschen in dem improvisierten Lazarett tadellos untergebracht. Als ich am Sonntag hinauskam, traf ich den Prediger bei der Arbeit, eine Kloake selbst zu graben, die als ein offener Graben von der Küche auf die Straße führte. Ich konnte nicht widerstehen und faßte mit an. Dann trugen wir Patienten von den umliegenden Häusern in das Hospital.

Das Haus selbst bestand aus sieben großen Klassenzimmern, von denen eines als Apotheke und eines als Vorratszimmer eingerichtet werden sollte. In allen anderen lagen Kranke und ebenso auf dem breiten Korridor, der durch die Länge des Hauses führte. Außerdem schlugen wir in dem freien Garten hinter dem Hause noch 15 große Zelte auf, in denen leichter Kranke untergebracht wurden. Außer dem Prediger arbeitete noch ein Arzt des amerikanischen Roten Kreuzes, namens Major Ford.

Am nächsten Tage erzählte ich meinem Chef, was ich draußen gesehen und bat ihn, mit mir zu Professor Wieting zu gehen und diesen um die Erlaubnis zu bitten, mich und wenn möglich noch einige Krankenpfleger hinauszuschicken. Professor Wieting hatte mich schon von meinem Adrianopler Vorschlag her, vielleicht nicht ganz zu Unrecht, etwas auf dem Kerbholz und empfing uns deshalb nicht sehr freundlich. Er sagte, es walteten draußen genügend türkische Militärärzte ihres Amtes; ich solle nur dort arbeiten, wo die Regierung unsere Expedition hingesetzt hätte, es sei denn, daß wir auf Kosten und mit Einwilligung des Zentralkomitees eine eigene Choleraabordnung bestehend aus Ärzten, Pflegern und Schwestern hinausschicken könnten. Daran war natürlich nicht zu denken und es wäre auch ganz vergebens gewesen, denn bis wir aus Berlin hierüber Bescheid bekommen hätten, wäre die kostbarste Zeit verloren gewesen. Wieting gab zu, daß die Einrichtung der griechischen Schule sehr nützlich sei, daß er sich jedoch noch nicht mit eigenen Augen überzeugt hätte. Die ganze Unterhaltung war unerfreulich und ich hatte im Anschluß daran auf dem Heimwege noch eine Auseinandersetzung mit meinem eigenen Chef. Ich wollte nicht einsehen, daß es nicht möglich sein sollte, dort Hilfe zu bringen, wo Hilfe drin-

Digitized by Google

gend nötig wäre und er wollte nicht einsehen, daß man sich dazu drängen könnte, an einem Platze zu arbeiten, an dem man nicht behördlich vorgesehen wäre. Einen Abend überlegte ich mir die Sache noch und am nächsten Morgen telegraphierte ich an das Zentralkomitee, daß ich bäte, mich aus dem Lazarett des Roten Kreuzes zu beurlauben. Tags darauf war ich in St. Stefano.

Im englischen Lazarett.

Dort war das kleine Lazarett unterdessen immer mehr angewachsen. Die Zelte hatten sich alle gefüllt. Es begann eine Zeit der angestrengtesten Arbeit und hoher Befriedigung. Es arbeiteten dort folgende Persönlichkeiten: Reverend Frew, der den wirtschaftlichen Betrieb und die Leitung des Ganzen übernahm, Major Ford, Hoffman Phillips, der erste Sekretär der amerikanischen Botschaft, der jeden Tag aus Konstantinopel herauskam, um alles zu bringen, dessen wir bedurften, Lady Westmacott, die die Kranken pflegte und zwei alte Frauen, die die Küche besorgten. Außerdem hatten wir einen ganzen Troß von Soldaten und Sanitätssoldaten, die als Krankenträger figurierten. In einem Zimmer wurde von den Türken eine Apotheke eingerichtet, die für das ganze Choleralager — einschließlich der neuen Baracken — ausreichen sollte. Ebenso mußte die Küche, die der Prediger mit den beiden alten Damen verwaltete, für lange Zeit auch die neuentstandenen Baracken des Choleralagers mit Speisen versehen. Die ersten Tage hatten wir von morgens bis abends zu tun. Auf einem Spirituskocher wurden die Instrumente, die ich mitgebracht hatte, notdürftig steriliſiert und sogleich mit den Kochsalz-Infusionen begonnen. An Assistenz war nicht zu denken. Es lagen soviel Todkranke und Sterbende herum, daß jeder Einzelne zugreifen mußte und so schnell wie möglich arbeiten. Ich habe im Laufe der Zeit auch eine ganze Menge intravenöser Infusionen gemacht, häufig natürlich mit schlechtem Erfolg, da es meist die ganz hoffnungslosen Fälle waren. Viele Kranke befanden sich in einem schweren postcholerischen Schwächezustand und bedurften einer intensiven Herztherapie. Mit Kampfer und Koffein haben wir nicht gespart. Wir glaubten damals, daß der Zustand von vielen dieser Patienten nur durch Hunger und Strapazen hervorgerufen wäre, jedoch ließen sich später noch, als das Laboratorium des ägyptischen Roten Halbmondes draußen eingerichtet war und wir die Stühle der Rekonvaleszenten zur Untersuchung hinübergaben, Choleravibrionen feststellen. Auch von diesen Kranken starben viele mit schweren Herzerscheinungen. Wir hatten pro Tag ungefähr 10 — 15 Todesfälle. Die Toten wurden sogleich in ein Zelt hinausgetragen und jeden Morgen von der Stadtpräfektur abgeholt.

Allmählich brachten wir es so weit, daß jeder Kranke seine eigene Matratze besaß, auf der er lag und mindestens eine oder zwei Decken. Auch bekamen wir mit der Zeit Wäsche und Krankenanzüge. Zunächst lagen die Kranken

Digitized by Google

natürlich alle in ihren Uniformen, die bei der Natur der Krankheit nicht rein gehalten werden konnten, sondern sehr bald einen starken Geruch verbreiteten. Die Reinigung der Kranken war nachher doppelt schwer und wir mußten sie meist selbst vornehmen. Nach zwei Tagen brachte uns Hoffman Phillips eine große Ladung Wachstuch, aus dem wir Unterlagen für die Matratzen schneiden konnten. Nach und nach verwandelte sich das Kriegslazarett in ein Hospital.

Für unsere Verpflegung sorgte der Prediger in rührender Weise. Er hatte durch seinen Diener die leerstehende Villa eines Engländers für uns einrichten lassen und ließ dort für uns kochen. Neben uns hatte noch eine Expedition des englischen Roten Halbmondes mit drei Ärzten, Pflegern und zwei deutschen Schwestern ihre Zelte aufgeschlagen und auch diese wurden bei uns mitverpflegt. Ich schlief in der Schule selbst und zwar hatte ich mir in dem Vorratszimmer auf einem Tisch mein Lager eingerichtet. Ein türkischer Soldat namens Edib schlief bei mir. Alle paar Stunden wanderten wir selbander des Nachts durch die Säle, um den Schwerkranken Milch und Limonade zu geben ... Edib leuchtete und fast bei jedem Rundgang fand sich ein neuer Toter. Des Nachts war es ein besonders jammervoller Anblick. Überall die verhungerten elenden Gestalten, deren viele vor den Türen und in den Gängen stundenlang herumhockten und sich in Schmerzen krümmten. In einer Nacht hatte ich bei einem jungen Menschen einen Fall von plötzlicher Verrücktheit. Wir mußten ihn in Einzelgewahrsam bringen und nach einigen Tagen nach Konstantinopel transportieren lassen. Frühmorgens um sechs Uhr weckte mich mit unangenehmer Pünktlichkeit die Lady Westmacott, die dann den Kranken das erste Frühstück brachte. Die Lady war von rührender Hingebung und fabelhafter Energie beseelt. Sie war nicht mehr jung, etwa Anfang Vierziger, mochte aber einmal sehr schön gewesen sein und noch jetzt hatte das regelmäßig geschnittene Gesicht, mit zwei strahlenden hellbraunen Augen, schmaler gerader Nase und wunderschönen Zähnen einen fast jugendlichen Reiz. Sie sah aus, wie eine Frau anfangs der dreißiger Jahre, doch erzählte sie mir zu meinem großen Erstaunen am ersten Tage, daß ihr ältester Sohn *Magdalen-Scolar* in Oxford sei.

Eines Abends am Kaminfeuer sprachen wir darüber, wie schrecklich es in Adrianopel aussehen und wie nötig dort Hilfe sein müßte und wir wiegten uns in phantastischen Ausführungen, wie man versuchen könnte, dorthin zu gelangen. Ich entwickelte meinen Lieblingsplan, mit dem ich auch schon einmal bei Wieting gewesen war. Die Lady war Feuer und Flamme und überlegte hin und her, wie sie durch ihre Beziehungen in der Türkei oder England die Erlaubnis erreichen könnte. Am nächsten Morgen erzählte sie mir, sie hätte abends noch einen Brief geschrieben und zwar an niemand anders, als an König Ferdinand von Bulgarien. Es war ihr eingefallen, daß ihr Vetter ein guter Jagdfreund des Königs sei und auf diese Beziehung hätte sie sich zunächst be-

Digitized by Google

rufen. Dann hätte sie ihm vorgestellt, daß er einer einzelnen englischen Dame doch unmöglich die Bitte abschlagen könne, mit verbundenen Augen und einem Wagen von Verbandsmaterial durch den Belagerungsgürtel gelassen zu werden, es wäre doch ungalant. Zum Schluß bat sie ihn, wenn möglich die Antwort telegraphisch an den englischen Botschafter in Konstantinopel zu senden. Meinen Einwand, daß Zar Ferdinand wohl niemals diesen Brief zu Gesicht bekäme, entkräftete sie mit dem Bemerken, sie hätte ihn eingeschrieben und durch die britische Post geschickt, da müsse er unbedingt in seine Hände gelangen. (Die Antwort ist übrigens bis heute ausgeblieben.) In unserem Lazarett wirtschaftete sie von morgens bis abends herum in einem langen Gummimantel mit großen Rubber-Boots und verbundenen Haaren.

Außer der Cholera, die das Hauptkontingent der Kranken bildete, gab es vielerlei andere Krankheiten, viel Dysenterie, mehrere Typhusfälle, Skorbut und schließlich auch durch Aushungerung entstandene Zustände von Erschöpfung. Wir hatten auch einen Fall von Flecktyphus, der tödlich verlief.

Es war interessant, zu erleben, wie allmählich der wilde Ansturm der Seuche in geordnete Bahnen geleitet wurde. Mit beachtenswerter Schnelligkeit entstanden die neuen Baracken, sehr malerisch nahe der hohen Felsenküste auf grünen Wiesen außerhalb der Stadt angelegt. Es wurden ihrer zwölf gebaut und jede faßte 60 bis 80 Patienten. Zunächst brachte man die Patienten, die in den alten Baracken am Bahnhof übrig waren, in die neuen hinüber. Unser Hospital sollte, weil es zu dicht an der Stadt lag, auch von Infektionskranken geräumt und für Rekonvaleszenten und chirurgisch Kranke eingerichtet werden. Es wurden die schwersten Fälle allmählich nach den Baracken transportiert, viele entlassen, viele noch in den Zelten ernährt. Als diese Arbeit getan war, räumten wir das Feld. Das Choleralager bestand zum Schluß nur noch aus den neuen Baracken, deren mehrere dem ägyptischen Roten Halbmond zugeteilt waren, eine dem englischen Roten Halbmond, die übrigen den türkischen Militärärzten.

Das Ende der Cholera.

Rasch wie die Seuche ausgebrochen, ist sie auch wieder verschwunden. Es ist merkwürdig, wie schnell zum Beispiel von Orten wie Hademkjö Massen von Gebesserten weiter geschickt werden konnten, obwohl doch eigentlich von einer Behandlung kaum zu sprechen war. Viele Tausende solcher Geheilten oder nur leicht krank Gewesenen schickte man nach Konstantinopel und stellte sie dort in den großen Moscheen unter Quarantäne. Die Hagia Sophia, die Achmedié und die Suleimanié, die noch, als wir nach Konstantinopel kamen, Riesenkasernen glichen, und oft mehrere Regimenter in einer Nacht unter ihrem Dache beherbergten, hatten sich jetzt in Riesenhospitäler verwandelt. In der Hagia Sophia waren mehrere Tausend in den Nebenkapellen untergebracht und unter militärischer Bewachung gehalten. Dort lagen Kranke, Tote und Gesunde

Digitized by Google

nebeneinander auf den Teppichen, die den weißen Marmorboden bedecken; ein jammervoller Anblick! Man hatte dort mehrmals von einem Morgen bis zum anderen über hundert Todesfälle. Nach einiger Zeit brachte man die Überlebenden ans asiatische Ufer hinüber, wo sie an den Ufern des Bosporus in Zelten gehalten wurden, bis man sie in die anatolische Heimat zurückschicken konnte.

Es ist merkwürdig, wie wenig die Seuche unter der Bevölkerung der Hauptstadt um sich gegriffen hat. Man konnte zu keiner Zeit mehr Krankheitsfälle konstatieren als wie sie jedes Jahr dort sind. In der schlimmsten Zeit wurden etwa 40 Fälle in der Stadt pro Tag gemeldet. Freilich konnte man diesen offiziellen Meldungen nicht allzuviel Vertrauen schenken. Jedoch das eine steht fest, daß wir es mit einer sogenannten „Kriegsseuche" zu tun hatten, deren Auftreten bekanntlich ganz anders und viel weniger zu fürchten ist, als eine Seuche, die ihren Ursprung in den gewöhnlichen Vorbedingungen des öffentlichen Lebens hat. Außerdem hat die Regierung auch wirklich das ihrige getan, um dem Umsichgreifen der Seuche Einhalt zu gebieten. Es wurden extra Wasserzüge eingerichtet, die aus nicht verseuchten Gegenden Wasser zur Front brachten. Auch wurde mit aller Kraft darauf hingearbeitet, daß die ausgehungerten Truppen nunmehr reichlich mit Proviant versorgt würden. Ganze Viehherden wurden von Kleinasien herüber transportiert, sodaß immer frisches Fleisch vorhanden war, große Feldbäckereien wurden eingerichtet und die Desinfektion der verseuchten Gegenden wurde mit ziemlicher Sorgfalt durchgeführt. Auch konnte man die Beobachtung machen, daß die sonst so gefürchtete Dysenterie die Verbreitung der Cholera eher einschränkte als förderte. Sogenannte Mischinfektionen sind nur wenig beobachtet worden.

(Fortsetzung folgt.)

Schefflers Italien.

Von Josef Hofmiller.

Karl Scheffler, der eine Anzahl von Bänden über moderne Kunst, besonders über die Werke von Hofmann, Meunier und Liebermann, und über die Städte Paris und Berlin veröffentlicht hat, einer der nicht nur am meisten gelesenen, sondern auch am höchsten geschätzten unserer jüngeren Kunstschriftsteller, legt als Ertrag einer italienischen Reise, die er im Frühjahr 1911 gemacht hat, einen stattlichen Band Tagebuchaufzeichnungen vor. Der Inselverlag hat das Werk mit gewohnter Sorgfalt ausgestattet; hundertachtzehn Vollbilder nach Aufnahmen von Gemälden, Bauten, Bildwerken, Landschaften, darunter manches, das bisher nicht so leicht zugänglich und bekannt war, lassen den Band um so wertvoller, seinen Preis (zehn Mark) um so wohlfeiler erscheinen.

Digitized by Google

Die deutsche Italienliteratur der letzten Jahre ist ziemlich groß, aber im allgemeinen nicht besonders anziehend. Abgesehen von gelehrten Veröffentlichungen, die nicht in den Rahmen dieser Betrachtung fallen, steht ihr Wert meist im umgekehrten Verhältnis zu dem Anspruch, mit dem sie auftritt. Sie ist am liebenswürdigsten, wenn sie sich ganz harmlos als Städtebild gibt. So bieten Albert Zachers *Italia incognita* [1]), und Alfred Steinitzers zwei Bände „Aus dem unbekannten Italien" [2]) erfreulichste Anregung um der Frische willen, mit der jenes Italien abseits der Hauptstrecke geschildert wird, das der Mehrzahl der Reisenden ein verwunschenes Land bleibt. Schon Wort und Begriff einer Hauptstrecke drücken die Beschränkung aus, die sich diese Mehrzahl freiwillig oder gezwungen auferlegt. Man fährt entweder mit der Gotthardbahn oder über den Brenner möglichst ohne Aufenthalt nach Florenz, Rom, Neapel und zurück, nimmt im Vorbeigehen einen der oberitalienischen Seen und Venedig mit, und hält sich im übrigen an Bädekers Reihenfolge der Hauptsehenswürdigkeiten und an seine jeweilige Bemerkung, wieviel Tage für Eilige genügen. Der seelische Gewinn, der bei solcher Art des Reisens herauskommt, ist natürlich gleich Null, denn Kunstwerke und Kirchen hätte man schließlich in der Heimat auch, und der heutige Durchschnittsreisende ist gegenüber dem für alles empfänglichen und für alles dankbaren Italienfahrer der Vergangenheit nichts als ein eiliger und oft nicht sehr gutgelaunter Museenläufer und Kirchenerlediger geworden, der meist ohne inneren Anteil von möglichst vielen Sehenswürdigkeiten in möglichst gedrängter Zeit eine kaum mehr als flüchtige Kenntnis nimmt, um im günstigsten Falle, wann er daheim wieder zu sich selber kommt, erstaunt zu fühlen, wie dieser oder jener Keim in seiner Seele Wurzel geschlagen hat und wächst und lieblich aufblüht.

Auch Schefflers Buch trägt fast auf jeder Seite das Gepräge der ersten italienischen Reise. Auch er erledigt die Hauptstrecke bis Rom und nimmt sonst nur noch Ravenna und Siena mit. Er gibt wohl eingangs als Zeitpunkt den April 1911, unterläßt jedoch in der Folge jeden Datumseintrag, so daß nur aus der besonders diesseits des Apennins oft verstimmenden Raschheit seiner Urteile auf die kurze Dauer seiner Aufenthalte geschlossen werden kann. Man kommt von dem Eindruck nicht los, daß er alles viel zu eilig, zu kurz und vor allem nicht genug oft angesehen hat, ohne jene nicht nur angenehmen, sondern unbedingt nötigen Ruhestunden und Rasttage, an denen man sich einzig dem „Bummel fürs Gemüt" hingibt. Der moderne Reisende sieht sich darauf angewiesen, durch liebevolle Vorbereitung und überlegte Technik und Diät seiner Reise sich einen Teil jener Stimmung nachhelfend zu schaffen, die dem

[1]) 387 Seiten, 52 ganzseitige Abbildungen; in Ganzleinen 8 Mark. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. — [2]) 291 und 303 Seiten, 130 und 137 Aufnahmen, in Ganzleinen 4.80 und 6 Mark, München, R. Piper & Co.

Digitized by Google

glücklichern Italienfahrer vor Erfindung der Eisenbahn durch sein langsames und allmähliches Vorrücken von Nord nach Süd gleichsam natürlich anwuchs. Es ist wie beim Bergsteigen. Mancher, der nicht ohne Gefühl des Unbehagens, ja des Schwindels von der obersten Galerie des Eiffelturmes, den er im Aufzug hinaufgefahren war, auf Paris niederblicken konnte, ging oder kletterte im Hochgebirg ohne jede Ängstlichkeit ungleich steilere und ausgesetztere Felspfade, da sein Auge stunden-, wenn nicht gar tagelang Zeit gehabt hatte, sich an die Umgebung zu gewöhnen. Gewisse Druckfehler lassen auch vermuten, daß Scheffler nicht recht italienisch kann; ein Nachteil, dessen Bleigewicht nur der empfindet, der sich erinnert, um wieviel mehr Genuß und Gewinn er von seinen Reisen hatte, seit er endlich so vernünftig war, die Landessprache zu lernen. Was aber die Grundstimmung betrifft, in der man Italien betreten soll, so ist sie im Pflaster des Veroneser Doms zu lesen: *In patientia vestra possidebitis animas vestras.* Einsamkeit und Geduld, Langsamkeit und guter Wille, Hingabe an die Dinge und ein wenigstens vorläufiger Verzicht auf alles Besserwissen sind Vorbedingungen jedes genießenden Sehens, wie sie in der Musik Vorbedingung jedes verstehenden Hörens sind.

Schefflers Stimmung und Absicht ist anders. Er geht von dem Nimbus aus, den Italien von je für empfängliche deutsche Seelen hatte, und versucht sich über seine Aufgabe klar zu werden: „Meine Natur zwingt mich, bewußt und irgendwie auch früher oder später als Schriftsteller öffentlich Rechenschaft abzulegen, . . . und diese Notwendigkeit, zu Resultaten kommen zu müssen, präokkupiert nur noch mehr . . . In dem Augenblick, wo ich die Reise beschließe, fühle ich die Pflicht, festzustellen, was Italien uns noch ist und noch sein kann . . . Klar ist mir nur eines . . .: mag das Ergebnis dieser Reise sein wie immer es wolle, es darf nicht in Widerspruch geraten zu dem, was ich hinter mir lasse, darf nicht das lebendige Zeitempfinden schmälern, darf nicht den Wunsch wecken, in der Vergangenheit und im fremden Land zu leben, es darf mich der Arbeit für die Zukunft nicht abspenstig machen . . . Es gilt, jenem ungeheuren Willen, der zweimal in Italien triumphiert hat, einen modernen Willen entgegenzustellen . . . Darum reist jeder Italienfahrer ein wenig wie im Auftrage seiner Nation. In dieser Weise fasse ich meine Reise als eine Mission auf, worüber ich Rechenschaft schuldig bin."

Diese Sätze sind das Gegenteil der Seelenverfassung, in der man nach Italien reisen soll, wenn anders man von seiner Reise besseres haben will, als den Genuß, auch Italien gegenüber unter allen Umständen das letzte Wort zu behalten. Scheffler verdirbt sich alle Unschuld des Schauens durch seine Schuld des Schreibens. Denn wer schon vor Antritt der Reise die Pflicht fühlt, „festzustellen, was Italien uns (!) noch ist und noch sein kann", wer sich gegen den ungeheuren Willen, wie bei einer hypnotischen Schaustellung mit „einem

Digitized by Google

modernen Willen" stemmen muß, wer das Gefühl hat, als Gesandter und Bevollmächtigter seiner Nation zu reisen, wird als Ernte nur heimbringen, was er von Hause fortnahm: sich selbst mit seinen sämtlichen Vorurteilen. Ist es nicht ein Modernisteneid in aller Form, wenn Scheffler sich vornimmt, das Ergebnis seiner Italienreise dürfe (!) nicht zu seinem bisherigen Streben in Widerspruch stehen? Kann man weniger voraussetzungslos an eine Aufgabe herantreten, als wenn man schon im vorhinein bestimmt weiß, was bestimmt ihr Ergebnis nicht sein darf?

Die ganze Einleitung Schefflers erinnert fatal an eine andere Vorrede, auch zu einer Italienreise: „Italien ist soviel hundertmale beschrieben worden, daß es lächerlich wäre, sich einzubilden, man könne noch etwas neues darüber sagen. Aber etwas ziemlich Seltsames bleibt noch immer zu sagen übrig, nämlich ein getreuer Bericht des Reisenden, wie ihm die Dinge vorgekommen, indessen die meisten nur nachplaudern und erzählen, wie sie ihnen wahrlich nicht vorgekommen sind." Aber August von Kotzebue[1]) — denn von ihm und keinem andern sind die Sätze — war bescheiden im Vergleich zu Scheffler, denn er hatte noch das Gefühl unfeierlich und niemandem verpflichtet als Privatmann zu reisen. Was empfindet Scheffler beim ersten Anblick der bayerischen Berge? Aber man höre: „Das Wunderbare, das allein schon im Dasein unseres Planeten liegt, und die Phantastik der geologischen Realität treten in einer neuen Weise vor einen hin." Man vergleiche mit diesem Kluggerede von 1913 den ersten Eindruck eines natürlichen Menschen von 1786: „Wie ich den ersten beschneiten Gipfel sah, griff ich nach dem Hute, doch war es mir unbegreiflich, schon so nahe an den Schneebergen zu sein." (Goethe an Frau von Stein.) Später wie die Berge näher rücken, wird Scheffler enttäuscht, ihm fehlen die Maßstäbe, das Auge versagt. Das ist typisch, fast symbolisch für seine ganze Reise. Er begründet sichs ausführlich und weiß nicht, daß er all das nicht schriebe, sähe er nicht das Gebirg zum erstenmal, ließe er Aug und Sinn Zeit und Muße. Genau dasselbe wiederholt sich am Brenner, wo ihm die Jahreszeiten durcheinanderkommen: versuche er doch einmal nach Handwerksburschenart zu Fuß über den Brenner zu gehen, statt im D-Zug sich ihn vorbeigleiten zu fühlen, und er wird nicht mehr den Drang haben, sich über hundert Meter auf oder ab gleich Gedanken zu notieren.

Immer kehrt der nämliche peinliche Eindruck wieder: der Mann tut eine Reise, damit er was zu schreiben habe, und nicht: der Mann schreibt, weil ihn seine Reise freut. In Bozen kommt Scheffler nicht über den Virgl hinaus, „einen 460 Meter hohen Berg im Süden der Stadt, wo hinauf eine Drahtseilbahn führt", anstatt zum mindesten fromm und lobpreisend die Oswald- und Erzherzog Heinrichpromenade abzuschlendern. Man muß andächtig die steinigen,

[1]) Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel. Berlin 1808.

Digitized by Google

steilen, heißen Pfade zwischen Bozner Mittelgebirg und Bozner Kessel gestiegen sein, um mitreden zu wollen, geschweige zu dürfen; eine Landschaft erschließt sich sowenig wie eine Stadt zwischen zwei Schnellzügen. Aber Scheffler steht Kenntnisse und Vorurteile in die Dinge hinein. Darum erscheint ihm Trient „wie eine von der Inquisition regierte und entvölkerte Stadt", und er entdeckt im Katholizismus „etwas Unheimliches und Gleichgültiges, etwas von einer giftig verschimmelnden Geistigkeit", auch hier im Gegensatze zu dem bescheidenen Lerner, der aus Regensburg an Charlotte von Stein schreibt: „Wie freut mich's, daß ich nun ganz in den Katholizismus hineinrücke und ihn in seinem Umfange kennen lerne." Scheffler macht die Allerweltsfahrt von Riva nach Desenzano und meint nun über den Garda schreiben zu können, ahnungslos, daß er durch so und soviele Breitengrade gereist ist, daß diese Landschaft, die er auf eine Formel bringen will, bei Nago ein verzaubertes Delphi ist, bei Torbole ein norwegischer Fjord, am Paternosterſteig nach Malcesine das nördlichste Stück Ithaka, zwischen Torri und Garda eine bläßere Krümme Sorrent und ganz unten ein mittelitalienischer Binnensee wie etwa der Trasimeno. Er redet sich empfindsam ein, dieser Landstrich sei „eine einzige, große europäische Heilstätte für Lungenkrankheiten": wandere er nur einmal von Gargnano nach Salo! Entschließe er sich doch all die Zeit, die er für ganz Italien übrig hatte, dem Garda allein zu widmen, dann wird es eine Lust sein, sein Buch darüber zu lesen. Es ist des Menschen würdiger, es ist sogar genußreicher mit Ölbäumen, grauem Fels und blauem Wasser zu verkehren, als mit den talentvollsten Kunstmalern und Schriftstellern.

In Verona: „Gleich nach der Ankunft sind wir durch die Gassen gerannt, haben in den engen Straßen zu Palastfassaden hinaufgesehen und in einige der mit schweren Vorhängen geschlossenen Kirchen hineingeblickt, haben nicht ohne Mühe den Komplex der Piazza d'Erbe und der Piazza dei Signori gefunden und sind um die antike Arena herumgegangen." Warum nur die Italienreisenden Bädekers weise Warnung nicht befolgen, Maß zu halten im Genuß von Landesprodukten, wozu nicht nur Südfrüchte und Makkaroni, sondern auch Kirchen und Palazzi gehören? Es ist sinnlos nach einer zwölfstündigen Bahnfahrt ein Halbdutzend Sehenswürdigkeiten abzugrasen, sinnloser noch, so gierig erraffte Eindrücke für richtig, sogar für besonders und allein richtig zu halten. Immer wieder kehrt bei Scheffler diese Überschätzung des ersten Eindrucks wieder, wo er doch aus Liebermanns Vorwort zu einem Katalog der Berliner Sezession das geschickte Zitat aus Schopenhauer kennen müßte von den Kunstwerken, vor die man sich schweigend hinzustellen habe wie vor Monarchen, wartend, bis man von ihnen angesprochen werde. Abermals steht die goldene Weisheit im Tagebuch an Charlotte von Stein: „Doch muß man auf alle Fälle wieder und wieder sehen, wenn man einen reinen Eindruck der Gegenstände

Digitized by Google

gewinnen will. Es ist ein sonderbares Ding um den ersten Eindruck, er ist immer ein Gemisch von Wahrheit und Lüge im hohen Grade." Scheffler hielte wohl jeden für einen Banausen, der sich unterfinge, Rodin oder Cézanne vom Blatt zu spielen, und er hätte recht. Jeder *prima-vista*-Enthusiasmus, nicht nur in Italien, ist verdächtig, und nur wer den Mut hat, sich die Fremdheit des ersten Eindrucks zu bekennen, ist bildsam. Denn alles Große hat Vorhöfe. Aber muß immer gleich das Notizbuch gezogen werden, wenn man erst aus dem Vorhof ins Dämmer des Heiligtums tritt? Ich habe mich in der Tat wiederholt gefragt, ob Scheffler nicht eine durch ihre rührende und entwaffnende Ernsthaftigkeit doppelt wirkungsvolle Parodie auf den gebildeten Durchschnittsreisenden liefern wollte. Denn Tagebucheinträge wie „Ich habe mir die Fähigkeit gewünscht, Entscheidungen zu treffen" oder „Ich habe mir versprochen, immer nur in mich selbst hinabzuhorchen" sind im besten Fall freiwillige, und nur im zweitbesten unfreiwillige Parodien. Ist es nicht eine erheiternde Anmaßung, wenn man noch kaum ins Land hineingeschmeckt hat, *brevi manu* Entscheidungen treffen zu wollen, als hätte die italienische Kunst bloß auf Herrn Scheffler gewartet, um endlich zu erfahren, wie windig es im Grund mit ihr bestellt sei? Und ist es nicht völlig verkehrt, immer nur in sich selbst hinabzuhorchen, anstatt immer nur die Dinge anzusehen? Darum verlieren auch glückliche Beobachtungen und Gedanken an Wert, weil sie sofort outriert werden. Fast alle paar Seiten steht bei Scheffler eine Stelle, wo er aus dem hübschen, vielleicht um ein weniges zu scharf und spitz geprägten Einfall ins Schiefe, Verkennende und Verkennenwollende hinüberrutscht, aus dem Aperçu ins aufgeputzte Kluggerede, aus der Ehrlichkeit ins Feuilleton. Jede, auch die richtigste Behauptung hat ihre natürliche Linie und Grenze, über die hinaus sie nicht forciert werden darf ohne zur Karikatur zu werden. Vielleicht machen es Beispiele deutlicher. Die Scaligergräber: „wie ein Schrei der Natur inmitten einer halb museumshaften Atmosphäre"; Vicenza: „paradox könnte man sagen, das reiche Stadtbild sähe aus wie eine organisch gewachsene Unechtheit"; Palladios Basilika: „es funkelt nur so von schöner Form und genialer Regisseurlaune; es fehlen auf dem schönen Platz nur die Akteure und die brillante Opernmusik".

Die Scaligergräber geben dem Verfasser Gelegenheit zum erstenmal das Thema anzuschlagen, das er im Verlauf seiner Reise nicht müde wird zu variieren. „Zur Zeit als dieses Scaliger-Denkmal entstand, wohnte der Kunst noch Herrscherkraft inne, sie gravitierte noch zum germanischen Geist der Gotik." Es scheint ja das Schicksal der Gotik zu werden, daß sie jedes Jahrhundert ein paarmal gegen die Renaissance ausgetrumpft werden muß, und wir katalogisieren in der langen Reihe der Renaissancegegner, die von den Nazarenern über Ruskin, Wagner und O. Wilde[1]) führt, als letzten einstweilen Scheffler, aller-

[1]) Die Stelle ist, obgleich fast jedes Detail falsch ist, zu schön, als daß ich sie in

Digitized by Google

dings mit dem Zweifel, ob einer von ihnen so voreingenommen an die Renaissance hinging wie er, der bereits in Verona, eh er überhaupt italienische Renaissance ordentlich zu Gesicht bekommt, schon aufs schroffste die Frage formuliert: „Kann uns die Renaissance lebendig noch etwas sein?"

Scheffler ist manchmal so sehr Durchschnittsdeutscher mit Durchschnittsvorurteilen, daß er sich an der Faulheit der italienischen Arbeiter stößt, weil sie nicht den Drang hätten, kleine Bourgeois zu werden, wo doch die Einlagen in den Sparkassen und der Kursstand der italienischen Rente ihn hätten beruhigen können. Schon hier verdichten sich ihm ein paar, noch dazu fragwürdig richtige Beobachtungen zu dem Ausspruch: „Man begegnet überall einer naiven Schamlosigkeit", worauf er, wie es sich geziemt, an den öffentlichen Pissoirs jenen Anstoß nimmt, der für deutsche Hochzeitsreisende *de rigueur* ist.

Das ist freilich nicht die Stimmung für eine noble, stille Stadt wie Vicenza. Scheffler fühlt sich fremd in der saalartigen Festlichkeit des Signorienplatzes, weil er sich die mesquinen Dinger noch nicht aus dem Sinn geschlagen hat, die man in Deutschland euphemistisch Plätze nennt. Als Goethe Palladios Rotonda sah, meinte er: „Er hat es so gemacht um die Gegend zu zieren, von weitem nimmt sich's ganz köstlich aus, in der Nähe habe ich einige untertänige Skrupel". Es wäre auch für Scheffler gut gewesen, mit einigen respektvollen Zweifeln vor Palladio hinzutreten, statt — *venividiscripsi* — Entscheidungen zu treffen, die kein Mensch von ihm verlangt. Ich schreibe mir zu meinem Vergnügen ein paar Stellen Goethes aus den Vicentiner Tagen ab, die nicht zur Belehrung oder Überredung eines Publikums geschrieben wurden, und aus denen wundervoll jene reine Stimmung von Glück und Güte spricht, ohne die man im fremden Land ein armer Besserwisser ist: „Dann verdient man wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfnis erheben, ihnen von sich selbst eine große Idee geben, ihnen das Herrliche eines großen wahren Daseins fühlen machen will, und das tun sinnlicherweise die Werke des Palladio in hohem Grade . . . es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, das uns bezaubert . . . Ich gehe nur immer herum und herum und sehe und übe mein Aug' und meinen innern Sinn. Auch bin ich wohl und

Übersetzung geben möchte: *To me one of the things in history the most to be regretted is that the Christ's own renaissance, which has produced the Cathedral at Chartres, the Arthurian cycle of legends, the life of St. Francis of Assisi, the art of Giotto and Dante's Divine Comedy, was not allowed to develop on its own lines, but was interrupted and spoiled by the dreary classical Renaissance that gave us Petrarch, and Raphaël's Frescoes and Palladian architecture . . . and everything that is made from without and by dead rules, and does not spring from within through some spirit informing it. (O. Wilde, De profundis. Tauchnitz Edition, p. 88.)*

Digitized by Google

von glücklichem Humor. Meine Bemerkungen über Menschen, Volk, Staat, Regierung, Natur, Kunst, Gebrauch, Geschichte gehen immer fort, und ohne daß ich im mindesten aufgespannt bin, habe ich den schönsten Genuß und gute Betrachtung. Du weißt, was die Gegenwart der Dinge zu mir spricht, und ich bin den ganzen Tag in einem Gespräche mit den Dingen . . . Noch immer in Vicenz und wohl noch einige Tage hier. Wenn ich ganz meinem Geiste folgen dürfte, legt ich mich auf einen Monat hierher . . . Ich schleiche noch immer herum, tue die Augen auf und sehe, wie natürlich, täglich mehr . . . Ich stell mich auf den Markt unter sie, rede über jeden Anlaß, frage sie, sehe sie, wie sie sich untereinander gebärden, und kann ihre Natürlichkeit, freien Mut, gute Art ꝛc. nicht genug loben . . . Die Hauptsache ist, daß alle diese Gegenstände, die nun schon über dreißig Jahre auf meine Imagination abwesend gewirkt haben, und also alle zu hoch stehen, nun in den ordentlichen Kammer- und Hauston der Koexistenz herunter gestimmt werden. Ich lebe sehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen. Im letzten Falle ist man dem Irrtum weit weniger ausgesetzt als im ersten." Goethe blieb sechs Tage in Vicenza, nicht um Vicenza kennen zu lernen, sondern um sein Aug auf Italien einzustellen. Ich möchte wahrhaftig wissen, ob Scheffler nur ein einzigesmal übernachtet hat.

Seine Vicentiner Eindrücke sind typisch, sein Fehlschluß wird zum Leitmotiv, die Renaissance zur Erbsünde aller schlechten Kunst, die nach ihr kommt: An der Scheußlichkeit der modernen Gründerarchitektur ist die Baukunst der Renaissance schuld; am falschen Palazzostil der Bankhausfassade und des Miethauses der Fassadendekorateur Palladio; an den traurigen modernen Straßendenkmälern der Gattamelata in Padua und Verrocchios Colleoni; „auf Donatellos lachenden Knaben geht auch der neuitalienische Marmorkitsch letzten Endes zurück"; weil unsere Repräsentationsbauten emporkömmlinghaft protzen, ist der Petersdom „eine heroisierte Gründerarchitektur", wenn auch „eine Fülle reinen Genies in der festlich schimmernden Gründerarchitektur, die Renaissance heißt, immerhin enthalten war"; weil wir das geschwollene Großstadtbarock nicht los werden, zeigt Bernini „inwiefern schon die Renaissance eine Frucht moderner unkünstlerischer Gesinnung ist"; weil Scheffler selbst früher als Dekorationsmaler die Formen der Loggienornamente Raffaels „schauderhaft trivialisiert" hat, vermißt er an ihm „optisch gewordene seelische Erlebnisse"; weil Kaulbachs Fresken in Berlin wert waren, von Liszt in Musik gesetzt zu werden, sind Raffaels Stanzen „Opernmalerei".

Hand in Hand damit geht durchs ganze Werk eine sonderbare Überschätzung jenes unzufriedenen unfertigen Zustands, den Scheffler vielleicht allzu wohlwollend „faustisch" heißt. „Ein stiller, äußerlich sehr ruhiger Deutscher, der von früh bis spät voll faustischer Sorgen ist . . . hat mehr Temperament als

Digitized by Google

der viel und laut redende und heftig gestikulierende Italiener." „Man glaubt diesen Künstler (Donatello) zweifelnd und faustisch bewegt auf der Grenzscheide zwischen Gotik und Renaissance verweilen zu sehen." Tizian hingegen „will regieren und zugleich genießen; er ist nur in Momenten faustisch" (immerhin!). „Es ist bezeichnend, daß diese Kunstwelt am meisten zu mir spricht, wenn ich ruhig und innerlich gesättigt bin, daß sie jedesmal aber versagt, wenn ich faustisch beunruhigt vor sie trete." „Die Konvention hat die Künstler daran gehindert, selbst verantwortliche, neu erfindende und faustisch erregte Persönlichkeiten zu werden." Bei Signorelli „spürt man einen faustisch arbeitenden Willen". Sehen wir näher zu, was dies Faustische eigentlich sei, so gibt uns vielleicht folgende Stelle einen Fingerzeig: „Wäre das, was in uns heute inbrünstig fragt und zweifelt und sich zerquält, ebenso fest und sicher organisiert, wie es das Renaissancetalent und die Renaissancekunst nach einem geheimen Ratschluß der Geschichte waren, so würde der Dom unserer Weltanschauung hoch und herrschend über St. Peter wohl hinausschnellen." Aber Scheffler sieht nicht, daß er Äpfel vom Zitronenbaum verlangt. Das „Faustische" fragt inbrünstig, es zweifelt, es zerquält sich, aber es organisiert nicht, es baut nicht. Sobald es baut, hört es auf faustisch zu sein. (Ich hätte übrigens Formeln, wie faustisch, hamletisch, tristanisch nicht gern als Scheidemünze.) Schefflers Faustisches scheint bis zu einem gewissen Grad identisch mit dem, was er das Gotische nennt: „Ursprünglichkeit, Gefühlskraft, Lust an der Ausdrucksfülle, Inbrunst der gestaltenden Einbildungskraft, angeborene Größe, die Dinge zu sehen. Die barocke Gotik Tintorettos ist antiklassizistisch; sie sucht nicht die Ruhe des Genusses, sondern den Sturm." Auch „diese ganze geniale byzantinisch-romanisch-nordische Stilmischung kann man, wenn von aller Schulsystematik abgesehen wird, und wenn man das große, darin zutage tretende Lebensgefühl benennen will, als Gotik bezeichnen." „Es zeigt sich auch, daß in der Antike schon eine heimliche, ja vielleicht eine offenbare Gotik gewesen ist." Erinnert diese antik-romanisch-byzantinisch-nordische Barockgotik nicht an H. St. Chamberlains Germanentum? Alles was germanisch ist, ist groß, alles was groß ist, ist germanisch, muß germanisch sein, darf nichts anders als germanisch sein. Z. B. das alte Rom. Man höre: „In der alten römischen Baukunst war zu gewissen Zeiten Ursprüngliches im Sinne der nordisch romanischen und gotischen Architektur, in ihren guten Porträts war der Geist Holbeins, Franz Hals' und der modernen Franzosen. Sie wollten die Sache. Die Renaissancemenschen dagegen wollten vor allem immer die Wirkung, den Schein nur der Sache." Sienesische Malerei „ist eine Kunst für Hungrige, nicht für Satte; es ist darin jene vieldeutige Beseeltheit, in der jede Empfindung Bestätigung suchen und finden kann. Ich habe vor den Bildern der Sienesen wiederholt an Dostojewski denken müssen und zugleich an die Wucht alter Ägypter.

Digitized by Google

Dostojewski, Rembrandt und Shakespeare, die Bibel, Homer und Giotto, eine Landschaft von Cézanne, Bilder der Sieneſen und Moſaiken aus Ravenna vertragen ſich meinem Gefühl vollkommen miteinander; verſuche ich Raffael und Botticelli hinzuzuſtellen, ſo entſteht eine Diſſonanz."

Dies deutſche Pathos gegen die Renaiſſance iſt reichlich bejahrt. Aus der Einleitung, die Carl Neumann dem Briefwechſel Jakob Burckhardts mit Heinrich von Geymüller[1]) vorangeſtellt hat, erfahren wir, daß nicht nur Kuglers Handbuch der Kunſtgeſchichte in den zwei erſten Auflagen, ſondern ſelbſt Burckhardts erſte Ausgabe des Cicerone noch am Ehrentitel der Gotik als einer germaniſchen Kunſt feſthielt. „Die Renaiſſance verachtete man, mindeſtens blieb man gegen ſie gleichgültig. Schnaaſe war ihr, auch aus religiöſen Gründen, mißtrauiſch abgeneigt," und als Waagen den Cicerone im deutſchen Kunſtblatt aufs ſchmeichelhafteſte beſprach, zeigte er durch die eine Bemerkung, daß den Kirchen der italieniſchen Renaiſſance die religiöſe Weihe fehle, wie ihm Burckhardts Ausführungen über den Raumſtil dieſer Kathedralen gar nicht aufgegangen waren. Es iſt unbeſtreitbar von verführeriſchem Zauber, das Germaniſche im Romaniſchen herauszuſpüren; wir fühlen gleichſam die Quellrute in der Hand zucken. Aber die Gefahr eines wacker konſtruierenden Pangermanismus in der Art Woltmanns[2]) liegt nahe, weil wir mit lauter Interpretationen lauter Hypotheſen beweiſen. Vollends dies vermeintlich Germaniſche gegen irgendwelche Renaiſſance ausſpielen iſt phantaſtiſch. Man mache das Exempel etwa auf die franzöſiſche Literatur! Wenn wir das Rolandslied leſen oder Aucaſſin und Nicolette mit dem köſtlich geſchmeidigen Satzbau, oder François Villons rührende Ballade für ſeine alte Mutter, Marots oder ſelbſt noch Ronſards frühe Lyrik, echte franzöſiſche Volkslieder, in der Proſa Rabelais, ja noch Montaigne, oft ſogar noch mit einer prachtvoll eigenwilligen Wendung, die faſt den Satz berſten macht, Molière ſelbſt, ſo könnten wir leicht nach Scheffler daraus eine romaniſch-ſarazeniſch-fränkiſch-galliſche Gotik ableiten und ſicher mit mehr Recht als er dieſe Chimäre gegen die ganze Entwicklung von Malherbe bis Chénier ausſpielen, gegen alles, was im Frankreich des ſiebzehnten Jahrhunderts als großer Geſchmack und ſtrenger Stil galt: was hätten wir für Erkenntnis und Genuß gewonnen? Genau ſo nichts, wie der Klaſſiziſt, der das *Grand Siècle* gegen die *Chanson de geste* ausſpielt, Labruyère gegen Montaigne, den Alexandriner gegen das Volkslied, die *Princesse de Clèves* gegen den Gargantua. Scheffler kommt über ſeine einzige Antitheſe nicht hinaus. Auf die rechte Seite ſtellt er alles, was hungert, zweifelt, fragt, ſchwerblütig ringt, ſucht, ſich zerquält, alle vieldeutige Beſeeltheit, aber auch das Archaiſche, das

[1]) 188 Seiten. Mit einem Porträt. Verlag von Georg Müller und Eugen Rentſch. Geheftet M 3.50. — [2]) Die Germanen und die Renaiſſance in Italien. Mit über 100 Bildniſſen berühmter Italiener. Thüringiſche Verlagsanſtalt, Leipzig.

Digitized by Google

Halbreife, das Frühe, und nennt es Gotik. Auf die linke alles, was satt und sicher ist, was klar und bestimmt in sich selber ruht, die reife und harmonische Fülle und Schönheit der vollendenden Epoche und nennt es Renaissance. Kann für ihn Erlebnis und Ergebnis etwas anderes werden als Feststellung und Interpretation eines völligen Andersseins und Nicht-Verstehen-Könnens (man verzeihe die Hegelei dieser Formeln, aber wie soll man konstruierten Gegensätzen anders beikommen)? Was Scheffler sucht, ist das Faustische, das Gotische, das Germanische, ist er selbst; was er findet, deutet er entweder um, ins Faustische, ins Gotische, ins Germanische, oder, wenn sichs nicht umbiegen läßt, zerbricht ers als Renaissance. Seine Ablehnung grenzt manchmal an jenes Muckertum, das Nietzsche im Fall Wagner allen Idealisten rät, und von dem doch nicht leicht jemand weiter entfernt ist, als Scheffler, der den Pseudoidealismus in einem gescheiten Buch bekämpft hat. „Nicht zufällig sind unter den Renaissancekünstlern die großen Grübler, die titanischen Naturen selten, nicht zufällig ist die Epoche der Renaissance reicher als irgend eine andere an sorgenlos glücklichen Künstlern — was eigentlich eine *contradictio in adiecto* ist." Es paßt in das System einer Weltanschauung, für die Glück ein Einwand ist, daß ihr auch „sinnlich" und „Welt" zu Schimpfwörtern werden; und daß Scheffler — ich kann nicht umhin wieder den Fall Wagner zu zitieren — des öfteren „in eine Klage ausbricht, welche Biterolf hätte absingen können": „Abscheulich ist im tiefsten Grunde dieses stolze Gipfelwerk menschlicher Kultur. Es verführt zur Abtrünnigkeit; es ist ein Werk gemeiner Sinnlichkeit;" „Die Bilder der Renaissancemeister sind wie jener Pharisäer, der sich vor Gott im Tempel rühmt." „Der mythologische Vorwurf bot immerhin genug Anlaß eine rein sinnliche Zustandsmalerei zu rechtfertigen." „Die Renaissance will gewissermaßen artistisch gewertet sein. Man darf sie nicht zu ernst nehmen ... Auch ist es der Erinnerung wert, daß die Renaissance uns statt des Dramas die Mißform der Oper hinterlassen hat, diesen Wechselbalg aus Poesie und Musik, mit dem das Theater seiner hohen Mission zuerst entkleidet wurde, um zum Orte des Vergnügens gestempelt zu werden, und an dessen Veredlung deutsche Künstler sich noch heute immer wieder versuchen[1])." „Zweimal ist Rom geworden

[1]) „Einen letzten Rat! Vielleicht faßt er Alles in Eins. Seien wir Idealisten! .. Das Haschen nach niederem Sinnesreiz, nach der sogenannten Schönheit, hat den Italiener entnervt: bleiben wir deutsch! Selbst Mozarts Verhältnis zu der Musik — Wagner hat es uns zum Trost gesagt — war im Grunde frivol ... Lassen wir niemals zu, daß die Musik „zur Erholung diene"; daß sie „Vergnügen mache". Machen wir nie Vergnügen! Wir sind verloren, wenn man von der Kunst wieder hedonistisch denkt. Das ist schlechtes achtzehntes Jahrhundert!" (Nietzsche, Fall Wagner, Abschn. 6.) Es wäre amüsant und lehrreich, ganze Seiten aus Schefflers Buch und aus dem „Fall Wagner" zweispaltig zu konfrontieren.

Digitized by Google

durch seine Weltlichkeit und ist daran auch wieder zugrunde gegangen, ... weil stets dem Kaiser gegeben worden ist, was Gottes ist." Ach nein, es ist kein moderner Wille, den Scheffler dem ungeheuren Willen der Renaissance entgegenzustellen hat, es ist nur ein verspätetes Lutherressentiment in Duodez, vor dieser triumphierend festlichen und freien Götterwelt. Dies eine, daß er in der Ablehnung der Renaissance in einen Jargon verfällt, den er mit Leuten gemein hat, in deren Gesellschaft er sich nur mit Unbehagen sähe, dies eine schon sollte ihm ernstlich zu denken geben.

Aber es ist vor allem auch mangelnde Kenntnis. Man kann sich nicht vor einen Botticelli so voraussetzungslos hinstellen wie vor einen Liebermann, kann das schicksalsvollste Land Europas nicht verstehen ohne etwas von seiner Geschichte zu wissen, kann nicht alles aus der Tiefe des Gemüts schöpfen ohne Kenntnisse. Ersetzte er wenigstens Kenntnisse durch Anschauung! Aber er, der sich „auf Schritt und Tritt gegen das Gefühl, vor etwas historisch Organischem zu stehen, wehren muß," sieht kaum mehr als bildende Kunst, davon nur die Hauptorte, in ihnen nur die Hauptwerke, sie nur kurz, und dies dürftige und horizontlose Ergebnis überschreibt er mit dem reichen Wort Italien! Er sieht nicht, daß für ein Land Kunst nur die eine Offenbarung ist neben all den anderen: Mensch, Sprache, Geschichte, Religion, Politik, Dichtung, Musik. Er reist ohne rechte Kenntnis der Landessprache und weiß von italienischer Dichtung nicht viel mehr als, daß „Dante ein großer Erzähler" gewesen sei, aber „die Komposition des Ganzen ziemlich kindlich konventionell." Von den wichtigsten Denkmälern kennt er die Baugeschichte nicht, ohne die sie oft gar nicht zu verstehen sind. Er sieht alles isoliert. Den Fra Angelico beurteilt er nur nach seinen Tafelbildern, weil er San Marco nicht kennt. In Orvieto, auf das er sich des Signorelli wegen freut und wo er den Fra Angelico abermals getroffen hätte, ist er offenbar nicht ausgestiegen, sowenig er im Vatikan die Kapelle Nikolaus V. besucht hat, wo er ihn auf seiner letzten Höhe hätte bewundern können. Um Signorelli und Sodoma zu verstehen, müßte er auf den großen Monte Oliveto zweieinhalb Stunden vom Bahnhof einer Nebenlinie. Das Große liegt nicht immer an der Hauptstrecke. Aber ich fürchte fast, er hat in Florenz selbst weder die Brancaccikapelle besucht, noch Santa Croce, weder die Duomopera, noch die Pazzikapelle und San Miniato. Er spricht nicht von den Robbien, die in ihrer Art ein Nonplusultra von Florentiner Kunst sind, von denen man aber die schönsten außerhalb Florenz, oft unmittelbar vor den Toren suchen muß, wie die Kreuzigung in Impruneta, oder die himmlische Gruppe der Heimsuchung in Pistoja, das Scheffler nicht kennt, sowenig wie Prato und Pisa. Aber selbst wenn er all diese schönen Dinge gesehen hätte, er hätte sie doch nicht gesehen. Denn er wäre vielleicht ein einzigesmal dort gewesen und hätte sich sofort Eindrücke notiert, um sie zu veröffentlichen. Nichts aber steht einem reinen

Digitized by Google

Eindruck mehr im Wege, als ein schiefer, sobald man ihn schriftlich fixiert hat. Man sieht auch in Zukunft zwischen sich und dem Objekt immer diese trübende Schicht. Man muß vor einem Kunstwerk den ganzen kritischen Apparat abstellen können, über den man sonst verfügt, weil er mit seinem Geräusch die *santa conversazione* von Seele zu Seele nur stört.

Man könnte dem entgegenhalten, all das treffe doch nicht zu für einen, der wie Scheffler im Betrachten von Kunstwerken geübt, für den sie sogar Lebensberuf sei. Aber diese Übung hatte sich so gut wie ausschließlich auf moderne Kunst erstreckt, die man mit dem größten Verständnis umfassen kann um dennoch in Italien überall vor versperrten Toren zu stehen. Dem modernen Kunstbetrachter wird durch Museen, Saisonausstellungen, Wochenausstellungen alle Art von Kunst, ostasiatisch, ägyptisch, prähistorisch, futuristisch in unaufhörlichem Wechsel vorgeführt wie das Programm eines Vorstadtkino oder der Wochenspielplan einer Provinzoper. Das „Gefühl des historisch Organischen", das gerade in Italien anfängt Herrn Scheffler zu genieren, wird durch den ganzen spekulativ journalistischen Kunstbetrieb von heute meist im Keim erstickt. Und wer irgendwie in diesem Hetzbetrieb steckt, müßte sich selber eine reichliche Quarantäne verordnen, ehe er sich in dies uralt traditionsvolle Italien wagt. Renaissance, das ist nicht tausend Bilder und fünfhundert Kirchen. In Italien naiv sehen wollen, ist naiv. Das Cinquecento lebte nicht in dem Wahn wie alles, was heut mit halbfeuchten Ohren von der Schulbank weg zum Malmodespekulanten rennt, mit ihm beginne die Kunst von vorn. Es ist erheiternd, wenn eine Zeit, die keinen einzigen Prachtbau hervorgebracht hat, der nicht Kulisse, Dekoration, bestenfalls Kopie wäre, und die, wenn man sie um ihre Fresken fragt, nach Hans von Marées und Puvis de Chavannes, welch beide ihr Freskenempfinden abermals nur Italien verdanken, überhaupt nicht bis drei zählen kann, wenn ein Geschlecht, das zur Malerei nur im Verhältnis des Ausstellungsbesuchers oder des Dreifarbendruckbesitzers steht, sich mit der Renaissance auseinandersetzen will wie von Du zu Du und von Macht zu Macht.

Ich fürchte, die Herrschaften reisen mit gebundener Marschroute. Sollte nicht Meyer-Gräfe seinen Greco, als er nach Spanien auszog ihn zu entdecken, schon sorgsam verpackt zu unterst im Koffer gehabt haben? Auch Scheffler, der seine Reise unternimmt „um naiv anschauen zu lernen", hat der Zollrevision ein paar Dutzend ausgewachsene Vorurteile unterschlagen, *all made in Germany*. So entdeckt er naiv, daß „in der Schönheit, Freundlichkeit und Umgänglichkeit der Italiener etwas Liebloses ist, eine heimliche Brutalität. Sie werden beim Lachen häßlich". (Nur der Berliner wird beim Lachen schöner.) „Der römische Mann imponiert nicht. Er ist interessant und amüsant, aber man nimmt ihn so von Ansehen nicht eben sehr ernst. Er ist wortreich und lebhaft, höflich, fast zärtlich zu seinesgleichen. Aber nicht eben zartfühlend den Frauen

Digitized by Google

gegenüber. Er hält viel auf seine Würde, scheint aber nicht sehr geistig. Er wirkt nicht wie ein Willensmensch, sondern mehr wie ein Triebmensch." Woher Scheffler nur das alles weiß? Aber er weiß noch mehr. „Des Morgens schon sind die Cafés gefüllt von Familienvätern, die dort ihr erstes Frühstück nehmen. Demnach kann der Sinn für Häuslichkeit nicht groß sein." Er hat vermutlich im Aragno gefrühstückt und hält die dort verkehrenden Journalisten und Politiker für Repräsentanten des römischen Familienlebens. „In Paris, in Kopenhagen, in Berlin sieht man viel Zärtlichkeit zwischen den Geschlechtern auf der Straße oder sonst im Freien, eine naive Hingegebenheit, die reizend ist. Derartiges in Rom zu sehen, dürfte schwierig sein." Doch nicht, Herr Scheffler! Derartiges sieht man schon in Rom, allerdings nur von deutschen Hochzeitspaaren, und der Römer findet derartiges nicht reizend, sondern macht böse Glossen.

Scheffler ist naiv, aber anders als er meint und will. Er sieht naiv in die Dinge hinein, statt aus ihnen heraus. Er hört „aus der nasalen, eintönigen Gesangsweise der Bevölkerung von Padua orientalischen Charakter heraus", weil er die Baugeschichte von San Antonio nicht kennt. Venedig scheint ihm „eine Stadt der Lebensgier, in der das Schwarz, die Farbe des Todes, von je konventionell, ja obligatorisch war": er hat einmal etwas vom Prachtverbot für Gondeln läuten hören. Darum findet er heute noch „in der Stadtstimmung etwas von nordischer offener Treuherzigkeit und zugleich orientalischen Fatalismus, lombardische Heiterkeit und die fanatische Schweigsamkeit Asiens", und entdeckt im Dogenpalast „die Stimmung von Karneval und Inquisition, von okzidentaler Bewegtheit und trägem orientalischen Fatalismus". Seine Naivität besteht darin, daß er schaut, wo es etwas am Zeug zu flicken gebe; er erinnert mich ernsthaft an einen Freund, der vom Bahnhof in die Gondel stieg und übermütig meinte: „So, ich wäre jetzt da! Jetzt soll Venedig nur auf mich wirken, wenn es kann!" Vor lauter Furcht, sich in einen Rausch hineinzureden, steigert er sich in einen Katzenjammer. Er verallgemeinert, übertreibt einzelne Züge ins Ungeheuerliche, wie wenn er entdeckt, „der ganze Renaissancestil könnte gewissermaßen als Renommierstil angesprochen werden". (Was wohl der Renaissancestil auf diese „Ansprache" erwidern würde?) „Wir wollen, daß an das große Mysterium der Form irgendwie gerührt werde, daß es auf der Fläche geheimnisvoll walle und lebe, daß das Geheimnis des Lebens recht eigentlich zum Motiv jedes Wandbildes gemacht werde. Wir verlangen von Fresken Sensationen, wie Giotto und Piero della Francesca, wie Michelangelo sie gegeben haben. Wir verlangen, daß irgendwie die heilige Unruhe der Seele zum Ausdruck kommt. Raffaels Ruhe beleidigt die Menschheit, möchte man sagen." (So gehts, wenn man den Figaro mit der Götterdämmerung verwechselt, möcht' man sprechen.) Aber ging Scheffler nicht

Digitized by Google

vorausſetzungslos, ja eher begeiſterungsbedürftig an Raffael hin? Man höre ihn nur: „Der erſte Raffael! Zu ihm drängt die Ungeduld, um zu prüfen, ob die menſchliche Tiefe Giottos ſich in dieſem berühmteſten und geprieſenſten aller Maler fortſetzt. Man kommt mit dem Willen, zu verehren und die Zweifel zu zerſtreuen, die ſich im Laufe der Jahre vor Reproduktionen nach Werken Raffaels aufgehäuft haben. Man will einſtimmen in den Begeiſterungsruf einer ganzen Menſchheit. Denn es iſt nicht gut, abſeits ſtehen zu müſſen; es macht befangen. Kein ernſter Menſch wird die Urteile der Allgemeinheit leicht nehmen; ... er wird ſich ſorgen, mit tauſend Zweifelsſchmerzen und Gewiſſensnöten, wenn ſeine Empfindungsweiſe ihn zu anderen Reſultaten gelangen läßt.“ Will Scheffler hier beim Leſer den Eindruck erwecken, als habe er noch nie einen Raffael im Original geſehen, ja oder nein? Ich will nicht erſt zweifeln, ob er wirklich nie die Berliner Raffael, nie die Sixtiniſche Madonna in Dresden geſehen habe; aber ich muß ihn daran erinnern, daß er in ſeinem Buch über Paris ſchon ſeitenlang genau im ſelben Sinn über Raffael geſchrieben hat, in dem er „mit tauſend Zweifelsſchmerzen und Gewiſſensnöten“ in Italien wieder ſchreiben wird, daß ſchon hier (S. 127) der ſchöne Satz ſteht, den er als Motto ſeinem Buch über Italien hätte vorſetzen können: „Denn in der ſich mühenden Sehnſucht ſpiegeln wir uns, in der fauſtiſchen Leidenſchaft erkennt ſich das fauſtiſche Temperament der Zeit wieder.“ Ich muß geſtehen, daß ich nach all dem an der Bologneſer Tagebuchſtelle über Raffael einen Augenblick ſchwankte, ob ich noch weiter läſe.

Aber ich möchte nicht ſo von einem Buche weggehen, das, trotz alledem, leſenswert iſt, nicht nur weil es uns auf Schritt und Tritt zur Nachprüfung eigener Eindrücke zwingt, ſondern weil es auch, übers Ganze verſtreut, eine Menge ſcharfer Beobachtungen und ſtiliſtiſch glänzende Stellen enthält. Es iſt ausgezeichnet überall wo es beſchreibt; ſo ſind der Abſchnitt „Landſchaft“, das Kapitel über Siena, die Analyſe des römiſchen Stadtplans ſachlich und ſprachlich gleich gelungen. Was Scheffler uns hätte geben können, was er uns hoffentlich wirklich noch gibt, iſt ein Italienbuch, in dem ſich, rein und ruhig, eine Zeit und ein Geſchlecht zu Italien ſtellt, wie die Generation um 1830 in Ludwig Richter, Rumohr, Karl Haſe, Mendelsſohn und Erwin Speckter, deren Bücher alle zwiſchen 1827 und 1832 entſtanden; oder, zehn Jahre ſpäter, Viſchers Briefe, Hehns Tagebücher und Reumonts erſte zwei Bände, und noch 1845 ein Dokument wie Adolf Stahrs Jahr in Italien. Dies Ziel, das ihm augenſcheinlich vorſchwebte, hat er nicht erreicht, eben weil der es nicht erreicht, dem es vorſchwebt. Die Markſteinbücher über Italien ſind nicht Produkte der Abſicht, ſondern des Erlebniſſes; ſie wachſen unbewußt. Der Autor ahnt es nicht; die Nachwelt weiß es. Schefflers Buch iſt im Grund nur die herzlich unmaßgebliche Enttäuſchung des Deutſchen, der zu ſpät zum

Digitized by Google

erstenmal ins Land kommt, viel gesehen hat und viel weiß, aber rasch reist und sich kurz aufhält, jeden Eindruck für neu hält, jede Notiz für richtig, und sein Urteil für wichtig. Der komplizierende Umstand, daß ein Kunstschriftsteller von Ruf diesem Allerweltsirrtum zum Opfer fiel, die Möglichkeit, bei dem Anlaß manches Grundsätzliche zu streifen, die Notwendigkeit, dabei ins Einzelne zu gehen, gaben der Besprechung des Werks eine Ausführlichkeit, die in keinem Verhältnis zu seiner Bedeutung steht, und die nur sein großer Gegenstand entschuldigt.

Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten.

Von Max Prager.

Die Privatangestellten stehen zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern in der Mitte, zwei Bevölkerungsklassen, von welchen die eine vermöge ihrer Zahl, die andere vermöge ihres Besitzes einen größeren gesellschaftlichen und politischen Einfluß zu üben vermag, als sie selbst. Die Folge ist, daß sie von zwei entgegengesetzten Polen aus angezogen werden und schwerer als andere Erwerbsgruppen zu Organisationen gelangen, die der eindeutige Ausdruck ihrer eigenen Interessen sind. Daß es solche gibt, dafür ist die Tatsache, daß es die Angestellten bei der gegebenen Sachlage überhaupt zu eigenen Organisationen gebracht haben, der sprechendste Beweis. Indessen ist dies nur auf den unteren und mittleren Stufen der Angestelltenarbeit geschehen. Die Oberschicht, welche durch die kaufmännischen und technischen Betriebsleiter dargestellt wird — 1907 etwa 150000 an der Zahl — steht ihren Einkommensverhältnissen — sie sind meist durch Tantieme oder Anteil auch direkt am Unternehmergewinn beteiligt — sowie ihren gesellschaftlichen Beziehungen nach den Unternehmern viel zu nahe, als daß sie das Bedürfnis wirtschaftlicher Organisation empfände. Auf der anderen Seite ist die Unterschicht der Angestellten — die Verkäuferschaft des Detailhandels, die Einkassierer der Abzahlungsgeschäfte, die Lagerhalter der Konsumvereine, die Bureaubediensteten, die Zivilmusiker — zu einem Teil auch organisatorisch der gewerblichen Arbeiterschaft angegliedert. Freilich nur zum verschwindenden Teil. Von den der Generalkommission der Gewerkschaften angeschlossenen Angestelltenorganisationen zählte der 1897 gegründete Zentralverband der Handlungsgehilfen Ende 1912 18489 Mitglieder (gegen 15502 Ende 1912 [1]);

[1]) Zu bemerken ist, daß über die Hälfte der Mitglieder dieses Verbandes weiblich ist und daß dem Verbande ein außerordentlicher Mitgliederzuwachs dadurch zugeflossen ist, daß die bisher im Zentralverband der Transportarbeiter organisierten Lagerhalter der Konsumvereine — ca. 3000 an Zahl — sich dem Verband anschlossen.

Digitized by Google

der Verband der Bureauangestellten 7652 Mitglieder (gegen 6598 Ende 1911); der Verband der Zivilmusiker nur 2046 Mitglieder (gegen 1909 Ende 1911). Ebenso hat es der Verein deutscher Kaufleute, der 1873 erstmals, 1884 neu gegründet wurde und der bis vor einigen Jahren dem Gesamtverband Hirsch-Dunkerscher Gewerkvereine angegliedert war, nie auf eine stärkere Mitgliederzahl als ca. 18600 gebracht[1]). Dieser Mißerfolg der den Arbeiterorganisationen unmittelbar angeschlossenen Angestelltenorganisationen beweist, daß im Bewußtsein der großen Mehrheit der Angestellten Trennungsmomente vorhanden sind, die selbst auf den untersten Stufen den direkten Anschluß an die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft erschweren. Merkwürdigerweise sind es nun aber nicht etwa die der Arbeiterschaft ihren Einkommensverhältnissen oder ihrer sozialen Herkunft nach besonders nahestehenden Angestelltengruppen, die sich mit den Arbeitergewerkschaften wenigstens taktisch berühren. Das Gegenteil ist der Fall. Von allen Angestelltengruppen trägt die der Handlungsgehilfen und diejenige der Werkmeister, die eine ihrer wirtschaftlichen Lage, die andere ihrer sozialen Herkunft nach am meisten proletarisches Gepräge. Den Handlungsgehilfen hat denn auch schon um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Prof. Karl Bücher in einem Vortrag über „Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande" den — damals freilich unzeitmäßigen — Rat gegeben, ihre Berufsvereine im Sinne des Buchdruckerverbands und der englischen Trade-Unions zu reorganisieren und zu einem Kartellverband zu vereinigen.[2])

[1]) Wie alle Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereine stand auch der Verein deutscher Kaufleute von vorneherein auf dem Boden der Theorie von der „Harmonie der Interessen". Er sollte den jungen Kaufleuten dazu verhelfen, „ihre materielle Stellung ohne Schädigung der Interessen der Prinzipale zu verbessern und die Selbständigkeit der jungen Kaufleute zu erleichtern". Dies schloß nicht aus, daß es bei der Gründung dieses Vereins in der in Berlin erscheinenden „Neuen Handelszeitschrift" hieß: „Der deutsche Handelsstand sieht seine Ehre darin, zu zeigen, daß er von jener modernen Fäulnis, die alle Bande der Gesellschaft aufzulösen droht, noch nicht angefressen ist, daß das Einvernehmen in allen seinen Gliedern ein ungestörtes ist." Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß 33 Jahre später, als der bayerische Metallindustriellenverband den Versuch unternahm, die bei seinen Mitgliedern angestellten Privatangestellten zum Austritt aus ihren Organisationen zu zwingen, dann aber unter dem Druck der öffentlichen Meinung gezwungen wurde, sein Vorgehen als auf „falschen Voraussetzungen beruhend" aufzugeben, der Verein der deutschen Kaufleute auf der Proskriptionsliste stehen blieb, weil dieser angeblich „eine reine Gewerkschaft und unter Umständen auch geneigt sei, seine Forderungen mit gewerkschaftlichen Mitteln durchzusetzen". Vgl. Borchardt, Fünfundzwanzig Jahre Berufsorganisation. S. 13 u. 35. — [2]) Die Aufgabe dieses Kartellverbandes sollte sein: 1. Regelung und Überwachung des Lehrlingswesens. 2. Verminderung

Digitized by Google

Allein es sind die Organisationen gerade dieser Angestelltengruppe, die am wenigsten von einer Gewerkschaftspolitik nach proletarischem Muster wissen wollen. Die Denkungsweise der Handlungsgehilfen ist überwiegend noch kleinbürgerlich — individualistisch. Dies äußert sich bei den einen in der Abneigung gegen Warenhäuser und Konsumvereine sowie in zünftlerischen Abschließungstendenzen, die auf die Schaffung eines *numerus clausus* für männliche und nicht jüdische Handlungsgehilfen hinauslaufen, bei den anderen in der Abneigung gegen alles Proletarische, die schon Ausdrücke wie „Gewerkschaftspolitik" und „Klasse" angewandt auf die „Berufsstandespolitik" des „neuen Mittelstandes" als „unpassend" empfindet. Diese Denkungsweise hängt mit dem Vorwiegen des Klein- und Mittelbetriebs im Handlungsgewerbe zusammen. Die Mehrzahl der Handlungsgehilfen ist auch heute noch in diesen Betrieben beschäftigt. Dies bewirkt, daß die Handlungsgehilfen noch häufiger als dies bei anderen Angestellten der Fall ist, mit den Arbeitgebern und dem bürgerlichen Käuferpublikum in persönliche Berührung kommen. Auch läßt die Chance der „Selbständigmachung" mit Hilfe des Kredits des Fabrikanten, Grossisten oder Hausbesitzers oder die Aussicht auf ein ererbtes oder erheiratetes Vermögen manchen von ihnen sich noch als künftigen Chef fühlen. Von Bedeutung ist ferner, daß die Verbände der Handlungsgehilfen teilweise alt und sehr stark an Zahl der Mitglieder sind. Das Gründungsjahr des Hamburger Verbands geht bis auf das Jahr 1858 zurück. Zwei, der Hamburger und der 1893 gegründete deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband, zählen je über 100000 Mitglieder, der 58er Verband Ende 1912 117584; der deutsch-nationale Ende 1912 130270; der 1881 gegründete Leipziger Verband zählte Ende 1912 96281 Mitglieder. So große und alte Organisationen haben ihre Tradition und vermögen sich nur langsam den wechselnden Anforderungen der Zeit anzupassen. Sie sind „geprägte Form". Die alten Handlungsgehilfenverbände werden daher auch jetzt noch überwiegend von dem individualistischen Geiste beherrscht, der bei ihrer Gründung Pate stand. So kommt es, daß sie, obwohl sie schon seit Jahrzehnten zu einem erheblichen Teil den Stellennachweis in der Hand haben, doch erst ganz neuerdings begannen, durch Gründung eines Zweckverbands für Stellenvermittlung von diesem Machtmittel einen zielbewußten Gebrauch zur Durchsetzung höherer Anfangsgehälter zu machen. Im ganzen sind sie bis heute — von gelegentlicher Schärfe der Tonart abgesehen — sogen. „Harmonieverbände" geblieben, die auch Arbeitgeber als Mitglieder dulden, — der deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband besitzt deren zurzeit etwa 5000 — und die das

des Arbeitsangebots. 3. Einheitliche Handhabung der Stellenvermittlung. 4. Unterstützung der Konditionslosen, Errichtung von Kranken- und Sterbekassen, sowie von Altersversorgungskassen.

Digitized by Google

wesentliche ihrer Aufgabe in der Pflege des Unterstützungswesens und der Ausarbeitung von Petitionen erblicken, deren Zahl zu den erreichten positiven Erfolgen in keinem Verhältnis steht.[1]) Die Tendenz der Entwicklung weist freilich auch bei den ältesten Angestelltenverbänden nach der gewerkschaftlichen Richtung. Dies äußert sich namentlich in Beschränkungen des Einflusses der Prinzipalmitglieder und in der Tatsache, daß sich der Mitgliederzuwachs auch hier neuerdings ausschließlich aus Angestelltenkreisen rekrutiert. So hat der 58er Verband seinen Mitgliederkreis im Jahre 1912 um 7217, der Leipziger um 2438 gesteigert, beide aber lediglich durch Zuwachs der im Angestelltenverhältnis stehenden Mitglieder.[2])

Wie diejenige der Handlungsgehilfen, so ist auch die Richtung der meisten Werkmeisterverbände im allgemeinen konservativ, wenn auch natürlich bei ihnen weniger Abneigung gegen den kapitalistischen Großbetrieb und gegen die Konsumvereine anzutreffen ist, wie beim deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbande. Auch in den Werkmeisterverbänden werden die Kampfmittel der proletarischen Gewerkschaftspolitik in der Regel abgelehnt. Dabei spielt das durchschnittlich höhere Lebensalter und die größere Zahl Verheirateter eine Rolle. Beides disponiert die Werkmeister dazu, den Hauptzweck der gewerkschaftlichen Organisation in individuellen Unterstützungseinrichtungen zu finden, welche denn auch von dem größten der hier in Betracht kommenden Verbände, dem 1884 gegründeten Werkmeisterverband, der Ende 1912 59404 Mitglieder (gegen 54065 im Jahr 1911) zählte, zu einer hohen Vollkommenheit gebracht worden sind[3]).

Für die Stellungnahme der Werkmeisterorganisationen zu der Streikfrage ist es ferner von Bedeutung, daß sie in der Regel leichter durch Arbeitswillige zu ersetzen sind, als andere Angestelltenkategorien und daß sie, auch soweit dies nicht der Fall ist, vielfach durch Wohlfahrtseinrichtungen, besonders durch Prämienlohnsysteme, mit dem Arbeitgeberinteresse verbündet sind. Endlich

[1]) An diesen Erfolgen (wie die Einführung des 8 Uhr Ladenschlusses in den Städten u. ä.) nehmen überdies die kleineren Handlungsgehilfenverbände mit Fug und Recht einen bedeutsamen Anteil für sich in Anspruch. So kann der kleine Verein der deutschen Kaufleute mit Grund darauf verweisen, daß er der erste war, der am 1. März 1895 in einer Eingabe an den Reichskanzler für den Gedanken der Errichtung kaufmännischer Kammern bei den Gewerbegerichten eintrat und daß er bei dieser seiner Forderung anfänglich nicht nur allein dastand, sondern auch „die Gegnerschaft der übrigen kaufmännischen Vereine hatte, die sich gegen besondere Kammern für das Handelsgewerbe bei den Gewerbegerichten aussprachen". Vgl. Borchardt „25 Jahre Berufsorganisation", S. 59. — [2]) Vgl. 8 Sonderheft zum Reichsarbeitsblatte 1914, S. 29. — [3]) Der Verband besitzt u. a. eine Sterbekasse von 100000 Mitgliedern und hat seit deren Bestehen schon für zirka 9 Millionen Sterbegelder ausbezahlt.

Digitized by Google

spielt hier das sozial-psychologische Moment eine nicht zu unterschätzende Rolle, daß diejenigen, die von einer tieferen Stufe emporgestiegen sind, besondere Neigung zur Abschließung nach unten zu entwickeln pflegen und von den Zurückgebliebenen häufig mit besonderer Feindseligkeit bedacht werden. Letzteres pflegt namentlich in den nicht seltenen Fällen zu geschehen, wo die Werkmeister als Antreiber fungieren oder den Arbeitgebern Streikbrecherdienste im Kampfe gegen die organisierte Arbeiterschaft leisten [1]).

Soweit in den Werkmeisterverbänden eine Neigung zu aktiver Gewerkschaftspolitik hervortritt, geht diese charakteristischerweise von den jüngeren Mitgliedern und insbesondere von den in den Groß- und Riesenbetrieben Beschäftigten aus. Wo diese Tendenz sich sogar bis zu der Neigung verdichtet hat, die Streikpolitik der Arbeiter mitzumachen, wie beim Steigerverbande, hat sich alsbald die organisierte Arbeitgeberschaft die Vernichtung der betreffenden Organisation angelegen sein lassen.

Die meiste Neigung zu einer aktiven Gewerkschaftspolitik besteht bei denjenigen Angestelltenverbänden, deren Mitglieder sich vorwiegend aus den kapitalistischen Großbetrieben rekrutieren. Es ist kein Zufall,[2]) daß die erste Technikerorganisation, die grundsätzlich Arbeitgeber als Mitglieder ausschloß, der 1904 gegründete und Ende 1912 22140 (im Vorjahre 20452) Mitglieder umfassende Bund technisch-industrieller Beamter, seinen Ausgangspunkt von der großkapitalistischen Berliner Elektrizitäts-Industrie genommen hat. Der Bund stellte seine Unterstützungseinrichtungen von vornherein ausschließlich in den Dienst der Gewerkschaftspolitik. Er ver-

[1]) Als ein bezeichnendes Beispiel hierfür mag ein Tarifvertrag dienen, der vor kurzem zwischen dem Münchner Arbeitgeberverband für das Baugewerbe und dem Verein zur Wahrung baugewerblicher Interessen der Poliere Münchens und dessen Vorstädte vor dem Münchner Gewerbegericht geschlossen wurde. In diesem vom 15. September 1913 bis 31. Dezember 1916 gültigen Vertrag verpflichten sich die Poliere als Gegenleistung für den Verzicht der Arbeitgeber auf das Kündigungsrecht während eines Streiks oder einer Aussperrung, „auf Verlangen des Meisters sich zu bemühen, Arbeitswillige heranzuziehen, um mit solchen den Arbeitsbetrieb aufrecht zu erhalten und in dringenden Fällen selbst praktisch mitzuarbeiten". Erwähnung verdient, daß derselbe Tarifvertrag u. a. die Bestimmung enthält: „Ein Anspruch auf Vergütung von Überstunden, Sonntagsarbeit und einzeln vorkommender Nachtarbeit besteht nicht." Vgl. Münchener Post No. 267 vom 16. November 1913, S. 14. — [2]) „Ehe der Großbetrieb im Baugewerbe dominierte, konnte man von einem einheitlichen Organisationstrieb unter den technischen Angestellten nicht sprechen. Der modernen Angestelltenorganisation strömten die Angestellten der Industrie schon betriebsweise zu, als noch die Bautechniker ihren Verband ängstlich vor der Nachrede beschützten, ein Arbeitnehmerverband zu sein." Vgl. E. R. Schubert: „die Organisierbarkeit der Privatangestellten." Annalen für soz. Polit. u. Ges. geb. III S. 114.

Digitized by Google

band ferner die Forderungen von Mindestgehältern mit der Proklamierung einer Taktik, die sich von derjenigen einer Arbeitergewerkschaft in gar nichts unterscheidet. Daß der Bund mit der Anwendung des Kampfmittels des Streiks bisher sparsam war und in den wenigen Ausnahmefällen (so bei dem Streik der Berliner Eisenkonstrukteure im Herbst 1911) nur geringe Erfolge zu erzielen vermochte, hängt damit zusammen, daß die Organisation numerisch und finanziell noch zu schwach ist. Doch hat sie ebenso wie die Arbeitergewerkschaften auch ohne Streik im Wege der Unterhandlung schon manchen beachtenswerten Erfolg erzielt. Der Entwicklung einer aktiven Gewerkschaftspolitik stehen sowohl bei den Technikern wie bei den Handlungsgehilfen insbesondere auch die langen Kündigungsfristen entgegen, die nach der Gewerbeordnung und bezw. dem Handelsgesetzbuch für diese Angestelltenkategorien gelten. Es ist daher nur konsequent, daß der Bund ebenso wie der Zentralverband der Handlungsgehilfen ungleiche gesetzliche Kündigungsfristen anstrebt, derart, daß die Angestellten mit kürzerer Frist sollen kündigen können, als die Arbeitgeber. Allein es ist klar, daß die Erfüllung dieser Forderung eine gewaltige Verschiebung der Machtposition zugunsten der Angestellten voraussetzen würde. Diese strebt der Bund denn auch sehr zielbewußt an, vor allem dadurch, daß er die Angestellten zu einer kräftigeren Gesamtbewegung zu einigen versucht und durch Bewahrung absoluter Neutralität bei Lohnkämpfen der Arbeiter, durch entschiedenes Eintreten für den Schutz der Koalitionsfreiheit und durch die Forderung eines allgemeinen Arbeitsrechts auch auf eine allmähliche Annäherung zwischen Arbeiter- und Angestelltengewerkschaften hinarbeitet.

Die Gewerkschaftspolitik des Bundes hat Schule gemacht. Vor allem ist der um 10 Jahre ältere, Ende 1912 26335 (im Vorjahre 27645) Privatangestellte[1]) als Mitglieder zählende deutsche Technikerverband von Hause aus ebenfalls ein „Harmonieverband", durch das Vorgehen des Bundes zu einer Reorganisation im Sinne der Gewerkschaftspolitik veranlaßt worden. Der Verband hat neuerdings jeden Einfluß seiner Arbeitgebermitglieder auf die Verbandspolitik ausgeschaltet, die Beiträge erhöht und die Stellenlosen- und Gemaßregeltenunterstützung ausgebaut. Auch er perhorresziert heute grundsätzlich das Kampfmittel des Streiks nicht mehr, wenn er auch noch ein gewisses stilistisches Bedenken dagegen zeigt, die gemeinsame Kündigung von Technikern als „Streik" gelten zu lassen.

Nicht erfolgreich waren die Versuche des Bundes der technisch-industriellen Beamten auch die kaufmännischen Angestellten der Industrie in einem „Bund der kaufmännischen Angestellten" nach seinem eigenen Muster zu organisieren.

[1]) Der Technikerverband hat auch Selbständige und staatliche und gemeindliche Beamte zu Mitgliedern, allein nur eine vergleichsweise geringe Anzahl. (Die Gesamtzahl der Mitglieder betrug 1911 30049, 1912: 29717.)

Digitized by Google

Auch hat sich im Jahre 1909 ein „Verband deutscher Diplomingenieure" von der allgemeinen Technikerbewegung abgezweigt, der auf einem anderen Wege als der deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband — nämlich durch besseren Schutz des Bildungspatents seiner Mitglieder — diesen ein Vorrecht auf bestimmte Arbeitsgelegenheiten zu verschaffen strebt und sich grundsätzlich von der Solidarität nicht nur mit den organisierten Arbeitern, sondern auch mit den übrigen Angestellten ausschließt. Ähnliche Tendenzen verfolgt auch der schon seit 1887 bestehende kleine „Verein der Chemiker".

Auch im Handelsgewerbe ist es der kapitalistische Großbetrieb, der die energischen Verfechter einer aktiven Gewerkschaftspolitik entsendet. Dies tritt neuerdings besonders deutlich im Bankgewerbe in die Erscheinung. Hier hat die österreichische Bankbeamtenbewegung, die von vornherein infolge des dortigen Vorwiegens der Großbanken einen radikaleren Einschlag hatte, als die reichsdeutsche, die letztere seit 1½ Jahren in ähnlicher Weise beeinflußt, wie die Politik des Bundes technisch-industrieller Beamten diejenige des Technikerverbands. In Deutschland hat der 1894 gegründete deutsche Bankbeamtenverein, der sich bisher des Wohlwollens der Arbeitgeber des Bankgewerbes erfreute, einen großen Teil (fast die Hälfte) der Bankbeamten[1]) in sich vereinigt. Er hat auch auf dem Gebiet des Pensionsversicherungswesens einen Erfolg insofern erzielt, als er im Bunde mit dem Zentralverbande des deutschen Bank- und Bankiergewerbes eine Zusammenfassung der meisten Hauspensionskassen zu einer allgemeinen Pensionskasse erwirkte, die den Bankbeamten etwas größere Leistungen als die staatliche Pensionsversicherung in Aussicht stellt. Auch hat die Zentralkasse im Hinblick auf das kommende Pensionsversicherungsgesetz die Beschränkungen der Freizügigkeit der Bankbeamten beseitigt, die früher mit den Hauspensionskassen vielfach verknüpft waren. Die Kernfrage aller Angestelltenprobleme — die Gehaltsfrage — hat der Verein indessen bisher weder statistisch noch durch entsprechende Forderungen in Angriff genommen. Der Reichsverein der Bank- und Sparkassenbeamten Oesterreichs, der durch ein entschiedeneres Vorgehen eine Reihe wert-

[1]) Die Mitgliederzahl des Vereins betrug Ende 1912 28044 gegen 24887 Ende 1911. Der Verein ist nicht „paritätisch" in dem Sinn, daß er auch Prinzipale oder Direktoren als ordentliche Mitglieder aufnimmt. Er kennt aber auch nach seinen revidierten Satzungen vom 8. Juni 1913 das Institut der „unterstützenden" (früher hieß es: „stiftenden") Mitglieder. Unterstützendes Mitglied kann jede physische oder juristische Person sein, welche zur Förderung der Vereinszwecke einen Jahresbeitrag von mindestens 20 Mk. oder eine einmalige Zahlung von mindestens 150 Mk. entrichtet. Die unterstützenden Mitglieder sind zwar nicht stimmberechtigt und können kein Ehrenamt im Verein bekleiden, beeinträchtigen aber natürlich den Charakter des Vereins als einer reinen Angestellten-Organisation.

Digitized by Google

voller Erfolge erzielt, vor allem für ein Drittel aller österreichischen Bankbeamten bei voller Wahrung der Freizügigkeit ein automatisches Zeitavancement und Minimalpensionen erstritten hat, und zwar in einer Höhe, die den Höchstbetrag der Rente der deutschen Beamtenkasse — 1638 Mk. — weit übersteigt[1]), rief durch eine scharfe Kritik der bisherigen Taktik des deutschen Brudervereins im Sommer 1912 eine lebhafte Reformbewegung innerhalb der deutschen Bankbeamtenschaft ins Leben. Auf der einen Seite wurde aus der Mitte des deutschen Bankbeamtenvereins heraus eine Reihe von Vorschlägen formuliert, die auf eine Reorganisation des Vereins an Haupt und Gliedern hinauslaufen. Hierdurch wurde die bisherige Leitung des Vereins gezwungen, in Angestelltenfragen — vorab in der Gehaltsfrage und gegenüber Angriffen auf das Koalitionsrecht — eine radikalere Tonart anzuschlagen und ganz neuerdings sogar einen „Solidaritäts-Fonds" zu schaffen, der eingreifen soll „wenn ein Mitglied wegen seines Eintretens für den D. B. V. oder für seine Bestrebungen stellenlos geworden ist"[2]). Auf der anderen Seite wurde eine neue Berufsorganisation gegründet, der „Allgemeine Verband der deutschen Bankbeamten", der in ähnlicher Weise wie der Bund der technisch-industriellen Beamten eine „politisch-neutrale, gewerkschaftlich radikale, reine Berufsvertretung" der Bankbeamten sein will. Der alte und der neue Verband bekämpfen sich gegenseitig mit Heftigkeit, nähern sich aber dabei in ihren praktischen Zielen sowohl, wie in den angewandten Mitteln, so daß, gleichgültig, welches der Ausgang des Konkurrenzkampfes auch sein möge, mit der Radikalisierung der Bankbeamtenbewegung im Ganzen mit großer Wahrscheinlichkeit zu rechnen ist.

Auch sonst, beispielsweise bei den Bühnenkünstlern, deren „Genossenschaft" unter der Führung des jüngst verstorbenen Hermann Nissen einen beachtenswerten Aufschwung genommen hat, bei den Kapitänen und Offizieren der Handelsmarine, deren Verein schon scharfe Kämpfe mit den Reedern ausgefochten hat und bei den Musterzeichnern, ja sogar innerhalb der alten „Harmonieverbände" der Handlungsgehilfen[3]) tritt deutlich in die Erscheinung, daß die Verhältnisse im kapitalistischen Großbetrieb es sind, was die Angestellten zu einer aktiven Gewerkschaftspolitik hindrängt.

Der kapitalistische Großbetrieb besitzt im allgemeinen eine vergleichsweise

[1]) Vgl. „Der österreichische Bankbeamte". Jhrg. VI, S. 11 und S. 22 ff. — [2]) Vgl. Bankbeamten-Zeitung XIX, S. 42. — [3]) So gestattete sich der sehr gemäßigte „Handelsstand", das Organ des 58er Vereins der Handlungskommis, gelegentlich die Bemerkung, „wie der Großbetrieb die persönliche Wertung des Einzelnen ausschaltet und aus Menschen Nummern macht," worauf die „Arbeitgeberzeitung" sofort die Befürchtung aussprach, „daß die Tendenzen des Vereins schon eine Richtung eingeschlagen haben, deren Zielpunkt nicht allzuweit von gewissen sozialistischen Gedankengängen entfernt ist." Vgl. Lederer „Die Privatangestellten", S. 172.

Digitized by Google

höhere sozialpolitische Leistungsfähigkeit, als das hart um seine Existenz kämpfende Kleingewerbe. Dies wird auch durch die Erfahrungen auf dem Gebiet der Angestelltenarbeit vielfach bestätigt. Der sozialpolitischen Leistungsfähigkeit des Großbetriebes steht aber als gewaltiges Passivum seine größere Fähigkeit gegenüber, den Einzelnen zu unterdrücken und des Rechts der Persönlichkeit zu berauben. Besonders, wo an die Stelle des individuellen Unternehmers die Aktiengesellschaft tritt, tritt gleichzeitig meistens auch ein Sachlicher- und Kühlerwerden der persönlichen Beziehungen zwischen Leitung und Angestellten ein. Die Großbank hat nach der humoristischen Bemerkung eines Provinzbankiers auf dem letzten Bankiertag in München „kein liebendes Herz" und „verbringt keine schlaflosen Nächte" — auch nicht ihrer Angestellten wegen. Die Aktiengesellschaft entschließt sich auch viel leichter, einen altgedienten Angestellten, dessen Leistungsfähigkeit mit fortschreitendem Alter abgenommen hat, zu entlassen, als der durchschnittliche Einzelunternehmer. Namentlich aber fördert der kapitalistische Großbetrieb durch die mit ihm untrennbar verbundene *Monotonie der Arbeit* und durch die Ansammlung großer Massen von Arbeitnehmern gleicher oder annähernd gleicher sozialer Lage an gleichen Orten die Bildung radikal-gewerkschaftlicher Gedankengänge in besonderem Maße.

Je höher qualifiziert die Arbeit ist, umso härter empfindet der Arbeitnehmer den Mangel an Abwechselung, die geisttötende Wirkung, die eine allzuweit geführte *Spezialisierung* des Arbeitsprozesses mit sich bringt. Die kolossale *Fluktuation* der Arbeiterschaft in gewissen Zweigen der Großindustrie hängt in hohem Grade damit zusammen, daß es dem Arbeiter heute ein Leichtes ist, die Branche zu wechseln und daß die Neigung dazu in demselben Grade gewachsen ist, je *monotoner* die Arbeit wurde. Auf dem Gebiet der Angestelltenarbeit verbindet sich nun aber mit der Mechanisierung des Arbeitsprozesses in der Regel eine größere *Gebundenheit*, indem die Gewöhnung an eine und dieselbe Teilarbeit den Stellen- und vollends den Berufswechsel ebenso erschwert, wie sie dem Arbeitgeber die Ersetzung des Ausscheidenden erleichtert. Überdies sichert sich der Arbeitgeber in der Regel durch Konkurrenzklauseln dagegen, daß die Neigung der Angestellten zum Wechsel der Arbeitsstelle nicht zu groß wird.

Verringert die Spezialisierung der Angestelltenarbeit auf solche Weise die Freizügigkeit, so erhöht sie auf der anderen Seite, auf die Spitze getrieben, die *Gefahr einer aktiven Gewerkschaftspolitik* für den Arbeitgeber. Ein Beispiel möge das verdeutlichen. Als der deutsche Bankbeamtenverein vor einiger Zeit eine Umfrage bei verschiedenen Bankleitern und Kennern des Bankwesens über den Nachwuchs im Bankgewerbe veranstaltete, hieß es in der Antwort des Dr. jur. Damme: „Ich erinnere mich, daß bei einer Influenzaepidemie vor etwa 20 Jahren eine Berliner Großbank dadurch in Verlegenheit kam, daß die aus der Korrespondenz und der Kuponkasse in das Rechnungsbureau

Digitized by Google

herbeigeholten Ersatzleute nicht imstande waren, eine Wechseldiskontnote aufzumachen, geschweige denn gar Devisen zu berechnen." Dieses Beispiel zeigt sehr klar, welche Verlegenheit es für den kapitalistischen Großbetrieb überhaupt bedeuten würde, wenn er auch bei den Angestellten mit einer aktiven Gewerkschaftspolitik zu rechnen hätte. Sie würde wirken wie eine chronische Influenzaepidemie. Denn ist der Einzelne unschwer ersetzbar, so können doch aus dem Räderwerk des Betriebes nicht ganze Gruppen herausgenommen werden, ohne daß der Gang der Maschinerie ins Stocken gerät, und gewaltige, im Betrieb investierte Kapitalien der Gefahr der Entwertung ausgesetzt werden.

Um dieser Gefahr zu begegnen bieten sich zwei Wege. Der eine besteht in der Anerkennung der Arbeitnehmerorganisationen und in der schiedlich-friedlichen Erledigung aller das Arbeitsverhältnis betreffenden Differenzen durch Abschließung von Tarifverträgen und Schaffung einer Betriebsorganisation, die den Arbeitnehmern in den sie berührenden Angelegenheiten ein wirkliches Mitbestimmungsrecht verleiht. Man kann diesen Weg mit dem Schlagwort der Konstitutionalisierung des Großbetriebs bezeichnen. Der andere Weg, der aber nur solange gangbar ist, als die Rechtsordnung die Beschränkung der Koalitionsfreiheit durch Behinderung ihrer Ausübung im Wege eines ungeregelten Privatstrafrechts gestattet, besteht in der Etablierung eines unbeschränkten Herrschaftsverhältnisses, das ermöglicht, dem Arbeitnehmer die Gebrauchmachung von seinem Koalitionsrechte zu verbieten und die Lohn- und Arbeitsbedingungen einseitig zu diktieren. Letzteres ist der Weg, der in Deutschland — wenigstens im kapitalistischen Großbetriebe — bisher vorgezogen wird. Der Beschluß des Verbandes bayerischer Metallindustrieller vom Jahre 1908[1]), der auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung aller entschiedenen Angestelltenorganisationen abzielte, hat seitdem in einer großen Anzahl von Einzelfällen Nachahmung gefunden, von dem Vorgehen des Leiters der Gieschegrube, Geheimrat Uthemann, angefangen, der elf technische Angestellte entließ, weil

[1]) Der Verband erließ damals ein Rundschreiben an seine Mitglieder, in welchem es u. a. hieß: „Es wird gegenüber den Bestrebungen des Bundes der technisch-industriellen Beamten Stellung in der Art genommen, daß nach Möglichkeit auf Reduzierungen der in den einzelnen Werken beschäftigten Mitglieder hingewirkt wird, insbesondere sind bei Neuaufnahmen Erkundigungen nach der Angehörigkeit zu diesem Bunde anzustellen und haben Neuaufnahmen für diesen Fall zu unterbleiben. Die gleiche Stellungnahme soll gegenüber nachfolgenden kaufmännischen Organisationen eingenommen werden: Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband Hamburg, 58er Verein für Handlungskommis Hamburg; Verein deutscher Kaufleute Berlin; Verband deutscher Handlungsgehilfen Leipzig." Nachträglich, nachdem die öffentliche Meinung gegen diesen Beschluß Front gemacht hatte, der von einer erstaunlichen Unkenntnis des Charakters der auf die Proskriptionsliste gesetzten Organisationen zeugte, wurde der Beschluß wieder zurückgenommen.

Digitized by Google

ihr Verband, wie er sich ausdrückte, „die Unverschämtheit hatte, sich in die Angelegenheiten unseres Werkes zu mischen und einen Protest der technischen Grubenbeamten gegen ihren Brotherrn zu veranlassen," bis zu der kürzlichen Maßregelung eines Mitglieds des „Allgemeinen Verbands" vonseiten der Deutschen Bank aus Anlaß der Übermittlung der Forderung einer Teuerungszulage, ein Vorgang, der sogar den Protest des unter dem Ehrenvorsitz der Gemahlin des derzeitigen Reichskanzlers stehenden „Deutschen Käuferbundes" heraufbeschworen hat. Ganz neuerdings sind Bestrebungen in der rheinischen Großindustrie bekannt geworden, die Mitglieder des Bundes der technisch-industriellen Beamten durch Führung schwarzer Listen systematisch von jeder leitenden Stellung in den Betrieben auszuschließen.

Durch diese sich häufenden Angriffe auf die Koalitionsfreiheit wird die radikalste Strömung in der Angestelltenbewegung gefördert und erzielen die gewerkschaftlichen Verbände — insbesondere auch bei der öffentlichen Meinung — moralische Erfolge, die ihnen sonst vielleicht noch lange versagt geblieben wären. Allein mit moralischen Erfolgen ist es auf dem Gebiet der Gewerkschaftspolitik nicht getan. Der Kampf mit dem kapitalistischen Großbetrieb setzt, wenn er zu Erfolgen führen soll, vor allem gefüllte Kassen voraus. Wie steht es damit bei den Angestelltenorganisationen?

Nach dem Reichsarbeiterblatt[1]) besaßen am Ende der Jahre 1911 und 1912 die Organisationen der Privatangestellten:

	Mitglieder (nur Angestellte)		Einnahmen*)		Ausgaben*)		Kassenbestand*)	
	1911	1912	1911	1912	1911	1912	1911	1912
A. Kaufmännische Verbände	504812	533917	6,54	7,82	5,92	7,06	3,90	4.57
B. Technikerverbände .	124736	132049	2,48	2,96	2,35	2,92	4,49	5,01
C. Bureauangestellten-Verbände	22738	26546	0,23	0,27	0,22	0,25	0,09	0,12
D. Verbände landwirtschaftl. Angestellter .	19061	20408	0,28	0,27	0,24	0,23	1,53	2,12
E. Verschiedene Angestelltenverbände . .	76391	75991	0,84	1,18	0,75	0 98	0,89	0.57
A—E	747738	788911	10.37	12,50	9,48	11,44	10,90	12,39

*) Millionen Mark.

[1]) Vgl. 6. Sonderheft 1913 u. 8. Sonderheft 1914 zum R. A. Bl. Die Angaben über Einnahmen, Ausgaben und Kassenbestand der Verbände sind nicht ganz vollständig, da einige Verbände in dem einen oder in beiden Berufsjahren keine oder unvollständige Angaben gemacht haben. Auch sind in den Tabellen einige Irrtümer enthalten. So steht das Vermögen der pflichtmäßigen Unterstützungskassen der reisenden Kaufleute Deutschlands (über 5 Millionen Mark) im Jahr 1911 richtig unter der Rubrik: „Vermögen der pflichtmäßigen Unterstützungskassen", im

Digitized by Google

Gleichzeitig besaßen nach der gleichen Quelle die zwei größten der Generalkommission der Gewerkschaften angeschlossenen Arbeiter-Gewerkschaften, nämlich der

	Mitglieder		Einnahmen*)		Ausgaben*)		Kassenbestand*)	
	1911	1912	1911	1912	1911	1912	1911	1912
Metallarbeiterverband	494177	561547	17,9	20,8	15,7	14,7	10,2	16,5
und Bauarbeiterverband	290136	331165	7,9	9,2	3,7	4,4	10,5	11,3
	784313	892712	25,8	30,0	19,4	19,1	20,7	27,8

*) Millionen Mark.

Zwei gewerkschaftliche Industrieverbände der Arbeiter besitzen also ebensoviele Mitglieder, anderthalbmal so große Einnahmen, doppelt so große Ausgaben und doppelt so großes freies Vermögen wie sämtliche Privatangestelltenverbände zusammengenommen. Das Bild verschiebt sich noch mehr zugunsten der gewerkschaftlichen Aktionskraft der Arbeiter, wenn man die Höhe der Jahresbeiträge, auf den Kopf des Mitgliedes berechnet, miteinander vergleicht. Keine der Angestelltenorganisationen — von dem einzigen Faktorenbund abgesehen — erhebt bisher einen höheren Jahresbeitrag als 36 M. pro Kopf des Mitgliedes; bei den größten kaufmännischen Verbänden beträgt er nur die Hälfte oder gar nur den vierten Teil dieses Betrags. Hingegen betrugen die Beitragsleistungen bei den freigewerkschaftlichen Verbänden im Jahre 1912 im Durchschnitt 31 M. 71 Pf. auf den Kopf des Mitglieds. Die höchsten Beiträge erhoben die Buchdrucker mit 58 M. 47 Pf., die Notenstecher mit 64 M. 19 Pf., die Lithographen mit 64 M. 62 Pf., die niedrigsten bemerkenswerter Weise auch hier die Handlungsgehilfen mit 14 M. 04 Pf. pro Kopf des Mitglieds[1]). Ihnen folgten erst in einem gewissen Abstand die Blumenmacher bezw. Blumenmacherinnen mit 15 M. 61 Pf. Von den 2553162 Mitgliedern der freigewerkschaftlichen Verbände zahlten 98,65 % mehr als 12 M. Jahresbeitrag auf den Kopf des Mitglieds. Dabei repräsentieren die Arbeiterorganisationen wenigstens auf gewerkschaftlichem Gebiet meist einen einheitlichen Willen, während es zwischen den Verbänden der Angestelltenorganisationen an innerem Zusammenhalt mangelt. Dies trat bei der dem Pensionsversicherungsgesetz vorausgehenden Bewegung besonders deutlich in die Erscheinung. Nur vorübergehend vermochte der am 1. Dezember 1901 zu Hannover gegründete „Hauptausschuß für die Pensionsversicherung der Privatbeamten"

Jahre 1912 dagegen unter der Rubrik „Vermögen der Verbands- (Vereins-) Kasse". Trotzdem geben obige Zahlen ein zutreffendes Bild von der finanziellen Lage der Angestelltenorganisationen überhaupt, weil die Statistik des R. A. Bl. in beiden Jahren die großen Verbände vollzählig, die kleineren mit nur ganz wenigen Ausnahmen umfaßt.

[1]) Doch sind die Beiträge des Zentralverbands der Handlungsgehilfen neuerdings erhöht worden. Vgl. Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, 23. Jahrg., Stat. Beil. S. 169.

Digitized by Google

alle bedeutenderen Angestelltenorganisationen zu vereinigen. Die Streitfrage: Sonderkasse oder Anschluß an die Arbeiterinvalidenversicherung? verursachte am 16. November 1907 auf der Frankfurter Tagung des Hauptausschusses die Sezession der auf gewerkschaftlichem Boden stehenden Verbände. Diese bildeten eine „Freie Vereinigung für die Pensionsversicherung der Privatangestellten". Der „Hauptausschuß" sowohl wie die „Freie Vereinigung" bestehen — wenn auch mit mannigfachen Veränderungen — noch fort. Außerdem hat eine Anzahl kaufmännischer Vereine inzwischen eine „soziale Arbeitsgemeinschaft", eine Anzahl technischer einen „sozialen Ausschuß" gebildet. Allein der Zusammenhalt innerhalb dieser Arbeitsgemeinschaften war bisher nicht groß. Insbesondere beim sozialen Ausschuß der Techniker war es schon mehrmals nahe daran, daß er gesprengt worden wäre. Der Werkmeisterverband ist aus ihm ausgeschieden.

Die geringe gewerkschaftliche Betätigung spiegelt sich in den einzelnen Ausgabeposten der Angestelltenverbände deutlich wieder. Sämtliche Angestelltenverbände haben für Streik- und Gemaßregeltenunterstützung in den Jahren 1911 und 1912 92294 M. und bzw. 66744 M. ausgegeben, wovon 78950 M. und bzw. 54787 M. allein auf den einen Bund der technisch-industriellen Beamten entfielen[1]), während gleichzeitig die 107743 und bzw. 109225 Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereinler 332584 und bzw. 348939 M., die 350574 und bzw. 350930 christlichen Gewerkschafter 1199598 M. und bzw. 654323 M. für den gleichen Zweck ausgegeben haben. Von den freien Gewerkschaften gar nicht zu reden, die in den gleichen Jahren bei 60108716 M., bzw. 61238421 M. Gesamtjahresausgabe für Streik- und Gemaßregeltenunterstützung zusammen 18201838 M., bzw. 13559400 M. verausgabten.

Die organisatorische Schwäche der Angestellten spiegelt sich ferner in der geringen Entwicklung ihrer Auslandsbeziehungen[2]) wieder. Von den kaufmännischen Verbänden unterhalten bisher überhaupt nur die Buchhandlungsgehilfen, der Verband reisender Kaufleute und der Zentralverband der Handlungsgehilfen nennenswerte Beziehungen zu ausländischen Organisationen. Bei den Technikern ist es neben dem Werkmeisterverband, der wenigstens auf dem Gebiet des Unterstützungswesens ein Kartellverhältnis mit seinen österreichisch-ungarischen Brudervereinen angebahnt hat, vor allem wiederum der Bund der technisch-industriellen Beamten, der mit österreichischen und schweizerischen Schwesterorganisationen ein auch auf die gegenseitige Übernahme der Mitglieder ausgedehntes Kartellverhältnis eingegangen ist. Im ganzen aber sind

[1]) Inzwischen ist allerdings der Allg.-Verband der Bankbeamten hinzugekommen, dessen Ausgaben für Gemaßregeltenunterstützung für das vergangene Jahr eine stattliche Summe ergeben dürften. — [2]) Vgl. 9. Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt 1914, S. 11 ff.

Digitized by Google

die Auslandsbeziehungen der Angestelltenorganisationen weit weniger entwickelt, als diejenigen der Arbeiter, was freilich z. T. damit zusammenhängt, daß auch in vielen anderen Ländern die gewerkschaftliche Entwicklung der Angestellten hinter derjenigen der Arbeiter nicht weniger zurückgeblieben ist. So bietet die Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten manchen Vergleichspunkt mit dem französischen Syndikalismus dar. Sie zeichnet sich ebenso wie dieser durch finanzielle Schwäche aus, ohne aber durch revolutionären Elan zu ersetzen, was ihr an gefüllten Kassen abgeht. Als charakteristisches Merkmal aber, wie beim Mangel anderer Mittel der Gewerkschaftspolitik alsbald der Gedanke der Sabotage auftaucht, verdient ein Artikel Erwähnung, der jüngst in dem Organ des neuen, radikalgewerkschaftlichen Bankbeamtenverbandes erschien und in dem u. a. ausgeführt war: „Wo 90 und mehr Prozent der Angestellten organisiert sind, gibt es keine Geheimnisse. Akten, Ziffern, Briefe, von denen manches Mitglied der Direktion keine Kenntnis hat, werden dem Führer der Beamtenschaft „für alle Fälle" zur Kenntnis gebracht ... Und es gibt Dinge darunter, die wirklich nicht fürs Sonnenlicht berechnet sind! Der Direktion eines Instituts sollte es gleichgültig sein, wenn die Gesamtheit des Standes als kompakte Masse in großen öffentlichen Versammlungen Beschwerde vorbringt, das Parlament anruft, auf die Regierung, die Kommunen einzuwirken sucht?" [1] —

Mit der organisatorischen Schwäche der Privatangestellten hängt es auch zusammen, daß sie ein verhältnismäßig sehr großes sozialpolitisches Programm besitzen, das nur durch die Gesetzgebung verwirklicht werden kann. Auf diese Weise wird aber das Pferd sozusagen von hinten aufgezäumt. Denn auf die Gesetzgebung muß der Einfluß der Angestellten ein begrenzter bleiben, solange ihre wirtschaftlichen Organisationen nicht weit mächtiger und unter sich einiger sind als heute. Ihre Zahl ist nicht groß genug und sie sind lokal zu sehr zersplittert, als daß sie allein durch das Gewicht ihrer Wahlstimmen einen großen politischen Einfluß zu üben vermöchten. In Österreich, wo die Einigkeit der Angestellten die Verabschiedung des Pensionsgesetzes überdauerte, ist es ihnen gelungen, auf dem Gebiet der gesetzlichen Regelung des Dienstvertragsrechtes einen beträchtlichen Erfolg zu erzielen. In Deutschland sind solche Erfolge nicht zu erwarten, so lange die gegenwärtige Zersplitterung der Kräfte andauert. Dies zeigt sich bei der Behandlung der zwei speziellen Probleme der Angestelltensozialpolitik, die zurzeit den Reichstag beschäftigen, dem Erfinderrecht der Angestellten und der Regelung der Konkurrenzklausel, mit großer Deutlichkeit. Die Trennungsmomente aber, die der Entfaltung eines einheitlichen gewerkschaftspolitischen Willens bei den Angestellten ohnehin entgegenstehen, werden durch die gegenwärtige Richtung der staatlichen Sozialpolitik

[1] Vgl. „Der deutsche Bankbeamte", 2. Jahrg., S. 271.

Digitized by Google

noch verstärkt. Während sich der deutsche Juristentag schon zweimal zugunsten der Schaffung einheitlicher Mindestschutzbestimmungen für alle Angestellten ausgesprochen hat und diese Forderung auch von den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten befürwortet wird, legt die Reichsregierung Gewicht darauf, die auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes bestehende Rechtszersplitterung fortdauernd zu vergrößern. Dabei spielen die Handlungsgehilfen aus keinerlei innerem Grund, wenn nicht der dafür gelten soll, daß sie über die meisten Wahlstimmen verfügen, die Rolle der Meistbegünstigten[1]). Dies trägt aber natürlich wiederum Zwietracht in die Reihen der Privatangestellten hinein. Außerdem bewirkt es, wie sich gegenwärtig bei der Neuregelung der für das Handelsgewerbe geltenden Bestimmungen über die Sonntagsruhe zeigt, daß die Vereinheitlichung partikularer Schutzbestimmungen nicht auf Grund des besten Schutzes erfolgt, der bisher erzielt wurde, so daß selbst die scheinbar Privilegierten zum Teil eine *reformatio in pejus* erleiden. Nur in einer Hinsicht hat die Sozialpolitik des Reiches der Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten die Wege geebnet. Das Pensionsversicherungsgesetz hat, indem es nur solche Pensionskassen als Ersatzkassen zuließ, welche die Freizügigkeit ihrer Mitglieder nicht beschränken, den Arbeitgebern eine ihrer wirksamsten Waffen gegen die gewerkschaftliche Betätigung der Privatangestellten entwunden, und es scheint, daß der Versuch der Arbeitgeber, dieses Manko durch Gründung gelber Angestelltenvereine auszugleichen, bisher von geringem Erfolg begleitet war. Trotzdem wird die Gewerkschaftspolitik der Privatangestellten auch in Zukunft nur dann auf erhebliche Erfolge rechnen können, wenn sie es zu größerer Geschlossenheit bringt. Dazu ist insbesondere auch erforderlich, daß sie sich der bisher meist gänzlich vernachlässigten Organisation der weiblichen Angestellten auf das nachdrücklichste annimmt. Denn mit der zunehmenden Konkurrenz der weiblichen Arbeitskraft werden die Angestellten nahezu aller Kategorien je länger je mehr zu rechnen haben. Die Notwendigkeit, Einfluß auf die heranwachsende Jugend zu gewinnen und auf den zweckentsprechenden Ausbau des Fachbildungswesens hinzuarbeiten, haben die meisten Angestelltenverbände eingesehen und zum Teil auch schon dieser Einsicht entsprechend gehandelt.

[1]) Auf die Aufrechterhaltung dieser Sonderstellung der Handlungsgehilfen legt insbesondere der Deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband das größte Gewicht. Er hat auf seinem letzten Verbandstag im Juni v. Js. u. a. folgende Beschlüsse gefaßt: „Die Handlungsgehilfen legen den größten Wert darauf, daß ihr Privatrecht im Handelsgesetzbuch geregelt ist und dort bleibt. Sie erblicken darin ein wichtiges Merkmal, daß sie nach wie vor als Teil des Handelsstandes gewertet werden und weigern sich, sich [mit den übrigen Privatangestellten zusammenschmeißen zu lassen .... Die Handlungsgehilfenschaft darf keinesfalls in ihrem Vorwärtkommen durch Rücksichten auf die Bestrebungen anderer Privatangestelltengruppen beeinträchtigt werden." Vgl. Jahrbuch der Angestelltenbewegung 1913, S. 312.

Digitized by Google

Sodann aber wird die fortschreitende Entwicklung die Angestellten sehr wahrscheinlich dazu führen, auch mit der organisierten Arbeiterschaft in Fühlung zu treten, die erst kürzlich aus Anlaß der oben erwähnten Maßregelung bei der Deutschen Bank der Gewerkschaftspolitik der Angestellten dank ihrer weit besseren finanziellen Rüstung einen bemerkenswerten Dienst erweisen konnte.

Die Angestellten haben es in einem noch erheblicheren Maße als die Arbeiterschaft mit demjenigen Teil des deutschen Unternehmertums zu tun, der es bisher am wirksamsten verstanden hat, alle gewerkschaftlichen Organisationen niederzuhalten[1]). Schon hieraus folgt, daß es den Angestellten nicht möglich sein wird, ohne die Unterstützung der organisierten Arbeiterschaft das Programm der Konstitutionalisierung des Großbetriebs zu verwirklichen.

Die Schwierigkeiten, die einer Kooperation zwischen Angestellten und Arbeiterschaft auf gewerkschaftlichem Gebiete im Wege stehen, sind mannigfach, aber keineswegs unüberwindlich.

Vor allem wäre es irrig, anzunehmen, als bestände zwischen Angestellten und Arbeitern ein unüberbrückbarer sozialer Gegensatz.

Obwohl ein sehr großer Teil der deutschen Arbeiterschaft politisch der Sozialdemokratie anhängt, so ist doch die marxistische Doktrin für Ziel und Mittel ihrer Gewerkschaftspolitik von geringem Einfluß. Dies geht schon daraus hervor, daß die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die christlichen Gewerkschaften, welche beide unter dem Patronat geistiger Richtungen ins Leben traten, welche ganz und gar unmarxistisch sind, durch den natürlichen Gang der Dinge zu einer Gewerkschaftspolitik gelangt sind, die sich in nichts mehr von der angeblich „marxistischen" unterscheidet und von der sich die christlichen Gewerkschaften selbst durch den Papst und die Bischöfe nicht mehr abbringen lassen. Der doktrinäre Marxismus hat der gedeihlichen Entwicklung der Arbeitergewerkschaften sogar manches schwere Hindernis in den Weg gelegt[2]). In einer Hinsicht aber hat er die Entwicklung der Arbeitergewerkschaften günstig beeinflußt: er hat die Hemmungen überwinden helfen, welche sonst der Zusammenfassung von Arbeitern der verschiedensten Berufe, Ausbildungsgrade und Lohnstufen zu großen Industrieverbänden und der Zentralisierung der Gewerkschaftspolitik überhaupt sich noch für lange Zeit in den Weg gestellt hätten. Die Herausbildung gerade dieser Organisationsformen war aber die erste Vorbedingung der beachtenswerten gewerkschaftlichen Erfolge der deutschen Arbeiterschaft.

[1]) Nach der Berechnung des Reichsarbeitsblatts gibt es im rheinisch-westfälischen Industriebezirk, dem Eldorado des kapitalistischen Großbetriebs, nicht weniger als 7 Großstädte, in welchen heute noch weniger als ein Viertel aller Arbeitnehmer organisiert ist (Aachen, Bochum, Crefeld, Dortmund, Duisburg, Essen, Gelsenkirchen.) —
[2]) Vgl. dazu meinen Aufsatz über: „Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie in Deutschland" in Jahrgang 3, Heft 5 und 6 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Die Arbeiterschaft ist keineswegs die unpersönliche, einheitliche Masse, als die sie bei Betrachtung der trostlosen Monotonie der Arbeiterviertel unserer Großstädte dem oberflächlichen Betrachter erscheinen mag. Auch bei den Arbeitern gibt es eine unendlich reiche Skala von Gruppeninteressen und Lohnstufen, von Verschiedenheiten der rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lage, welche die Organisationstätigkeit erschweren. Der Gelernte hebt sich scharf ab von dem Ungelernten, der höher Gelöhnte von dem schlechter Gelöhnten, und selbst in denjenigen Gewerkschaften, die sich schon seit 13 Jahren und mehr zu großen, die verschiedensten Berufe umfassenden Industrieverbänden zusammengeschlossen haben, lebt noch unendlich viel von dem traditionellen Standesdünkel der Zunftzeit [1]). Der Setzer dünkt sich etwas Vornehmeres als der Einleger, der Konditor hält sich für die Elite der im Teig hantierenden Arbeiterschaft, dem Weißgerber gilt der Schuhmacher für unter seinem „Stande", dem Bildhauer verbietet es sein „Künstlerstolz", sich mit dem Drechsler zu gesellen, der Trambahner ist stolz auf seine blanken Knöpfe und will mit dem gewöhnlichen Transportarbeiter nicht verwechselt werden u. s. f. Allein eines Tages findet sich die Mehrzahl der Gelernten eines Berufes neben den Ungelernten oder Angelernten einer Maschine gegenüber, an der sie nur mehr Handlangerdienste zu verrichten haben, oder dieselbe Großbäckerei nimmt den Bäcker und den Konditor in sich auf, oder die Erfindung des Eisenbetons schweißt den Einschaler und den Betonmaurer zusammen, oder dieselbe Änderung des Modegeschmacks wirft den Bildhauer mitsamt dem Drechsler, derselbe Umschwung der Konjunktur den Weißgerber mitsamt dem Schuster auf das Pflaster, oder dasselbe Ausnahmegesetz, dieselbe von Klasseninstinkt beeinflußte Gerichts- oder Verwaltungspraxis erinnert die Lohnarbeiter aller Kategorien an ihre Zusammengehörigkeit. Indem er die Tendenzen der großkapitalistischen Entwicklung zwar nicht in allen Einzelheiten richtig, aber in einer die Denk- und Fühlungsart des deutschen Proletariats besonders ansprechenden Weise darstellte, hat der Marxismus teils direkt, teils durch die konservative Reaktion, die er hervorrief, ein gemeinsames Klassenbewußtsein und starke ethische Impulse zur Solidarität bei den deutschen Arbeitern ausgelöst. So hat er dazu beigetragen, Hemmungen zu beseitigen, die sonst der Zunftgeist der Entwicklung der für die Gesamtheit der Arbeiter geeignetsten gewerkschaftlichen Organisations-

[1]) In den „Charakteren" des deutschen Sozialphilosophen Weitling wird der geistige Zustand der vormärzlichen Arbeiterschaft wie folgt geschildert: „Der Ladendiener trug die Nase höher als der Goldarbeiter, der sie höher trug als der Barbier; dieser dünkte sich mehr als der Tischler, dieser sich mehr als der Schneider und Schuster; den Taglöhner verachteten oder mieden sie alle; ein Bedienter aber war oft stolz auf seinen roten Kragen und wurde in seinen Berührungen mit der Arbeiterschaft nicht selten seines Standes wegen übermütig."

Digitized by Google

form entgegengesetzt hätte. Wenn die deutschen Arbeiter daher von vornherein auch einen namhaften Teil der Ungelernten in die gewerkschaftliche Organisation mit einbezogen und auf höhere Lohnstufen mit emporgehoben haben, so ist dies wenigstens zum Teil eine — wenn auch unbeabsichtigte — Wirkung des Marxismus. Diese Funktion des Marxismus wird besonders deutlich, wenn man die deutschen mit den englisch-amerikanischen Arbeiterverhältnissen vergleicht. Dort war die Gewerkschaftspolitik lange Zeit ein Privileg der gelernten Arbeiter. Sie war stark nach zünftlerischen Gesichtspunkten orientiert, und der Effekt war, daß zwischen Gelernten und Ungelernten eine Kluft entstand, die diejenige zwischen Angestellten und Arbeitern bei uns weit übertrifft. Die neuere wirtschaftliche und soziale Entwicklung hat indessen mit dieser exklusiven Gewerkschaftspolitik der englisch-amerikanischen Arbeiter aufzuräumen begonnen. Schon zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden die alten englischen Gewerkvereine von der sozialen Bewegung der Ungelernten mit fortgerissen und neuerdings macht sich deren Rückwirkung auf den „Geist" des alten Unionismus immer intensiver geltend [1]).

Der gleiche, tief in den Verhältnissen verankerte Zwang zur Solidarität der Arbeiter der verschiedensten Nationalität, der verschiedensten Berufe und Lohnstufen, der verschiedensten sozialen Herkunft und politischen Überzeugung schließlich zu dem gleichen gewerkschaftspolitischen Verhalten veranlaßt, wird ohne Zweifel im Laufe der Zeit auch die verschiedenen Angestelltengruppen zunächst einander und ihre Gesamtheit den organisierten Arbeitern näher bringen.

Schon heute ist die Gewerkschaftspolitik der Angestellten weder in ihren Zielen noch in ihren Mitteln von derjenigen der Arbeiter grundsätzlich verschieden. Die Arbeiter wie die Angestellten streben nach der tariflichen oder, wo dies nicht erreichbar, gesetzlichen Festsetzung von Mindestlöhnen. Diese sind aber weder hier noch dort als etwas Bleibendes gedacht. Das leidenschaftliche Streben nach Bewahrung der gewohnten, verbunden mit dem nach Erlangung einer besseren Lebenshaltung, ist in einer im Aufsteigen begriffenen Volkswirtschaft wie der unsrigen allen Bevölkerungsklassen gemeinsam. Der Begriff der „gewohnheitsmäßigen" Lebenshaltung ist da nirgends auf eine

[1]) Vgl. Ogden „Der Syndikalismus in England", Archiv für Sozialw. und Stat., Bd. 37 S. 435: „Vor 10 Jahren" — so schreibt Roland Kenney, der erste Herausgeber des Daily Herald, der die Sache vom Grunde auf kennt, — „als ich ein Verlader war, wäre ein Generalstreik bei uns undenkbar gewesen; denn die Idee, daß ein Mann auf einer höheren Lohnstufe dem in einer niederen sozial überlegen sei, florierte damals und geschlossenes Handeln war undenkbar. Der Verlader galt dem Rangierer als inferiores Geschöpf; die Zugführer duldeten die Rangierer als notwendiges Übel. Nach und nach dämmerte uns ein Licht und 1906 wurde die Einheitsbewegung geboren."

Digitized by Google

bestimmte „Nahrung" fixiert, sondern dem beständigen Wechsel unterworfen, indem der wachsende Luxus der Oberschicht der Gesellschaft ganz automatisch zur Steigerung der Lebensansprüche aller anderen Bevölkerungsschichten führt. Auch die Beamten, wenn sie bestimmte Endgehälter verlangen, tun dies nur mit dem stillschweigenden Vorbehalt der *clausula rebus sic stantibus*. Selbst in der Art, wie die Arbeiter ihre Lohnforderungen immer wieder durch den Hinweis auf die Teuerung der wichtigsten Bedarfsartikel begründen, stimmen sie vollständig mit den Angestellten überein. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß die Bemessung der Höhe der Mindestgehälter bei den Angestellten einen stärker „mittelständischen" Einschlag verrate, als bei den besser bezahlten Arbeitern. Die Mindestgehaltforderungen der meisten Privatangestellten-Organisationen bewegen sich in bescheidenen Grenzen. Auf einer Gehaltskonferenz, die von Vertretern des Deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbands und einiger kleinerer kaufmännischer Vereine im April 1912 in Frankfurt a. M. tagte, wurde als Anfangsgehalt für ausgebildete, kaufmännische Angestellte ein solches von mindestens 960 M. jährlich gefordert, das für Großstädte auf 1080 M. und für Orte mit besonders teurer Lebenshaltung auf 1200 M. erhöht werden soll[1]), und selbst die Bankbeamten beanspruchen bis jetzt kein größeres Anfangsgehalt als 1200 M. Daß diese Forderungen bescheiden sind, geht daraus hervor, daß der Zentralverband der Handlungsgehilfen mit der Großeinkaufsgenossenschaft deutscher Konsumvereine in Hamburg und einer Anzahl von Konsumvereinen Tarifverträge abschließen konnte, in welchen das Mindestgehalt für männliche Angestellte, die das 19. Lebensjahr vollendet haben, auf 1320 M. pro Jahr, für Angestellte unter 19 Jahren auf 1200 M. pro Jahr normiert wurde[2]). Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger beansprucht für die Schauspieler eine Minimalgage von 100 M. Die Mindestgehaltsforderungen der Techniker bewegen sich auf etwas höherer Stufe (120—150 M. im Monat). Man kann unmöglich behaupten, daß in solchen Forderungen ein Bestreben zur Aufrechterhaltung einer gegen die Lohnarbeiterschaft (auch deren obere Schichten) sonderlich „abgehobenen" Existenz zum Ausdruck gelange[3]). Auch der von einzelnen Gewerkschaften der Angestellten — so vom österreichischen Verband der Bank- und Sparkassenbeamten und von dem nach seinem Vorbild gegründeten Verband deutscher Bankbeamten — propagierte Gedanke eines Zeit-

[1]) Vgl. Jahrbuch der Angestelltenbewegung 1912, S. 151/2. — [2]) Der Vertrag ist abgedruckt im Jahrbuch der Angestelltenbewegung, S. 61 ff. Der Verband hat bis Mitte 1912 107 Tarifverträge geschlossen, die sich auf 7536 Personen in 1911 Betrieben erstrecken. Auch mit einer Anzahl von Warenhäusern hat der Verband bereits Tarifverträge abzuschließen vermocht. — [3]) Man vergleiche nur einmal mit den Mindestforderungen unserer Angestelltenverbände diejenigen, welche John Mitchell in seinem Buche „Organisierte Arbeit" für die amerikanischen Arbeiter aufstellt.

Digitized by Google

avancements bildet durchaus keine Besonderheit der Angestellten gegenüber der Arbeitergewerkschaftspolitik. Überall, wo sich Arbeiter in einem über den Rahmen des durchschnittlichen Großbetriebs hinausgehenden Betriebe befinden, und die Schwierigkeiten der Durchsetzung der Forderungen im Wege des Streiks besonders groß sind, vorab in den Staats- und Gemeindebetrieben, taucht alsbald das Postulat einer beamtenähnlichen Gestaltung des Arbeitsverhältnisses auf[1]). In der Anziehungskraft der Sicherung der Position liegt auch das ganze Geheimnis des Erfolgs der sogenannten gelben Bewegung, nur daß hier die Sicherung der Position nicht als ein Recht, sondern als ein Geschenk und zwar nicht für die Gesamtheit der Arbeiter, sondern für eine Minderheit erstrebt wird. Endlich bildet die Betonung des Rechts der Persönlichkeit gegenüber einem einseitig von dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichsten Verwertung eines Sachvermögens beherrschten System keine Besonderheit der Angestellten gegenüber der sozialen Bewegung überhaupt.

Auch praktisch ist ein Gegensatz zwischen der Gewerkschaftspolitik der Arbeiter und der Angestellten nicht vorhanden. Vergleicht man die Entwicklung der Löhne und Gehälter in Deutschland mit derjenigen in andern Ländern, so zeigt sich, daß je tiefer die Arbeit des gewerblichen Lohnarbeiters im Preise steht, um so geringer auch der Abstand ist, der den Durchschnittsgehalt der Angestellten von den Durchschnittslöhnen der Arbeiter trennt und umgekehrt. Man kann annehmen, daß die Durchschnittsgehälter der Angestellten in Deutschland mit ungefähr 1800 Mark im Jahr, den Durchschnittslohn der gewerblichen Arbeiter etwa um 80% übersteigen[2]). Vergleicht man damit die Verhältnisse einerseits in Belgien, einem Industriestaat mit schlecht entwickelter Gewerkschaftspolitik, andererseits in den Vereinigten Staaten, einem Industriestaat mit hochentwickelter Gewerkschaftspolitik, so ergibt sich folgendes: In Belgien, wo nach der Industriezählung von 1896 von insgesamt 613 000 Arbeitern mehr als die Hälfte weniger als 3 Fr. = 2.40 Mk. und fast ein weiteres Drittel

[1]) So heißt es im Programm des freigewerkschaftlichen „Verbands der in Gemeindebetrieben beschäftigten Arbeiter und Unterangestellten" u. a.: „Es sind Lohnskalen aufzustellen, innerhalb deren ein festes Aufrücken nach der Dienstzeit stattfindet."

[2]) Lederer nimmt auf Grund der verschiedenen Erhebungen das durchschnittliche Einkommen der gewerblichen Arbeiter mit 900 M., den Durchschnittsgehalt der Privatangestellten der Industrie mit 2100 M., den Durchschnittsgehalt der Handlungsgehilfen und übrigen Privatangestellten mit 1500 M. im Jahr an (a. a. O. S. 118 ff.) Es würde sich somit für die Privatangestellten überhaupt ein Durchschnittsgehalt von 1700 M. im Jahr ergeben. Da die Löhne und Gehälter seit den Erhebungen, auf welchen die Schätzung Lederers beruht, zweifellos gestiegen sind, kommt man der Wirklichkeit näher, wenn man den Durchschnittslohn heute auf 1000 M., das Durchschnittsgehalt auf 1800 M. veranschlagt. Daß dies nur ganz rohe Annäherungswerte sind, braucht nicht besonders betont zu werden.

Digitized by Google

unter 4 Fr. = 3.20 M. täglich verdiente, sind auch die Angestelltengehälter entsprechend schlecht. Mehr als die Hälfte der Angestellten und Zivilbeamten des Staates bezieht dort Gehälter zwischen 1000 Fr. und 1200 Fr. im Jahr. Dies gibt einen Begriff, wie sich die Gehälter der Angestellten im Privatdienst gestalten mögen. Auf dem sozialistischen Angestelltenkongreß in Brüssel 1905 wurde behauptet, daß sich die Minimalgehälter in Brüssel zwischen 50 Fr. und 75 Fr., die mittleren zwischen 75 Fr. und 175 Fr. bewegen, während nur die „hohen" 175 Fr. übersteigen. Vandervelde, der diese Angaben macht[1]), urteilt: „Der Gehalt der Mehrzahl der Angestellten ist nicht höher, als der der Mehrzahl der Arbeiter."

In den Vereinigten Staaten[2]), wo nach dem Zensus von 1909 der Durchschnittslohn eines gewerblichen Arbeiters 518 Doll. = 2176 M. betrug, betrug

[1]) Vgl. Jahrb. der Angestelltenbewegung 1913 S. 217. Die Löhne sind zwar auch in Belgien, wie die Erhebungen Kuczynskis zeigen, seit 1896 stark gestiegen, aber doch in geringerem Maße als in Deutschland. Freilich werden die niedrigeren Arbeiterlöhne in Belgien, wenigstens auf dem Lande, durch die vergleichsweise geringeren Preise der Lebensmittel und der Wohnung bis zu einem gewissen Grade wieder ausgeglichen. Nicht ganz dasselbe gilt von den belgischen Angestellten, die überwiegend in den Städten wohnen, wo auch in Belgien die Kosten der Lebenshaltung der Minderbemittelten seit Beginn des 20. Jahrhunderts bedeutend gestiegen sind. Vgl. Schriften des Vereins für Sozialpolitik 145 Bd., 3. Teil (Tyszka, Löhne und Lebenskosten in Westeuropa im 19. Jahrhundert) S. 243 ff. — [2]) Vgl. *13th Census of the U. S. A. 1910 vol. VIII, p. 129, 236, 238.* Da es in Deutschland eine Gehaltsstatistik für die bei der amtlichen Berufszählung als *a* 3-Personen den Selbständigen zugerechneten Angestelltenkategorien („Geschäfts- und Betriebsleiter") nicht gibt, sind die Ergebnisse der deutschen Gehaltsstatistiken mit den Zahlen des amerikanischen Zensus nicht unmittelbar vergleichbar. Wenn man aber die Gruppe der *„corporation officers"* ausscheidet, die im wesentlichen unseren *a* 3-Personen entsprechen dürfte, (in Amerika gab es 1909: 80735 *corporation officers* bei 790276 Angestellten in der Industrie überhaupt; in Deutschland 58348 *a* 3-Personen bei 744355 Angestellten in der Industrie überhaupt), so ist doch hier, wo es sich nur darum handelt, die ungefähre Größe der zwischen dem Durchschnittslohn und dem Durchschnittsgehalt bestehenden Spannung festzustellen, ein Vergleich gestattet. Das Durchschnittseinkommen der einzelnen Angestelltengruppen betrug nach dem amerikanischen Zensus

f. d. Gruppe	*officers of corporations* (80735 Pers.)	2730 Doll.	= 11466 M.
„ „ „	*Superintendants and managers* (133173 Pers.) .	1651 „	= 6934 „
„ „ „	*Clerks, stenographers, salesmen and other salarin employers* (576359 Pers.)	864 „	= 3628 „

Die „Selbständigen" sind in der amerikanischen Statistik zusammengefaßt zu der *„operating group composed of proprietors and firm members"*, Personen ohne *„fixed remuneration"*.

Digitized by Google

der Durchschnittsgehalt eines Privatangestellten mit Einschluß der Gesellschaftsbeamten 1187 Doll. = 4985 M., ohne diese 1011 Doll. = 4246 M.

Die Mehrzahl der Angestellten verdiente also dort mehr als doppelt soviel, als die Mehrzahl der Arbeiter.

Die Erklärung dürfte in Folgendem liegen:

Je höher der Preis der gewerblichen Lohnarbeit, umso größer die Neigung zur Mechanisierung der Betriebe und zur Standardisierung des Arbeitsprodukts und des Arbeitsprozesses. Daher ist in den Ländern, in denen der Lohn der gewerblichen Arbeit am höchsten und die Mechanisierung der Betriebe am fortgeschrittensten ist, die Nachfrage nach Angestelltenarbeit [1]) und gleichzeitig die Geneigtheit, diese angemessen zu bezahlen, am größten. Der Fortschritt der Produktivität der Arbeit hängt nämlich dort noch mehr als sonst von der fortschreitenden Verbesserung der Maschinerie und der Arbeitsorganisation ab. Daher ist es für die Unternehmer besonders rentabel, die erfinderische und schöpferische Tätigkeit auf diesen Gebieten auf jede Weise anzuregen. So erklärt es sich wohl, daß die Angestellten in der amerikanischen Industrie nicht nur einen weit größeren Prozentsatz aller Beschäftigten überhaupt ausmachen, sondern im Durchschnitt auch viel besser bezahlt sind [2]), als bei uns. Wie dem aber auch sei: Nach zwei Richtungen jedenfalls ist es vollkommen klar, daß die Erfolge der Gewerkschaftspolitik der Arbeiter auch den Angestellten oder wenigstens einem Teil derselben zugutekommen.

Wo es sich wie bei Werkmeistern, Faktoren u. a. um Angestelltenarbeit handelt, die sich auch technisch von derjenigen des gewerblichen Arbeiters nicht wesentlich unterscheidet, wirkt die Steigerung des Preises der Lohnarbeit ohne weiteres auch fördernd auf den Preis der Angestelltenarbeit ein.

Sodann bietet die Entlohnung der ganz ungelernten Arbeiter für alle Kategorien von Arbeitnehmern, daher auch für die Angestellten, eine Art Sicherheitsuntergrenze, unter welche die Vergütung für ihre Dienstleistungen auf die Dauer niemals sinken kann.

---

[1]) In der Industrie der Vereinigten Staaten gab es 1909 6615046 Lohnarbeiter und (einschl. Betriebsleiter) 790276 Privatangestellte; die Privatangestellten machten also dort 10,67 Prozent aller Arbeitnehmer in der Industrie aus. In Deutschland gab es 1907 8593125 Lohnarbeiter und 744355 Privatangestellte (einschl. Betriebsleiter); die Privatangestellten machten also hier nur 7,81 Prozent aller Arbeitnehmer, die die Industrie beschäftigte, aus. — [2]) Die im Jahre 1903 von Lord Mosely nach den Vereinigten Staaten entsandte Kommission englischer Gewerkschaftsführer kam zurück, voll von Bewunderung für die Großzügigkeit, mit welcher in den Vereinigten Staaten jede Anregung zur Verbesserung des Produktionsprozesses honoriert wird. Vgl. *Reports of the Mosely Industrial Commission, S. 9.* Vgl. auch Ph. Loewenfeld, „Der Erfinderschutz der Privatangestellten" 1914, S. 37.

Digitized by Google

Da sich nun auch der Preis der ganz ungelernten Arbeit — nicht zuletzt infolge der von zünftlerischem Egoismus und Berufsdünkel befreiten Gewerkschaftspolitik der deutschen Arbeiter — im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts ebenfalls stark gehoben hat, sind auch die Gehälter der männlichen und weiblichen Handlungsgehilfen in den Ladengeschäften eine Kleinigkeit gestiegen. Nach dem Ergebnis des Stellenvermittlungsgeschäfts eines der größten Handlungsgehilfenverbände, des Leipziger Verbandes, verdienten noch zu Beginn der großen Aufschwungsperiode, die 1895 einsetzte, 82,4 Prozent und 1900 am Ende dieser Aufschwungsperiode immer noch 76,1 Prozent der Bewerber um offene Stellen unter 1500 Mark im Jahr. Seit 1906 sinkt dann der Prozentsatz der Gehaltsstufen unter 1500 Mark langsam bis auf 62,8 Prozent im Jahre 1911. Unter 1200 M. verdienten 1896 66 Prozent, 1911 immer noch 42,2 Prozent der Bewerber[1]). Dies beweist ein sehr viel langsameres Ansteigen des Gehalts der Handlungsgehilfen gegenüber der gleichzeitigen Bewegung der Arbeiterlöhne, welche nach den Erhebungen Kuczynskis in Deutschland im letzten Menschenalter stärker gestiegen sind, als in irgend einem anderen Industriestaat und die wenigstens bis zum Eintreten des Zolltarifs mit dem Steigen der Lebensmittelpreise nicht nur Schritt gehalten, sondern dieses übertroffen haben. Ohne die gerade von den Handlungsgehilfen vielfach mit Geringschätzung betrachtete Gewerkschaftspolitik der Arbeiter wäre dieses Ansteigen der Handlungsgehilfengehälter aber ein *noch* langsameres und *noch* geringfügigeres gewesen.

Aber auch das Umgekehrte trifft zu: die praktischen Erfolge der *Gewerkschaftspolitik* der Angestellten kommen bis zu einem gewissen Grade auch den Arbeitern zu statten. Wo z. B. die Angestellten Abkürzungen der Arbeitszeit, Sonntagsruhe oder Sommerurlaub genießen, kann Gleiches auf die Dauer den Arbeitern nicht versagt werden, und dasselbe gilt für eine Reihe anderer Bestimmungen des Arbeitsvertrages.

Namentlich aber besteht in *einem* Punkte eine völlige Harmonie der Interessen *aller* Kategorien von Arbeitnehmern. Dieser betrifft die Frage des *Koalitionsrechtes*. Auf der ungeschmälerten Erhaltung der Koalitionsfreiheit beruht die Existenz *aller* Arbeitnehmerorganisationen. Ihre *Verteidigung* gegen unberechtigte Eingriffe und der *Kampf* um den weiteren Ausbau des Koalitionsrechtes wird daher *zweifellos* in Zukunft Arbeiter und Angestellte der verschiedensten Kategorien häufiger mit einander in Fühlung bringen.

Daß hieraus schließlich eine taktische Annäherung auch in anderen, das Arbeitsverhältnis, das Arbeitsrecht und das Konsumenteninteresse aller Arbeitnehmer berührenden Fragen hervorgehen wird, ist sehr wahrscheinlich[2]).

[1]) Vgl. Reichsarbeitsblatt 1913, S. 534. — [2]) Der 2. Verbandstag der Kunstgewerbezeichner hat im April 1912 u. a. folgende „Leitsätze" angenommen, welche

Digitized by Google

Die Preußen.

Am 18. Januar 1914 fand im Hause der Abgeordneten zu Berlin der erste Preußentag statt. Über diese Veranstaltung ist einige Zeitlang heftig debattiert worden; insbesondere in Bayern bestand Veranlassung, sich über deplacierte Bemerkungen eines Generals, welche die Haltung der bayerischen Truppen im siebziger Krieg betrafen, zu ärgern. Solange die Kritik des Preußentags sich im wesentlichen nur stützen konnte auf die Berichte von Zeitungen, welche die Millionen von Gedankenlosen durch die Verherrlichung der Gedankenfreiheit und jeder anderen dem Geschäft förderlichen Freiheit zu begeistern verstehen, war ein unparteiisches Urteil nicht möglich. Vor kurzem, sechs Wochen nach dem Preußentag, ist nun der stenographische Bericht über die Verhandlungen erschienen (Hannover, Göhmannsche Buchdruckerei [Fr. Diers]). Es ist ein Heftchen von 2½ Bogen und liest sich rasch durch. [1])

Was die Gründung des Preußenbundes veranlaßt hat, was er will und soll, wird aus dem Bericht ziemlich klar. Ich will es mit den Worten der einzelnen Preußentags-Redner sagen: „Die Reichsentwicklung geht — zum Teil mit logischer Notwendigkeit — auf Kosten Preußens vor sich . . . Der Bund soll das stimulierende Gewissen des Preußenvolkes darstellen" (Dr. Rocke.) Der Bund „soll sein die treibende Kraft, um denjenigen, die berufen sind, die

die vorhandenen Entwicklungstendenzen, soweit die gewerkschaftlichen Verbände in Frage kommen, zutreffend zu charakterisieren scheinen: „Zwischen Angestellten und Arbeitern besteht eine sozialwirtschaftliche Interessengemeinschaft gegenüber dem Unternehmertum. Diese Interessengemeinschaft wird durch den in vielen Fällen bestehenden betriebstechnischen Gegensatz zwischen Angestellten und Arbeitern im Verein mit rechtlicher und gesellschaftlicher Differenzierung nicht berührt. Der betriebstechnische und soziale Gegensatz verschleiert jedoch die klare Erkenntnis der sozialwirtschaftlichen Lage der Angestellten und erschwert und verhindert die organisatorische Verbindung der Angestellten- und Arbeitergewerkschaften. Infolgedessen ist den Angestelltengewerkschaften gegenwärtig nicht zu empfehlen, in eine solche Verbindung einzutreten, sondern sich zunächst zu einer zentralen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen. Es liegt im Interesse der Angestellten, daß diese Arbeitsgemeinschaft sich mit den gewerkschaftlichen Zentralinstanzen der Arbeiterbewegung taktisch verständigt. Es muß jedoch der weiteren Entwicklung und den dadurch beeinflußten Bedürfnissen beider Arbeitnehmerschichten überlassen bleiben, ob und wann daraus eine enge organisatorische Verbindung herzustellen ist." Vgl. Jahrbuch der Angestelltenbewegung 1912, S. 150.

[1]) Peinlich berühren bei der Lektüre einige Druckfehler, durch welche die Namen berühmter Männer entstellt worden sind. Daß der Name des bayerischen Heerführers v. d. Tann falsch gedruckt ist (Thann), mag nach Lage der Dinge hingehen; aber die Schreibung „York" von Wartenburg (anstatt Yorck) und „Heydebrandt" (anstatt Heydebrand) muß auch ein nichtpreußisches Herz verwunden.

Digitized by Google

Geschäfte zu führen, zu zeigen, was des Volkes Stimme ist, und was sie bedeutet . . . Was ist es, das uns Preußen zu Preußen macht? Das ist der Geist der Ordnung und der Pflichterfüllung, das ist die Sorge für unser Heer, das ist der Gedanke, daß wir geeinigt sind durch unser Fürstenhaus, wie kaum in einem Lande" (Dr. v. Heydebrand.) „Es ist unsere Pflicht, Mann für Mann einzustehen für die Unverletzlichkeit des preußischen Wahlrechts und des preußischen Herrenhauses, und bis aufs Blut zu kämpfen für die Erhaltung des monarchischen Heeres und die Unantastbarkeit der Kommandogewalt des Kriegsherrn." (General von Wrochem.) „Wo es sich um Entscheidungen in Deutschland handelte, da lagen sie allemal bei Preußen. Die deutsche Frage ist und bleibt eine preußische Frage . . . Preußische Zucht gilt vielen als ein überwundener Standpunkt, und das, was Preußen und damit Deutschland groß gemacht hat, wird mit Vorliebe gerade dort verhöhnt, wo man sich sonst noch in politischer Ohnmacht befände. Mit Achselzucken spricht man heute genau so wie früher von allpreußischem Sinn. Man spöttelt in Süddeutschland wie ehedem über Preußens Rückständigkeit . . . Auch jetzt weht wieder aus Süddeutschland ein antipreußischer Wind, und zwar in einem Maße, daß wir keine Veranlassung haben, mit dem Fliegenden Holländer zu singen: ‚O holder Südwind blas noch mehr . . .'

Heute verfolgt ein durch Demagogen verführtes Volk unter dem Schutze der von Preußen geschaffenen Reichsverfassung seine nivellierenden Tendenzen gegen den preußischen Staatsgedanken . . . Wenn ernste Zeiten kommen, wo Preußen allein helfen kann, wird man ja auch wieder nach diesen Reaktionären rufen. Not lehrt nicht nur beten, sondern auch sehen. Zurzeit weist der satte deutsche Philäke Preußen die Thür . . . Wird dem Ansturm der Demokratie nicht Halt geboten, dann geht Deutschland den schwersten Katastrophen entgegen. Und da richten sich die Blicke aller wirklichen Patrioten wieder auf Preußen, das in seiner festen Struktur ganz andere Garantien für unsere Zukunft bietet als die lockere Form des Deutschen Reiches mit seinem hyperdemokratischen Wahlrecht." (Generalmajor z. D. Rogge aus Wernigerode.)

„Wer ist der größte Feind Preußens? Das ist die Demokratie. In der Demokratisierung des Reiches liegt die größte Gefahr für Preußen." (Dr. Roesicke.)

„Die Masse, die nach der linken Seite neigt, ist die Ursache unseres Bundes." (Herr Janßen.)

„ . . . Die Mission Preußens in Deutschland ist providentiell, von Gott gewollt . . . Was Athen für Griechenland war, die Hochschule, das ist providentiell Preußen für Deutschland, die Hochschule . . . Lassen Sie uns nicht dulden, daß Preußen von seiner Höhe herabkommt, lassen Sie uns nicht zugeben, daß Preußen seine Eigenart, aus der es seine Kraft je und je genommen hat, verliert." (Superintendent Roedenbeck.)

Digitized by Google

„Bei der Konstituierung des Preußentages habe ich schon darauf hingewiesen, daß wir nicht nur gegen die rote, sondern auch gegen die mit dieser sympathisierende und gegen unser Preußentum agitierende goldene, besonders aber die schwarze Internationale, wenn unser Preußenbund überhaupt Zweck haben soll, vorgehen müssen; denn ‚wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß Rom, ohne sich selbst aufzugeben und unter keinen Umständen sich mit einem evangelischen deutschen Kaisertum befreunden kann und will, deutsch und welsch sind eben uralte Gegensätze, die sich nicht vereinbaren lassen!'"[1]) (Karl Perrot.)

„Der Preußenbund baut seine Stellung nicht auf einzelne wechselnde, menschliche Charaktere, sondern auf unveränderliche feste Grundsätze .... In einer Hinsicht bedauern wir es vielleicht, daß wir den Preußenbund gebildet haben, denn was hat alles in unserem preußischen Vaterlande geschehen müssen, daß dies Bedürfnis entstand, daß aus allen Ständen und Volksklassen sich Männer zusammengeschlossen haben, welche diesen größten und wichtigsten Bundesstaat schützen wollen gegen die Angriffe, die auf ihn gemacht werden." (Graf v. d. Groeben.)

„Der erste Preußentag steht in den in neuerer Zeit immer mehr hervortretenden Bestrebungen, die eine Schwächung der auf christlicher und monarchischer Grundlage erwachsenen Macht Preußens durch Demokratisierung unserer gesamten öffentlichen Einrichtungen zum Ziele haben, eine schwere Gefahr für die Zukunft des Deutschen Reiches: .... Jeder Ansturm der Demokratie auf die Stellung Preußens und auf die durch die Reichsverfassung gewährleistete Selbständigkeit der Bundesstaaten ist zurückzuweisen. Zu diesem Zwecke ist der Zusammenschluß aller derjenigen, die unser geliebtes Preußen gegen die Angriffe der Demokratie verteidigen wollen, mehr denn je eine gebieterische Notwendigkeit." (Aus der am Schlusse angenommenen Resolution.)

Das wäre authentisches Material zur Beurteilung des Preußen-Bundes und des ersten Preußentages. Was zur Begründung der aufgestellten Behauptungen gesagt wurde, klingt manchmal gut und ehrlich, ja auch kultiviert, manchmal nur äußerst schneidig und frisch, und es ist schließlich gleichgültig, ob die frische Röte der Wangen allein von der gesunden Landluft oder aber auch, ein bißchen wenigstens, von gewissen harmlosen Gärungsprodukten unserer heimischen Landwirtschaft herkommt. Das ist nun einmal so bei den großen Versammlungen.

Nicht zum Aktenmaterial des Preußentages gehört, das muß um der Ge-

[1]) Dieser Redner wurde gerade in dem für jeden konservativen preußischen Politiker höchst peinlichen Moment, da er gegen Rom und das Zentrum losziehen wollte, vom Vorsitzenden unterbrochen mit der Bemerkung, daß die den Rednern gewährte Redefrist von zehn Minuten abgelaufen sei. Das Ablaufen der Redezeit dürfte in diesem Fall mit Recht als providentiell zu bezeichnen sein.

Digitized by Google

rechtigkeit willen gesagt werden, die Rede des in Dessau im Ruhestand lebenden Generals von Kracht.

Die Rede des Herrn von Kracht hat, wie bekannt, enormes Aufsehen erregt. Nach den Berichten der Zeitungen hatte es den Anschein, als sei von dem alten preußischen General den Bayern, die 1870 um Orleans kämpften, der Vorwurf der Feigheit gemacht worden. Das Wort: „Wenn die Preußen kommen, bekommen alle Courage", wurde vom bayerischen Kriegsminister, von den alten Feldzugssoldaten und vom bayerischen Landtag als eine schwere Beleidigung der bayerischen Waffenehre aufgefaßt. Ich habe gewartet, bis der stenographische Bericht über die Rede des Generals von Kracht erscheinen würde. Der liegt nun vor. Da nicht anzunehmen ist, daß ein preußischer General im Stenogramm Änderungen vornimmt, muß zugegeben werden: die Äußerungen des Herrn von Kracht waren ziemlich harmlos; ungeschickt aber harmlos. Er berichtete von einer Episode aus der Schlacht bei Loigny, wo die vor den überlegenen französischen Streitkräften langsam zurückgehenden Bayern durch Hanseaten und Preußen Verstärkung erhielten, so daß sie wieder vorrücken konnten. Bei der Wiedergabe eines viel späteren Gesprächs mit einem alten bayerischen Loigny-Kämpfer heißt es, am Schluß des Stenogramms: „Na, da kriegten wir wieder Kurasche und feuerten heftig, nachher mit vorgehend.

Sehen Sie, meine Damen und Herren, so fasse ich als Soldat die Hegemonie auf (Beifall).

In dem lauten Beifall sagte einer der Herren Zuhörer: ‚Natürlich, wenn die Preußen kommen, bekommen alle Kurasche.' Alles lachte über den Witz, ich auch, und sagte, von der Tribüne steigend: ‚Natürlich!'."

Also: es war nur ein Witz, und dann war es auch ein Mißverständnis; ein doppeltes Mißverständnis: einmal auf seiten des Herrn von Kracht, der unter Hegemonie augenscheinlich etwas total anderes versteht als das Fremdwörterlexikon und als die Süddeutschen, und zweitens ein Mißverständnis sämtlicher Leser der Zeitungsberichte insofern, als diese nicht wußten, daß Kurasche etwas total anderes ist, als Courage. Kurasche soll nämlich nichts anderes bedeuten als „Verstärkung durch Artillerie". Nebensache, ob einem diese Art der Interpretation gefällt oder nicht; nachdem Herr von Kracht erklärt hat, daß die ihm zugeschriebene, als höchst taktlos auffallende Äußerung nur das Witzwort eines anonymen Dritten gewesen sei, scheidet seine Rede aus der ernsthaften Beurteilung des Preußentags aus.

Daß im übrigen der Berliner Preußentag ernsthafte Betrachtung verdient, läßt sich nicht leugnen. Die Ungeschicklichkeit, mit der die Versammlung in Szene gesetzt und geleitet worden ist, und dann der Streit um den Wortlaut der erwähnten, im Grunde nebensächlichen Äußerungen haben eine Zeitlang den Blick des Publikums von der eigentlichen Tendenz des Preußen-Bundes abge-

Digitized by Google

lenkt. Aber wenn man die Reden in aller Ruhe nachliest, wird man den Eindruck gewinnen müssen, daß, so viele wertlose, von ungeheuerlicher Unkenntnis der Geschichte zeugende Phrasen auch gemacht wurden, doch ein festes Programm ersichtlich geworden und daß dies Programm sehr bedenklich ist. Zieht man die Reden ab, die nur zur Verhüllung der letzten Absichten gehalten wurden, so kommt als das Programm heraus: Entschiedene Abwehr gegen alles, was als demokratische Einrichtung im Staatsleben Preußens anzusehen wäre; entschiedenes Festhalten am geltenden Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus, entschiedene Ablehnung jedes Versuchs, die Zusammensetzung oder die Kompetenzen des Herrenhauses im Sinne einer Verstärkung der nichtkonservativen Elemente zu ändern; entschiedene Ablehnung jedes Versuchs, die Grenzen der Kommandogewalt des Königs von Preußen als obersten Kriegsherrn durch Reichsgesetz einzuschränken. Und hinter all diesen Forderungen steht die Aversion gegen die angeblich von Süddeutschland drohende Demokratisierung Preußens auf dem Umweg über eine gegen Preußen gerichtete Politik und Gesetzgebung des Reichs, steht offenbar ein großes Mißtrauen gegen Süddeutschland.

Der Preußen-Bund fürchtet einen ungünstigen Einfluß des demokratischen Süddeutschland auf die Entwicklung des Reichs. Die Schaffung der elsaß-lothringischen Verfassung, welche die rein theoretische Möglichkeit einer Überstimmung Preußens im Bundesrat gebracht hat, reicht nicht aus zur Motivierung dieser Besorgnis. Man vermutet vielmehr ein planmäßiges Vorgehen Süddeutschlands gegen Preußen und sieht den Verlust dessen, was der normale Mensch unter Hegemonie Preußens versteht, voraus. Einzelne Redner schienen davon überzeugt zu sein, daß in ganz Süddeutschland eine preußenfeindliche Stimmung herrsche, die auf das machthungrige Bestreben, Preußen durch die Nachahmung demokratischer Staatseinrichtungen zu schwächen, zurückgeführt werden müsse. Wäre das Vorhandensein dieser Absicht einzig und allein von den alten Militärs des Preußen-Bundes behauptet worden, so ließe sich das hinnehmen. Aber da der beste und wirkungsvollste Redner des Preußentages, Herr Superintendent Roedenbeck es war, der in der Sache am schärfsten gegen Süddeutschland gesprochen hat, darf die eigentümliche Mainlinie-Stimmung des Preußen-Bundes nicht leicht genommen werden. Herr Roedenbeck sagte: „Unserem Preußenblut ist durch Natur und Verhältnisse ein gut Teil Eisen beigemengt, und da ist es kein Wunder, daß Preußen für viele als strenger Erzieher gewirkt hat. Erzieher sind aber nicht immer beliebt und nicht immer sympathisch. Daher kommt es auch, daß Leuten südlichen Blutes mit dem Zusatz vom Geiste ihrer Weinberge und von Uhlandschen Tropfen demokratischen Öls, Leuten mit ihrem starken Sinn für Behaglichkeit und Gemütlichkeit unser preußischer Geist nicht paßt. Daher kommt es, daß wir heute noch in Bayern, Schwaben und im Musterländle immer noch als Fremdlinge, ge-

Digitized by Google

wissermaßen als Eindringlinge angesehen werden, während auf unserer Seite eine herzliche Gastfreundschaft gegenüber den Süddeutschen besteht, eine offene Freistatt für alle."

Diese Süddeutschen, die Herr Superintendent Roedenbeck zusammenwirft, als sei ganz Süddeutschland von Worms oder Pirmasens bis Hof oder Traunstein eines Stammes und einer Art, sollen darauf aus sein, den guten preußischen Geist mit ihrer auf Alkoholgenuß zurückzuführenden demokratischen Anlage zu verdrängen, und mit ihrer Behaglichkeit und Gemütlichkeit den strengen Sinn der echten Preußen zu demoralisieren. Was da Herr Roedenbeck von zwei Kardinaltugenden der gegen Preußen koalitierten Süddeutschen sagt, mag auf Beobachtungen an einem heißen Sommerabend auf der Terrasse des Franziskanerkellers zu München beruhen, trifft aber das ganze Süddeutschland, mit den kräftig tätigen Franken, Schwaben, Alemannen und Pfälzern durchaus nicht. Überall gibt es gottlob nicht den zur Faulheit erziehenden Fremdenverkehr. Stimmt nun das, was Roedenbeck und die übrigen Männer vom Preußen-Bund den Süddeutschen in bezug auf politische Pläne zumuten?

Was können denn wohl die armen Süddeutschen den Preußen antun? Preußen ist 350000 Quadratkilometer groß, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen zusammen 132000 Quadratkilometer. Preußen hatte 1910 zwei Drittel der ganzen Reichsbevölkerung. Preußen hat, mit den ehemaligen Stimmen von Hannover, Kurhessen, Holstein, Nassau und Frankfurt, im Bundesrat 17 Stimmen, während Bayern, Württemberg, Baden, Hessen 16 Stimmen haben. Der Preußen-Bund rechnet nun so: Wenn die zwei elsässischen Bundesratsbevollmächtigten sich, aus angeborenem Hang zur Behaglichkeit und Gemütlichkeit, zu den süddeutschen Bevollmächtigten schlagen, und wenn sämtliche Bevollmächtigten der übrigen Bundesstaaten, mit 25 Stimmen, sich der Stimme enthalten, um Preußen an die Süddeutschen verraten und verkaufen zu können, dann ist Preußen im Bundesrat überstimmt und die Demokratie zieht ein. Dies groteske Fabelgebilde wäre wohl nie entstanden, wenn nicht das Reichsland versuchsweise eine Verfassung bekommen, wenn nicht der Reichstag mit der Zaberndebatte eine Dummheit gemacht, wenn nicht auf Grund einer vom Obersten v. Reuter angewendeten Kabinettsordre aus dem Jahre 1820 eine öffentliche Debatte über die Kaiserliche Kommandogewalt eingesetzt hätte. Die Herren, die im Dezember 1913 sich allzu heftig für die Gassenbuben von Zabern eingesetzt haben, sind mit schuld daran, daß der Preußen-Bund mit so schwerem Geschütz angerückt ist, und da unter den Kritikern des Regimentskommandeurs von Zabern überwiegend Süddeutsche waren, sollen die Süddeutschen an der inneren Auflösung Preußens, an der Zersetzung des altpreußischen Soldatengeistes arbeiten.

Wenn man, wie ich, an zwanzig Jahre in Süddeutschland gelebt hat,

Digitized by Google

möchte man staunen über den jäh aufgedeckten politischen Ehrgeiz, der da im deutschen Süden schlummern soll. Das wären ja ganz verfluchte Kerle, diese Bayern, Württemberger, Badenser, Hessen und erst die verehrten Wackes links des Rheins, wenn sie ihre gefährlichen demokratischen Einrichtungen geschaffen hätten, nur um ihr demokratisches Öl meuchlings nach Preußen zu importieren, um die zurzeit noch vom alten Preußengeist beseelten Männer von Berlin-Weißensee, Pillkallen, Krotoschin, Myslowitz, Hannover, Cassel, Frankfurt a. M., Cöln und Hadersleben mit weichlicher Demokratie zu infizieren, sich dann mittels des parlamentarischen Regimes der preußischen Armee zu bemächtigen und schließlich auf den Zinnen des alten Preußens die Fahne der süddeutschen Demokratie, will sagen des Untergangs zu hissen. Bisher hat man in Süddeutschland angenommen, erwachsene Preußen seien, wenn schon nicht zu klug, so doch zu stolz, um derartigen Unsinn auch nur für möglich zu halten. Wenn Mitglieder des Preußen-Bundes kein Verständnis haben für die historischen und ethnischen Gründe, die eine zur Demokratie neigende Geistesrichtung in Süddeutschland haben entstehen lassen; wenn diese Mitglieder des Preußen-Bundes kein Verständnis haben für die Unterschiede des Temperaments zwischen Norddeutschen und Süddeutschen, so wäre das nicht schlimm und zur Not zu ertragen, obwohl es schon ein starkes Stück ist, wie da ein Preuße behauptet, er werde als Eindringling in Süddeutschland schlecht behandelt, während der Preuße dem Süddeutschen immer mit jener die Preußen bekanntlich schon seit jeher auszeichnenden schönen Herzenswärme weit entgegenkomme. Aber wenn Mitglieder des Preußen-Bundes die Sache so hinstellen, als wollten die Süddeutschen das feste Gefüge des preußischen Staates erschüttern, dann darf einen Süddeutschen schon ein großer Zorn packen. Abgesehen davon, daß die süddeutschen Stämme niemals soviel politische Energie besitzen würden, um den an und für sich gewiß lockenden, phantastischen Gedanken einer Niederwerfung Preußens zu realisieren, hieße es an der bundesstaatlichen Loyalität und an der Verfassungstreue der Süddeutschen recht frivol zweifeln, wollte ihnen jemand einen konzentrierten Angriff auf die Basis Preußens zutrauen.

Nun könnte von den Preußen gesagt werden: Ja, die süddeutschen Fürsten und Militärs sind sanft und fromm wie die Lämmer, aber sie können sich der demokratischen Wölfe, die überall das demokratische Wahlrecht geschaffen hat, nicht erwehren, und sie müssen schließlich, als gefesselte Diener des Parlamentarismus, mit den Wölfen heulen. Wie steht es denn aber mit der einheitlichen demokratischen Phalanx in Süddeutschland? In Württemberg gibt es eine arg knappe Mehrheit der Nationalliberalen, Demokraten, Sozialdemokraten gegen Zentrum und Konservative, in Baden desgleichen. In Elsaß-Lothringen und in Bayern aber herrscht eine Mehrheit des Zentrums, und daß das Zentrum demokratisch ist, werden jene Männer doch nicht zu behaupten wagen, die am

Digitized by Google

18. Januar 1914 dem trefflichen alten Herrn Perrot am liebsten den Mund zugehalten hätten, weil er so inopportun war, mit ehrlicher Begeisterung dem Preußen-Bund den Kampf gegen das Zentrum zu empfehlen. Wo herrschen also nur diese Demokraten in Süddeutschland, da nun doch einmal zur Zeit das Zentrum konservativ ist und sein will?

Sind somit die Parlamente in Süddeutschland nicht gerade demokratisch, trotz des in der Tat demokratischen Wahlrechts, das sie dem von Preußen geschaffenen „hyperdemokratischen Reichstagswahlrecht" haben nachbilden müssen, so sind es vielleicht die Regierungen? Du lieber Gott! Abgesehen von Württemberg, wo demokratisches Wesen beim König anfängt und beim Staatsminister nicht gut Halt machen kann, werden die süddeutschen Staaten, vor allem Bayern, nach bündigen Erklärungen der Minister eher konservativ als demokratisch regiert, ohne daß freilich demokratische Gesinnung direkt als staatsgefährlich angesehen wird, wie in einzelnen Kreisen Preußens. Gewiß, das soziale Leben ist im Süden natürlicher, freier, ungezwungener, als in Altpreußen; eine alte Tradition aus Zeiten großer Städtemacht und arg kleiner Fürstengewalt mag an dieser Freiheit des gesellschaftlichen Lebens, an einer gewissen Lebensfreudigkeit, wie sie so manchem Preußen zwischen Heilige Drei Könige und Aschermittwoch recht wohl tut, schuld sein, aber der Wunsch, Lebensart und Lebensauffassung den strengeren und ernsteren Preußen aufzudrängen, besteht in Süddeutschland nirgends; nicht einmal da, wo süddeutsche Menschen Grund hätten, über die Akklimatisationsunfähigkeit preußischer „Erzieher" zu klagen.

Es ist somit deplaciert, den Süddeutschen, oder den vereinigten Süddeutschen im Reichstag einen Anschlag auf berechtigte preußische Eigenart zu imputieren, und es wäre ehrlicher und besser gewesen, wenn die Herren vom Preußentag, ohne nach Quellen des Freiheitsdrangs zu forschen, gesagt hätten: Ob Nord, ob Süd, ob Ost, ob West, das ist uns egal: wir wollen das Dreiklassenwahlrecht behalten. Wir wollen das Herrenhaus so erhalten sehen, wie es jetzt ist. Wir wollen, daß an der Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn nichts geändert wird. Denn Dreiklassenwahlrecht, konservatives Herrenhaus und monarchisches Heer haben Preußen groß gemacht. Was nicht konservativ und nicht monarchisch ist, das wird bekämpft.

Den Teufel auch! Das wäre ein Programm: tapfer, historisch zu begründen, und loyal. Ob aber dies Programm das Richtige ist für Preußen? Preußen ist sicherlich nicht ein so einfaches, einheitliches Staatsgebilde, wie es der Herr Superintendent hinzustellen beliebt, und es mag sein, daß die Kompliziertheit des preußischen Staats als einer in hartem Kampf geschaffenen Vereinigung sehr verschiedenartiger Stämme und Länder die Anwendung eines einzigen, nämlich des konservativen, Regierungsprinzips für die Dauer erschweren wird.

Geht man nur nach dem, was zu hören und zu lesen ist, so scheint es in

Digitized by Google

Preußen, auch in altpreußischen und in nichtdemokratischen Kreisen, verschiedene Meinungen über die beste Methode der Regierung zu geben. Hat doch selbst der preußische Ministerpräsident, also ein Mann, der schwerlich ein Demokrat genannt werden kann, über die Ziele einer konservativen preußischen Politik wesentlich andere Anschauungen als die Gründer des Preußen-Bundes, weshalb der Preußentag ihn auch mit Hohn überschüttet hat. Für den preußischen Ministerpräsidenten gilt sogar eine zeitgemäße Revision der Verfassung noch nicht als Sünde wider den Geist. Dagegen gibt es für den Preußen-Bund keine Entwicklung und das Wort Fortschritt ist ihm verhaßt. Die Niederhaltung der Nichtprivilegierten ist sein Ideal, die unverrückbare Erhaltung der verfassungsrechtlichen, administrativen und militärischen Grundlagen Preußens sein Ziel. Jede Entfaltung freier Kräfte stimmt ihn traurig; das einzige, was freudig geübt werden soll, ist der Gehorsam gegen Gott, König und providentielle Obrigkeit.

Ich glaube nicht, daß mit diesem Programm, so kühn und ehrenwert es ist, ein Staat wie Preußen auch nur zehn Jahre lang noch regiert werden kann. Das Menschenmaterial wird wohl nicht mehr so recht geeignet sein für eine Politik nach dem Herzen des Preußen-Bundes, vor allem würde solche Politik die preußische „Masse, die nach der linken Seite neigt" und die nicht totzureden ist, nicht entmutigen, sondern mit Haß und Rachsucht erfüllen. Muß das sein?

Und weiter: Wir sehen, wie die dauernde Hegemonie Preußen im Bundesstaat Deutsches Reich nur dann als durchführbar bezeichnet wird, wenn Preußen jede Fortbildung der Regierungs- und Verwaltungs-Praxis, wie sie in süddeutschen Staaten als naturgemäß angesehen wird, grundsätzlich ablehnt. Muß auch das sein?

Schließlich: wir sehen, wie vom Preußen-Bund aus die Mission Preußens in Deutschland als etwas dem süddeutschen Wesen Entgegengesetztes, ja Feindliches proklamiert wird. Muß das sein?

Wer, ohne Preuße zu sein und ohne den Wunsch zu haben, Preuße zu werden, aus tiefster Überzeugung an die historische Mission Preußens in Deutschland glaubt, wer die Vermählung preußischen Geistes mit süddeutschem Geist als den lebendigen Urquell der prachtvollen Entfaltung des Reiches anzusehen sich gewöhnt hat, der wird diesen Preußen-Bund zum Kuckuck wünschen. Wenn die Männer des Preußen-Bundes die Aufrechterhaltung der Privilegien bestimmter Klassen wünschen, so mögen sie das so nachdrücklich aussprechen, wie sie nur wollen. Sie belasten sich mit einer großen Aufgabe, aber das geht uns nichts an. Nur mögen sie dabei gegen Preußens Macht gerichtete süddeutsche Einflüsse aus ihrem ernsten Spiel lassen; einmal weil diese süddeutschen Einflüsse nicht vorhanden sind, dann aber, weil die Art, wie am 18. Januar 1914 in Berlin zur Begründung der im schlechten Sinne des Wortes reaktionären Postulate von Männern des Preußen-Bundes über das Verhältnis zwischen

Digitized by Google

Norddeutschland und Süddeutschland gesprochen wurde, das allmähliche Zusammenwachsen der Elemente des unter Preußens anerkannter Führung geeinigten Reiches zu stören geeignet ist. Ich halte diese Gefahr für größer, als irgendeine Gefahr, die Preußen von irgendeiner süddeutschen demokratischen Einrichtung jemals drohen kann. Die süddeutschen Staaten werden nie die Macht besitzen, Preußen nach ihren Wünschen umzugestalten; ein falsch regiertes Preußen dagegen hätte die Macht, das Reich zu zerstören, aber nicht mehr die Macht, ein einheitlicheres Reich zu schaffen. Es hat gewiß einmal eine Zeit gegeben, wo die Zukunft Deutschlands nur in der Hand Preußens lag. Heute ist das Reich so groß geworden, sind seine geistigen und wirtschaftlichen Kräfte so ungeheuer vermehrt, aber auch so verteilt, daß nur das Reichsganze einen Rückhalt bietet gegen Nachbarn, Konkurrenten und gegen die Revolution. So wie vor 1813 steht Deutschland um 1913 eben nicht mehr aus.

Das Erstarken der Glieder des Reichs in ihrer militärischen Tüchtigkeit, in ihrer ökonomischen Leistungsfähigkeit und in ihrer nationalen Gesinnung wäre unmöglich gewesen ohne die preußische Schule. Aber nun die Bundesstaaten gut ausgebildet und ans Reich auch innerlich angeschlossen sind, haben sie durchaus nicht mehr das Gefühl, für schlimme Situationen unter allen Umständen auf preußischen Schutz angewiesen zu sein.

Das, was auf dem Preußentag preußische Erziehungsarbeit genannt worden ist, war doch wohl nicht Selbstzweck, und selbst wenn es von den Erziehern so aufgefaßt worden wäre, in Süddeutschland betrachtet man die Periode der, ihm ehedem sehr notwendigen, Erziehung als endgültig abgeschlossen. Dagegen scheint vielen Süddeutschen die auf gegenseitige innerliche Annäherung gerichtete stille Arbeit noch nicht abgeschlossen zu sein. Daß bei dieser Annäherung die Preußen nicht die Verlierenden, sondern nur die Gebenden sein würden, ist in Süddeutschland im Laufe der letzten Jahrzehnte immer klarer geworden, aber so etwas muß doch nicht in die Welt hinausgebrüllt werden. Wer aufmerksam das Abflauen des einst sehr scharfen antipreußischen Partikularismus in Bayern beobachtet hat, kann nicht leugnen, daß der gute Wille, die Mainlinie zu überbrücken, im Süden vorhanden und wirksam gewesen ist. Gelegentliche politische Exkurse alteingesessener Hofbräuhäusler, die durch einen Zufall den Weg in einen Setzersaal finden, ändern an diesem Faktum ebensowenig wie die in Süddeutschland auch jetzt noch häufig anzutreffende und durchaus berechtigte Abneigung gebildeter Menschen gegen die laute, respekt- und pietätlose, rechthaberische, terroristische und menschlich so höchst unerquickliche Art des Auftretens mancher Preußen im deutschen Süden. Der deutsche Süden bedankt sich für diese Art der Eroberung, aber er ist dankbar für das große, unauffällig vollbrachte Wirken Preußens für Deutschland. Im Bewußtsein der Schwächen ihrer Vorzüge, ihrer oft unvorsichtigen Anschmiegsamkeit, ihrer Ver-

Digitized by Google

trauensseligkeit, ihres Mangels an kriegerischer Energie müssen die Süddeutschen dankbar auf Preußens deutsche Arbeit hinblicken. Ohne die Verdienste ihrer Fürstendynastien herabzusetzen, ohne die Schwierigkeiten einer energischen äußeren Politik der kleinen süddeutschen Staatengebilde von ehemals auch nur einen Augenblick zu verkennen, bewundern sie das beispiellos mühevolle und beispiellos erfolgreiche Ringen der Hohenzollern um die Reputation nach außen, um die Verschmelzung der allmählich vereinigten, anfangs widerstrebender Stammeselemente in dem einzigartig organisierten preußischen Staate. Ohne daß sie die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer eigenen staatlichen Verfassung und ihrer Verwaltungsmaximen verkennen, erfüllt die Süddeutschen, soweit sie noch nicht den auf reisende Kaufleute berechneten Radikalismus einiger blühender Zeitungen mitmachen, ein heilloser Respekt vor dem preußischen Verwaltungsapparat, der noch konservativ sein darf und muß, und der so fest aufgebaut ist auf primitivem Pflichtgefühl des Staatsbürgers dem Staate gegenüber, daß Schlamperei und Korruption undenkbar sind. Und eingedenk einer nicht sehr ruhmreichen Heeresgeschichte haben die Süddeutschen sich die preußische Disziplin und die preußische Armeeorganisation gern und aus Überzeugung angeeignet.

Die Eigenschaften, welche Preußen in Deutschland erhoben haben: Ausdauer, Schlichtheit, Sachlichkeit, Opferfreudigkeit, Tapferkeit, Autoritätsglaube, Gehorsam und in großen Taten begründetes Selbstvertrauen sind nicht derart, daß wärmer und impulsiver empfindende Menschen gerade mit jenem Gefühl darauf reagieren, das man Liebe nennt. Aber es würde einen bedauerlichen psychologischen Defekt bei den Preußen verraten, wenn sie den großen Wandel der Gesinnung nicht bemerken wollten, der in Süddeutschland, in dem 1866 von Preußen gedemütigten Süddeutschland, zugunsten Preußens vor sich gegangen ist. Ein süddeutscher Partikularismus im Sinne der ehedem sehr mächtigen antipreußisch-separatistischen Strömungen existiert nicht mehr. In der Entfaltung des wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens sind alle feindlichen Gegensätze zwischen Süd und Nord längst verwischt. Dieser Prozeß ist von den süddeutschen Staaten und Stämmen gefördert worden, obwohl er mit der Preisgabe mancher schönen Eigenart und zweifellos auch mit der endgültigen Preisgabe alter romantischer Ideen von einer selbständigen politischen Stellung nach außen, will sagen mit der Entäußerung vom höchsten politischen Selbstgefühl verbunden war. So hat man in Süddeutschland nicht den Eindruck, daß Preußen durch die Eingewöhnung Süddeutschlands in das von Preußen geführte Reich an Macht und Stärke verloren hätte. Wenn es in Preußen Männer gibt, die die preußische Verfassung für verbesserungsfähig halten, so müssen diese Männer nicht von der süddeutschen Welt aufgewiegelt sein; die Großväter dieser Männer mögen vielmehr im Berlin des Jahres 1848 mitgetan haben. Wer wegen der Übereinstimmung gewisser dem

Digitized by Google

starrsten Konservatismus entgegengesetzter politischer Gedanken in Nord- und Süddeutschland die Grenzen sperren möchte, hat nicht nur kein Verständnis für die unaus bleibliche Wirkung politischer Ideen, sondern versündigt sich am Reich.

Deshalb müssen die Bestrebungen des Preußen-Bundes abgelehnt werden; nicht weil Männer des Preußen-Bundes, indem sie die Süddeutschen allgemein als „Phäaken" lächerlich machten, einen Schmarrn dahergeredet haben; nicht weil die Tendenzen des Preußen-Bundes etwa Süddeutschland bedrohen könnten, sondern weil die Politik des Preußen-Bundes dem Deutschen Reich Schaden bringen müßte.

München. Paul Busching.

Kamerun
nicht Neu- und Altkamerun.

Man sollte sich endlich abgewöhnen, die durch das deutsch-französische Abkommen vom November 1911 an uns gefallenen Gebiete in Äquatorial-Afrika als Neu-Kamerun, im Gegensatz zu dem bisherigen Schutzgebiet, und dieses im Gegensatz zu den Neuerwerbungen als Altkamerun zu bezeichnen.

Die neuen Landstriche stellen weder geographisch, noch ethnographisch, noch wirtschaftlich ein geschlossenes Ganzes dar, wie es die Sonder- und Sammelbezeichnung Neu-Kamerun vermuten läßt. Sie legen sich vielmehr wie ein Band oder auch den Jahresringen eines frischwüchsigen Baumes vergleichbar um die Ost- und Südgrenze des bisherigen Schutzgebietes herum und waren gegen dieses bisher lediglich durch eine willkürliche politische Grenze geschieden. Wirtschaftlich gingen schon längst im Süden die Beziehungen hinüber und herüber; so eng war das durch Stammesverwandtschaft der Eingeborenen, Gleichmäßigkeit des Geländes und seiner Erträgnisse geknüpfte Band.

Da war es naheliegend und logisch bei der Übernahme der neuen Gebiete in die deutsche Verwaltung, sie mit dem bisherigen Schutzgebiet verwaltungstechnisch so zu verschmelzen, daß, wer die geschichtliche Entwicklung nicht kennt, in manchen Bezirken schon heute keinen Unterschied mehr zwischen dem, was bisher französisch und dem, was schon seit längerer Zeit unter deutscher Verwaltung steht, herausfinden kann.

Ein Unterschied ist vielleicht darin zu erkennen, daß in dem neuen Gebiet der Landfriede noch nicht so gesichert ist wie in den übrigen Teilen des Schutzgebietes, dagegen drängt sich dem Kenner der Verhältnisse die Ähnlichkeit auf zwischen den wirtschaftlichen, politischen und Verkehrsverhältnissen in den Neuerwerbungen mit den Zuständen, in den an die alten Grenzen anstoßenden Verwaltungsbezirken des bisherigen Schutzgebietes vor etwa zehn Jahren.

Digitized by Google

Eins fällt ganz entschieden zugunsten der hinzugekommenen Bezirke auf, nämlich daß sie durchschnittlich menschenreicher als die anstoßenden Gebiete des alten Schutzgebietes sind. So dürfen die Lakavölker am oberen Logone auf rund 1 Million geschätzt werden und auch die Bevölkerung des Wolö-Njtem- und des Iwindo-Bezirkes sollen eine weit dichtere Bevölkerung aufweisen als die anstoßenden Bezirke Ebolowa, Akoafim und Lomie.

Kurz nach Übernahme der Neuerwerbungen gingen Gerüchte durch die Presse, daß die Franzosen alles täten, um uns die Einwohner durch abschreckende Erzählungen über den grausamen Charakter der Deutschen abspenstig zu machen. Sie haben sich allerdings schon vor der Übergabe die größte Mühe gegeben, die alten Untertanen zu sich heranzuziehen und setzten auch nach der Übergabe diese Bemühungen fort, nur mit dem Erfolg, daß die meisten der aus Angst über die Grenze gelaufenen Schwarzen jetzt schon zurückkommen, nachdem sie sich überzeugt haben, daß wir ihnen nichts tun, sondern sie fördern. Ein kleines Beispiel aus dem Verwaltungsbereich des Postens Eta, Bezirk Lomie, das dazu sehr bezeichnend für die Denkungsart der neuen Eingeborenen ist: Von dem zum Posten Eta hinzugekommenen Njtem ist der Einflußreichste und der Gescheiteste der Häuptling Assumakum aus dem Dorfe Beduma, das etwa drei Stunden vom alten französischen Posten Suanke entfernt liegt. Auf diesen wichtigen Herrn hatten die Franzosen es ganz besonders abgesehen. Als der Posten Eta Anfang Oktober 1912 errichtet wurde, wollte Assumakum sich anfänglich nicht auf dem Posten melden, angeblich war er immer krank, später hat er selbst dem Postenführer erzählt, weshalb er zuerst nicht erschienen war. Die Franzosen hatten ihm Angst vor der deutschen Verwaltung, insbesondere den Soldaten und den „25" gemacht und ihm angeboten, sich mit seinem großen Dorfe in französisch gebliebenes Gebiet anzusiedeln, er war ihnen auch tatsächlich nachgefolgt, um sich mal die Sache anzusehen und es war ihm schon Gelände zur Verfügung gestellt worden, als er aber feststellte, daß auf diesem keine Gummibäume ständen, hat er es vorgezogen, in sein altes Dorf, das in einer sehr gummireichen Gegend gelegen ist, zurückzukehren und sich auf dem Posten Eta zu melden. Inzwischen ist dieser Häuptling eine zuverlässige Stütze des Postens geworden. Auch sonst ist es den Franzosen nicht gelungen, Eingeborene aus dem Etabezirk zur Abwanderung zu veranlassen. Der Fall ist typisch, die Eingeborenen prüfen wie die Weisen alles und wählen das Beste.

Daß noch unendlich viel Kulturarbeit in den neuen Gebieten zu leisten ist, darf von einem zum Kolonisieren gewillten Volke nicht bestöhnt werden. Im Süden gilt es neben Sicherung des Landfriedens, gegenüber scheuen, mit vergifteten Pfeilen bewaffneten, rückständigen Stämmen, namentlich Wege, Brükken und Dämme über Sümpfe zu bauen, um fruchtbare und gut bestockte höher gelegene Partien zu verbinden. Dasselbe haben wir in den Bezirken Ebolowa, Akoafim und Lomie tun müssen.

Digitized by Google

Weniger günstig liegen die Verhältnisse lediglich in den Bezirken Nola und Carnot am oberen Sanga, dort herrscht nach den Feststellungen unserer Ärzte die Schlafkrankheit in erschreckender Weise. Es wird viel Geld und Arbeit kosten, die Seuche zum Stillstand zu bringen, aber die Tatsache des Vorhandenseins gefährlicher Krankheiten hat noch nie ein zum Kolonisieren berufenes Volk davon abgehalten, seinen Besitz zu erweitern. Ein großer Teil der heutigen Kulturgebiete ist erst langsam saniert worden und die tödlichen Krankheiten weichen Schritt für Schritt vor der Zivilisation zurück. Auch stehen uns Erfahrungen zur Seite, die wir aus den schon länger unter deutscher Verwaltung stehenden Teilen Südkameruns, und aus den anderen deutschen Schutzgebieten Ostafrika und Togo bei der erfolgreichen Bekämpfung der Schlafkrankheit gesammelt haben. Auch in den Bezirken Akonolinga, Dume, Lomie, das ist im Njongstromgebiet und im Gebiet seiner Nebenflüsse, sieht es ja nicht erfreulich aus. Es werden auch dort umfassende Sanierungsarbeiten noch für längere Jahre nötig bleiben. Alte Kameruner behaupten sogar, daß der alte Njong uns größere Schwierigkeiten bereiten und mehr Geld kosten wird, als die Sanierung des neuen Sanga[1]).

Diesem weniger erfreulichen Bilde stehen aber, wenn wir den Gesamtwert der neuen Erwerbungen ins Auge fassen, überwiegend erfreuliche Tatsachen gegenüber. Die Länder, die wir südlich des sogenannten Entenschnabels und östlich des ehemaligen Entenhalses erworben haben, können unbedingt dem Besten zur Seite gestellt werden, was wir in Adamaua und Bornu von jeher besessen haben, vielleicht übertreffen sie diese Gebiete noch an Wert. Die schon oben erwähnten Lakagebiete sind zweifellos für das ganze Schutzgebiet von besonderer Wichtigkeit. Auch wird sich die Munimündung bei Ukoko zu einem angenehmen Hafen gestalten lassen, was um so wichtiger ist, als die Reede des nördlich gelegenen Kribi mit ihren Einbootungsschwierigkeiten durch eine meist widerwärtige Brandung sich zum Ausbau eines größeren Landungsplatzes verbietet.

Kamerun, das von Natur so unendlich reich mit Schätzen ausgestattet ist — wir erinnern nur an die überall wie ein Segen durch das Land vorkommende Ölpalme —, Kamerun, das für uns ebenso wie Nigerien für England die Aussichten auf ein afrikanisches Indien enthält, ist nicht überall reich genug an Menschen, um alle seine Naturschätze zu heben. Erhält es durch diese Lakagebiete einen unschätzbaren Zuwachs an wirtschaftlicher Kraft, so wird sich dies erst deutlich zeigen, wenn die nördlichen Graslandgebiete durch den Schienenstrang an den Weltverkehr angeschlossen sein werden, wie in Britisch-Nigerien,

[1]) Es ist erfreulich zu konstatieren, daß die Summe von 600 000 Mark zur Bekämpfung der Schlafkrankheit in Kamerun, die die Regierung in den Etat eingestellt hat, von der Presse zu gering gefunden wird; auch wir sind der Meinung, daß es auf 1—2 Millionen nicht ankommen darf, will man wirkliche Erfolge erzielen.

Digitized by Google

Kano mit Lagos, der Norden mit dem Süden durch eine 1250 Kilometer lange Eisenbahnstrecke verbunden ist, die sich heute in jeder Beziehung so rentiert, wie ihre Gründer und Erbauer es sich nicht haben träumen lassen. Diese Verbindung zwischen den volkreichen Nordländern und den fruchtbaren Südländern über einen ärmeren, weniger wertvollen Mittelstrich hin schleunigst herzustellen, wird genau wie in unseren anderen Kolonien eine der vornehmsten Aufgaben der Verwaltung des mit modernen Verkehrswegen so kümmerlich ausgestatteten Schutzgebietes sein müssen. Die Durchführung der Verbindung nach dem Norden darf vor der Notwendigkeit der Verbindung von Osten nach Westen nicht zurückstehen, sondern verlangt unserer Meinung nach den Vortritt.

Wie man den Kameruner Verkehrsbedürfnissen am besten gerecht werden kann, darüber wird an anderer Stelle zu reden sein, nur soviel sei hier bemerkt und wie eine Mahnung an die Regierung ausgesprochen: An Mitteln zur Erkundung der geeigneten Linienführung darf nicht gespart werden und die Verwaltung und die Beamten sollten sich nicht scheuen, besonders tüchtige Kräfte, wo man sie findet, hierfür in ihren Dienst zu stellen, auch wenn der finanzielle Entgelt, den sie für ihre Arbeiten fordern, gegenüber den etatsmäßigen Gehältern der zünftigen Verwaltungsbeamten unverhältnismäßig hoch erscheinen sollte. In solchen wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Angelegenheiten ist eine kleinliche Knauserei nicht am Platz und es gilt aus unserer reichstbegnadeten Kolonie wirklich das zu machen und auf friedliche und die Eingeborenen fördernde Weise auf dem Wege zielbewußter opferfreudiger Entwicklung soviel herauszuholen, daß es für die Kolonie selbst und für das Reich als ein Glück und ein vielleicht immer noch unerwarteter Erfolg angesehen werden kann.

Spectator Germanicus.

Die Deutungsversuche beim klugen Hunde Rolf.

Von Dr. Karl Gruber, Privatdozent der Zoologie an der Technischen Hochschule in München.

Es ist durchaus nicht verwunderlich, daß die zahlreichen Berichte über den klugen Hund Rolf in Mannheim von der Mehrzahl der Leser mit Zweifel, Kopfschütteln oder offenem Widerspruch aufgenommen wurden. Ein Hund, der auf einfache Fragen richtig ja und nein erwidert, zählen kann — das könnte man vielleicht noch hinnehmen, aber daß Rolf lesen, Briefe beantworten, längere, logisch einwandfreie Spontanäußerungen von sich geben soll — es wäre erstaunlich, wenn die Möglichkeit, die Echtheit eines solchen Könnens sofort und allgemein anerkannt würde. Andrerseits aber besteht die sehr wichtige und auffallende Tatsache zu Recht, daß alle, die Rolf bei der Arbeit gesehen,

Digitized by Google

darunter viele kritische Untersucher aus medizinischen und naturwissenschaftlichen Kreisen, sich fast ausnahmslos für das Vorhandensein richtiger Intelligenzhandlungen bei den Äußerungen des Hundes ausgesprochen haben. Unter diesen kritischen Untersuchern befinden sich manche, die vorher im Lager der Zweifler und Verneiner gestanden haben. Für diese Erscheinung — den großen, bestimmenden Einfluß der persönlichen Beobachtung auf das Urteil des Kritikers — müssen gewichtige Gründe vorliegen, die man wohl in der Art und Weise, wie der Hund bei seiner Vorführung sich benimmt, die man in dem Charakter seiner Antworten und Spontanäußerungen, in dem Ergebnis der Experimente, die eine Täuschung ausschließen sollen, zu suchen hat. Noch mehr — die Anwälte des Hundes und seiner Erzieherin müssen überzeugt sein, daß alle Gegenargumente, die von den verschiedensten Seiten ins Feld geführt werden, den Ergebnissen in Mannheim nicht standhalten können, daß sie als Erklärungsmöglichkeiten versagen. Mit der Prüfung dieser verschiedenen Erklärungsversuche, die eine tatsächliche, selbständige Intelligenzhandlung des Hundes ausschließen sollen, möchte ich mich im folgenden kurz beschäftigen.

Wer Rolf ist und welcher Art seine Leistungen sind, das hat vor kurzem in dieser Zeitschrift (Januarheft 1914) Professor Gustav Wolff ausführlicher geschildert, so daß ich mir eine diesbezügliche Einleitung ersparen und *medias in res* gehen kann. Sehen wir zunächst einmal nach, wo sich für den Skeptiker Angriffspunkte zum Einsetzen seiner Bedenken bieten. Da ist es zunächst der mit dem bisherigen Bilde vom Hundeverstand unvereinbare Inhalt der Äußerungen Rolfs, es ist ferner die Tatsache, daß bisher noch keiner der Untersucher allein mit dem Hund gearbeitet hat, es ist die Art der Wiedergabe der Antworten — Pfotenschläge auf einen vorgehaltenen Pappendeckel. Dazu kommt der Vorwurf, daß Frau Moekel, die Besitzerin und Erzieherin Rolfs, kritische, skeptische Untersucher abgewiesen habe. Auf dieser Basis werden nun folgende Erklärungsversuche vorgebracht: 1. es handle sich um einen Trick, eine äußerst geschickte Dressur, um absichtliche Täuschung, 2. es liege unabsichtliche Zeichengebung von seiten der Vorführenden oder der Beobachter vor. Daran schließen sich dann noch sehr hypothetische Annahmen, wie die eines ungekannten Konnexes zwischen Mensch und Tier, einer Gedankenübertragung und ähnliches mehr. Bevor ich näher auf die angeführten Deutungsversuche eingehe, möchte ich zwei von den oben erwähnten Aussetzungen erledigen. Wenn es vorgekommen sein sollte, daß der eine oder andere Herr, der Frau Moekel um Vorführung des Hundes ersuchte, von der schwer mit Arbeit überlasteten, von schmerzhaftem Leiden gepeinigten Dame eine Absage erhielt, so lag dieser Absage sicherlich keine prinzipiell festgehaltene Absicht zugrunde. Es ist im Gegenteil bewundernswert, mit welcher Bereitwilligkeit Frau Moekel ihren Rolf immer wieder vorführt, mit welchem Entgegenkommen sie sich den Wün-

Digitized by Google

schen der Untersucher unterordnet. Sie hat sich trotz Überanstrengung Rolfs, trotz eigenen Leidens und Übermüdung der Prüfung durch ausländische, als skeptisch bekannte Psychologen unterzogen, sie hat einen ihrer schärfsten Gegner, P. Wasmann, persönlich eingeladen, ihren Rolf sich anzusehen. Wenn man ferner Frau Moekel den Vorwurf macht, daß sie ihren Hund fremden Untersuchern nicht allein zur Verfügung stellte, so liegt der Grund erstens in der Besorgnis der Dame für ihren nervösen Schützling, zweitens aber im Charakter des Hundes selbst, der, fest an seiner „Mutter" und Herrin hängend, allein mit fremden Menschen versagen oder bös würde. Übrigens hat Rolf mit Personen, die viel im Haus verkehrten, die er gut kannte, des öfteren schon allein gearbeitet; auch von der Tochter von Frau Moekel, ja sogar vom Dienstmädchen ist er schon vorgeführt worden. Wie ferner urkundlich belegt werden kann, hat Rolf in der Wohnung einer befreundeten Dame in Abwesenheit der Familie Moekel eben dieser Dame ganz richtige Antworten gegeben. Wer Hundekenner ist, der weiß, daß es ganz ausgeschlossen ist, einen Hund, den man zwei, drei Mal gesehen, auch nur ein wenig an sich zu fesseln. Wie sehr Rolf an seiner „Mutter" hängt, konnten wir bei der Prüfung am 8. Dezember 1913 konstatieren, bei der Frau Moekel auf unseren Wunsch das Zimmer verließ und nur Fräulein Luise M. zurückblieb. Rolf versuchte seiner „Mutter" nachzustürzen, gab trotz wohlwollender und strenger Ermahnung nur sehr widerwillig Antwort und drückte seinen Unmut endlich in einer langen Spontanäußerung aus (ist weiter unten angeführt). Würden wir übrigens von einem Kinde, das an seiner Mutter hängt, überhaupt eine Antwort erhalten, wenn wir, als ihm fremde Menschen, es allein mit in ein Zimmer nehmen und ihm allerhand Fragen stellen? Sicherlich nicht! Und in der großen Anhänglichkeit des Hundes an seinen Herrn haben wir eine direkte Analogie zur Liebe des Kindes zu seiner Mutter.

Der einfachste, zugleich aber auch gröbste Erklärungsversuch, mittels dessen man auf den ersten Blick scheinbar alles verständlich machen kann, ist die Annahme eines bewußt ausgeübten Tricks von seiten der Besitzerin des Hundes. Es wäre ein leichtes, an Hand von einwandfreien Zeugnissen über die Persönlichkeit der Dame und ihre Familie, durch Hereinziehen ihrer Korrespondenz usw. das Absurde, die Unhaltbarkeit des Vorwurfs nachzuweisen; auch für die Beseitigung des Verdachtes einer halbbewußten, auf hysterischer Grundlage beruhenden Täuschung ständen ärztliche Gutachten zur Verfügung. Es widerstrebt mir jedoch und ich fühle mich nicht berechtigt, die Persönlichkeit der angesehenen Dame in eine Diskussion zu ziehen, die auf dem Boden eines schwer kränkenden Vorwurfs gegründet wäre. Sind wir doch imstande an Hand der Protokolle rein objektiv die Haltlosigkeit des Erklärungsversuches zu erkennen. Wie könnte eine beabsichtigte Zeichengebung erfolgen? Nur unter Zuhilfenahme des zur Aufnahme der Pfotenschläge vorgehaltenen Pappdeckels,

Digitized by Google

denn wie schon oft betont sieht der Hund seine neben ihm im Fahrstuhl liegende Herrin fast nie an und kommt in keine weitere Berührung mit ihr. Frau Moekel müßte das Alphabet Rolfs (für jeden Buchstaben eine bestimmte Anzahl Pfotenschläge bei Verwendung einer phonetischen Schreibweise) genau im Kopf haben und jeweils im geeigneten Moment das Schlußzeichen geben. Es genügt natürlich nicht, wenn sämtliche Beobachter versichern, sie hätten keine Zeichen bemerkt — der Hund könnte ja auf minimalste Bewegungen dressiert sein, die dem Zuschauer trotz der Nähe des Hundes entgehen. Es kommt jedoch noch vieles andere hinzu, was gegen eine Zeichengebung spricht, so vor allem das Benehmen des Hundes. Es ist sehr schwer zu beschreiben, wie eindrucksvoll und überzeugend die Selbständigkeit und Sicherheit des Hundes bei der Wiedergabe seiner Klopfsprache wirkt; vor allem ist es das äußere Verhalten Rolfs, sein lebhaftes, Lust oder Unlust ausdrückendes Mienenspiel, die ebenso wechselnde Art und Weise seines Klopfens, seine oft hartnäckige Widersetzlichkeit, wenn er durch irgend etwas verstimmt ist. Und mit diesen äußeren Zeichen seiner Stimmungen harmoniert stets der Inhalt seiner in solchen Momenten gegebenen Antworten.[1]) Es müßte sich schon um eine beispiellose Leistung an Schauspielerei handeln, wenn Szenen, wie die folgende zur Unterstützung der Täuschung arrangiert worden wären. Die Schilderung ist meinem Protokoll vom 8. Dezember 1913 entnommen. Rolf ist sehr mißgestimmt, weil zu Beginn der Sitzung Frau Moekel auf unsern Wunsch längere Zeit das Zimmer verlassen hatte. Nach ihrer Wiederkehr bereite ich einen „unwissentlichen Versuch" mit in Kartons verwahrten, beschriebenen Karten vor. Ich halte Rolf die Karte vor, frage ihn: Hast du's gesehen? — R. (mir in die Hand) nein. — Soll's Mutter hinhalten? — R. (mir in die Hand) nein; dann auf den Pappdeckel: dum mag nit (dumm, mag nicht) — Fr. M.: Verstehst du's nicht? — R. ja (=doch). — Fr. M. sucht den Hund erst in Güte, dann mit Strenge zu überreden, alles umsonst. Soll ich die Peitsche holen? — R. ja. — Fr. M.: Ich sag's aber dem Herrle, der kann's noch besser mit der Peitsche! — R. nein. Klopft dann endlich: brif sagn dig (will es dir im Brief sagen). — Fr. M.: Wollteſt du einen Brief diktieren? — R. ja. — Du sollst es uns aber jetzt sagen. Warum willst du denn einen Brief schreiben. Also vorwärts! — Rolf bleibt renitent. — Fr. M.: Wenn du nicht antworteſt, laß ich den Pick kommen und du mußt mit Dr. Gruber nach München. Willst du es jetzt sagen? — R. sehr bestimmt: lags

[1]) Es wird von sehr vielen Untersuchern nicht nur bei Rolf, sondern auch bei den Elberfelder Pferden der Fehler gemacht, daß man den Tieren nicht als empfindsamen, Stimmungen unterworfenen Wesen gegenübertritt, sondern sie als eine Art von Maschinen betrachtet, die auf jegliche an sie gestellte Anforderung prompt reagieren sollen. Tierfreundschaft und Tierkenntnis ist eine der wichtigsten Gaben, die der Untersucher besitzen sollte, will er guten Erfolg erzielen! D. Verf.

Digitized by Google

aber glei (Lachs aber gleich). — Die Frage, die keiner von uns hatte sehen können, hatte gelautet: Was ißt du am liebsten? Es ist bekannt, daß Rolf leidenschaftlich gern Lachs ißt; außerdem wußte der Hund, daß einer der Herren Lachs in der Tasche mitgebracht hatte. Ich könnte noch manche derartige Szene, in der Rolf gegen den Willen seiner Mutter sich widersetzlich zeigt oder sogar unverschämte Antworten gibt, anführen. Es handelt sich eben bei dem Hund nicht um die Beantwortung einzelner, einfacher Fragen, sondern um eine fortgesetzte Unterhaltung, in die auch die Zuschauer immer wieder eingreifen. Und trotzdem konnte ich in den vielen, mir zur Verfügung stehenden beglaubigten Protokollen nicht eine einzige sinnlose Antwort finden, die man doch einmal erwarten müßte, wenn Rolf nur ein auf Zeichen dressierter Automat wäre. Daß sehr oft Antworten kommen, die durchaus nicht im Sinne der Vorführenden liegen, dafür diene folgendes Beispiel. Frau Moekel war verreist und ihre junge Tochter führte gegen den Willen ihrer Mutter den Hund einem Besucher, Herrn M. aus Berlin vor. Rolf war äußerst unwillig, klopfte, als er eine Wurzel ziehen sollte: nid wurdsl (nicht Wurzel). Herr M. zeigt ihm Geldstücke, die er zählen soll, er will nicht und sagt: dum gld slbr dsln (dumm Geld selber zählen). Nun soll er dem Herrn selbst auf den Pappendeckel etwas klopfen; es erfolgt: hr is gans bs (Herr ist ganz bös). Dann soll er noch einmal eine Wurzel ziehen, er klopft: hr dum wurdsl slbr regnn (Herr dumm, Wurzel selber rechnen). So erfolgte eine Unart nach der andern, was für das vorführende Mädchen doch eher peinlich als erwünscht sein mußte. Noch viel schwerer zu vertreten ist die Annahme einer willkürlichen Beeinflussung bei Antworten, die Rolf Besuchern, die er schon etwas kennt, in ziemlicher Entfernung von seiner Mutter direkt in die Hand gibt. So gab er mir auf kleinere Fragen mit ja und nein, mit Zahlenangabe richtige Antworten, so bezeichnete er einem bekannten ihn prüfenden Psychiater vorgehaltene Geldstücke sofort ganz richtig. Und wo bleibt schließlich die willkürliche Zeichengebung in den Fällen, wo Frau Moekel die Aufgabe, das Bild, die vorgehaltene Schrift nicht sehen konnte. „Nun ja," sagt einfach der Skeptiker, „da wendet sie eben einen Trick an." Ein solcher Ausweg aus dem Dilemma ist ebenso bequem wie unzulänglich, da er absolut nicht durch Belege gestützt werden kann. Aus einer kleinen Zahl von Protokollen habe ich allein 24 Fälle zusammengestellt, bei denen Frau Moekel die Aufgabe nicht sehen konnte, 18 von diesen 24 waren unwissentliche Versuche, bei denen niemand die Aufgabe sah, während wir hinter Frau Moekel stehend jedesmal genau kontrollieren konnten, daß nur der Hund die Vorderseite der bemalten oder beschriebenen Karte zu sehen bekam. Wo liegt der Trick, wenn die beim Versuch verwendeten Karten von mir selbst verschlossen in Kuverts aus München mitgebracht wurden, wenn sie unter genauester Kontrolle gezogen wurden und die Antwort prompt und richtig erfolgte? In keinem einzigen Fall hat

Digitized by Google

Rolf etwas Falſches geantwortet. Läge willkürliche Zeichengebung vor, ſo müßte in ſämtlichen 24 Fällen — unter Zuhilfenahme anderer Protokolle ließe ſich die Zahl leicht vermehren — Frau Moekel die Vorderſeite der Karte trotz peinlicher Vorſicht der Prüfer doch zu ſehen bekommen, erkannt, geleſen haben. Denn wenn ſie auch nur einmal undeutlich geſehen hätte, müßten wir doch eine unſichere oder falſche Antwort haben. Aber die iſt nicht vorhanden. Eine bewußte Zeichengebung iſt bei dieſen Verſuchen völlig ausgeſchloſſen.[1])

Nun gut, ſagt der Skeptiker, wir wollen von dem Vorwurf einer bewußten Täuſchung abſehen. Aber es kann hier eine Selbſttäuſchung vorliegen, vielleicht iſt der Hund — ſo wie es Pfungſt für den klugen Hans angenommen — unbeabſichtigt auf kleine, von Frau Moekel oder den Anweſenden unbewußt gegebene Zeichen dreſſiert worden. Dieſer zweite Erklärungsverſuch hat einen noch viel ſchwereren Stand als der erſte. Bei einfachen Zahlenangaben könnte man vielleicht noch an unbewußt gegebene Zeichen denken. Aber wie ſteht es um die Hypotheſe, wenn wir die Entſtehung eines Satzes oder gar eine der vielen ganz langen Äußerungen des Hundes erklären wollen? Am beſten wird dies an einem Beiſpiel klar werden. Rolf war wegen der auf unſere Bitte erfolgten Entfernung von Frau Moekel ſehr ungehalten und wollte eine vorgehaltene Karte um keinen Preis anſehen. Sowohl Fräulein Moekel wie wir bitten den Hund — umſonſt; auch Drohungen ſind erfolglos, er läßt die Ohren hängen, ſenkt den Kopf, ſieht an der Karte vorbei. Plötzlich fängt er an zu klopfen: ſr fil bildr gſn und ſagd was is bei dſigir gnug is nigd mr ſgn wil was is dum ig gn laſn r al hrs mir bugl ſdeign. („Sehr viel Bilder geſehn und geſagt was es iſt bei Ziegler genug iſt nicht mehr ſagen will was iſt dumm ich gehen laſſen er (ihn) alle Herren mir Buckel ſteigen.") (Es ſei erwähnt, daß Prof. Ziegler zwei Tage vorher da war und Rolf vor allem durch viele mit Bildern vorgenommene unwiſſentliche Verſuche geprüft hat.) Einige Schreibfehler, die zum Teil auf mein Konto als Protokollführer kamen, wurden von Rolf ſelbſt auf Vorhalt korrigiert. Wenn hier eine unbewußte Zeichengebung vorläge, ſo müßte entweder Frl. M. oder einer der Anweſenden, die Rolf ſehen konnte, ſich ausgedacht haben, daß Rolf ſo ſich äußern könnte, und müßte dieſe Äußerung unbewußt in das Rolfſche Alphabet und ſeine Schreibweiſe überſetzt und ſo übertragen haben. Das Abſurde einer ſolchen Vorſtellung liegt auf der Hand. Und ſo geht es uns bei jeder der vielen von Rolf gegebenen längeren

[1]) Von einem außerordentlich wichtigen Verſuch wurde mir vor kurzem berichtet, der unter Kontrolle von Ärzten ausgeführt wurde. Rolf wurden in einem Zimmer von einem Arzt Bilder gezeigt, während die übrigen Beſucher mit Frau M. ſich im Nebenzimmer befanden. Dann wurde Rolf allein ins Nebenzimmer geholt und beſchrieb dort, was er geſehen.

Digitized by Google

Antworten und Spontanäußerungen. Auch dürfte die unbewußte Übertragung immer nur von einer Person erfolgen, da mehrere Personen wohl nie das gleiche denken, also ein furchtbares Durcheinander in der Wiedergabe durch Rolf entstehen müßte.

Genau so wie die Annahme einer bewußten Täuschung versagt natürlich die Hypothese unbewußter Zeichen bei den unwissentlichen Versuchen.

So bleibt uns noch zu überlegen, ob nicht vielleicht ein ungekannter Conner zwischen Mensch und Hund besteht, ob nicht ein telepathischer Vorgang, eine Gedankenübertragung vorliegt? Erstens hieße das mit neuen Unbekannten operieren, denn bis jetzt ist die Telepathie doch noch weit von allgemeiner wissenschaftlicher Anerkennung entfernt. Und dann sperren hier wiederum die erfolgreichen unwissentlichen Versuche den Weg zum Erfolg der Erklärung. Mancher meint etwas Bedeutendes und Wichtiges vorzubringen, wenn er das Wort Conner, Telepathie in die Diskussion wirft. Da er jedoch außerstande ist, auch nur einigermaßen zu erklären, wie er an Hand von festgestellten Erscheinungen sich diesen „Conner" vorstellt, so ist natürlich auch eine Widerlegung nicht möglich. Und wir wollen hier nicht gegen Windmühlen anreiten. Ich habe zu zeigen versucht, daß, wenn wir auch nur wenige von Rolfs Äußerungen heranziehen, doch schon hier die eine, dort die andere Erklärung versagt. Und anzunehmen, daß die nie sinnwidrigen Antworten Rolfs einmal unbewußt, das andere Mal bewußt durch Zeichen hervorgerufen werden, ist einfach ein Nonsens. Auf die Unbrauchbarkeit der Telepathie usw. als erklärender Faktor habe ich eben schon hingewiesen. Wie steht es aber nun mit der letzten Erklärungsmöglichkeit, die uns noch bleibt, nämlich der Annahme eines selbständigen Denkens? Ist diese Annahme imstand, alle Erscheinungen zu erklären? Auf diese Frage kann man nur mit „Ja" antworten, da sich hier nirgends eine Schwierigkeit bietet. Es handelt sich nun ferner noch darum zu prüfen, ob diese Intelligenzäußerungen Rolfs, die wir aus vielen einwandfrei beglaubigten Protokollen entnehmen können, nicht von der Art sind, daß sie für uns unvereinbar erscheinen mit der Intelligenz eines Hundes. Für jemand, der die Vorgeschichte Rolfs und ihn selbst nicht kennt, der zum erstenmal von ihm hört, werden die Berichte ebenso unwahrscheinlich klingen, wie sie selbstverständlich sind für den, der den Werdegang des Hundes verfolgt, der mit ihm gearbeitet, ihn geprüft hat. Wir wissen, daß Rolf nicht von vornherein ein gelehrter Hund war, wir wissen, daß er richtig gelernt hat und daß bei seiner Erziehung verschiedene glückliche Momente sich vereint haben: Aufwachsen in engster Fühlung mit der Familie, vor allem den Kindern, glänzende Veranlagung, eine geniale Lehrmeisterin. War der Anfang zum Verständnis einmal gemacht, so konnte sich alles weiterentwickeln, die Liebe zu seiner „Mutter" war die Triebfeder, die bei ihm alle Hindernisse, die in Unlust oder Wider-

Digitized by Google

spenstigkeit lagen, überwand. Wie groß die im Charakter des Tieres begründeten Widerstände sind, konnten wir als Beobachter oft bei Rolf erkennen; auch Herr Krall weiß ein Lied davon zu singen und ich selbst habe bei meinen bescheidenen Lehrversuchen an meinem Airdaleterrier in kurzer Zeit schon manch schlimme Erfahrung gemacht. Nur Güte und Geduld gepaart mit Konsequenz und Strenge zur rechten Zeit vermag das zu erreichen, was wir bei Rolf bewundern; die alten Mittel der Dressur, die wir schon beim jüngsten Hund anzuwenden gewohnt sind, würden hier ganz versagen, wir würden den Hund zu unserem gehorsamen Diener machen, aber sein Inneres müßte uns verschlossen bleiben. Das Geheimnis liegt in dem bei Rolf eingeschlagenen Weg, der zum gegenseitigen Verstehen zwischen Mensch und Hund geführt hat. Die Kenntnis der Methode läßt uns die Erfolge verstehen. Ich möchte hier ein hübsches Beispiel aus den Protokollen von Dr. Mackenzie anführen, das deutlich das eben Gesagte illustriert. Dr. Mackenzie zeigt eine Photographie, auf der Rolf selbst bei der Arbeit dargestellt ist. Er frägt: Was macht Rolf da? — R. arbeidn! — Gut, sehr gut! Nun, arbeitest du gern? — R. Nein! — Ja, warum arbeitest du denn, wenn du es nicht gern tust? — R. Mus! (muß). — Was ist denn, wenn du nicht arbeitest? — R. hib! (Hiebe). Frau Moeckel ist sehr entrüstet über diese Antwort, da Rolf nie Schläge bekommt. Rolf selbst scheint jedoch mit seinem Ausspruch sehr zufrieden zu sein, denn er wedelt lebhaft, als wollte er damit sagen, daß er einen Scherz gemacht habe. Dr. Mackenzie bittet daraufhin den Hund, ihm nun wirklich zu sagen, warum er arbeite! — R. mudr lib hr aug (Mutter lieb, Herrn auch). — Diese kleine Szene zeigt uns auf das Schönste die Erscheinung, die ich oben schon ausdrücklich betont habe, daß alles — Inhalt der Antwort, Art der Wiedergabe, Ausdruck von Lust (Wedeln) oder Unlust (Ohrenhängen) — zu einem harmonischen Bild zusammenfließt, das den Beschauer vergessen läßt, daß vor ihm nur ein Hund sitzt, der durch einfache Pfotenschläge seine Gedanken in eine dem Menschen verständliche Zahlensprache übersetzt.

Durch Anführung einiger Beispiele aus den Protokollen über Rolf und durch einfache Überlegungen habe ich zu zeigen versucht, daß alle Erklärungsversuche, die sich der Annahme einer selbständigen Geistestätigkeit des Hundes entgegenstellen, an irgendeinem Punkte Schiffbruch erleiden müssen. Wenn auch mein Optimismus nicht so groß ist, daß ich hoffen könnte, alle Zweifel und Bedenken zerstreut zu haben, so bin ich doch der festen Überzeugung, daß der aufmerksame Leser zum mindesten gewahr wird, daß hier ein Problem vorliegt, welches nicht mit einigen wenigen Schlagworten abgemacht werden kann.

Digitized by Google

Die Geschichte eines Deserteurs.

Mitgeteilt durch Pfarrer Lic. Dr. Kirchner in Gröningen (Bezirk Magdeburg).

Nach Erfurt.

Ich reiste zunächst nach Bischweiler zu meiner Frau. Bei ihr waren inzwischen Landsleute aus Benshausen gewesen. „Ist's wahr?" Ich freue mich doch. Leider war ich schon fort gewesen. In unserem bekannten Gasthof hatte auch Oswald W. aus B. gelegen. Da gewesen waren auch der verstorbene Br. und August R., der über Bernhard M. wohnt. Einer, der bei meiner Frau gewesen war, hat sie mir nachher genau beschrieben und geäußert: „Aber eine schöne Frau." Meine Lene riet mir, nicht nach Erfurt hinüber zu gehen: „Wir haben genug, wir verkloppen alles außer den Betten. Wir fahren nach Amerika. Wenn du dich meldest, lassen sie dich nicht los. Bleib bei mir, oder ich sehe dich nicht wieder." „Lene," spreche ich, „ich habe ja einen Freischein, ich werde nicht eingesperrt. Und wenn ich eingesperrt würde, dann würde ich transportiert und der Polizei abgeliefert. Wenn Elsaß deutsch soll werden, dann ist hier auch gut leben. Nachher bin ich ein freier Mann und brauche mich vor keinem zu fürchten."

Vier Wochen war ich bei meiner Frau. Sie sagte nur: „Ich sehe dich nicht wieder." Aber nach Amerika wollte ich nicht wieder, ich war ja schon einmal dagewesen, als ich bei Mexiko verwundet wurde. Das war ein trauriger Abschied. Immer hieß es: „Fritz, ich sehe dich nicht wieder." Auch das Fräulein sprach so: „Fritz," meinte sie, „ich helfe dir, nicht ins Land, daß du verraten wirst, sondern nach Amerika." Ich folgte aber den zwei Weibern nicht. Ich mache los und suche noch einmal alle meine alten Orte auf, wo ich bei meiner Desertion eingekehrt war, Geld und Zeit hatte ich genug.

So nahte ich mich denn wieder meiner Heimat Benshausen. Als ich nach Ebertshausen komme, lasse ich mir eine Flasche Wein geben. Die kostete 3,50 Mark. Es war gerade Tanz und wurde Musik gemacht. Da kommt einer von Benshausen, der Vater vom Krumbichsmetzger Valentin B. Er fragte mich, wohin. Nach Benshausen. Er hatte einen Wagen bei sich, worin ein Kälble und ein Schaf war. Ich fahre mit Euch! Ich ließ ihn Wein trinken und gab ihm gute Zigarren. Bis auf den Sand fahre ich mit ihm.

Da stieg ich ab, und er will genauer wissen, wohin ich gehe. „Na, mein Freund, ich muß einen Freund besuchen." „Wen?" „Er heißt Kaspar Zimmermann! Er muß doch dort drüben wohnen." „Ach," sagt der Fleischermeister, „Kaspar Zimmermann existiert schon lange nicht mehr. Der ist in Frankreich, aber er hat vielmals hierhergeschrieben." Ich frage: „Hat er denn noch Verwandte, Mutter, Schwester?" „Ja, eine Schwester hat er noch; aber seine Mutter ist vor vier Wochen begraben." Das fiel mir doch gar sehr auf, und ich konnte nicht weiter rauchen und ließ wie von selber die Zigarre ausgehen.

Digitized by Google

Beim ersten Hause über dem toten Totengräber Karl M. auf dem Rasen standen ein paar Mädchen. Darunter war auch eine Lies (Luise), die mit mir aus der Schule gekommen war. Ich sage zu dem Mädchen: „Hören Sie, geben Sie mir mal Streichhölzer; ich will mir meine Zigarre anbrennen." Lies, ein schönes, großes Mädchen, guckt. „Kommen Sie mal rein! Soll ich mich," sagt sie, „täuschen oder soll ich mich nicht täuschen, Sie sind der Kaspar Zimmermann!" „Lies (ich hatte sie nämlich auch erkannt), ich bins!" Die ist bald fortgesprungen und hat's ausgesprochen, daß ich da war. Zuerst ging sie zur Schwester. Was war die erstaunt! Sie weinte vor Freude und kam hergestürmt. Die Mutter aber habe ich nicht wiedergesehen. Hätte ich mich nicht so lange bei meiner Frau aufgehalten, dann hätte ich die Mutter noch lebend angetroffen.

Die Nacht darauf hat alles jubiliert. Es war, als wenn's Markt wäre. Lauter Menschen waren da. Sie betrachteten mich alle. Es wurde Musik gemacht. Das war der Gruß für mich. O, es ging fest drauf los. Die halbe Nacht machten wir das Leben schön. Ich mußte immer erzählen.

Am anderen Morgen kurz vor dem Frühstück gehe ich hinauf zum Amtsrichter und wollte melden, daß ich noch ein paar Tage in Benshausen bleiben möchte. Als ich in das Haus, wo jetzt der Drechslermeister August B. wohnt, kam, wünsche ich guten Morgen. „Ich bringe nichts Neues, ich wollte bloß noch acht Tage bei der Schwester bleiben." „Du bist ja desertiert," fährt mich der Amtsrichter an, „warum?" Er sah mich als Gefangenen an und wollte mich durchaus nicht freigeben. Er muckte auf und schlug auf den Tisch, auf dem eine Pulle und eine Schnupftabaksdose standen. Er schlug so kräftig, daß sie herunterfielen. Ich antwortete: „Sie wollen noch große Dinge haben? Halten Sie den Mund! Sonst gebe ich Ihnen noch eine Backpfeife, Sie haben mich beleidigt! Wie können Sie mich einen Deserteur nennen? Ich stehe hier nicht in Befehl als Arrestant."

Seine Frau mußte nun wegspringen, den Polizeidiener holen und die Zwölf zusammenrufen. Unter ihnen war auch mein Meister Eduard Gr., der Schmied. Die Freude, als wir uns wiedersahen. Alles setzte sich, auch der Gendarm wurde herbeigeholt. Ich sagte: „Ich werde die Sache dem Gendarm melden." „Sie haben nichts zu melden." „Gerade so viel Macht wie Sie zum Arretieren!" Ich wurde wieder falsch.

Der Gendarm kam. Es war damals der Wachtmeister St., ein großer, dicker Kerl. „Sie sind der Deserteur?" „Wie können Sie mich so nennen? Schlecht bin ich noch nicht! Ich will Ihnen sagen, wie Sie mich zu nennen haben." St. erwiderte: „Ja, mein lieber Zimmermann, im Namen des Königs sind Sie mein Arrestant!" Ich: „Im Namen des Königs arretieren Sie mich noch nicht einmal zur Stubentüre, erst recht aber nicht zur Haustüre hinaus." Da guckt er mich an. Der Wachtmeister wollte mir gar noch die Hände schließen.

Digitized by Google

„Ich habe noch eine Bitte. Herr Wachtmeister können Sie lesen?" „Natürlich, als Wachthabender werde ich wohl noch lesen können." Ich greife in meinen Überzieher, nehme meinen Schein von Wilhelm I. heraus und überreiche ihn ihm. „Ach, mein Gott," fängt er an sich zu entschuldigen, „habe ich Sie beleidigt?" „Nein, gar nicht." Herr Wachtmeister nahm seinen Helm, ging und Adjeu. Der Amtsrichter nahm meinen Schein. „Ach, mein Gott," sagt auch er, „habe ich Sie beleidigt? Dann verzeihen Sie uns! Warum haben Sie aber den Schein nicht sofort gezeigt?" „Ich wollte erst einmal sehen, wie sich die Sache anließ. Sie haben die Schuld, Sie sind mein Feind, Sie haben damals den Hauptartikel gemacht." Er liest den Schein vor. Und was wurde daraus? Es hieß: „Wir wollen frühstücken", und ich mußte alles erzählen.

Alle waren des Krieges wegen ja sehr begierig, von Frankreich zu hören. Ich war die erste Staffete, die Meldung machen konnte. Und wie schlecht waren unsere Leute bei dem Regenwetter aufgehoben; wir haben auch mit leiden müssen. Der alte Polizeidiener Konrad mußte zwei große Henkelkrüge nehmen und sie mit Schnaps füllen lassen. Die Weiber brachten vier Teller voll Schinken, was drauf wollte, und viele Wurst. Die Vertretung saß an der ganzen Tafel herum. Es wurde gefrühstückt, und ich erzählte und erzählte. Dabei dachte kein Mensch ans Nachhausegehen. Auch draußen standen noch die Menschen; denn sie waren alle neugierig.

Vierzehn Tage verbrachte ich so in Benshausen. Wenn ich noch mein Tagebuch hätte, das sie mir mit meinen anderen Papieren in Erfurt abgenommen haben, könnte ich noch genau die Daten angeben. Es war etwa April und Mai. Nach B. war ich gerade gekommen, als Paris kapituliert hatte. Oswald W. kam in der Zeit auch nach Hause aus Frankreich zurück. Da habe ich vor Freude geschossen, als er ankam.

Nach zwei Wochen machte ich also meinen Abschied und ging zuerst nach Mehlis. Ich kehrte wieder im „Deutschen Hof" bei Lydia ein, wo ich auch bei meiner Desertion gewesen war. Lydia kannte mich sogleich: „Das ist der Kap von Benshausen." Was doch so ein Frauenzimmer für ein scharfes Auge hat! Wir sitzen beim Bier. Ein Kamerad von mir hatte nach Mehlis geheiratet, er wohnte oben bei Krells. Da sitzt auch ein Herr B. an einem Tisch. Der Kamerad staunte und meinte: „Junge, du bist aber weit gewesen!" Der reiche B. aber wollte was wissen, er mußte mal gesoffen haben und sagte: „Das ist ja bloß Lüge und Schwindel!" Ich: „Was willst du!" und schmiß — denken Sie mal, was ich für Kraft gehabt haben muß — ihn, mit meinen Fußspitzen den Stuhl, auf dem er saß, hochhebend, von seinem Sitze und schleuderte ihn auf den Boden, weil er mich beleidigt hatte. Da kam das Blut zum Maul heraus. Beinahe hätte es noch Krawall gegeben. Indem sagen wir: „Bei dem Saufigel bleiben wir nicht; der denkt ja wunder, was er wäre."

Digitized by Google

Deshalb gehen wir nach unserem Hause, wo Langenhahn wohnte, nach der Schützen(haus)allee zu. Wer kommt? Mein Benshauser Briefbote. „Kaspar, gut, daß ich dich treffe! Dein kleiner Bruder, der Wilhelm, kommt jetzt auch aus Frankreich und hinein zu seiner Lydia." Ich nach dem „Deutschen Hof" zurück. Ich treffe ihn aber nicht mehr hier, mache die Feldflasche voll von Rum und gehe nach Benshausen wieder herunter, kann ihn aber nicht einholen, er wird auch vor Freude nach Hause gesprungen sein. Dem „grünen Baum" gegenüber, zu Reschen Br.-Merkel war er gegangen. Als ich hineinwill, kommt er auch schon heraus, geht über die Brücke, und wir fallen uns um den Hals. Beim Gastwirt Wilhelm M. war die Stube so voll, der Franzose war ja da, alles war neugierig. Aber gesoffen, fest! — So war ich noch einmal drei Tage in der Heimat. Ich wohnte bei meinem Bruder, der im ersten Hause vom Raasen, in dem jetzt Witwe P. Sch. daheim ist, in der Wohnung seiner Frau, der jüngsten Schwester des verstorbenen Maurers August St., zu Hause war.

Nun wurde wieder aufgepackt. Ich wollte endlich einmal in die Ordnung kommen, das Geld wurde auch immer weniger. Erfurt war das Ziel. Von Mehlis ging's über die Leimete kerzengeradeaus nach Oberhof. Das kürzt gar sehr ab. In Krawinkel erneuerte ich alte Bekanntschaft. Es war aber ein anderer Wirt da. Ich wanderte weiter nach Mühlberg zur Schwester. Die war aber auch gestorben, wie meine Mutter. Von da ging ich herüber nach Großkettbach zum Meister, der noch lebte. Seine Jüngste hatte auch einen Schmied geheiratet. Er war leider liederlich geworden, soff sehr, mißhandelte alles und ist so zugrunde gegangen. Aber die Meisterin war noch gut. Der Schulze Dehnert ließ mich nicht weg. Auch Kopp und Wiemer, die reiche Güter hatten, freuten sich, mich wieder zu haben. Ein paar Tage blieb ich auch dort. Ich mußte immer nur von Frankreich und aus meinem Lebenslauf erzählen. An Essen und Trinken fehlte es natürlich nicht; auch Geld hätte ich bekommen, wenn ich's gebraucht hätte. Ich wollte in die Ordnung nach Erfurt. Dehnert sagte: „Na, ich habe gute Pferde, der Knecht kann dich bis Schmier fahren, du brauchst nicht zu laufen." Ich hatte ihm nämlich auch meine Papiere gezeigt. Nicht in einer Chaise, sondern in einem Fahrwagen brachten uns die jungen Pferde bis zur Kyriaxburg. Ich wollte dem Knecht ein Frühstück geben, konnte es aber nicht, schenkte ihm wenigstens ein hübsches Trinkgeld: „In Schmier trinkst du mal, nachher ist immer Feldweg und keine Wirtschaft."

(Schluß folgt.)

Georg Friedrich Daumer: Briefe an seine Nichte.

Zwischen dem im letzten Heft veröffentlichten Briefe und den hier als Schluß unserer Veröffentlichung folgenden liegt ein Zwischenraum von sechs Jahren. Helene hatte inzwischen den in den Briefen mehrfach erwähnten jungen Mann

Digitized by Google

geheiratet und es scheint, daß im Zusammenhang damit eine Entfremdung zwischen ihr und Daumer eingetreten war; offenbar hatte der Briefwechsel eine lange Unterbrechung erfahren.

10. October 1866

Liebste Helene!

Es war ein ganz einziger Moment in meinem Leben, als ich dein liebreiches Briefchen empfing, welches ich über Frankfurt durch Frau Dr. Hoffmann zugeschickt bekam. Ich gestehe, daß ich keine Hoffnung mehr hatte, eine solche Freude zu erleben, wie sie nun den immer tiefer nachtenden Abend meines irdischen Daseins so freundlich aufhellt. Wenn ich mir indessen dein Wesen vergegenwärtige, wie ich es vordem gekannt und geliebt, so finde ich die Sache nicht so wundersam, indem sie ganz nur dieser deiner engelschönen Natur gemäß. Wie ich dir für diesen Trost danke, mußt du *ahnen*, denn *sagen* läßt es sich nicht. Wir sind jetzt wieder in unserm gewöhnlichen Aufenthalte, in *Würzburg*, das während des Krieges ein Schauplatz des Schreckens war, so daß wir uns Monate lang bei und in Nürnberg aufzuhalten veranlaßt waren. Das hat uns viel ungewöhnliche Qualen und Kosten verursacht. Sonst ist unsere Lage ruhig und von äußeren Bedrängnissen bis jetzt im Ganzen so ziemlich frei geblieben. In socialer Beziehung bin ich sehr einsam und isolirt. Denn du mußt nicht etwa denken, daß ich bei einer Partei des Tages beliebt oder von ihr getragen bin. Ich tauge zu keiner, weil sich meine Eigenthümlichkeit nicht hinlänglich verbergen und verläugnen läßt; und ich habe leider stets das Talent gehabt und gezeigt, es mit ihnen allen zu verderben und so immer wieder in die eremitale Lage zu kommen. Es fehlt nicht an Solchen, die mir zustimmen und wohlwollen, aber es sind nicht die Mächtigen und Herrschenden, denn was oben schwimmt, repräsentirt, den Ton angibt und die allgemeine Färbung bestimmt, ist überall unsäglich schlecht und verächtlich; und man muß sich schämen, dazu gerechnet zu werden, da die Welt nur *das* kennt und die *verborgenen* Tiefen einer Seele ihr ganz unbekannt sind. Doch habe ich eine große Schule durchgemacht und viel hinzu gelernt, so daß ich es in der Beziehung nicht bedauern kann, diesen Weg gegangen zu sein. Mein schwerstes Verhängnis ist meine große Kränklichkeit. Schon seit Jahren droht mir, bei immer steigendem Kopf- und Augenleiden, wozu so mancher bittere Kampf und Gram das Seine beigetragen, die Erblindung; und seitdem ich in Frankfurt einen so harten Fall gethan, indem ich dort in einen Graben stürzte und aufs Knie auffiel, kann ich nur noch wenige Schritte ausgehen und bin fast ganz aufs Zimmer und Haus beschränkt. Ich sollte Kopf und Augen ruhen lassen, aber es ist mir unerträglich, so müßig zu sein; auch leiden es meine Verhältnisse nicht, daß ich mich völlig zur Ruhe begebe. In dem Augenblick wird in Dresden bei Tieck ein Werk von mir gedruckt, betitelt: „Das Geisterreich."

Digitized by Google

Ich hätte mich die Jahre der Trennung hindurch schon öfters bei vorhandenem Anlasse bei euch gemeldet, auch wohl Einiges überschickt. Allein es war zu fürchten, daß Eindruck und Aufnahme nicht die erwünschte sein, ja, daß meine Annäherung nur einen gewissen Verdacht erwecken würde; und ich scheue nichts mehr, als den. Jetzt kann ich dir sagen, daß meine Stimmung und Gesinnung die allerfreundlichste und friedlichste ist, und in meinem Herzen Nichts, als Liebe, Dankbarkeit und Ergebenheit waltet.

Meine Frau ist ebenfalls sehr kränklich und lag bisher zu Zeiten völlig danieder. Ottilien geht es gut. Sie ist mit einem jungen, neapolitanischen Arzte verlobt, der in Italien erwachsen, aber in Deutschland geboren und Protestant ist. Er besitzt Kenntnisse, Geist, Gemüth, ist sehr fleißig und liebt Ottilien leidenschaftlich. So wie er sich eine feste Stellung erworben, wird er sie heimholen. Gustav Ohlsen ist sein Name.

Ich habe mich nun in der Kürze vorläufig ausgesprochen und hoffe nun, du werdest dein Versprechen, nähere Nachrichten zu geben, freundlichst erfüllen. Wir grüßen dich Alle herzlich und mit wärmstem Dank für dein freundliches Andenken; ist sonst Jemand, der sich von uns gern grüßen lassen mag, so bitten wir dich, es in unserm Namen zu thun.

Mit der innigsten Zuneigung dein dir ewig ergebener G.

Adresse: G. Fr. Daumer, Prof.
bei Herrn Schönecker vor dem Bleichacher Thor in Würzburg.

[Ende 1866]

Liebste Helene!

Empfange meine herzlichsten Glückwünsche zum Jahreswechsel für dich und die Deinigen! Gottlob, daß das Jahr 66 zu Ende geht! Es war ein böses Jahr; doch auch ein gutes für mich insoferne, als ich wieder mit euch zusammenkam, was mir den immer dunkler werdenden Abend meines Lebens auf eine so unerwartet schöne und lichtvolle Weise erheitert hat. Wenn die Dämonen geschäftig sind, so sind auch die Engel tätig; und als ein solcher hast du dich mir wieder aufs Neue bewährt. Eine Frage von mir, sagst du, verstehst du nicht, die unsern Briefwechsel betreffende. Ich habe mich wohl sehr ungeschickt ausgedrückt; aber daß etwas zwischen uns sein solle, was in unsern beiderseitigen häuslichen Umgebungen nicht ganz offen zu Tage liegen dürfte, das habe ich nicht gemeint; und wenn du die Stelle noch einmal ansehen willst, so wirst du vielleicht finden, daß Nichts der Art darin liegt. Es war von den Gegenständen die Rede, die mich als Gelehrten und Schriftsteller beschäftigen und ich hätte gerne erfahren, was dich davon am meisten interessieren könne, da ich dir von persönlichen Dingen und Lebensereignissen so wenig melden kann.

Was Veit betrifft, so ist er, glaube ich, eine tüchtige Natur, die es auch zu

Digitized by Google

Etwas bringen wird. Der Verkehr mit ihm würde mir sehr nützlich sein, namentlich in Beziehung auf sprachliche und völkergeschichtliche Dinge; aber ich kann ihn nicht dafür gewinnen; er zieht sich von mir zurück und läßt mir unmittelbar Nichts zukommen, sondern schickt nöthigenfalls die Sachen an die Hoffmann in Frankfurt, durch die ich sie erhalte. Den Grund dieses Verhaltens sehe ich nicht ein, da ich mich ihm gegenüber niemals so verhalten habe, daß er sich abgestoßen fühlen könnte, und da er wohl weiß, wie ich bin und wie ich denke. Früher hat er demokratisch geschwärmt; das konnte ich freilich nicht gelten lassen; ich habe in meinem Leben zu oft gesehen, wie solche Idealismen und jugendliche Erwartungen zu Wasser wurden; und wie stehen jetzt die Dinge? Der Einheit gehen wir, wie er schrieb, allerdings entgegen, aber nicht der Freiheit, der sittlichen Größe, der nationalen und menschheitlichen Herrlichkeit; wir werden die Sklaven des preußisch-dynastischen Militärdespotismus. Aus dem äußerlichen Gebahren kommt kein Heil und keine neue Menschheits- und Völkerblüthe; aber davon wollen solche junge Köpfe und Herzen Nichts wissen, bis sie ebenfalls alt werden.

Veit scheint sich auch bereits mehr und mehr in eine trockene Gelehrsamkeit zu vertiefen — der gewöhnliche Gang der Sache. [Diese Voraussage hat sich an Veit Valentin wahrlich nicht bewährt. D. R.]

Nun erlaube ich mir, einen Wunsch zu äußern. Schicke mir doch, wenn du keine Gründe hast, es nicht zu thun, etwas von deinen Poesien! Damit würdest du das größte Vergnügen machen deinem dir liebevoll ergebenen G.

... Aber, wo möglich, nicht zu klein und zu fein geschrieben; denn ich werde alle Tage blinder.

Februar 1868

Liebste Helene!

Du hast wohl kaum eine Vorstellung davon, kannst sie kaum haben, wie tröstlich es mir ist, daß du mir wieder so freundlich nahe stehst. Es ist mir am Ende meiner irdischen Laufbahn, welche mit so trüben Schleiern umzogen ist, wie ein himmlisches Abendroth, mich mit dem grausamen Schicksal versöhnend, das über mir waltet. Wer mich nicht ganz kennt, nicht Alles weiß, dem wird es leicht scheinen, als habe ich mir dies Schicksal ganz und gar nur handelnd und fehlend selbst bereitet. Aber es ist in meinem Leben stets weit mehr Leiden, als Thun gewesen, und meine Handlungen waren nicht so frei, als man sich wohl denkt. Könnte ich noch einmal mündlich mit euch sprechen, so würde ich euch manches sagen, was sich schriftlich nicht wohl expliciren läßt; und ihr würdet dann vielleicht Manches in milderem Lichte sehen.

Um meinen jetzigen Standpunkt richtig zu beurtheilen, muß man sich denken, daß derselbe aus zwei früheren, sehr verschiedenen, die ich aber nun abgestreift habe, hervorgewachsen ist. Dieser dritte entfernt sich grundsatzmäßig von allen

Digitized by Google

harten und schroffen Einseitigkeiten und vereinigt in sich Manches, was sonst nur in Form eines unversöhnlichen Gegensatzes zur Erscheinung kommt. Diese Einheit des Entgegengesetzten ist übrigens ein Grundzug meines Wesens, hat sich auch früher stets verrathen und war die Ursache, daß ich mich mit keiner der Tagesparteien auf die Länge vertrug und daß ich mich der Welt, die nur die Zerreißung kennt und versteht, niemals recht verständlich machen konnte. Mein jetzt erreichter Standpunkt ist ihr völlig fremd; ich gebe mir auch keine Mühe mehr, ihn klar zu machen, weil es doch unnütz ist. Nur so feineren Intelligenzen, wie die eurigen sind, gegenüber, mag ich mich darüber äußern.

Daß der Aushängebogen, den ihr erhalten habt, einen so guten Eindruck gemacht hat, freut mich ungemein. Bekommt ihr denn die anderen Bogen ebenfalls? Es wäre mir lieb; ihr würdet so stückweise leicht zum Begriffe des Ganzen kommen, das euch, als solches entgegentretend, vielleicht durch sein Volumen erschreckt.

Unser häusliches Leben war in der letzten Zeit sehr getrübt durch die krankhaften und keineswegs unbedenklichen Zustände Ottiliens; die auch jetzt noch sehr leidend und schwach ist. Sie und meine Frau grüßen euch aufs Herzlichste. Inliegende Zeilen sind für Jean. Alles Beste wünschend dein George.

Jänner 1870

Theuerste Helene!

Könnte ich dir doch sagen, wie mich deine anbetungswürdige, freundliche Nachsicht und Güte beglückt! Gewiß habe ich in diesen Tagen, wie du richtig geahnt, auch an dich gedacht; und ich wäre dir mit meinem Neujahrsgruße zuvorgekommen, wenn ich die erwarteten Exemplare meines neuen Schriftchens erhalten hätte; denn davon wollte ich eines senden und einen Brief an dich und deinen Vater beilegen. Ich werde es nun nachsenden müssen; denn ich kann die Beantwortung deines süßen Schreibens nicht in die Länge ziehen. Empfange denn meinen Dank für all das, was du mir gewesen und gethan und eben erst jetzt wieder Liebliches erzeigt, und meine besten Wünsche für dich und euch Alle, die ich namentlich auch deinem guten Vater auszurichten bitte. Bleib auch in künftig der holde Stern, der meinem immer tiefer hinabsinkenden Lebenstage schimmert. Im nächsten März werde ich mein 70. Lebensjahr hinter mir haben und in mein 8. Decennium treten. Mein Herz ist noch so jung, als es je gewesen, und einen geistigen Nachlaß spür ich auch noch nicht. Wäre ich nicht so schrecklich gebunden, so wäre ich auch wohl noch der alte Loewe und könnte noch brüllen, daß man es weithin hören sollte. Nun aber, wie die Sachen stehen, werde ich nicht mehr viel Lärm machen und still genug zu Grabe gehen. Doch könnte wohl aus meinem Schrein noch Manches veröffentlicht werden, wenn ich die Augen geschlossen. Durch mein „Geisterreich"

Digitized by Google

bin ich unter Anderem auch mit den sogenannten Spiritualisten (Spiritisten) in einige Berührung gekommen. Ein Hauptführer derselben, Baron von Güldenstubbe, hat mir ein neues Werk von ihm zugeschickt. Ich werde diesem System niemals unbedingt zufallen; es ist auch wieder ein Irrweg. Aber es ist eine sehr merkwürdige Zeiterscheinung, die ich studiere und über die ich vielleicht einige Aufsätze publiciren werde. Die Extreme provocieren einander; und der Spiritualismus, der sich zunächst in Amerika aufgethan und dann auch seinen Einzug in die alte Welt hielt, wo er sich jetzt epidemisch verbreitet, ist der extreme Gegensatz des durch die Vogt, Büchner, Häckel u. a. auf eine rohe und unerträgliche Spitze getriebenen Materialismus. Was wir diesem für Böses in jeder Beziehung zu verdanken haben, offenbart sich immer mehr und wird allmählig auch eingesehen, selbst auf Seiten der Partei selbst; dies klar zu machen, ist auch der Zweck meiner neuesten Schrift: „Charakteristiken und Kritiken". Das rechte Wort des Räthsels für unsere Zeit ist noch nicht gesprochen. Ich bin zuweilen geneigt, mich als den verunglückten Vorläufer eines anderen zu halten, dem ein besserer Stern leuchten wird.

Glücklich bist du, daß du so ganz in unmittelbaren, harmlosen Lebensverhältnissen aufgehen kannst. Ich freue mich mit dir darüber. Von Ottilie haben wir ziemlich gute Nachricht und warten auf ihren Besuch, wenn sie mit Ohlsen nach München und dann nach Neapel, (später nach Palermo) geht. Herzliche Grüße und Wünsche auch von meiner Frau. In ewiger Liebe und Dankbarkeit dein G.

August 1870

Beste Helene!

Du bist und bleibst, was du stets gewesen, das liebe, gute, himmlische Wesen, das sich in keiner Lage des Lebens von mir abwendet, — mein einziger Trost, der einzige Lichtblick in meinem öden, finsteren all- und grundverlassenen Dasein, das immer düsterer wird und um so grausamer ist, weil es, trotz der kaum mehr zu ertragenden inneren und äußeren Leiden, womit es mich belastet, doch nicht zu Ende gehen will. Die schwärzeste Melancholie, der äußerste Lebensüberdruß erfüllt mich; es treibt mich oft, Hand an mich selbst zu legen, oft bin ich so krank, daß ich hoffen kann, demnächst zu sterben; ich muß mich aber dann doch wieder erheben, um mein elendes Leben fortzusetzen. Ein, wie für so Viele, so auch für mich verhängnißvolles Ereigniß ist dieser neue Krieg. Ich habe mit Mühe, bei fast erblindeten Augen, ein neues größeres Werk vollendet, das ich eben einem Verleger anbieten wollte. Ich hoffte, dafür ein paar 100 fl. zu erhalten. Jetzt ist an ein solches Unternehmen gar nicht zu denken; und die Folge davon ist die Nothwendigkeit der bittersten Entbehrungen, die ich noch schließlich als 71jähriger Greis zu erdulden habe.

Digitized by Google

Der Knabe Fritz von Nürnberg, Karl Daumer's Sohn, ein schwaches, halb blödsinniges Geschöpf, wenigstens in jeder höheren Beziehung, war mir sehr zur Last, ist aber jetzt, Gott sei Dank, mit Sack und Pack abgezogen. Ein anderer, noch größerer Trost ist der, daß Ottilie mit Ohlsen in Neapel bei gutmüthigen Verwandten lebt und dem Schauplatz des Krieges entrückt ist. Ich hätte dir so viel zu sagen; aber nur sagen könnte ich; schreiben läßt sich so Vieles nicht. Darum können dir auch meine Briefe nur sehr kurz und inhaltlos vorkommen. Was die deinigen betrifft, so sind sie stets eine Erquickung für mich, selbst schon, wenn ich die lieben Züge deiner Hand erblicke. Höre daher nicht auf, mir von Zeit zu Zeit einmal diese Wohlthat zu erweisen und halte mich nicht für gefühllos und undankbar, wenn ich selten und wenig schreibe. Ich muß immer klagen und ich thue das nicht gern. Meiner Tochter darf ich von meinen Leiden und Sorgen Nichts merken lassen; sie ist krankhaft ängstlich und würde vor Jammer vergehen, hat auch genug mit ihrer eigenen Lage, namentlich mit dem Befinden des Kindes, zu kämpfen, das neuerlich bedenklich erkrankte. So bist du meine einzige Vertraute.

Lebe wohl, liebster Engel, und gedenke in Frieden deines dankbarst ergebenen

G.

Vor Kurzem haben sie in Frankfurt ein Concert mit Liedern aus meiner Polydora gegeben. Die Hoffmann, die mir darüber berichtet hat, ist aber mit der Brahms-Composition nicht zufrieden. Ich habe seit Decennien noch 1—2 Bände Gedichte liegen, die ich herausgeben könnte; da aber die Zeit so wenig Sinn mehr für Poesie hat, so habe ich noch gar keine Anstalt dazu gemacht. Ihr könnt vielleicht eine solche Sammlung einmal nach meinem Tod herausgeben.

Februar 1871

Beste Helene!

Ich danke dir herzlich für deine Mühe und Sorge für mich. Darüber, daß du mir nicht helfen kannst, gräme dich nicht. Du thust mir immer und in jedem Falle wohl; denn stets empfinde ich auf das Unverkennbarste dein engelhaftes Wohlwollen; und das ist mir mehr werth, auch wenn es keine äußere Folge hat, als Alles, was du mir zu Wege bringen könntest. Ich bin auf diese Weise, ob ich noch so arm und verlassen sei, immer noch reich.

Ich habe den ersten Theil meines neuen Buches an Rumpler geschickt; er war sehr geneigt, es zu verlegen, da kamen aber gerade geschäftliche Nachrichten, die ihn abschreckten. Ich hätte warten sollen, bis der Krieg zu Ende. Allein es drängen die financiellen Umstände; ich habe Nichts, als die 560 fl. Quieszenzgehalt und die 100 fl. jährliche Rente von Nürnberg. Mit dem Palädorama habe ich das bekannte Unglück gehabt. Mit der katholischen Partei bin ich längst gänzlich zerfallen; ihre Kritik hat sich gegen mich gewendet; seit

Digitized by Google

1865 lasse ich bloß noch bei protestantischen Verlegern drucken. Ich vermeide jedoch einen neuen Skandal und neue Vorwürfe; sonst würde ich durch Polemisiren Etwas verdienen können. Ich bin eines solchen Krieges auch herzlich satt. Ich habe mich auf Themata geworfen, wobei ich Niemand positiv zu ärgern brauche; mein „Geisterreich" hat Anklang gefunden; es wird Fortsetzung gewünscht; ich habe die interessantesten Beiträge erhalten; und so suche ich nun hier wieder einen Schritt vorwärts zu thun, bis ich etwa unter besseren Umständen meine eigensten Ideen und Pläne wieder aufnehmen kann, Papst und Bischöfe haben sich fürchterlich blamirt, haben so sehr das Gegentheil von Allem gethan, was Bessere und Klügere wollten, hofften und riethen, daß man mit Ehren keinen Theil mehr nehmen kann. Daß sage ich aber bloß euch und bitte, keinen Gebrauch davon zu machen, so lange ich noch lebe, denn die Pfaffen sind in ihrer Bosheit und Rachsucht fürchterlich und ich kenne sie jetzt noch besser als früher. Ich habe, was das neue Buch betrifft, Vorrath für 2 od. 3 Bände und wünschte, für jeden derselben 200 Thaler zu erhalten.

Der kalte Winter hat uns sehr weh gethan, wir haben auch Einquartirung und werden unaufhörlich um Gaben für Verwundete, Wittwen und Waisen angegangen; gar Nichts zu geben, schämt man sich in solchem Falle. Euere Überschwemmung ist uns schon durch die Zeitungen bekannt geworden; wir waren sehr in Angst, und ich war nur froh, Nichts von der Sperlgasse zu lesen. Die Noth wird nun wohl wieder vorbei sein. Meine Frau trägt mir, so oft ich schreibe, Grüße an euch auf; ich fürchte, daß ich sie wohl mehr als einmal aus zurichten vergessen. Bitte, melde das dem Jean und grüße ihn von mir und meiner Frau recht herzlich; so wie wir auch dich grüßen und segnen und dir Alles Gute wünschen. Ewig dein George.

Im Februarheft der Westermannschen Monatshefte wirst du einen kleinen Artikel von mir finden, mein Verhältnis zum Vegetarianismus betreffend. Er hat, wie ich höre, guten Eindruck gemacht. Eben jetzt sende ich dorthin einen größeren Aufsatz über Meteore, Luftbilder, Tonphänomene, zunächst Neuestes verzeichnend, dann auf Älteres, oft sehr Wunderliches übergehend. Rein wissenschaftlich gehalten. Es wäre ein neuer Schlag für mich, wenn er dort nicht angenommen würde; ich weiß nicht, wohin ich ihn sonst geben soll. Die Cottaischen Zeitschriften sind mir feindselig und lehnen seit Jahren Alles ab. Mein Buch schicke ich nun an die Winter'schen Buchhandlungen in Leipzig und Heidelberg.

Januar 1874.

Meine theuere Helene!

Du beschämst mich fortwährend durch deine bewunderungswürdige Güte und Liebenswürdigkeit. Glaube jedoch nicht, daß du nicht in unserm lebendigsten, dankbarsten Andenken bist!

Digitized by Google

Ich zögere oft nur deshalb mit meinen Mittheilungen, weil ich dir so wenig heitere Nachrichten und Schilderungen geben kann, und mit den unheiteren, die ich doch nicht ganz unterdrücken kann — denn du willst doch wissen, wie es steht — dich nicht gern betrübe. Daß ihr ein so friedliches und glückliches Familienleben führt, ist mir ein rechter Trost; ich denke mich da hinein und bin froh und glücklich mit euch. Ach, daß ich doch einmal nur ein paar Stunden bei euch sein könnte! Dazu ist aber nicht die entfernteste Hoffnung vorhanden; ich werde dich, so wie die lieben Deinigen, in diesem Leben wohl nicht mehr sehen. Unser eigenes Leben hier, ist ein sehr einsames, doch friedliches, das ich wohl auch nicht zu schelten hätte, wenn nicht meine stets wachsenden Krankheitsleiden und Altersgebrechen wären. An Ausgehen ist gar nicht mehr zu denken, und die Schmerzen, an denen ich leide, verlassen mich keinen Augenblick. Eine Menge schwerer Übel drückt mich nieder und hemmt meine Tätigkeit; so wandle ich langsam und qualvoll meinem Ende zu. Gleichwohl bin ich geistig noch immer thätig; ich bereite stets noch einige Werke zur Herausgabe vor, weiß aber nicht, ob und wann ich damit zu Stande komme. Das allgemeine Leben in Wissenschaft und Religion bietet nichts Aufrichtendes, wohl aber entsetzlich viel Widerwärtiges dar. Die Zeit huldigt dem allerrohesten Materialismus und dem allerflachsten Rationalismus, welchen Denkarten ich stets, selbst zu der Zeit, wo ich am Negativsten dachte und schrieb, im äußersten Grade abgeneigt war. Ich habe aufgehört, in meiner früheren Art zu polemisiren, denn ich habe gefunden und erlebt, daß Alles, was man, wenn auch nur im besten Sinn des Wortes, für Licht und Aufklärung thut, bloß der Roheit zu Gute kommt. Jetzt gehe ich mehr darauf aus, dem barbarischen Stoffglauben, dem die gesunkene Welt fröhnt, gegenüber, den Glauben an geistige Dinge zu stärken.

Von Palermo haben wir ziemlich gute Nachrichten, nur daß Ohlsen, als junger Arzt, noch sehr zu kämpfen hat. Leider wachsen auch die beiden Enkel in der Ferne auf!

Wie gut wäre es namentlich für meine Frau, wenn sie sich einigermaßen mit diesen Kleinen befassen könnte.

Diese Welt ist eben die Welt der Trennung; da geht alles auseinander. In manchen Fällen wäre die Trennung eine Wohlthat; und da ist es ein qualvoller Zwang, welcher die Menschen zusammenhält.

Ein solcher Fall ist ein uns verwandtschaftlich naher in Nürnberg, der zwei Menschen unglücklich macht.

Bleiben wir, bei denen Herz und Geist so harmonisch zusammenklingen, uns wenigstens der Seele nach nahe; es ist das immer doch auch eine Befriedigung der edelsten und schönsten Art. Wir, ich und meine Frau, die ebenso von dir denkt, wie ich, wünschen dir und den Deinigen fürs neue Jahr alles Gute,

Digitized by Google

was der Himmel uns armen Sterblichen spenden kann und mag, und bleiben mit herzlichen Grüßen an dich und Alle dein stets dankbarst ergebener

Georg nebst Frau.

Dies ist der letzte Brief der sich im Besitz von Helenens Kindern erhalten hat. Daumer ist fünfundsiebzig Jahre alt am 14. Dezember 1875 in Würzburg gestorben.

Die Arche Noah.

Von C. G. Schillings.

Die „Süddeutschen Monatshefte" haben bereits — der Leser weiß es — vor Jahren ihre Stimme zum Schutze der durch den Schmuckfederhandel bedrohten Vogelwelt erhoben.

Mit großem Erfolg nach der einen, mit geringem Erfolg leider nach der anderen Seite. Hätte es gegolten, Namen von Rang und Gewicht zugunsten der Sache in Deutschland zu sammeln, der Erfolg wäre groß gewesen. Jedoch die öffentliche Meinung aufzurütteln gelang nur in bedingtem Maße. Hier zeigt sich ein schreiender Gegensatz zwischen den Staaten des europäischen Kontinents und Amerika, Australien und England.

Unsere Aufgabe sei, heute in gedrängter Kürze ein Bild, eine flüchtige Skizze vielmehr, des Kampfes zu entwerfen, der sich im Augenblicke um die Erhaltung zunächst der hervorragendsten Schmuckvögel unseres Erdballes abspielt, dann aber auch fast aller übrigen Vogelarten. Was nicht klein und zugleich unscheinbar im Gefieder ist bedroht ...

Die Welt ändert sich in unseren Tagen schnell unter der Hand des Menschen. Ich habe das schon oft ausgeführt. Sie wird zivilisiert, Ausnutzung aller Möglichkeiten ist die Parole. Verschwinden muß vieles Alte und Ursprüngliche. Jede Möglichkeit muß ausgenutzt werden, Geldwerte zu schaffen. Fragt sich nur, inwieweit und wie bald ein Veto eingelegt werden muß gegen die Vernichtung von Naturschätzen, die, einmal verschwunden, nie wieder von Menschenhand und Menschengeist erschaffen werden können. Eine moderne Sintflut naht, — nicht in Form von Wasserströmen und hereinbrechenden Ozeanen, wohl aber in Form von Umwälzungen andersartiger aber gewaltiger Art.

Die Welt wird mechanisiert; Walther Rathenau hat dies eindringlich ausgeführt. Spinnenwebartig, das liegt klar auf der Hand, werden sich die elektrischen Leitungen, Träger gewaltigster Starkströme über die Erde ausdehnen, die Wasserkräfte versklavend, Sümpfe und Moore zwingend, sie mit ihrer aufgespeicherten Kraft zu nähren. Sie und die eisernen Schienenwege und die Kunststraßen der Menschen werden die Oberfläche der Erde in immer kleinere, in kleinste Teile zerlegen, in die das „Wilde" entflieht: Wie weit dieser Prozeß

Digitized by Google

gehen wird, niemand weiß es, eines aber ist gewiß: die Menschheit bedarf jenes „Wilden", der unberührten Natur, als Arkanum zur Erholung und als Gegensatz zur allzuschnellen Evolution, bedarf solcher Unberührtheit wie eines Heiltrankes. Wehe, wenn ihr den großen Pan ganz verscheucht!

Wir wollten von der Arche Noah reden, hören wir!

Klingt es nicht seltsam und sollte es nicht dem heutigen Erdenbewohner zu denken geben, daß dem Urpatriarchen und ersten großen Naturschützer die Weisung wurde, alle Tierarten, ohne Ausnahme, nicht also, wie es etwa die heutigen nackten Utilitarier tun würden, nur Ochsen, Esel und Schafe in die rettende Arche zu überführen? In den Urzeitmythen der Völker liegt goldene Weisheit verborgen und alte Wahrheit künden uns diese Überlieferungen.

Heute bedürfen wir eines neuen, modernen Noah und merkwürdig, nicht einer, viele sind erstanden. Sie wirken in der Hauptsache in der Neuen Welt und vom Westen, von Amerika, das Europa in den Tagen des alten, meerversunkenen Gondwanalandes unsere Säugetiere sandte — bringt das Fluidum des Noahgedankens weiter nach Osten und hat das britische Inselreich bereits erfüllt, wenig aber erst unser Vaterland. (Es ist, als ob das in dieser Beziehung vollkommen refraktäre Frankreich diesem westlichen Fluidum leider unser Land versperre; wir schützen ja in Deutschland Hirsch, Reh, Hase, Fasan und Feldhuhn, schützen die Reste unserer edlen Waldhühner, was sollten wir da noch weiter schützen, versorgt uns doch vorläufig noch der Osten Europas mit Vogelarten, die in Deutschland selbst bereits fast vertilgt sind!) ... Doch reden wir also weiter von diesen westlichen Noahs unserer Tage. Wären diese Männer imstande, dem alten biblischen Schiffsbaumeister mit einem Schlage ein Paroli zu biegen: auch ein imperatorgleicher Schiffsbau, ins Vielfache vergrößert, würde nicht mehr genügen. Kam jenem Patriarchen vom Berge Ararat nur die Aufgabe zu, von allen Tierarten ein Paar zu erretten: heute müssen seine modernen Nachfolger nicht nur diese, sondern auch wohl die ganze Schöpfung ins rettende Schiff verladen. Die Arterien und Venen des Erdballes, unsere lebenspendenden Ströme und Flüsse sind bedroht. Zu Kanälen degradiert, werden sie im Dienste des Verkehrs verunstaltet. Die Seen werden zu Kraftquellen elektrischer Leitungen gemacht, der Wasserstand wird so veränderlich, ihre Ufer verwüstet. Die Meere werden in Bälde einer Anzahl ihrer hervorragenden Bewohner beraubt sein; ist es zuviel gesagt, daß wohl nur der Hering nachweislich nicht abgenommen hat? Unsere Berge und Hügel, vielfach Heiligtümer alter Zeiten, werden entheiligt: Bergbahnen erklettern sie, Weihe und Stille, unberührte keusche Natur verscheuchend. Unsere Wälder werden zu Forsten, Nutzholz dürfen sie tragen, Waldunkräuter, so die Birke, werden verbannt.

Aus den tausenden Beispielen ein einziges weiteres Bild — die „Unkräuter!" Die Unkräuter, die den Schmetterlingen meiner Jugendtage Nahrung gaben,

Digitized by Google

sind dezimiert, mit ihnen die Schmetterlinge; doch allzulang würde die Liste werden der Ausgerotteten und Auszurottenden. Der Leser wird verstehen, was hier gemeint ist. Das genügt.

Bauen wir zusammen eine moderne Arche und retten wir, was zu retten ist. *Ich bin überzeugt, daß vieles gerettet werden kann und daß, wird die rechte Stunde nicht versäumt (aber auch nur dann!), das Unheil noch abgewendet werden kann.* Wir haben unsere Arche gebaut und halten nun eine kurze seemännische Beratung ab und unsere Beratung läuft dahinaus, daß es gut war, die Arche in die gigantenhaften Maße eines Über-Imperator zu übertragen und ihm zudem noch die Kräfte unserer Über-Dreadnoughts zu geben ...

Gemeint ist hier das Folgende. Führen wir es aus, alle unsere geplanten Schiffahrtspläne zum Berge Ararat preisgebend. Mit der fortschreitenden Entwicklung des Menschen entsteht heute täglich die Notwendigkeit neuer gesetzgeberischer Maßregeln. Es ist vorauszusehen, daß je mehr der Erdball bevölkert wird, um so mehr Beschränkungen stattfinden müssen, damit nicht einzelne wenige für immer das zerstören, was der Allgemeinheit gehört. Pflückte ein einzelner Mensch in den Alpen ein Büschlein Edelweiß, so schadete das niemandem, auch nicht, als Hunderte das taten, kamen aber Tausende und Hunderttausende hinzu, so mußte das Edelweißpflücken verboten werden und so ist es geschehen. Um so mehr aber mußte es verboten werden, als einzelne Edelweiß pflückten, um es an die anderen zu *verhandeln*. Hier setzte die *schnellste* Ausrottung ein und sie *mußte* verhindert werden. In Flammenzeichen sei an die Wand geworfen das Wort Edelweiß und in Flammenzeichen werfen wir in unserem seemännischen Rat, der über die Fahrt unserer modernen Arche berät, unzählige andere Worte an die Wand unseres Fernsehers. Es erscheinen da, sich für immer einprägend, die Worte: Adler und Ameisenigel, Schnabeltier und Büffel, Wal und Robbe, Bär und Eisbär, Steinbock und Luchs und Löwe, Elefant und Nashorn, Okapi und Giraffe und Paradiesvogel und Edelreiher und Krontaube und Leiervogel und Rhea und Emu und Elch und Moschusochse und Walroß ... und dann ist plötzlich eine Störung — unser Telephon meldet (wir haben eine der modernsten Telephonanlagen in unserer Arche), daß die Namen der Bedrohten auf den Lichtschirm zu projezieren wohl noch *Tage* dauern würde ... Unsere Beratung wird fortgesetzt und es ergibt sich, soweit die Beratungen mitgeteilt werden können, es ergibt sich, daß unsere Navigationsoffiziere der Arche die Fahrt für beschwerlich und gefährlich halten und die einzunehmende Last für so groß, daß wir mehrere, viele Fahrten machen müssen. Diese Nachricht wird mit einem Hurra aufgenommen, und daß sie gefährlich und lästig sei freut jeden von uns ... Wir werden kämpfend die Fahrt mit unserer modernen Arche auch in Deutschland immer weiter fahren und wir wer-

Digitized by Google

den sie zu gutem Ende führen. Die, die uns verhindern wollen das zu tun, was einst der biblische Patriarch allein ausführen konnte, werden wir besiegen. Hoffentlich wird es noch nicht zu spät sein. Sie, die uns beseinden, sie lachen und sagen: Seht auf dieser ersten Fahrt, wie lächerlich! Da laden sie ein in die riesige Arche aus Deutschlands und Großdeutschlands Gauen, nur Paradiesvögel und Reiher und Antilopen und Elefanten und nur weniges andere noch, was soll das? Warum laden sie nicht all die Pelztiere, die Zobel und was der Herr da geschaffen hat an Pelzträgern auch noch nebst den bedrohten Walen und Robben und tausend anderem Getier in die Arche ein?

Lasset sie reden, die, die aus dem Verhandeln all der Gottesgeschöpfe klingenden Lohn ziehen und je seltener alles das Getier wird, um so höheren Gewinn ernten, wurden doch heute schon Fuchsbälge mit 30000 Mark und mehr bezahlt und Edelreiherfedern mit dem vielfachen des Goldwertes ihres Gewichts.

Laßt sie nur reden, wir werden und müssen doch siegen! Nicht zuletzt sind ja gerade die Elemente, die Reste der Tierwelt zu Handelszwecken ausrotten, unsere besten Helfer, indem sie immer mehr der Hennen erwürgen, die die goldenen Eier legen, — — bis man ihnen selbst das Handwerk legt.

Doch verlassen wir unsere Arche, unsere braven Schiffsführer und treten wir ins harte reale Leben ein:

Hört, meine Leser! Wir haben gesehen, daß viele Fahrten der Arche in unseren Tagen notwendig sein werden, nicht nur eine.

Eine solche Fahrt war, daß im Oktober des Jahres 1913 die Vereinigten Staaten von Nordamerika jede Einfuhr von Vogelfedern mit Ausnahme der Federn des afrikanischen Straußes (der zahm gezüchtet wird) und des Hühnerhofs verboten haben. Es ist seit dem Oktober 1913 folglich nicht mehr möglich, eine einzige Feder in die Vereinigten Staaten einzuführen, auch nicht auf Damenhüten; Federn auf Damenhüten werden beim Landen konfisziert. Ein wichtiger Grundgedanke bei Erlaß dieses Gesetzes war, daß der in der Gefangenschaft gezogene Strauß naturgemäß eine Ausnahme machen mußte, und daß diese Ausnahme auch später auf gesetzgeberischem Wege gemacht werden könne, wenn nachweislich (aber auch nur nachweislich) eine Vogelart in großen Mengen, regelmäßige Handelsware liefernd, in der Gefangenschaft erzeugt werden könne. (In Amerika hat sich ergeben, daß trotz fünfzigjähriger Versuche, neue Wildvogelarten regelmäßig in Gefangenschaft zu züchten, dies etwa mit Ausnahme der Stockente, nicht gelungen ist. Die vagen Behauptungen von „Reiherfarmen", „Paradiesvogelzüchtung" und andere Behauptungen ähnlicher Art werden von der Regierung vernünftigerweise so lange als nicht diskutabel behandelt, als nicht der Nachweis regelmäßiger Züchtung im Großen erbracht ist. Ich denke, das ist ein salomonischer Gedanke.)

Bereits im Jahre 1911 ist für Papúaland (das wir in Deutschland Britisch

Digitized by Google

Neu-Guinea nennen) jede Erlegung und jede Ausfuhr von Paradiesvögeln, Reihern und Krontauben auf das Strengste gesetzlich untersagt worden. Behauptungen, dies verhielte sich anders, sind völlig unzutreffend, — Ausnahmen für wissenschaftliche (niemals für Handelszwecke) können, das sei hier bemerkt und es liegt vernünftigerweise in der Natur der Sache, unter strengsten Kautelen von den amtlichen Stellen gestattet werden.

Ein ferneres: Die Einfuhr von Paradiesvögeln und gewisser anderer Vogelarten nach Australien ist bereits seit längerer Zeit untersagt. Vor einiger Zeit wurden — es ist mir unbekannt, auf welche Weise — dennoch größere Quanten von Damenhüten mit Vogelfedern (oder Vogelfedern u. a.?) auch von deutschen (Hamburger?) Handelshäusern nach Australien importiert. Im Warenhaus konfisziert, wurden diese Güter, laut Konsularbericht, nach Europa ihren Absendern zurückgesandt mit dem Bemerken, das nächste Mal würden sie vernichtet werden. So also handelt man in Australien.

Aber nun weiter. Während es immer noch nicht gelingt, in Deutschland größere Bevölkerungskreise dahin zu bringen, für den Schutz der aussterbenden Vogelarten einzutreten, nahm — (man höre!) — das Unterhaus am 9. März 1914 in zweiter Lesung die Gesetzesvorlage zur völligen Verhinderung jeder Federeinfuhr, mit Ausnahme von Straußenfedern und Eiderdaunen nach England mit der überwältigenden Mehrheit von 297 gegen nur 15 Stimmen an. Damit ist allerdings noch keine Gesetzeskraft eingetreten, die dritte Lesung steht noch aus, aber ich glaube, diese Nachricht, die in der deutschen Presse merkwürdig wenig verbreitet wurde, dürfte jedem Leser zu denken geben. Eingebracht wurde die Vorlage von dem jetzigen englischen Generalpostmeister The Honorouble Hobhouse. In schärfster Weise wurde am 9. März bis in die späte Nacht hinein gekämpft, die Vertreter des Federhandels taten alles, um eine Vertagung und die Überweisung an ein besonderes Komitee zu erreichen. Umsonst, die Vorlage wird Gesetz und sollte sie noch einmal fallen (in England besagt eine Majorität in zweiter Lesung nicht dasselbe wie etwa in unserem Parlament), so wird sie wenig später dennoch Gesetz werden ... Und der deutsche Reichstag wird hoffentlich in Bälde folgen.

Der englische Generalpostmeister beehrte den Schreiber dieser Zeilen vor wenigen Tagen mit seinem Besuche und einer langen Unterredung. Wir besprachen, daß die englischen und indischen Regimenter die Reiherfedern auf Allerhöchsten Wunsch bereits seit langen Jahren ablegten, wir besprachen, daß am englischen Hofe Reiherfedern nicht getragen werden dürfen. Und es interessierte den Generalpostmeister, von mir bestätigt zu hören, daß wir in unseren deutschen Kolonien immer noch kein Verbot für die Ausfuhr von Vogelfedern besitzen, während solche Verbote in englischen Kolonien bereits seit langem bestehen.

Digitized by Google

Ferner mußte ich leider gestehen, daß die fortschreitende Vernichtung der schönsten Naturwunder in der Vogelwelt, der Paradiesvögel, von denen viele von der Wissenschaft mit fürstlichen Namen — auch denen heute lebender Fürsten — geschmückt wurden, vorläufig nur für kurze Zeit, nicht aber vollständig behoben ist. Ich mußte leider zugeben, daß unsere deutsche Regierung sogar gegen das in die Annalen des Naturschutzes für alle Zeit mit eherner Schrift eingegrabene großzügige, amerikanische Federeinfuhrverbot starken Protest eingelegt hatte ... Auch, daß Deutschland auf die Einnahmen aus der Vernichtung der Paradiesvögel nicht verzichten zu können glaubt, weil (!) die Plantagen (!) auf Neuguinea sich noch nicht rentieren und — man höre und staune — diese Plantagen durch Paradiesvogelvernichtung bis zur Rentabilität (?) über Wasser gehalten werden müssen.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß leider Missionare in Neuguinea die eifrigsten Verfechter der Paradiesvogelvernichtung sind. Eine Mission nahm allein 70 000 Mark in einem Jahr aus Paradiesvogelvernichtung ein. Und gerade aus diesen Gründen wird die Notwendigkeit der andauernden Paradiesvogelvernichtung hergeleitet. Man sollte das nicht für möglich halten. (Ich appelliere abermals an die kirchlichen Behörden! Sollten diese hohen Stellen nicht den Missionaren Weisung geben können, vorbildlich in bezug auf die Erhaltung paradiesischer Wunder zu wirken, auch wenn das Gouvernement anders denkt?)

Es ist schade, hier manches andere nicht sagen zu können. Nur so viel: die Händler errichteten in England, Frankreich und Deutschland kürzlich „Komitees zur wirtschaftlichen Ausnutzung und zum Schutze der Vögel". Bei uns geht, ich bedauere es aus bestimmten Gründen, die deutsche Kolonialgesellschaft hier mit den Händlern Hand in Hand. Die in dies Komitee eingetretenen Ornithologen von Bedeutung, Prof. Dr. Reichenow, zweiter Direktor des Königl. Museums für Naturkunde in Berlin und Dr. Heinroth, Kustos am Aquarium des Zool. Gartens in Berlin, traten nach kurzer Zeit aus dem Komitee aus ... Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Gründe des Austrittes einzugehen, klarer aber werden sie dem Leser, wenn er hört, daß die in Frankreich einen großen Ruf genießende „Gesellschaft zur Einbürgerung fremder Tierarten" und die „Gesellschaft zum Schutze der Vogelwelt" in Paris auf Grund gemachter Erfahrungen von vornherein abgelehnt haben, Delegierte in das Pariser Händler-Komitee zu entsenden. — — Die Taktik der Schmuckfederhändler bestand im Anfang darin, die meisten Federschmücke als Nachbildungen (damals gab es noch kaum Nachbildungen, diese sind erst ein Werk der Neuzeit) zu erklären. Dann kam das Märchen von den im Urwald „aufgelesenen" Reiherfedern ohne Tötung der alten und ohne qualvolles Verhungern der jungen Vögel, denen die Ernährer am Neste weggeschossen wurden, da eben die alten

Digitized by Google

Reiher nur in der Brutzeit ihre Schmuckfedern tragen. Nachdem auch diese Methode — ich möchte sagen, die öffentliche Meinung zu narkotisieren — nicht mehr wirksam war, führte man die Interessen der Arbeiter und Arbeiterinnen ins Feld. Inwieweit diese bei unsern deutschen Behörden einseitig geltend gemacht werden konnten und unter Zugrundlegung welcher Zahlen und Angaben, entzieht sich naturgemäß meiner Kenntnis. Es dürfte aber interessant und wichtig sein, näheres hierüber zu erfahren. Die Schmuckfederhändler müssen geschickte Anwälte ihrer Sache entsandt haben, das erhellt aus dem geharnischten, aber ganz vergeblichen Protest unseres Botschafters in Washington gegen das erfreulicherweise mittlerweile in Kraft getretene amerikanische Federeinfuhrverbot. Es ist aber gewiß zu hoffen, daß auch unsere deutschen Behörden zu einer wesentlich anderen Auffassung der Lage kommen werden, wenn erst außer den Händlern auch die Schützer gehört werden. Das freilich scheint noch garnicht geschehen zu sein. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß die deutschen Behörden endgültig zu anderen Auffassungen gelangen sollten, wie die Behörden und Parlamente in Nordamerika und England, wie die Präsidenten Roosevelt und Wilson und andere Staatsmänner. Denn — wenig nur verdienen die Arbeiter an den zu verbietenden Federn!

Am 9. März hat der englische Generalpostmeister Hobhouse im englischen Unterhause nachgewiesen, daß bei einem Totalwerte der nach England in einem Jahr importierten Vogelfedern von englischen Pfund 3 570 000 allein für englische Pfund 2 500 000 Straußenfedern eingeführt worden sind und daß bei einer Ausfuhr aus England von englischen Pfund 2 100 000 allein für 1 750 000 englische Pfund Straußenfedern ausgeführt wurden. Die Ausfuhr von zu verbietenden Vogelfedern betrug nur 326 000 Pfund. Diese Angaben entnahm der Generalpostmeister den Berechnungen der Federhändler selbst. Wie dem aber auch sein möge, es liegt klar auf der Hand, daß die in Frage kommenden Werte in keinem Staate so beträchtlich sein können, daß die Regierung lieber einer baldigen Ausrottung vieler Vogelarten ins Auge sehen will, und diese große Verantwortung für alle Zeiten tragen will, als den ephemeren Interessen einer Industrie entgegenzutreten, die sich ja doch selbst töten muß. Das ist klar, obwohl ja begreiflicherweise zunächst jeder Staat seine Einnahmequellen zu schützen geneigt ist. Indessen es gibt auch noch andere Gesichtspunkte. Alles sollte und müßte geschehen, — alle andern Maßregeln sind illusorisch — alle Vogelfedern mit Ausnahme von Straußenfedern und den Federn des Geflügelhofs, dem Handel völlig zu entziehen: nur so können wir die hervorragendsten Vögel unserer ganzen Welt retten. Und nur so kann man dann auch in unseren Kolonien die Straußenzucht zu hoher Blüte bringen! Vielfach höre ich den Einwand, daß doch auch unser Jagdgeflügel alljährlich geschossen wird und doch in seinem Bestand erhalten bleibt. Ich bin selbst

Digitized by Google

Jäger und werde es stets bleiben, sofern ich auf Tierarten jagen darf, die man im regelmäßigen Turnus wieder erzeugen kann. Es gibt aber viele Vogelarten, wo das nicht möglich ist, zu ihnen gehören besonders die in der Schöpfung so hervorragenden Paradiesvögel, die nur eins oder zwei Eier legen und in ihrem Bestande nur dann erhalten bleiben, wenn ihnen überhaupt nicht nachgestellt wird. Einer stetigen Ausbildung und Förderung der Jagd und ihrer Erträgnisse ist nicht nur aus hygienischen Gründen, sondern auch aus nationalökonomischen Gründen in jeder Weise das Wort zu reden. Hier handelt es sich um Dauerwerte, die dauernde und steigende Erträgnisse abwerfen können. Eine Ausnahmestellung nimmt aber zum Beispiel die nicht jagdbare Vogelwelt ein, die, von den Romanen aufs Rücksichtsloseste verfolgt, bei uns in Deutschland eine Freistatt gefunden hatte. Ob dies, von unserem eigentlichen Jagdgeflügel abgesehen, in den letzten Jahren noch immer zutrifft (in Mecklenburg hat allein in den letzten zehn Jahren unser alter lieber Hausstorch um 66 % abgenommen!) geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. — — —

Die Gefahr einer Sintflut im Sinne obiger Ausführungen droht wirklich und wahrhaftig. Blicket auf Nordamerika, blicket auf Englands Parlamentsverhandlungen vom 9. März 1914 und sein kommendes Gesetz. Was werdet ihr Deutschen, die ihr so oft Idealisten genannt werdet, sagen, wenn Australien für viele Arten von Vögeln, die amerikanische Union für jede Vogelfeder und ebenso England in derselben Weise verschlossen ist, was werdet ihr dann sagen, wenn in Deutschlands Gauen zu traurigen „Federschmücken" nach wie vor verarbeitet werden darf, was dorthin aus aller Welt von rücksichtslos ausrottenden Händlern herbeigeschleppt wird?

Wollt ihr nicht lieber mitarbeiten, unsere neue Arche Noah zu beladen? Die Zeit drängt und wer helfen will, werde Mitglied des Bundes für Vogelschutz in Stuttgart, der bereits gegen 40000 Mitglieder umfaßt und in Kürze in einem Büchlein all diese Fragen des nähern erörtern wird.

Rundschau.

Albanien.

Wer im Balkan reist und sich mit den Einwohnern unterhält, wird bald gewahr, wie gut man dort über die europäische Politik orientiert ist. Der Balkanier sieht deutlich, daß die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel eng mit dem Spiel zwischen den beiden Mächtegruppen verknüpft sind. Dort wird jedem Zuschauer die Realität von Dreibund und Entente klar. Ein kleines Beispiel: Als es sich im vergangenen Frühling darum handelte, ob die Serben sich wirklich von der Küste an der Adria zurückziehen werden, sagte uns ein Durazziner Gepäckträger: *„Quando il Russo è forte, il Serbo resta in Albania."* In der Tat war ja die Schaf-

Digitized by Google

fung des freien Staats Albanien ein Sieg des Dreibundes über die Entente, insbesondere über Rußland. Österreich und Italien wollten nicht dulden, daß Serbien, die slawische Vorhut, sich an der Adria festsetzt. Das einfachste wäre natürlich die Okkupierung Albaniens durch Österreich und Italien gewesen. Aber dagegen sträubte sich die gegenseitige Mißgunst der beiden Dreibundmächte. Deshalb ging man daran, ein unabhängiges Fürstentum zu schaffen. *L'Albania è la figlia della gelosia più che dell'amore.* So schrieb kürzlich ganz richtig der italienische Staatsmann Luigi Luzzatti. Uneigennützige Freunde hat leider Albanien nur wenige; als solche möchten wir noch am ehesten die Leute des Londoner Albanian Committee, Aubrey Herbert M. P., E. Durham, H. W. Nevinson bezeichnen. Ein Damenhilfsverband für Albanien unter dem Patronat von Prinzessin Luise zu Wied ist auch in London tätig. In Deutschland fehlt leider jedes tätige Interesse für Albanien.

Freilich ohne die Bemühungen Österreichs und Italiens wäre Albanien unter Montenegro, Serbien und Griechenland aufgeteilt worden; denn eine einheitliche nationale albanesische Bewegung ist erst in ihren Anfängen vorhanden. Entgegen allen Erwartungen schlugen sich die aufständischen Albanesen, die seit 1909 gegen die türkische Herrschaft gekämpft hatten, beim Beginn des Balkankrieges auf die Seite der Türken. Die Serben hatten fest darauf gezählt, daß der Bandenführer Issa Boljetinaz mit ihnen gegen die Türken ziehen werde. Serbien hatte die Aufständischen mit Waffenlieferungen und Geld unterstützt. In Serbien wurde behauptet, daß bei dem Frontwechsel österreichischer Einfluß mitgespielt habe. Auch Essad Pascha unterstützte im Jahre 1911 die Aufständischen und half ihnen die Stadt Kroja zu erobern. Als aber die Montenegriner begannen, gegen die Festung Skutari vorzurücken, marschierte er mit seinen Redifs in Eilmärschen der bedrängten türkischen Garnison zu Hilfe.

Eine das ganze Volk umfassende Bewegung gegen die Türkenherrschaft, ähnlich den griechischen oder serbischen Freiheitsbewegungen, gab es in Albanien nicht. Das völkische Bewußtsein bei den breiten Massen war erst im Erwachen. Erst in den letzten Jahrzehnten entstanden Schulen, in denen die albanesische Sprache gelehrt wurde, aber die türkische Regierung führte gegen diese Schulbewegung unerbittlichen Krieg. Unter Abdul Hamid wurden alle nationalen Bestrebungen unterdrückt. Viele freiheitsliebende Albanesen flüchteten deswegen nach Rumänien, wo sie Asylrecht genossen. In Rumänien wurde die erste albanesische Zeitung und die erste Druckerei gegründet. Der hochverdiente Marschall Redscheb Pascha, ein Albanese aus Kalkandelen am Wardar wurde vom Padischah nach Tripolis verbannt, weil er einmal in einer Offiziersversammlung von seinem „Vaterland Albanien" sprach.

Mit der Revolution von 1908 schien eine neue Zeit für Albanien aufzubrechen. In Konstantinopel entstand ein Verein zur Förderung der nationalen Idee in Albanien. In Monastir kam ein großer, aus allen Teilen Albaniens beschickter Kongreß zusammen unter dem Vorsitz des Nationaldichters Lumo Skendo. Der Kongreß forderte die Errichtung albanesischer Schulen mit Unterstützung der Regierung. Als Alphabet wurde das lateinische bestimmt. Damit wurde aber der Argwohn der Jungtürken erregt, die ja bekanntlich bald nach dem Sturze Abdul Hamids eine Ottomanisierungspolitik im ganzen Reiche einleiteten. Um die albanesische Schul-

Digitized by Google

bewegung zu lähmen, erklärten sie das türkische Alphabet für die albanesische Sprache obligatorisch. Wegen dieser Schriftfrage kam es darauf zu den Aufständen von 1910 und 1911, die durch die Generale Dschawid Pascha und Schefket Torgut Pascha in äußerst harter Weise niedergeworfen wurden. Zur Verteidigung der nationalen Schule und der nationalen Sprache machten die Albanesen Aufstände und verloren dabei fast 20000 Mann; diese Tatsache mögen sich diejenigen vor Augen halten, die beständig Albanien vor Europa zu diskreditieren suchen; an ihr ändern auch die Behauptungen des früheren serbischen Ministerpräsidenten Wladan Georgewitsch nichts, die Albanesen stünden auf prähistorischer Kulturstufe und könnten sich nicht auf das Prinzip berufen „Der Balkan den Balkanvölkern". Georgewitsch hat mit seiner Schmähschrift „Die Albanesen und die Großmächte" den Beweis geliefert, wie Nationalitätenhaß das Urteil auch eines gebildeten Mannes trüben kann.

Die Albanesen hatten im türkischen Reiche eine ganz andere Stellung als die anderen Balkanvölker. Gute zwei Drittel von ihnen bekennen sich zum Islam. Sie waren nicht unterdrückte Rajas wie die Serben oder Bulgaren, sondern sie zählten sich zu den Türken, zum herrschenden Volke im Reiche. Im türkischen Heere und in der Verwaltung hatten Albanesen die ersten Posten inne. Abdul Hamid sah Albanien als die Stütze seiner Macht in Europa an. Richtig erkannte er, daß dies aber nur solange der Fall sein werde, als die Albanesen sich als Türken betrachteten und nicht als eigenen Volksstamm.

Die Albanesen sind keine religiösen Fanatiker, sie sind kein religiöses Volk wie etwa die Araber. Religionswechsel ist bei ihnen nichts Unerhörtes. Angesehene Familien sind erst vor relativ kurzer Zeit zum Islam übergetreten und viele Männer führen je nach Bedürfnis einen christlichen und einen türkischen bezw. arabischen Namen. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß, sobald einmal alle Verbindungen mit der Türkei gelöst sind, die muhammedanischen Albanesen nach und nach zum Christentum zurückkehren werden. In diesem Zusammenhang erscheint uns eines der albanesischen Freiheitslieder besonders interessant, dessen Schlußreime wir in freier Übertragung von R. Bing hier wiedergeben:

Jedem Schwächling Schmach und Schande!
Tosken, Ghegen steht zuhauf!
Pflanzt Iskanders Banner auf
Im befreiten Vaterlande.
Laßt den alten Hader fahren
Kreuz und Halbmond söhnet aus
Hand in Hand und Haus an Haus
Sind wir Brüder — Skipetaren.

Das Zusammengehen mit den Türken wurde das Verhängnis der Albanesen. Einsichtige Männer hatten diese Gefahr schon längst erkannt. Sami Bey Frascheri legte 1899 dem Kongreß von Prisren ein Memorandum vor, wobei es unter anderm heißt: „Wenn sich die Albanesen von den Türken nicht trennen wollen, so werden sie eben mit ihnen untergehen. Das ist klar. Einen toten Menschen muß man begraben, so sehr man ihn auch geliebt haben mag. Die Türkei ist tot, sie wird begraben. Von ihr sich nicht trennen wollen, heißt mit ihr ins Grab steigen . . . Die Türken haben kein Recht noch länger zu leben; denn sie haben bis jetzt keinen

Digitized by Google

zivilisierten Staat und keine ordentliche Verwaltung einzuführen vermocht. Was aber haben wir mit den Türken zu schaffen? Wir sind keine Türken und stammen nicht von asiatischen Völkern ab. Wir sind Europas älteste Nation . . . ". Der Mann, der dies schrieb, gehörte der vornehmen Familie Fraschéri an, wie auch der obengenannte Vorsitzende des Monastirer Kongresses Midhat Bey, der unter dem Pseudonym Lumo Skendo in ganz Albanien bekannte Patriot und Dichter. Ein großer Teil der führenden Familien ist aber durch starke Bande mit Konstantinopel verknüpft und kann seine türkische Mentalität nicht verleugnen. Der mißlungene Staatsstreich Izzet Paschas war ein letzter Versuch, Albanien dem Okzident zu entreißen und es wieder unter die geistige türkische Herrschaft zu bringen. Ein Glück war, daß dabei die Ränke des orientalischen Politikers Ismael Kemal Beys offenkundig wurden und dieser Mann gezwungen werden konnte, das Land zu verlassen. Der andere Vertreter des Türkentums, Essad Pascha muß auch noch unschädlich gemacht werden. Er gehört der mächtigsten Familie Mittelalbaniens, den Toptani an. Die Toptani sind ein stolzes Geschlecht. Wir hörten einmal einen nahen Verwandten Essads sich in einer Gesellschaft über die Heirat des Königs von Italien unterhalten, wobei er erklärte, ein Toptan mit seiner jahrhundertelangen Ahnenfolge würde sich schämen, eine solche Mesalliance mit einer Prinzessin von Montenegro einzugehen. Es ist unendlich schwer, sich über die Absichten Essads klar zu werden. In Albanien wurde allgemein von geheimen Beziehungen zwischen ihm und den Serben und Griechen gesprochen. Seit der Übergabe von Skutari besteht dieser Verdacht. Mit Österreich steht er jetzt auf gespanntem Fuß, um so intimer ist sein Verhältnis zum italienischen Konsul Dolfini in Durazzo. Mit der Hilfe dieses Herrn gelang es ihm auch, die internationale Kontrollkommission umzustimmen. Der deutsche und englische Kommissär hatten bereits ein Abkommen mit ihm getroffen, wonach er sofort abdanken sollte. Als die gesamte Kommission nach Durazzo kam, um die Sache definitiv zu regeln, wußten Essad und Dolfini die erste Abmachung rückgängig zu machen. Essad hat sich seinen Einfluß durch reichliche Geldgaben erworben. Als kürzlich die Malissoren ihm in Durazzo huldigten, händigte er jedem einen Napoleon d'or ein.

Diesen Zug der Malissoren aus der Umgebung Skutaris nach Durazzo hatten die Österreicher zu verhindern gesucht, indem der Österreichische Lloyd angewiesen wurde, keine Fahrkarten nach Durazzo auszufertigen. Die Malissoren ließen sich nicht abschrecken, sondern schlugen den sehr beschwerlichen Landweg durchs Gebirge nach Durazzo ein. Viele Leute sind allerdings der Ansicht, daß es mit Essads Macht geschehen sein wird, wenn ihm nicht mehr öffentliche Gelder aus Zoll und Steuer zur Verfügung stehen. Immerhin wird er dem neuen Herrscher wohl noch zu schaffen machen, besonders wenn er fremden Einflüsterungen zugänglich ist.

Prinz Wilhelm zu Wied steht vor einer großen Aufgabe, einer echten Königs- und Mannesaufgabe. Seine Annahme der Fürstenkrone ist eine Tat, die deutschem Idealismus entsprungen ist. Der Prinz zu Wied ist von der Überzeugung durchdrungen, eine große Mission zu erfüllen, in Albanien Ordnung und Friede zu schaffen und das Land wirtschaftlichem Aufschwung entgegenzuführen. Nur ein christlicher Prinz kann mit Erfolg Herrscher Albaniens sein. Er muß über den

Digitized by Google

Parteien stehen und in seiner Person das geeinigte Albanien darstellen. Das sind die Hoffnungen, die der gewöhnliche Albanese auf ihn setzt, er erhofft von seiner Ankunft das Ende der Abenteuer von Parteiführern wie Ismael Kemal und Essad.

Wir gehen allerdings in unserm Optimismus nicht so weit, daß wir für die Herrschaft des Prinzen zu Wied keine Gefahren voraussehen. Doch glauben wir, daß ihm die Gefahren nicht so sehr aus dem Lande selbst erwachsen werden, sondern aus den Schutzmächten. Es ist gewiß, daß Österreich und Italien ihren Interessenkampf in Albanien weiter ausfechten werden. Beide Mächte verfolgen dort bestimmte politische Ziele, beide haben sich dort finanzielle Vorrechte gesichert. Wir glauben, daß die Absichten der Schutzpatrone bald mit dem natürlichen Entwicklungsgang Albaniens kollidieren werden. Der Fürst wird viel Klugheit brauchen, um diese Klippen zu umschiffen. Uns nötigt sein Mut alle Achtung ab. Es ist eine deutsche Tat, die unsere Sympathie verdient.

Kopp und die Krisis des Katholizismus.

Dem am 4. März entschlafenen Dr. Georg Kopp, Fürstbischof von Breslau und Kardinal der römischen Kirche, bezeugen alle, die ihm nahe gekommen sind, daß er ein kindlich frommer Priester, ein Vater der Armen, ein freigebiger Förderer von Kunst und Wissenschaft, ein Freund heiterer Geselligkeit, ein feiner Causeur gewesen ist; sein Diplomatengeschick hat ihm einen Platz in der Weltgeschichte gesichert. Dieser Eigenschaftenkomplex läßt nicht auf Fanatismus schließen; wie ist dieser Mann ins Lager der Fanatiker geraten? Aus seinem Naturell und der kirchenpolitischen Lage läßt sich, meine ich, das scheinbar Paradoxe erklären.

Schon gleich der Beginn seiner kirchenpolitischen Tätigkeit hat ihn in Gegensatz zur Zentrumspartei gebracht. Das diplomatische Geschick des damaligen Bischofs von Fulda erkennend, hat Bismarck ihn in den Staatsrat, dann ins Herrenhaus berufen und auf den Breslauer Bischofsstuhl befördert, und Kopp hat seine Erwartung nicht getäuscht. Indem dieser den Frieden mit dem Papste vermittelte, hat er den leitenden Staatsmann aus seiner unhaltbaren Lage in einer Weise erlöst, die ihm die Demütigung ersparte, seine Zugeständnisse dem verhaßten Zentrum machen zu müssen. Die Zentrumsführer aber fühlten sich durch diese Form des Friedensschlusses tief verstimmt.

Und diese gegensätzliche Stellung zum Zentrum nun war keineswegs bloß Ergebnis einer zufälligen und vorübergehenden Konstellation, sondern in Kopps Naturell begründet. So unähnlich der kleine Kirchenmann und der hühnenhafte Kürassier einander äußerlich waren — ihre Seelen waren innig verwandt: beide waren Autokraten und Diplomaten. Daß Kopp Autokrat gewesen, bekundet sein Klerus; ein Pfarrer hat ihn mit den Worten charakterisiert: „Ich bin der Herr, dein Kopp, du sollst keine andern Köppe haben neben mir.“ Er setzte immer und überall seinen eigenen Kopf durch; nicht polternd, die mit dem Samthandschuh bekleidete Eisenfaust war seine Methode. Da nun die römische Kirche im Vatikanum die Verfassung einer absolutistisch regierten Monarchie angenommen hat, konnte er die Autokratenstellung in seiner Kirchenprovinz nur im engsten Anschluß an das Oberhaupt des kirchlichen Gesamtstaats behaupten. Und seiner Auto-

Digitized by Google

kratennatur mußte jede liberale oder demokratische Organisation und Bewegung, mußten darum die Zentrumspartei, der Volksverein, die Veranstaltungen von München-Gladbach, die liberalisierenden Strömungen des Rheinlands, die Gewerkschaften Unbehagen erregen. Der Anspruch des Papstes auf Bevormundung der Arbeiterorganisationen durch die Bischöfe entsprach durchaus seinen eigenen Herzenswünschen. Die politischen Oppositionsgelüste, die sich im Zentrum auch nach dem Friedensschluß gelegentlich noch manchmal regten, waren ihm nicht weniger zuwider. Im Gespräch mit einem protestantischen Landrat hat er einmal seine Befriedigung darüber geäußert, daß sich das Zentrum in dieser Hinsicht zu bessern scheine. Die katholischen Organisationen und Bewegungen mögen ihn in eine Stimmung versetzt haben, ähnlich der durch die „revolutionäre" Volkserhebung des Jahres 1813 in der Seele des preußischen Königs und der in Bismarck durch den Nationalverein hervorgerufenen. Alles für, nichts durch das Volk, oder doch nur durch das von Oben gegängelte Volk ist die Losung solcher Männer.

Und auf diesem Punkte nun verbündete sich mit der Autokratie die Diplomatie. Kopp und Bismarck hatten einander trefflich verstanden. Jener wünschte diesem seinen Klerus als die schwarze Garde des Polizeistaats zur Verfügung zu stellen, und erkaufte damit der Kirche den Schutz des Staates. In diesem Sinne gedachte er weiter zu operieren, und dazu war die Gunst der Großen erforderlich, nachdem der Allergrößte, der Staat und Reich selbstherrlich regiert hatte, vom Schauplatze abgetreten war. Die Großen aber konnte er unmöglich gewinnen, wenn er es mit den christlichen Gewerkvereinen hielt, denn diese „Streikvereine" sind, weil sie nicht als revolutionäre Staats- und Reichsfeinde denunziert werden können, den Unternehmern noch mehr verhaßt als die Sozialdemokraten. Die beiden konservativen Parteien stehen deshalb dem Kampfe der Berliner gegen die Christlichen mit gemischten Gefühlen gegenüber. Als Protestanten müssen sie die Berliner hassen, weil diese jede Intimität mit Evangelischen fürchten und verabscheuen; als Unternehmer dagegen müssen sie die katholischen Fachvereine, die den Streik grundsätzlich verwerfen, den interkonfessionellen Christlichen vorziehen. Dem Kardinal Kopp war durch diese Lage der Dinge seine Stellung angewiesen; sie schied ihn vom „verseuchten Westen" und führte ihn in die Arme des Grafen Oppersdorff, dessen konfessionell gemischte Bauernvereine beweisen, daß es weniger der ultramontane Fanatismus als das Unternehmerinteresse ist, was ihn zum Vorkämpfer gegen Zentrum und Gewerkvereine macht.

Der große Diplomat ist nicht immer ein großer Staatsmann. Der Kirche die Gunst der Großen zu gewinnen, hat Kopp die Hand geboten zur Untergrabung der Zentrumspartei, die für die katholische Kirche Deutschlands unendlich viel mehr leistet, als die Gunst aller protestantischen Großen jemals vermöchte. Denn sie ist ohne Zweifel eine konfessionelle Partei: sie ist von Anfang an gewesen und bleibt, solange ihr noch beschieden sein wird zu leben, die politische Organisation der deutschen Katholiken. Wenn sie eine politische Partei zu sein behauptet, so hat das nur den Sinn, daß sie nicht bloß die Wahrnehmung der Interessen der deutschen Katholiken zum Zwecke hat, sondern daneben auch ein politisches Programm vertritt, das nicht ganz mit dem konservativen zusammenfällt, und daß sie,

Digitized by Google

wie sie bei jeder Gelegenheit betont und 1887 durch die Tat glänzend bewiesen hat, in rein politischen Dingen, in Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, keine Direktiven von Rom annimmt und geistliche Bevormundung ablehnt. Als konfessionelle Partei ist sie theoretisch nicht daseinsberechtigt; tatsächlich aber ist sie vorläufig noch unentbehrlich und (wenn auch vielleicht nicht gerade für Bayern) ein Segen. Sie hält an der gesunden staatsrechtlichen und sozialen Tradition fest, die der Freiherr vom Stein, Josef Görres und der Bischof Ketteler begründet haben; sie tut mehr für die Lohnarbeiter als die Sozialdemokratie mit ihrer Revolutionsspielerei; sie hat eine Anzahl tüchtiger Mitglieder, die im Reichs- und Landtag solide Arbeit leisten; und sie ist so ehrlich wie eine politische Partei nur irgend sein kann. Diese Partei untergraben helfen, das war wahrlich keine staatsmännische Leistung Kopps.

Die oben beschriebene Lage entschuldigt ihn wenigstens, und bequem war sie nicht, denn die Zerrüttung, die das Treiben der Berliner im deutschen Katholizismus anrichtete, konnte ihm nicht verborgen bleiben, und er hatte vor allem die Uneinigkeit des Episkopats zu verschleiern. Die Lage des Zentrums freilich ist noch weit schlimmer, ja geradezu verzweifelt. Seine Führer müssen sich blind stellen gegen die Tatsache, daß die Berliner die Truppen des Papstes sind und weiter nichts tun als Ernst machen mit der katholischen Orthodoxie, daß in der heutigen Krisis die vom neunten Pius hervorgerufene Krisis sich auswirkt, daß jetzt endlich die Unvereinbarkeit des Ultramontanismus mit der bürgerlichen und Staatsordnung sonnenklar zutage tritt. Wenn sich die Bedrängten nun helfen, wie man sich eben in verzweifelten Lagen zu helfen pflegt, wenn Kopp (siehe den Kirchenpolitischen Brief im Januarheft 1912 dieser Zeitschrift) seinen Bruder im Kardinalat in anonymen Zeitungsartikeln angreift, wenn die Zentrumsführer nicht aufhören, ihre Rechtgläubigkeit zu beteuern, während sie heimlich sich abmühen, den Unfehlbaren von kompromitierenden Kundgebungen zurückzuhalten und, sind solche dennoch erfolgt, deren eigentlichen Sinn in der Öffentlichkeit hinwegzuinterpretieren, so nehme ich ihnen das nicht übel. Der Machiavellismus, den der Konfessionshaß unbegründeterweise in Jesuitismus umgetauft hat, inhäriert aller Politik; nicht durch größere Ehrlichkeit unterscheiden sich unsere heutigen Politiker von dem großen Florentiner, sondern nur dadurch, daß sie — mitten in einer Sintflut psychologischer Literatur — schlechtere Menschenkenner und darum meist ungeschickt sind. Die Bergpredigt, die man den politisierenden Kirchenmännern vorhält, ist kein Moralkodex, sondern stellt das Gesinnungsideal auf für die kleine Zahl derer, die auserwählt sind, als das Salz der Erde die Gesellschaft vor Fäulnis zu bewahren, und durch ihr beschämendes Beispiel die Tatmenschen, denen ganz andere Ideale leuchten, soweit zu zügeln, daß sie die Grenze beachten, durch deren Überschreitung die unvermeidliche Sünde („der Handelnde ist immer gewissenlos") zum Frevel wird. In die Kategorie der Tatmenschen aber tritt auch der Ordensmann, der Weltgeistliche, wenn er das Gotteshaus, die Studierstube, das Krankenbett, die Schulklasse verläßt, um in den Gang der politischen Ereignisse einzugreifen. Was ich den Herren vom Zentrum ein wenig übelnehme, ist nur, daß sie nicht vom Lachreiz überwältigt werden, wenn sie genötigt sind, vor einer zahlreichen

Digitized by Google

Zuhörerschaft „den Heiligen Vater" zu feiern und ihren Gehorsam gegen ihn zu beteuern.

Aber vielleicht empfinden sie diesen Reiz gar nicht; Kopp, für den nach dem oben Gesagten der Glaube an die päpstliche Unfehlbarkeit ein Akt der Selbstbehauptung war, hat ihn gewiß nicht empfunden, und sein letzter Hirtenbrief, der noch einmal die Lehre vom unfehlbaren Primat mit den bekannten Argumenten begründet, wird ihm aus dem Herzen geströmt sein. Protestanten und unkirchliche Katholiken verstehen nicht, wie ein gescheiter und unterrichteter Mann trotz allem noch ein aufrichtig gläubiger Ultramontaner sein könne. Das Rätsel löst sich auf folgende Weise: Die ultramontanen und einige altchristliche Dogmen (von den spezifisch lutherischen und calvinischen gilt dasselbe, aber an die glaubt kein Mensch mehr) werden nur dann als unvereinbar mit der Vernunft, mit dem sittlichen Empfinden und mit den Tatsachen erkannt, wenn man sie und ihren Zusammenhang mit der gesamten Wirklichkeit gründlich durchdenkt und sich in ihren Sinn vertieft. Dazu haben heutige Kirchenfürsten, Parlamentarier und Geschäftsleute keine Zeit. Und erübrigen sie einmal ein Stündchen, dann hüten sie sich vor der Vertiefung in einen Gegenstand, der sie an ihrem Glauben irre machen könnte. Sie schätzen — mit Recht! — ihr Kirchentum in seiner Totalität als ein hohes Gut, das sie sich und ihren Kindern sichern wollen, und sie sind in der Überzeugung aufgewachsen, daß dieses Kirchentum ein Bau sei, aus dem man keinen Stein herausnehmen könne, ohne das Ganze zu Falle zu bringen, daß, wer auch nur einen Satz des ultramontanen Lehrsystems aufgibt, damit eine abschüssige Bahn betritt, auf der er unaufhaltsam abwärts gleitet, bis er im Abgrunde des Atheismus und Nihilismus endet. Diese Überzeugung ist irrig, wie ich aus allerpersönlichster Erfahrung weiß, aber sie hat den Schein für sich: die Selbstzersetzung der protestantischen Theologie und das Geschrei aller Modernen, daß im Lichte der Wissenschaft Gott tot sei.

Carl Jentsch (Neisse).

August Pauly.

Am 12. Februar wurde in München August Paulys Asche beigesetzt. Was für ein großer, an Geist und Herz reichbegabter Mensch mit ihm dahingegangen ist, wissen die, denen das Glück zuteil ward, ihm persönlich nah' zu kommen; was die Wissenschaft an ihm verloren hat, wird wohl erst einer späteren Zeit im ganzen Umfang zu ermessen vorbehalten sein. Seine Persönlichkeit kann nur voll gewürdigt und verstanden werden, wenn man beachtet, wie bei ihm klarer Verstand und warmes Gemüt zusammenwirkten, um einen selten edlen und wertvollen Menschen auszumachen; beide Seiten seines Wesens waren beherrscht durch ein unerschütterliches Gesetz: Wahrheit in allen Dingen und um jeden Preis.

August Pauly wurde am 13. März 1850 in München geboren. Sein Vater Cölestin war Weinhändler, vorher Hufschmied, und stammte aus Montails bei Foix in Südfrankreich; er war nach längeren Wanderungen nach München gekommen und hatte sich dort um 1840 mit Johanna Riehle verehelicht, deren Vater aus Ortenberg im badischen Schwarzwald eingewandert war. Von seinem Vater, einer begabten, aber unsteten und schroffen Natur, hat er nicht viel Verständnis

Digitized by Google

und Liebe erfahren; einen um so größeren Einfluß hatte die mit einem reichen Herzen begabte Mutter auf die Entwicklung seines Gemüts. Nachdem infolge einer schweren Typhuserkrankung der geplante Eintritt ins Gymnasium hatte unterbleiben müssen, bestimmte ihn sein Vater zum Kaufmannsberuf und nahm ihn nach zweijährigem Besuch einer Handelsschule in sein Geschäft. Dort vermochte indessen die Art seiner Beschäftigung den geistig regsamen Knaben nicht auszufüllen. In seiner freien Zeit suchte er seinen Heißhunger nach Kenntnissen mit Lektüre jeder Art zu stillen, die durch glückliche Umstände und allmählich reifendes Urteil an Gehalt immer wertvoller wurde, bis die deutschen Klassiker, Shakespeare und Darwin, dessen Lehre damals die Naturwissenschaften zu beherrschen begann, auf sein Denken einwirkten, doch ohne Anleitung oder Führung durch einen gereiften Menschen. Gleichzeitig war ein lebhaftes Interesse für die sinnliche Erscheinung in ihm erwacht und ein Talent ihr darstellerisch nachzugehen, so daß er ernstlich daran dachte, Maler zu werden. Über allem aber schwebte das noch unklare Bedürfnis nach einer Weltanschauung. Im Verkehr mit Gymnasiasten begann er zu begreifen, daß die Universität der Ort sei, wo alles Wissen zu erlangen wäre und das humanistische Gymnasium die Vorstufe dazu. In dieser Zeit, nämlich im Jahre 1868, lernte er den acht Jahre älteren Adolf Bayersdorfer kennen, den er bald begeistert verehrte, nachdem es ihm anfangs etwas schwer gefallen war, sich mit dessen sarkastischer Eigenart abzufinden. Pauly sagte später oft, daß er das Bekanntwerden und die Freundschaft mit Bayersdorfer als den größten Gewinn seines Lebens betrachte. Bayersdorfer war es auch, der dem Unerfahrenen und tastend Suchenden den Weg zu dem ersehnten Ziel zeigte und ihm dabei, reich an geistigem Besitz, wie er war, ein Lehrer und Förderer echter Bildung wurde.

Nachdem Pauly in den folgenden Jahren sich durch Privatstudien auf das Abiturientenexamen vorbereitet und gleichzeitig auf der Universität Vorlesungen gehört hatte, bestand er 1873 die Reifeprüfung. In Dankbarkeit gedachte Pauly, wenn er von jenen Zeiten erzählte, seines Altersgenossen und Jugendfreundes Jakob Schiestl, der ihm, wo und wie er konnte, aushalf, ihn ins Gebirge mitnahm, und dessen frischer Humor und Freude an der Natur das Band bildete, das die beiden jungen Menschen Jahre hindurch zusammenhielt.

Die Absicht, Maler zu werden, unterlag dem mächtigeren Drang, sich ganz der Philosophie zu widmen, einer Philosophie auf naturwissenschaftlicher Grundlage; „denn", schreibt er in einer persönlichen Aufzeichnung, „obgleich mein ganzes Streben auf die Probleme der Philosophie gerichtet war und ich davon nie abwich, so hätte ich mich doch niemals entschließen können zu den theoretischen Philosophen in die Schule zu gehen, sondern war von dem stärksten Verlangen nach Kenntnis der Natur, der Lehrerin aller Philosophen, erfüllt, und es zog mich vor allem zur Zoologie als einer alle Zweige der Lebenskunde umfassenden Wissenschaft, deren Gegenstand, das Tier, die ausdrucksvollste Erscheinung der gesamten Natur bildet."

Als seine Lehrer im engeren Sinne bezeichnete er Karl Theodor von Siebold, den er hoch verehrte, und Ludwig von Graff in Graz, damals Privatdozent in München. 1877 wurde er *summa cum laude* zum Doktor promoviert; seine Dissertation, eine Preisarbeit „Über die Wasseratmung der Limnäiden", hatte ihn im

Digitized by Google

August 1875 zum ersten Mal nach dem lieblichen Seehaus in die Chiemgauer Berge geführt, wo er seitdem in 38 Sommern köstliche Erholung und Muße zu stiller Arbeit fand. 1882 habilitierte er sich mit einem „Beitrag zur Anatomie der Schwimmblase des Aals." Er hatte sich bis dahin als Siebolds Assistent mit dem Studium der Parthenogenese und mit mikroskopisch-anatomischen Arbeiten beschäftigt, außerdem als ständiger Mitarbeiter an einer Geflügelzeitung Gelegenheit gehabt, durch annähernd 3000 Sektionen von Vogelleichen die Anatomie und Pathologie der Vögel gründlich kennen zu lernen. Schon damals befaßte er sich mit der Kritik der Selektionstheorie, wie aus den bei der Habilitation verteidigten Thesen hervorgeht. Von 1886 an trat er, zunächst mit einem Teil seiner Anschauungen, an die Öffentlichkeit in dem Kolleg „Über die Darwinsche Theorie der Artentstehung", das sich im Laufe der Jahre aus einem rein kritisch-analysierenden zu einem aufbauenden entwickelte. In dieser entscheidenden Zeit begegnete sich sein Weg mit dem Theodor Boveris, dessen klares und sachlich kühles Urteil er als eine höchst glückliche Ergänzung seines eigenen empfand. Und es waren nicht nur wissenschaftliche Fragen, sondern alle tiefsten des Lebens, der Literatur und der Kunst, deren Austausch und Klärung durch das ganze Leben hindurch den Freunden zum Genuß und zum Bedürfnis wurde.

Nach seiner Habilitation übernahm Pauly ein Kolleg über Forstinsekten, las im Winter für Forstbeflissene über Wirbeltiere und kam auf diese Weise zur Forstzoologie. Durch eifriges Sammeln von Insekten und Fraßstücken legte er den Grund zu der weit über Deutschland hinaus als mustergültig anerkannten forstentomologischen Sammlung der K. Bayr. Forstlichen Versuchsanstalt in München, der er später noch eine kleine, aber um so wertvollere Lehrsammlung von Wirbeltieren, Skeletten und Geweihen hinzufügte. 1896 wurde er zum a. o. Professor für angewandte Zoologie und bald darauf zum Vorstand der zoologischen Abteilung der Kgl. Forstlichen Versuchsanstalt ernannt, eine Stellung, die er bis zu seinem Tode inne hatte; daneben führte ihn seit 1895 ein Lehrauftrag für landwirtschaftliche Zoologie wöchentlich an die Kgl. Landwirtschaftliche Hochschule in Weihenstephan.

Kurz vor seiner Berufung, die ihm endlich eine gesicherte Lebensstellung bot, hatte er seine Mutter verloren, an der er mit unbegrenzter Verehrung hing, und deren Verlust er nie verschmerzt hat. Seine Anstellung ermöglichte ihm nun aber endlich, seine Braut Mathilde, geb. von Portheim, heimzuführen, die ihm für den letzten und an Gaben reichsten Abschnitt seines Lebens eine treue und so unentbehrliche Gefährtin wurde, daß er ohne sie zu der höchsten Leistung seines Lebens, der Abfassung seines Werkes „Darwinismus und Lamarckismus" (1905) nicht hätte gelangen können; denn ein fortschreitendes Augenübel, das ihn in den letzten Jahren seines Lebens der Erblindung nahe brachte, hatte ihm, verbunden mit anderen körperlichen Leiden, andauerndes Lesen und Schreiben unmöglich gemacht. Sie ward sein Auge und seine Hand. Während sein körperliches Auge sich trübte, richtete er immer mehr den Blick nach innen und rang sich, unterstützt durch ein beneidenswertes Gedächtnis und eine seltene Fülle tatsächlicher und sicherer Kenntnisse zu den höchsten Höhen echter Gelehrsamkeit empor, deren köstlichste Früchte er im persönlichen Verkehr verschenkte. So lebte er das stille Leben eines Weisen, bis

Digitized by Google

ihn im Januar dieses Jahres ein Schlaganfall auf ein kurzes Krankenlager warf, von dem ihn der Tod am 9. Februar 1914, abends 1/28 Uhr, erlöste.

Pauly gilt als einer der bedeutendsten Forstzoologen seiner Zeit und insbesondere als ein hervorragender Kenner der Biologie der Forstinsekten. Zuchtversuche über die Generationen der Borkenkäfer sowie über Fraß an ungewohnten Holzarten brachten Licht in die widerstreitenden Ansichten über die Lebensweise dieser Tiere. Besonders verdient hat er sich durch seine praktischen Untersuchungen über die Nonne gemacht, die naturgemäß von solchen über andere waldverderbende Schmetterlinge, Blattwespen und Käfer begleitet wurden. Zwar ist die Zahl seiner auf dies Gebiet bezüglichen Druckschriften nicht groß, aber um so mehr hat er als Lehrer gewirkt, und wer das Glück hatte, sein Schüler zu sein, wird sich immer mit Dankbarkeit an Paulys bewundernswürdiges Lehrvermögen erinnern. Seine Vorlesungen über Forstinsekten waren, zumal in der Zeit, als er noch zu zeichnen vermochte, das Vorbild eines akademischen Lehrvortrags. Sein Zeichentalent und die Fähigkeit, das Wesentliche der Gestalten mit den geringsten Mitteln zum Ausdruck zu bringen, unterstützten ihn dabei sehr. Es lag in seiner Eigenart, in der glücklichsten Weise Hohes und Niederes, Sachliches und Theoretisches, Scherz und Ernst zu verbinden und an eine praktische Unterweisung seiner Zuhörer oft eine ethische Betrachtung zu knüpfen, ja, sie an die größten philosophischen Gedanken heranzuführen.

So gewissenhaft sich Pauly in diesem praktischen Zweige der Zoologie betätigte, so sah er die Beschäftigung damit doch nicht als seine eigentliche Lebensarbeit an, und sie war es auch nicht. Eine Verkettung von Umständen, die seine wissenschaftliche Laufbahn bestimmten, und äußere Verhältnisse hatten ihn gerade auf diesen Posten gestellt. Die ihm als Forstzoologen allgemein gewordene Anerkennung ahnt kaum, einem wie verhältnismäßig unwichtigen Teil seiner Ganzheit sie dabei allein gerecht wird. Wie ihn der Wunsch nach philosophischer Erkenntnis zum Studium getrieben, so hat er ihn sein Leben lang beherrscht, und die auf seine philosophischen Studien sich gründende Produktion betrachtete er selbst als die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Schon früh die Mängel der Selektionstheoretischen Formel erkennend, strebte Pauly darnach, ein zur Erklärung organischer Zweckmäßigkeit ausreichendes Prinzip aufzudecken und kam schon in seinen ersten Studienjahren (1874) zu der Überzeugung, daß dies nur ein im Innern des Organismus liegendes sein kann. In Lamarck erkannte er seinen großen Vorgänger, nachdem er dessen Lehre, anstatt einen Bruchteil derselben aus Darwins Werken zu holen, an der Quelle selbst studiert hatte. So kam er zur Einsicht, daß sich dort unter der Oberfläche der Formel vom Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe ein psychisches Prinzip verbarg, und seine Aufgabe wurde es, mit Hilfe von Kenntnissen, die hundert blühende Jahre der Forschung entwickelt hatten, Lamarcks Lehre auszugestalten. Damit trat er aber gewissenhaft und kritisch gegen sich selbst erst nach einer dreißigjährigen Verarbeitung hervor. In einem 1890 erschienenen kleinen Aufsatz über Vererbung verriet er zum erstenmal der weiteren Öffentlichkeit, daß er sich mit solchen Studien abgab. Sein Hauptwerk (1905), das er selbst auch als Einzelarbeit nicht als abgeschlossen betrachtete, enthält unter dem bescheidenen Titel „Darwinismus und Lamarckismus" seine Lehre. Wenige Jahre vorher war sein Vortrag „Wahres

Digitized by Google

und Falsches an Darwins Lehre" erschienen, welchen man ganz gut als Prolegomena zu seinem Buch bezeichnen kann. In den letzten Jahren seines Lebens veröffentlichte er eine Reihe kleinerer Aufsätze, die, vielfach durch Entgegnungen angeregt, dem Verständnis seiner Lehre zu dienen bestimmt sind. Es ist hier nicht der Ort, auf den wissenschaftlichen Inhalt seines Lebenswerkes einzugehen; nur dieses sei gesagt, daß das Buch zu jenen gehört, die, in vieler Hinsicht mißverstanden von ihrer Zeit, auf die Anerkennung einer späteren warten. Eine neue Lehre, die neue Begriffe enthält, findet für diese nur alte Wortformen vor, und das ist eine Hauptursache vielen Mißverstehens. Pauly ist auch hier Philosoph, der mit beiden Füßen auf naturwissenschaftlichem Boden steht.

In Paulys Persönlichkeit vereinigte sich das lebhafte, ja oft stürmende Temperament des Südfranzosen mit der Gemütstiefe des Schwarzwälder Alemannen. Im Schwarzwald, der Heimat ihres Vaters, glaubte er das Wesen seiner Mutter begründet. Sein klarer, kritischer Verstand und sein stets bereites Gedächtnis verliehen ihm eine geistige Überlegenheit, welche, gepaart mit Bescheidenheit und Milde der Gesinnung im persönlichen Verkehr niemals unangenehm empfunden werden konnte. Dabei war er eine Kämpfernatur und konnte, wo es seine Überzeugung galt, gegen andere und sich selbst rücksichtslos und ohne zögernde Bedenken vordringen, nur von dem einen Gedanken beseelt, für das, was er als wahr erkannt hatte, mit seiner ganzen Männlichkeit einzutreten.

Schon in seiner Jugend kam Pauly durch seinen Schwager Bayersdorfer in einen Kreis geistig hervorragender Männer, die, alle etwas älter als er, damals in dem ersten Ringen um die Herausbildung ihrer Persönlichkeit standen. Es waren dies neben Bayersdorfer, Karl du Prel, Martin Greif und Karl Haider, mit welchen Pauly lebenslänglich aufs innigste befreundet war. Der geistige Mittelpunkt dieses edlen Kreises war später Pauly selbst. Er würzte den Verkehr durch die göttliche Gabe des Humors, der niemals in Satire umschlug, selten an Äußerlichkeiten sich erschöpfte und bei mancher Derbheit der geistreichen Würde nie entbehrte. Die Aufopferungsfähigkeit, mit der er sich für die, die ihm nahestanden, mit der er vor allem für seinen Freund Karl Haider, dessen Bedeutung er als einer der ersten erkannt hatte, eintrat, wird keiner seiner überlebenden Freunde vergessen. Eine letzte große Freude war es ihm, die von ihm geleitete Sammlung für das Haiderdenkmal in Schliersee dem Abschluß nahe und die Fundamente gelegt zu wissen. Die Kunst machte einen großen Teil von Paulys Innenleben aus; ein nie trügendes Gefühl für das Große und Wahre in allen ihren Äußerungen war ihm angeboren. „Nur in den Künsten," sagt er selbst, „unter allen Menschenwerken läßt sich etwas wahrhaft Vollkommenes, Unübersteigliches erreichen. In ihnen allein kann eine große menschliche Seele die ganze Fülle ihres Sehens und Empfindens so voll ausdrücken, daß ihr Werk Ewigkeit hat . . . In der Wissenschaft erhält sich wohl die Größe durch Jahrtausende, aber ihr Inhalt gehört der Menschheit wie ein Baustein, den sie umformt und auf den sie andere legt." In den Künsten schien ihm der Mensch jenem Unendlichen, Unbegreiflichen am nächsten zu kommen, das keine Wissenschaft jemals aufdecken kann. Niemals dachte er so niedrig von den Welträtseln, daß Wissenschaft sie lösen könne. Seine Gedanken und Betrachtungen über diese höchsten

Digitized by Google

Gebiete menschlichen Geistes finden sich in seinen „Aphorismen", die zu dem Feinsinnigsten und Bestgeformten ihrer Literatur gehören. Seine Denkart kann nicht besser bezeichnet werden, als durch seine dorther entnommenen Worte:

„Daß sich das Verhältnis des Menschen zu seiner innern und äußern Welt jemals so verändern könnte, daß er als der Größere auf sie herabsehen könne, das kann nur ein geistig Blinder glauben. Keine Wissenschaft kann die Ehrfurcht vor dem Unergründlichen, in dem wir leben und das wir selbst in uns tragen, je verscheuchen; jede, so hoch sie sich erheben mag, wird zuletzt doch immer wieder dasselbe Gefühl in uns erwecken, das Religionen erzeugen, die ihren Kern mit Recht als das Höchste betrachten, was die menschliche Seele erfassen kann. So wird das Unbegreifliche, ob wir es in den Formen der Religion, der Kunst oder der Wissenschaft betrachten, in jeder Entwicklung, die unser Geist einschlagen mag, das höchste Verehrungswürdige bleiben, das uns in anbetende Stäubchen verwandelt."

Breisach, im Februar 1914. Dr. Adolf Leiber.

Gustav Mahler. Von Richard Specht.

Eine „innere Biographie" nennt Specht sein Buch[1]) und wer Daten und Anekdötchen sucht, wird hier nicht viel „Material" finden. Aus seiner großen glühenden Liebe heraus versucht er, die Gestalt dieses Mannes nachzuschaffen, der wie eine reinigende Flamme aufglühte, jeden, der ihm nahekam, entzündete, zu Liebe oder zu Haß, und erlosch, eben in jenem Augenblick, da man anfangen wollte, ihn zu begreifen. Man mag nun sagen, daß die Wechselbeziehungen des äußern und innern Lebens zu enge sind, um sie so zu trennen, wie Specht es tut, dem zeitliche Nähe es verwehrt, auf Tatsächliches einzugehen. Mir persönlich scheint es indessen wichtiger, der großen Linie eines Lebens nachzugehen, als in kleiner Forscherarbeit zu ergrübeln, wieso denn der große Mann zu diesem und jenem „kam". Hans Pfitzner hat einmal, auch in den Süddeutschen Monatsheften, gesagt: „Das Charakteristische an genialen Kunstleistungen ist, daß einem das fertig vorliegende eben so selbstverständlich vorkommt, als es unbegreiflich bleibt, wie es entstehen konnte." Ich weiß nicht, ob Specht dieses Wort kennt, etwas Ähnliches hat er wohl empfunden, als er es vermied, das Leben eines Starken zu untersuchen, zu zerlegen und zu sezieren, sondern, seine Gesamtheit ganz dichterisch empfindend, erzählt, wie er auf seine Zeit wirkte, doch ohne die letzten Schleier zu lüften, die das Werden großer Dinge geheimnisvoll verhüllen. L. Andro (Wien).

Joseph Pembaur d. J., Von der Poesie des Klavierspiels.

Ohne seine modernen Zitate hätte dieses Buch[2]) getrost als nachgelassenes Werk Robert Schumanns erscheinen können. Hier ist jene Kunst der Darstellung wieder aufgelebt, deren Geheimnis in dem vollkommenen Ausgleich geistiger und seelischer Kräfte liegt. Wir haben Musikschriftsteller genug, die mit großem Geschick, ja mit Sprachkunst an ihrem Gegenstand vorbeireden. Wir haben auch tüchtige Prosektoren, die den Leib des Kunstwerks gewissenhaft zerschneiden, ohne die Seele zu entdecken. (Sie sprechen allerdings zur Sache — zu ihrer Sache.) Wie selten ist aber der

[1]) Bei Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig. — [2]) München, Wunderhornverlag.

Digitized by Google

Typus des wahrhaft gebildeten Künstlers, des höchst sensiblen und doch starken Menschen, der in der dünnen Luft wissenschaftlichen Denkens leben kann, ohne an seiner Seele Schaden zu nehmen. Solche Naturen bewahren sich ihr ungebrochenes künstlerisches Empfinden und ihre schöne Menschlichkeit. Man erkennt sie an der ungezwungenen Anmut ihres Stils, in dem der Intellektualismus nur als unterirdischer Strom wahrnehmbar ist, und der den Leser weniger mit seinen Sätzen als zwischen seinen Sätzen erobert. So hat Robert Schumann geschrieben, so schreibt Josef Pembaur. Sein Buch über die Poesie des Klavierspiels wird unter den Verehrern Schumanns die besten Freunde finden. Alexander Berrsche (München).

Eine begrüßenswerte Neuerung

in der Beurteilung von Büchern hat seit einiger Zeit „Der Gral", Monatsschrift für Literatur und Kunstpflege in katholischen Kreisen, eingeführt, nämlich das in den Schulen seit langem bewährte Notensystem. Der Besprechungsteil dieser Zeitschrift bringt an der Spitze in jeder Nummer den folgenden

Schlüssel zur raschen übersichtlichen Beurteilung:

(Gilt vorläufig nur für Belletristik und Jugendschriften)

Religiöse Bewertung:

I Entschieden und positiv katholisch.
II Das kath. Gefühl nicht verletzend, einwandfrei.
III Positiv christlich-protestantisch.
IV Vereinzelte religiöse Irrtümer oder Ausfälle gegen die kath. Religion enthaltend.
V Den religiösen Indifferentismus und reine Diesseitskultur befördernd.
VI Antikatholisch, glaubensfeindlich, atheistisch.

Ethische Bewertung:

1 Im vollen Einklang mit der kath. Moral, positiv sittliches Empfinden fördernd.
2 Sittlich einwandfrei.
3 Vereinzelte Verstöße gegen das kath. Sittengesetz, sinnliche Stellen enthaltend.
4 Durchaus auf christentumsfeindlichen Moralgrundsätzen aufgebaut.

Literarische Bewertung:

A Dichterisch hochstehendes Kunstwerk.
B Literarisch bedeutsam, vereinzelte künstlerische Qualitäten.
C Höherstehende Unterhaltungsliteratur.
D Unterhaltungsliteratur ohne literarischen Wert.
E Vorwiegend moralische oder religiöse Zweckliteratur.

R nur für reife Leser, J für die Jugend.

* Vor dem Namen des Autors bezeichnet die Werke katholischer Schriftsteller oder aus einem katholischen Verlag.

Mit Hilfe dieses Schlüssels können wir den „Gral" kurz beurteilen: * I, 1 E J.

Eine Schopenhauerbiographie.

Einer der neuesten philosophischen Bände (Nr. 5388—90) bei Reclam ist die Schopenhauerbiographie von Damm. Weil die meisten Rezensionen in Deutschland geschrieben werden, um dem Verfasser oder dem Verleger einen Gefallen zu tun, sind günstige Besprechungen erschienen, und weil der Verfasser keine Quellen nennt, gehen manche Tatsachen (z. B. die durch Karl Alexander von Müller in unserem Januarheft 1911 veröffentlichten Würzburger Dokumente), so durch die Blätter, als ob Damm sie zum erstenmal mitteile. Auch wenn man keine phantastischen Anforderungen an einen Schopenhauerbiographen stellt (z. B. daß er etwas von Schopenhauer verstehe), wird man nicht auf seine Rechnung kommen. Über die Verköstigung Schopenhauers an den verschiedenen Aufenthaltsorten wird man einigermaßen unterrichtet; von dem, was Schopenhauer bewegte, erfährt man wenig. In den früheren Jahren geht es noch eher an, trotzdem auch da schon durch die eingehende Darstellung der bis auf einige Krankheiten und Prozesse ungestörten

Digitized by Google

sinnlichen Existenz ein falsches Bild entsteht. Aber aus den letzten Jahrzehnten hört man nur Anekdoten, die nicht einmal chronologisch geordnet sind. Da die Geschichte des Frankfurter Aufenthalts eine ungeordnete Anekdotensammlung ist und die meisten Anekdoten aus den späteren Jahren überliefert sind, bekommt man keine Ahnung von der Einsamkeit des ersten Jahrzehnts. Kein Wort vom Einstampfen der ersten Auflage des Hauptwerks, kein Wort vom Bekanntwerden mit Frauenstädt und vom Zerwürfnis mit ihm, kein Wort von den Schwierigkeiten, für die Parerga einen Verleger zu finden, kein Wort vom Schicksal der Preisschriften, kein Wort vom jahrzehntelangen Schweigen der Öffentlichkeit und von Oxenfords Artikel, der dieses Schweigen brach; Leuten wie Damm ist einer, der im Englischen Hof diniert, stets glücklich zu preisen. Die wenigen Seiten, auf denen Grisebach am Schluß seiner, auch bei Reclam erschienenen, Schopenhauerausgabe die Chronologie von Schopenhauers Leben gibt, lassen mit einem Blick die Erhabenheit dieses Lebens erkennen und vermitteln ein unvergleichlich richtigeres und vollständigeres Bild als das ganze Buch von Damm. Wie Frauenstädt kommen Becker, Doß, Lindner, Bähr nur als Berichter von Anekdoten vor; Dorguth überhaupt nicht. Orgien feiert die Unwissenheit des Verfassers u. a. in dem offenbar zur Füllung der verabredeten Bogenzahl geschriebenen Anhang. Darin erzählt er auch, was „der Eremit von Sils-Maria", „ein ebenfalls bahnbrecherischer Geist", über den Stil des „Frankfurter Philosophen" sagt. Von seinem eigenen Stil, der nicht bahnbrecherisch, sondern nur brecherisch ist, lohnt es sich zu sprechen, weil er beweist, daß Damm Schopenhauers Ausführungen über Sprachverhunzung nicht gelesen hat. Überhaupt ist sogar uns, die so viel mit Schriftstellern zu tun haben, eine solche Unwissenheit seit Wochen nicht vorgekommen. Als einen der Gründe, weshalb Schopenhauer 1814—1818 Italienisch trieb, nennt er den Wunsch, die Dichtungen „des ihm wesensverwandten Leopardi" (geboren 1798!) im Original zu lesen, auf den Schopenhauer vierzig Jahre später aufmerksam wurde. Schopenhauer soll die Hauptwerke Darwins im Original gelesen haben, von denen alle außer dem *Origin of species* nach seinem Tod erschienen sind und aus diesem Grund von ihm nicht gelesen wurden, während er den *Origin of species* nicht gelesen hat, weil ihm der Auszug in den *Times* genügte. Den Pessimismus erklärt Damm als die Lehre, „daß alles was besteht, dem Untergang anheimfällt". Einen Augenblick macht er sich Sorgen, daß wenn die Schopenhauersche Philosophie durchdränge, die Heiligen überhandnehmen könnten; im nächsten Augenblick beruhigt er sich bei dem Gedanken, der auch Schopenhauer als tröstlich erschienen sei, „daß es wohl nur ganz wenigen, vereinzelten Ausnahmemenschen möglich sein werde, auf diese äußersten Höhen der Erkenntnis, auf denen es einen jeden schwindeln muß, zu gelangen". Aber der Ärger über die Unwissenheit des geschichtlichen Teiles ist doch zu groß, als daß eine Freude über die Komik des philosophischen aufkommen könnte. C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

29-4-1914

Süddeutsche Monatshefte

Josef Ruederer / Prinz Dschem. Tragikomödie

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Hans Friedenthal / Über neue Wege der Säuglingsernährung

Aus dem Briefwechsel des preußischen Ministers Karl von Manteuffel / Mitgeteilt von Alfred Stern

Friedrich Wilhelm Foerster / Die Bewegung für „Jugendkultur"

Josef Hofmiller / Graf Zichys Autobiographie

Die Geschichte eines Deserteurs

Mathilde von Kemnitz / Die Materialisations-Phänomene Dr. von Schrenck-Notzings

Karl Gruber / Neue Beobachtungen an den Elberfelder Pferden

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg

Rundschau.

München, Mai 1914.

Vierteljährlich 4 M

Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Größte Brauerei des Deutschen Reiches in einem einzigen Betriebe.

Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Dunkle und helle Lagerbiere, Märzenbier, Bockbier
St. Bennobier.

Versand nach allen Ländern der Erde.

SAALECKER WERKSTÄTTEN

Künstlerische Leitung:
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG

Entwurf und Ausführung von Schlössern, Herrenhäusern, Stadt- und Landhäusern, von Garten- und Parkanlagen. Lieferung von ganzen Wohnungseinrichtungen und einzelnen Möbeln. Ständige Ausstellung Berlin W, Viktoriastr. 23 (bei der Potsdamer Brücke)

Digitized by Google

Galerie Arnold, Dresden

11. April bis Mitte Mai

Große Ausstellung von Meisterwerken französischer Malerei

Géricault, Delacroix, Daumier, Corot, Courbet, Manet, Degas, Monet, Renoir, Cézanne u. a.

Im graphischen Kabinett einzusehen:

Französische Graphik

Daumier, Lautrec, Manet, Gauguin, Corot, Daubigny, Renoir, Monet, Millet.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang Mai 1914 Heft 8

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Josef Ruederer / Prinz Dschem. Tragikomödie 169

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 218

Hans Friedenthal / Über neue Wege der Säuglingsernährung 225

Aus dem Briefwechsel des preußischen Ministers Karl von Manteuffel / Mitgeteilt von Alfred Stern . 238

Friedrich Wilhelm Foerster / Die Bewegung für „Jugendkultur" 249

Josef Hofmiller / Graf Zichys Autobiographie 263

Die Geschichte eines Deserteurs . 272

Mathilde von Kemnitz / Die Materialisationsphänomene Dr. von Schrenck-Notzings 288

Karl Gruber / Neue Beobachtungen an den Elberfelder Pferden 293

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg 301

Rundschau: Seite

Literatur über den Balkankrieg / Von Franz Carl Endres, kais. ottom. Major im Generalstabe, in Konstantinopel 308

Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer / Von Universitätsprofessor Dr. Josef Nadler in Freiburg (Schweiz) . . . 310

Kulturbilder aus Alt-München / Von Dr. Otto Kronseder, Prorektor am Gymnasium in Straubing 312

Miniaturen aus Handschriften der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München Von Professor Dr. Karl Voll 313

Bürkels Jahrbuch / Von Prof. Dr. Karl Voll 315

Unsere letzten Erdbeben / Von Prof. K. Rudel, Vorstand der Wetterwarte in Nürnberg . 316

Uneheliche Kinder / Von Frieda Mallinckrodt 319

Max Steiner / Von Dr. Alexander Berrsche 321

Ulrich Rauscher / Vom Berliner Theater . 322

Lieder zum Singen 325

Aus der modernen Festdichtung 326

Josef Hofmiller / Bücher des Monats X

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:

WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Prinz Dschem

Tragikomödie

von

Josef Ruederer.

PERSONEN:

Rodrigo Borgia, jetzt Papst Alexander VI.

Cäsar, Lucrezia } seine Kinder

Vanozza, deren Mutter

Giovanni Sforza, Herzog von Pesaro, Lucrezias erster Gatte

Dschem, türkischer Prinz

Marquis d'Estournelles, der Gesandte Frankreichs

Graf Isetto, der Gesandte Neapels

Kardinal Hipolyt, der Gesandte Ferraras

Ben Ali Bey, der Gesandte des Sultans

Ein jüdischer Arzt

Päpstliche Kämmerer und Hellebardiere

Diener des türkischen Gesandten

Rom — Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Ein großer Saal im Vatikan mit durch Gewölbe gegliederter Decke. Die einzelnen Felder stellen in der reichen, mit Gold verzierten Malerei des Pinturicchio die Heimsuchung Mariae, das Martyrium des heiligen Sebastian, die Auferstehung Christi und die Flucht der heiligen Barbara dar. Rechts eine hohe Flügeltüre, an der linken Wand ein erhöhter goldener Thronsessel. In die linke Armlehne des Thronsessels ist, wie man es manchmal auf den Kanzeln italienischer Kirchen sieht, ein einfaches Holzkruzifix schief eingelassen, zu seinen Füßen steht eine goldene Schale mit weißen Rosen.

Im Hintergrund führen mehrere Stufen auf eine Marmorestrade, die von zwei, in tiefe Nischen gegrabenen Bogenfenstern abgeschlossen wird. Dort in der Ecke links eine kleine Türe, in der Mitte ein sehr niederer Tisch, auf dem sich Speisen aller Art wie Pasteten, Geflügel, Schinken, Eier, Torten, große Früchte, in goldenen Schüsseln, sowie Wein in silberbeschlagenem Krystall befinden. Rechts in der Ecke der Estrade auf einem Schemel ein ausgestopfter großer Affe.

Hinter dem Tische Prinz Dschem auf einem mächtigen rotseidenen Kissen, das nach rückwärts ein Ausstrecken des ganzen Körpers gestattet, mit überschlagenen Beinen. Er ißt und trinkt mit sichtlichem Behagen, ohne sich auch nur einen Augenblick um Das zu kümmern, was um ihn vorgeht. Nach einer Pause erscheint von rechts Vanozza, von Lucrezia um die Hüfte gefaßt und an der Hand geführt. Die alte Frau trägt tiefe Trauer, einen langen Schleier, der zum Rücken herabfällt, sowie einen leichten Reisemantel; die junge ein hellbraunseidenes Gewand, das mit Goldbrokat durchwirkt ist.

Lucrezia: Ihr seid ermüdet von der Fahrt?
Vanozza: Ich bin's;
Von Nepi braucht man volle sieben Stunden,
Und dies im Sonnenbrand zurückgelegt,
Will mir, die längst nicht mehr gerückt den Fuß,
Die nur noch sieht die Mauern des Kastells,
Durch Eures Vaters Gunst mir zugewiesen,
Ein Stückchen Himmel und die Kirchenfenster,
Gar schlecht bekommen.
Lucrezia (indem sie ihr den Mantel abnimmt): Doch jetzt seid Ihr da
Und bleibt bei mir, ja, Mutter, seht Euch um!
Das ist der Saal, in dem Ihr selbst gewohnt,
Die Bilder sind's, der Boden samt den Wänden,
Und dort weilt er, von dem ich Euch geschrieben.
(Sie hat nach rückwärts gewiesen.)
Vanozza: Der Türkenprinz?
Lucrezia: Das Wunder Roms! Der Dschem!
Vanozza: Ein Muselman vollbringt im Vatikan
An Seite Seiner Heiligkeit des Papst's,
Was sonst nur Gott und Märtyrer vermögen?

Digitized by Google

Lucrezia: Nehmt dieses Wort nicht ganz im gläub'gen Sinn;
Der Prinz zog aus von seiner Heimat Strand,
Ein Flüchtling vor des Bruders Dolch und Gift,
Des Sultans, der gebietet in Byzanz,
Vor zwanzig Jahren und durchmaß die Welt,
Wie jene Seele, die verdammt, zu wandern
Von Ort zu Ort, bis sie Erlösung findet.
Kaum gibt's ein Land, das er nicht schon betrat,
Bestaunt, begafft, ein Unbegreifliches,
Ein Märchen schier; dabei ein güt'ger Mann,
Ein reicher Mann, oh, Mutter, er hat Steine,
Brillanten und Smaragden und Saphire,
So groß, schaut her, wie dieses Hühnerei,
Das jetzt sein Mund voll übler Hast verschlingt.

Vanozza: Am selben Platz, ich weiß es noch, ließ einst
Der heil'ge Vater einen Gaukler tanzen;
Der trug ein bunt' Gewand und schnitt Gesichter,
Weil er bezahlt. Jetzt drängen sich schon Prinzen,
Umsonst den Narrendienst zu tun, vor?

Lucrezia: Da rätst Du falsch; auch Diesen treibt die Not!
Nur tut er's nicht um Geld, der Ärmste spielt
Sich selbst was vor aus Kummer und Verzweiflung,
Denn hört: Prinz Dschem ist ein gefangner Mann.

Vanozza: Gefangen, wie?

Lucrezia: Je nun, es winden Rosen,
Von mir gepflückt, sich um die Ketten,
Es grüßt ihn Rom, wie man den Vater grüßt,
Den Papst, wenn das Sanctissimum er trägt,
Es neigt verliebt sich jede Frau vor ihm,
Und doch, das Ganze bleibt ein goldner Käfig,
Ein Prachtgefängnis für den scheck'gen Vogel,
Um den die Fürsten dieser Welt sich streiten
Und jetzt auf's Neue ihre Truppen senden.

Vanozza: Auf meiner Fahrt, da traf ich Söldner an;
Die Hunderttausend zogen Kopf an Kopf
Und Pferd an Pferd mit Lanzen und Geschossen
Auf freiem Feld in gleicher Himmelsrichtung.
Die wollten ihn?

Lucrezia: Nur ihn, des Sultans Bruder,

Digitized by Google

Der als Gefangner eine Macht verkörpert,
Den Islam bannt, das heil'ge Grab uns sichert.

Vanozza: So klug Ihr sprecht als Eures Vaters Tochter,
So weltgewandt, in Staatskunst wohl erfahren,
Am stärksten scheint's wollt Ihr den Prinzen selbst!

Lucrezia: Und wenn ich's wollte, wär's mein gutes Recht,
Drum sag' ich ja, ich hab's auf diesen Mann,
Trotzdem Ferrara stündlich um mich wirbt,
Und Hipolyt mich zur Entscheidung drängt.

Vanozza: Deshalb befahlt Ihr mich nach Rom? Nun denn,
Da geh' ich lieber heimwärts in's Kastell,
Das einsam liegt und in den Sümpfen modert.

Lucrezia: Nicht doch, Ihr steht mir bei als Frau und Mutter!

Vanozza: Ich altes Weib leb' einzig im Gebet,
Was kann euch, junge Fürstin, das wohl geben?

Lucrezia: Just im Gebete find' ich mich mit Euch;
Jetzt habt wohl acht, ich zeige gleich, warum.
(Zu Dschem:) Mein Prinz, wie wärs' ich sag' Euch langsam auf
Ein Vaterunser und ein Credo?

Vanozza: Was?
Ihr sprecht ihn an, er spricht mit Euch, Prinzeß?

Lucrezia (den Finger auf den Mund):
Doch niemand ahnt's! Der Vater nicht der Bruder;
Im ganzen Vatikan, in Rom kein Mensch,
Nur dieser Jud, sein Arzt, der weiß davon.
(Sie hat auf den Arzt gewiesen, der einige Worte vorher mit gesenktem Haupte durch die Geheimtüre eintrat, sich neben den Prinzen stellte und ihn jetzt mit bekümmerter Miene betrachtet.)

Vanozza: Und solcher Heimlichkeit dient das Gebet?

Lucrezia: Am besten ja! Der Prinz, der liebt's wie Den.
(Sie hat auf den Affen gewiesen.)

Vanozza: Den Affen da? Ihr lästert!

Lucrezia: Hört doch selbst!
Nun, Dschem?

Vanozza (nach einer Pause): Mir scheint, er liebt es nicht.

Lucrezia: Geduld.
Osmanenfürst, hört an; ein Handel droht,
Ein neuer und gefährlicher dazu.
Es geht um Euch, bald naht Don Cäsar sich,
Bald kommen die Gesandten.

Digitized by Google

Vanozza: Er bleibt stumm.
Lucrezia: Ich aber, seht, ich steh' an Eurer Seite
Und fleh' für Euch, für den ich täglich flehe.
Vanozza: Noch einmal sagt, der Prinz liebt das Gebet?
Er lacht darauf!
Lucrezia: Er schreckt davor zurück,
Weil wohl er kennt die überird'sche Macht,
Und doch, er wünscht's, wünscht nichts als dieses Eine.
Vanozza: Prinzeß, Ihr spreizt Euch ganz umsonst vor ihm,
Das kleinste Wort nicht hat er Lust zu geben.
Lucrezia: Doch einmal trifft's! Und dann —
Vanozza: Und dann?
Lucrezia: (indem sie heftig abwinkt und zur Türe weist): Pst, Mutter!
Daß Ihr mich schont, kein Wort davon verratet!

(Sie hat Vanozza den Thron hinaufgeführt und setzt sich nun selbst auf die dem Prinzen zuneigenden Stufen, ohne ein Auge von ihm zu lassen.)

Es erscheinen von rechts: Cäsar Borgia mit Marquis d'Estournelles, Kardinal Hipolyt und Graf Isetto. Nachdem sich Cäsar, der ganz in Schwarz gekleidet ist und eine schwere goldne Kette trägt, vor Dschem tief verneigt hat, weist er die Gesandten, die mit dem Ausdruck unverhohlener Neugier ihm folgten, auf den Prinzen.

Cäsar: Wohlan Ihr Herrn, hochwürd'ger Kardinal,
Und Sohn des edlen Herzogs von Ferrara,
Ihr, Graf Isetto, der nach Rom gesandt
Vom übermächt'gen Königreich Neapel,
Und endlich Ihr, mein Marquis d'Estournelles,
Vertreter des Besiegers aller Sieger,
Des allerchristlichsten Monarchen, der
Sich nennen darf den König der Franzosen,
Ihr steht vor Seiner kaiserlichen Hoheit,
Steht vor Prinz Dschem, das heißt vor jenem Manne,
Um dessen Dasein sich Legenden bilden,
Vor dessen Gold sich alle Welt verneigt,
Und dessen Haupt — ich sag' durch Gottes Gnade —
Vertrauensvoll sich unserm Schutz empfahl.
d'Estournelles: Wahrhaftig, dies' Gesicht erkenn' ich wieder.
Cäsar: Ihr saht es schon?
d'Estournelles: Gewiß, erlauchter Herzog,

Digitized by Google

Zu jener Zeit, da Dschem auf den Kastellen
Als Gast der Johanniter hat gelebt.

Hipolyt: Sind zwanzig Jahre schon, da stülpt ein Mensch
Wie allbekannt, Charakter um und Antlitz.

d'Estournelles: In einem Punkt nur scheint er mir verändert,
Er schlingt wie toll, so daß man sagen kann,
Was hier durch ihn ward ein geflügelt' Wort:
Der Türk' haut ein als wie des Sultans Bruder.

Cäsar: Und wie des Sultans Sohn! Vergeßt es nicht,
Sein großer Vater war der Mahomed,
Der zu Byzanz das Christentum erobert',
Und krumme Säbel niedersausen ließ
Auf jeden, der sich hielt ans Kruzifix.

Isetto (lachend): Nun, da seid froh, der tut's nur mit den Zähnen;
Die Pestilenz! Der Mensch frißt wie das Schwein.

Cäsar: Ihr habt, mein Graf, auch hier im Vatikan
Die Ausdrucksweise Eures Volkes gewahrt.

Isetto: Ihr sagtet selbst, der Prinz versteht kein Wort.

Hipolyt: Er spräche einzig seine Muttersprache.

d'Estournelles: Und leicht Hebräisch mit dem Arzte.

Cäsar: Nun,
Wir sind nicht unter uns; auch meine Schwester —
(Er hat nach links gewiesen.)

Hipolyt: Was? Ihre Hoheit hier?

Isetto: Und diese Dame?
(Er hat auf Vanozza gedeutet.)

Cäsar (hastig): Erst seht Lucrezia!

d'Estournelles: Zu seinen Füßen?

Cäsar: Des Sultans Bruder stellt die Mode dar
In unsrer Stadt für Stutzer und für Frauen;
Geht Ihr zum Kapitol, zum Lateran,
Dann trefft Ihr Hunderte von dem Gelichter,
Das ihm zulieb in türk'sche Shawls sich kleidet,
Pantoffeln schleift und einen Turban trägt,
Ja, wetten möcht' ich fast den eignen Kopf,
Daß mancher Geck in dieses Affen Haut
Sich nähen möcht', weil er Prinz Dschem gehört.

Isetto: Ein seltnes Tier fürwahr, wo kommt es her?

Cäsar: Ihn hat der Finder ungeahnter Welten,
Columbus aus Westindien gebracht;

Digitized by Google

Jetzt steht er da, das Hirn mit Gras gepolstert,
Und gleicht — wem gleicht er doch? — Ei sagt:
Er sieht just aus als wie der Diplomat,
Der heute, dreifach aufgelegt, nach Rom
Gekommen ist, um uns Prinz Dschem zu stehlen.

d'Estournelles: Ein scharfes Wort!

Isetto (auf Hipolyt weisend): Es geht auf Euch.

Hipolyt (sehr ruhig und gemessen wie immer): Wie das?

Cäsar: Nun gut, ich nehm's zurück und sag', er gleicht
— Erlaubt, ich geh' ins Kirchliche hinüber —
Dem Prediger, der von uns Tugend fordert.

Hipolyt: Fürwahr, so man Euch reden hört, versteht man,
Weshalb an unsrer sturmbewegten Zeit
Auf stets verzweifelte Savonarola.

Cäsar: Ehrwürd'ger Kardinal, in Eurer Mission,
Lucrezias Hand zu werben für Alphonso,
Der einst als Fürst Ferrara wird beherrschen,
Nahmt Ihr, es scheint, den Weg auch nach Florenz.

Hipolyt: Man kommt nicht wohl daran vorbei.

Cäsar: So wenig
Wie man vorübergeht an den Gesetzen
Der Logik.

Hipolyt: Wie? Was wollt Ihr damit sagen?

Cäsar: Daß wir die Staatsraison nicht mitverbrannten,
Da wir des öden Priors von San Marco
Verdorrte Knochen in das Feuer warfen.

Hipolyt: Don Cäsar, hört, ich bin und bleib' ein Priester!

Cäsar: Das bin auch ich; seit meinem zehnten Jahr
Trag' ich die Würde eines Kardinals
Und legte doch den Grund zum Scheiterhaufen.

Isetto: Verzeiht mir, Herzog, das versteh' ich nicht.

Cäsar: Dann zieht vom Fischmarkt Eures schmier'gen Hafens
Nach Rom, um dort Historie zu lernen.

Isetto: Jetzt aber merkt . . .

d'Estournelles: Ihr seht in uns Gesandte!

Cäsar: Und Ihr in mir, ich hoff's, des Papstes Sohn!

Hipolyt: Gewiß.

Isetto: Indeß —

d'Estournelles: Erlaubt doch, daß wir reden!

Cäsar: Soviel Ihr wollt, doch nimmer geb' ich zu,

Digitized by Google

Daß Ihr des Vaters heilige Gebote
Mit frevlem Mund erklärt für Narrenstreiche.
Hipolyt: Wer tut das?
Cäsar: Ihr! Doch wahrlich, 's ist vergebens.
Längst trug der Wind in alle Weltenteile
Die Asche jenes geifernden Zeloten,
Und was Prinz Dschem betrifft . . .
d'Estournelles (fällt ein): So hört ein Wort
Im Namen meines hohen Souverains,
Im Namen Frankreichs und der Menschlichkeit!
Cäsar: Was bittet, was erfleht er von dem Vater?
d'Estournelles: Nicht kommt mein Fürst, wie sonst die Fürsten taten,
Des Papstes Roß, den Bügel gar zu halten,
Nicht küßt er in Sankt Peter seinen Fuß,
Er naht sich an der Spitze seines Heers.
Cäsar (leichthin): Ich weiß, fünf Meilen hält er von der Stadt.
d'Estournelles: In diesem Augenblick sind's nur mehr drei.
Cäsar (wie oben): In einer Stunde nur noch zwei und dann?
d'Estournelles: Dann fordert er . . .
Cäsar: Ei was? Mein Freund, sagt an!
d'Estournelles: Zunächst Ferraras und Neapels Abzug.
Isetto: Ha, das ist gut, was meint Ihr, Kardinal?
d'Estournelles: Vor allem aber . . .
Cäsar (lachend auf Dschem weisend): Dschem! So nehmt ihn Euch!
Isetto: Don Cäsar, brav! Ich geb's dem Herrn noch besser,
Spiel' Trumpf auf Trumpf: Den Prinzen will Neapel.
Hipolyt: Und glaubt ihn desto sicherer zu wahren?
Isetto: Viel besser noch als Ihr, denn Euer Sinn
Geht nur drauf aus, die hochwillkommne Geißel,
Die Henne, die da goldne Eier legt,
Als schwere Mitgift für des Papstes Tochter
Gar möglichst bald zu schleppen nach Ferrara.
Cäsar: Respekt, mein Graf, vor Eurer Zungenkraft,
Jedoch, für solch ein schwieriges Geschäft
Hat Euch der Teufel und kein Gott gesandt.
Isetto: Derselbe Teufel wohl, den Euer Gott, der Papst
Zu sehen glaubt, wenn er zu Bette geht?
d'Estournelles (lachend):
Ist er auch grob, der edle Herr Isetto,
So viel ich merk': entbehrt er nicht des Witzes.

Digitized by Google

Cäsar: Ihr edlen Herrn, bringt Eure Disputation,
Die Teufel, Dschem, und was noch sonst behandelt,
Dem heil'gen Vater vor in eigener Person.
Der wird in seiner Huld und Weisheit
Entscheiden dann, wo hier das Wahre liegt.
Wird Euch den Prinzen geben oder nicht.
Vielleicht die Schwester nach Ferrara senden,
Vielleicht auch hier im Vatikan behalten,
Er wird, wer auf der Welt könnt' es verwehren?
Ihn nach Sanct Peter tragen lassen,
Nach San Giovanni oder Santa Prisca,
Um dort aus ihm 'nen Heiligen zu modeln
Und wird Euch gern . . . (Er wendet sich zur Türe.)
Doch seht, da kommt er selbst.

(Unter dem Vorantritt von zwei Kammerherren und vier Hellebardieren erscheint Alexander VI. in weißseidenem Gewande, den rotsammtenen, pelzverbrämten Kragen um die Schultern gelegt, ein Häubchen aus gleichem Stoffe auf dem Haupte. Er tritt in die Mitte des Saales, die Gesandten verziehen sich nach links, Cäsar nach rechts, das Gefolge nach dem Hintergrund, um dann geräuschlos zu verschwinden. Alles hat sich auf die Knie niedergelassen, auch Vanozza und Lucrezia. Dschem bleibt wie zuerst auf seinem Platze und legt die Arme einige Augenblicke quer über die Brust, indem er das Haupt leicht senkt, dann nimmt er sofort wieder die Gabel und ißt weiter.)

Hipolyt (noch auf den Knien): Ferrara neigt sich Eurer Heiligkeit.

Isetto (ebenso): Nicht minder tut's der König von Neapel.

d'Estournelles (der im Gegensatz zu den andern sich nur auf ein Knie, und das auch nur widerstrebend, gesenkt hat):
Auch Frankreich will den schuld'gen Gruß nicht lassen,
Indeß verlangt es, daß —

Alexander (winkt ernst ab): Gemach, erst schaut
Mit mir auf dieses wunderseltne Bild
Und fragt Euch selbst, ob nicht des Jammers Kraft
Weit über Haß und Krieg und Weltenschacher
Ein friedlich Beispiel zur Versöhnung gibt.
(Er hat mit beiden Händen auf Dschem gewiesen.)

d'Estournelles (indem er sich mit den andern Gesandten wieder aufrichtet):
Des Jammers Kraft?

Alexander (nickt): Mit wohlerwogner Absicht
Befahl ich Euch an diesen Ort, denn da

Digitized by Google

Vergeht in blödem Fraße wie das Tier
Vor Euerm Aug' des mächt'gen Sultans Sohn.
d'Estournelles: Das Mitleid, Herr, ist eine schöne Tugend ...
Hipolyt: Jedoch ...
Isetto: Was soll's mit der Gefühlsvergeudung?
Der Prinz, der glaubt doch nicht, ist Muselman.
Alexander: Ihr redet, Graf, als wie der Maultiertreiber,
Der zwecklos seine Bestie verprügelt,
Und auf die Frage zur Entschuld'gung sagt:
Das ist kein Christ, der hat ja keine Seele.
Ich aber, merkt, umfaß' mit meinem Herzen
Nicht nur, was Mensch sich nennt: Die Kreatur.
d'Estournelles: Wir wissen dieses Mitgefühl zu schätzen.
Isetto: Verdoppelt wohl bei Eurer Heiligkeit.
Alexander: Ungläubig, sagt: Wer überhaupt glaubt wahr?
Hipolyt: So redet der, der Gott vertritt auf Erden?
Alexander: So spricht ein Mensch, der siebzig Jahre zählt
Und täglich sich bekreuzt vor dem Gewissen.
d'Estournelles (mit unzweideutigem Hohn):
Rodrigo Borgia ist es, der so spricht!
Alexander: Graf, wollt Ihr bissig sein, dann meldet heim,
Des Türken Gold, das Euer Herr erstrebt,
Die fünfzigtausend jährlichen Dukaten,
Die Steine, Perlen und die Kronjuwelen,
Die uns der Sultan für den Bruder zahlt,
Erhält er nie.
Isetto (lachend zu d'Estournelles): Das sitzt!
d'Estournelles: Es wär' mir leid,
Wollt Frankreichs Absicht Ihr so nieder schätzen.
Alexander (lachend): Vortrefflich, Ihr verlangt noch mehr?
Isetto: Ha, ha!
d'Estournelles: Mein hoher Herr kämpft für die Christenheit;
Der Halbmond auf der Hagia Sofia
Verschafft ihm Pein und treibt ihn nachts vom Lager.
Drum schrieb den Heiland er auf sein Panier
Und trägt ihn vor, wie einst ihn Peter trug,
Begeistert vor den Scharen seiner Ritter:
Gott will es, Gott! So ist sein Spruch, und Dschem
Verlangt er lediglich als Geißel.
Isetto: In diesem Sinne eint er sich mit uns.

Digitized by Google

Hipolyt: Und auch mit mir.
Isetto: Ei, Hipolyt, Ferraras ew'ger Werber,
Was wollt Ihr denn? Ihr habt ja keine Macht,
Kaum hundert Mann sind's, die mit Euch gekommen,
Und was für welche? 's ist zum Schweißaustreiben:
Bediente, Sattelknechte und Friseure,
Doch keine Truppen.
Hipolyt: Die, mein werter Graf,
Ersetzt ein ganz besondrer Trumpf.
Isetto: Der ist?
Hipolyt: Ich schweige und ich warte.
Alexander: Immerzu!
Das ist das Beste, was Ihr tun könnt.
Gleichmäßig ziert Geduld die Menschenkinder.
d'Estournelles: Ganz wie's dem Kardinal beliebt.
Ich aber wiederhol', was ich gefordert.
Was sagt Ihr drauf?
Alexander (hat sich im Saale umgesehen und weist jetzt auf Lucrezia. Diese streut, ohne sich um die Anwesenden zu kümmern, aus der goldenen Schale die weißen Rosen auf die Treppe vor dem Prinzen, der bis jetzt gemächlich weiteraß, während der nun folgenden Szene sich aber auf das Kissen zurücklegt und langsam einzuschlafen scheint.)
Was ich Euch sage? Schaut!
Schaut auf Lucrezia! Ist Sie nicht reich
In Ihrer Jugend Glanz und höchster Fülle,
Geschaffen, zu beglücken und zu geben?
d'Estournelles: Sonst wißt Ihr nichts?
Isetto: Ihr wollt uns gar verhöhnen?
Alexander: Fern liegt mir Spott, wenn ich der Schönheit huld'ge.
Cäsar: Auf, auf, Ihr Herrn, ergeht Euch in Terzinen,
Stimmt Herz und Sinne fröhlich zum Sonett,
Singt doch der Papst in eigener Person
Der Tochter Lob, als wie Petrarca sang,
Wenn die Geliebte er begrüßte.
Alexander: Sei's!
Madonnenhaft steht in dem Bild vereint,
Wozu als Vater und als Mann der Kraft,
Der ungebrochnen, heiteren Gemütes
Ich täglich richte mein Gebet als wie
Zu Gott ich bete, daß er mich erleuchte.

Digitized by Google

d'Estournelles: Dies Eure Antwort, Papst, auf meine Frage?
Alexander: Ihr hörtet sie.
Isetto: Als Euer letztes Wort?
Hipolyt: Unmöglich heil'ger Vater.
Alexander: Doch.
d'Estournelles: Nun dann,
Dies Rom und ganz Italien ist reif,
Fast überreif zum Untergang, drum hört:
Nur eine Stunde noch, und Eure Stadt
Soll eine Schlacht in ihren Mauern seh'n,
Wie seit den Gothen sie nicht ward erlebt.
Isetto: Bedenkt!
Hipolyt: Ihr steht entblößt vor jeder Hilfe.
d'Estournelles: Seid Papst gewesen, wenn Ihr Nein verkündet!
Cäsar: Uns solch ein Wort! Jetzt Vater, sprecht!

(Während dieser letzten Szene hat sich der Arzt, nachdem er sich vom Schlummer Dschems überzeugt hat, durch die Geheimtüre entfernt. Giovanni Sforza dagegen hat sich unbemerkt in zerlumpter Kleidung von rechts in den Saal geschlichen und im Hintergrund gehalten. Jetzt platzt er mit gellendem Gelächter los:)

Ha, ha!

Vanozza: Allmächt'ger Gott!
d'Estournelles: Wer ist der Mensch?
Isetto: Der Bettler?
Sforza: Ein Bettler? Ja, so sticht's wohl in die Augen.
Jedoch vernehmt, ich bin Giovanni Sforza,
Der thronentsetzte Herzog Pesaros,
Der erste fluchbeladene Gemahl
Von Dieser da.

(Er hat auf Lucrezia gewiesen.)

Hipolyt: Herr, steh' uns gnädig bei!
Sforza: Und der Vanozza regelrechter Schwieger.
Isetto: Das ist die vielgenannte Frau?
d'Estournelles: Die Mutter?
Von Cäsars und Lucrezias?
Hipolyt: Sie?
Alexander: Sind keine Wachen mehr im Vatikan,
Die uns vor solch verwegnem Einbruch schützen?
Cäsar: Nein, er soll reden frei und ungestört;
Kein Licht der Welt, das wir zu scheuen hätten.

Digitized by Google

Sforza: Dann will ich Tausende von Opferkerzen
Entzünden vor der Krypta von Sanct Peter
Bis hier herauf, damit ihr Glanz bestrahle
Die grauenvollsten Taten des Jahrtausends.
Cäsar: Ihr nehmt den Mund gar voll.
Sforza: Ja, Bluthund, Du!
Wer hat geschändet Gottes Thron auf Erden
Mit seinem Namen, der zum Himmel schreit,
Mit seinem Gold, das er der Not erpreßt,
Mit seinem Wort, das eitel Lüge heißt?
Dein Vater tat's, und wer, so frag' ich weiter,
Ließ abgeschlachtet wie das Vieh, den Bruder
Don Gandia, des Papstes Lieblingssohn,
Zu nächt'ger Stunde in den Tiber schleudern?
Vanozza (immer noch an dem Thron, verhüllt ihr Haupt):
Giovanni, nicht!
Sforza: Wer hat den zweiten Gatten,
Den Herzog von Biseglia mit eigner Hand
Im Ehebett erdrosselt, und wer hat
Giovanni, mir, dem unbesiegten Manne,
Vor dessen Kraft der Malatesta floh,
Und jedes Eisen brach im Griff entzwei,
Den schlimmsten Schimpf auf Haupt und Haus geschleudert,
Daß kein Gebet ihn wieder heben kann?
Du warst es, Du und sie, die Engelgleiche,
(Er hat auf Lucrezia gewiesen.)
In deren Haut sich nicht ein Fältchen zeichnet,
Wenn rings herum die Scheiterhaufen lodern,
Und dicke Ströme des vergossnen Blutes
Herniederstürzen auf ihr seidnes Kleid,
Sie, die noch täglich meinen Schlaf umgaukelt,
Trotzdem ich täglich sie zur Hölle fluche.
Dies Weib, das, hört es wohl, die Dirne ist
Des eignen Vaters wie des eignen Bruders.
Jsetto: Daß Euch die Zunge nicht verfaule!
d'Estournelles: Wie?
Hipolyt: Was lästert Ihr?
Sforza: Ihr wißt's genau so gut
Wie jeder Mensch und ich.
Cäsar: Seid Ihr am End'?

Digitized by Google

Dann laßt von mir Euch einen Rat erteilen.
Vor Eurer Kraft, so meint Ihr, brach das Eisen
Zu Nichts entzwei, als wie der Malatesta?
Belegt, beweist uns das vor allem Volk,
Holt nach, was in der Brautnacht Ihr versäumt,
Mit einer Jungfrau, die's nach Euch gelüstet;
Und ich, mein hoher Vater samt der Schwester
Sind gern bereit, voll Buße zu bereuen,
Vorausgesetzt, Ihr leistet, was wir wünschen.

Sforza: Fluchwürd'ger Hohn!

Cäsar: Bei Ihr, der Unbefleckten,
Beschwör' ich's, wie's Lucrezia beschwört.
Da, diese Herren sollen Zeugen sein!

Isetto (finster): Sucht Andere!

Hipolyt: Gewiß, wir sind nicht hier,
Um Eideshelfer abzugeben.

d'Estournelles: Nein.
Deshalb zum letztenmal an ihn, den Papst:
Gebt Ihr ihn her, den Prinzen, oder nicht?

Sforza: Er tut's, jedoch zuvor muß Dschem das Gift
Der Borgia nehmen, jene grause Mischung,
Die schmeckt am ersten Tag wie süßer Schaum,
Gemengt mit köstlichem Falernerwein,
Um dann am dritten unter Höllenqualen
Die Brust, die Därme jählings zu zerreißen.

d'Estournelles: Die Antwort uns!

Isetto: Die gültige!

Cäsar (indem er auf Alexander weist): Vernehmt!

Alexander (ringt nach Worten, während er langsam die Stufen zum Thron hinaufsteigt):
Ihr meint, jetzt sei der rechte Augenblick,
Von uns zu fordern, weil's den Anschein hat,
Als stünden klein, erniedrigt wir vor Euch,
Als ob der Biß getroffen hätte tötlich,
Mit dem die Natter unser Sein bedroht?
Nein, Herr Gesandter, Euer König komme,
Er reite durch das ganze Rom zu mir,
Die Brücke her bis zu der Engelsburg;
Ich will dort oben auf der Zinne stehen
Und ihm entgegenschleudern als sein Gott:

Digitized by Google

Den Kreuzzug predigst Du, jedoch in Wahrheit
Kommst Du, zu morden und zu stehlen.

d'Estournelles: Was?

Alexander (weist auf das Kruzifix beim Throne):
Hier, den Gekreuzigten trug Urban vor,
Und mit ihm zog zum heil'gen Grab der Glaube.
Das war der Papst, den Gottes Hand erkor,
Und seinem Wort entsproß die junge Saat,
Das war der Papst, er gab die neuen Schwingen
Dem Adler des Apostels über's Meer;
Das ist der Papst, er heiße wie er wolle,
Der neu befiehlt, wenn's ihm gemessen scheint,
Und einzig sagt, wann Ihr zum Grabe pilgert.

d'Estournelles: Den Kreuzzug? Ihr?

Isetto: Das stünd' Euch wahrlich gut.

Hipolyt: Dies, heil'ger Vater, nicht!

Sforza: Er predigt ihn,
Zuvor jedoch, ich künd' es noch einmal,
Ermordet und verschachert er den Türken.

Cäsar: Wenn's darauf ging', das könnt' er heute noch!
Ihr fragt? Ihr staunt? Nun denn, ich bin bereit,
Euch den Beweis mit voller Kraft zu geben.

Alexander: Mein Sohn, Du willst?

Cäsar: Mich ekelt dies' Gezeter,
Drum überzeugt Euch selbst.

(Er hat hinausgewunken. Vier türkische Diener tragen in gemessenem Schritt einen Sarg mit einem Glasdeckel herein, den sie der Länge nach vor die Stufen der Estrade stellen.)

d'Estournelles: Ein Sarg?

Isetto: Für wen?

Cäsar: Für Dschem!

Sforza: Was sagt' ich Euch!

Isetto: Ein Mord?

Lucrezia (die bis jetzt unbekümmert um Alles Rosen gestreut und dem Prinzen zugelächelt hat, fährt leicht in die Höhe):
Wer spricht?

Cäsar: Schön Schwesterchen, hab' keine Angst um ihn,
Es ist ein Spiel, sonst nichts.

d'Estournelles: Komödie!

Cäsar: Sehr gut, Marquis, doch gebt mir freundlichst zu,

Digitized by Google

Auf dem Theater wie im Leben gibt's
Ein Hin und Her, ein stetes Auf und Nieder.
Drum horcht auch hier recht sorgsam auf die Fabel:
Legt da der Papst den Prinzen Dschem hinein
Und sendet ihn, von Kopf zu Fuß verpackt,
Mit Spezereien vollgepfropft dem Bruder,
In Glas und Seide sorgsam eingebettet,
Dann mag Neapel, Frankreich und Ferrara
Auf allen Vieren nach Sanct Peter kriechen,
Der Bajazid, der Sultan geht mit uns!

d'Estournelles:
Mit Euch?

Hipolyt: Ihr scherzt!

Isetto: Ein Bündnis mit dem Türken?

Cäsar: Zum Schutz und Trutz geschlossen gegen jene,
Die um ein Büchschen Salz ihr Vaterland
Italien dem Fremden schnöd' verkaufen.

Hipolyt: Das uns?

Cäsar: Das Euch, denn Ihr kämpft gegen Rom!

Isetto: Ihr nennt Italien Euch und handelt mit Byzanz?

Cäsar: Ein Spiel, Ihr Herrn, wie könnt's auch anders sein?
Der Prinz bleibt unser hochgeschätzter Gast,
Er ißt, er schläft, er trinkt, ganz nach Belieben,
Doch noch einmal: Ein Wink von uns, und morgen
Verankern sich in Ostia die Galeeren,
Vom Halbmond nach Italien gesendet.

Isetto (zum Papst): Und was sagt Ihr?

Alexander: Ich weiß von Nichts.

Cäsar: Von nichts?
Zu alledem dreihunderttausend Pfund
In barem Gold ist man bereit zu geben,
Schafft Ihr den läst'gen Bruder aus der Welt.
Das nennt Ihr nichts? Ihr seid sehr unbescheiden!

d'Estournelles: Oh Höllenschmach, wie nie sie ward erlebt!

Hipolyt (zu Alexander): Der Sultan wagt's? Er bietet Euch das Geld
Wie dem Banditen, der da lauern soll?

d'Estournelles: Rechtfertigt Euch!

Hipolyt: Sagt nein!

Isetto: Und widerruft!

Alexander: Glaubt was Ihr wollt, ich schließ' die Audienz.

Digitized by Google

Isetto: So schreit denn Mord!
Hipolyt (mit erhobenem Zeigefinger): Auch ich erheb' die Stimme!
d'Estournelles: Genug! Von dieses Alexanders Macht
Wird morgen, wenn er Frankreich widerstrebt,
Kein Marmorstein mehr auf dem andern stehn.
(Er eilt mit gezücktem Degen hinaus, Isetto und Hipolyt folgen erregt).
Cäsar (wendet sich laut lachend zu Sforza):
Mein lieber Vetter, hocherlauchter Herzog,
Euch dank' ich einzig, daß die Krämerseelen,
Die widerwärt'gen, endlich Reißaus nahmen,
Daß sie das eigne Bild verzerrt im Spiegel
Des Andern mit Entrüstung wiederfanden,
Und nun, so wünsch' ich, alle Drei vereint,
Sich fressen wie die Schlange das Kaninchen.
Drum kommt zu mir, ich nenn' euch einen Mann,
Und obendrein Verbündeten und Bruder.
Sforza: Ihr seid ein fürchterlicher Mensch.
Cäsar: Warum?
(Auf Lucrezia weisend.)
Fragt Diese da, die sagt's Euch auf den Kopf,
Don Cäsar kann auch zärtlich sein und lieben;
Gelt Du? Steh' nicht so steinern an dem Sarg,
Tanz' oder sing', mach', was Du willst, lieb Schwester,
Nur keine tragische Grimasse.
Lucrezia: Geh!
Vanozza: Ja, geht. Ihr Beide geht, Du und der Papst.
Alexander: Giovanni, Herzog, sprecht, warum das mir?
Sforza: Ihr traft mich stets mit unfehlbarem Hieb,
Jetzt wollt' auch ich bei Zeiten sichergehn.
(Er strebt zur Türe.)
Cäsar (indem er ihm entgegentritt):
Laßt Euch, bevor Ihr scheidet, noch erzählen
Ein fein' Histörchen, wie man's selten hört,
Im Stile des Boccaccio.
Alexander: Wie, Du willst?
Vanozza: In diesem Augenblick?
Cäsar: Vielleicht gefällt's auch Euch,
Vielleicht Lucrezia und auch der Mutter,
Denn die Geschichte münzt sich nicht auf ihn,
Auf ihn allein, sie ist nicht eng begrenzt,

Digitized by Google

Sie hat vom Weltgeist was, drum hört mich an!
Es war ein junger unerzogner Bursch,
Ein frisch ernannter Kardinal des Papstes,
Der hatt's auf eins der süßesten Geschöpfe
Der ganzen Stadt, ein Wesen zart und jung,
Mit goldnem Haar und wundervollem Aug',
So schön, na, seht Euch meine Schwester an,
Dann habt Ihr gleich das volle Ebenbild,
Und stellt Euch weiter vor, dies' Kind vermählt,
Vermählt mit Gott, dem Herrn, wie eine Nonne,
So treu, so dienend und so fromm. Was tun?
Der junge Bursch, der Kardinal, er trug
Zu jener Zeit noch was in seiner Brust,
Was man so glatthin dumme Ehrfurcht nennt,
Vor einer Schwester und dem Kind zugleich.
Drum nahm er seine Zuflucht zu 'nem Freunde,
Der ihm so nah als wie der eigne Bruder,
Ja, Bruder, fassen wir das Wort beim Kopf;
Den weiht' er ein und bat um Beistand ihn,
Denn, Ihr versteht, er wollte sichergehn.

Sforza: Was soll das im Vergleich auf mich?

Alexander (sehr unruhig): Don Cäsar!

Vanozza: Entsetzlich' Bild, was werden wir vernehmen?

Cäsar: Geduld, jetzt fängt erst die Geschichte an.
Denn, stellt Euch vor, der Bruder, nein, der Freund
Nahm an, doch während um das Weib er warb,
Vergafft' er sich in dieses Himmelswesen
So stark, so rettungslos und blind,
Daß er den Freund auf's Niedrigste verriet.
Was soll ich sagen, das er alles tat und log?
Er stellt' ihn dar als schrecklich Ungeheuer,
Als einen Fant, der jeden Meineid schwört,
Als aller Menschheit Auswurf und Betrüger.
Der Kardinal jedoch, verfehmt, geschmäht,
Geächtet, wie er war, griff zu dem Schwert,
Und als in einer schwülen Sommernacht
Die Beiden er so fand, wie er's geträumt,
So wild verschlungen wie ein Pantherpaar,
Erschlug er ihn, wie Kain den Abel schlug,
Denn, Ihr versteht . . .

Digitized by Google

Sforza: (fällt hastig ein): Ihr wolltet sichergehn.
Alexander: Mein Sohn!
Vanozza (mit zitternden Händen): Da ist's, da habt Ihr's!
(Gegen Lucrezia): Was sagt Die?
Cäsar (mit gellendem Gelächter):
Die? Ha, ha, ha, erst geht's um mich!
Alexander: Hör' auf!
Cäsar: Blut ward geleckt, jetzt wurd' es mir zum Trank,
Zum täglichen, und in der Gier, dies' Weib,
Dies' sinnlos angebetete zu küssen
Und mein zu nennen, stier vor Eifersucht,
Zerbrach ich Jeden, der ihr nahe kam,
Kaum daß vom Rand der Lippen er genippt,
Zerbrech' ich Jeden, der ihr nahe kommt.
Sforza: Dann gebt auch mir den Rest; ich kann nicht leben,
So niederträchtig es erscheint, so klein,
Bin ich von diesem Weibe fern.
Cäsar (indem er sich erst gegen den schlafenden Dschem wendet):
Um Euch ist's nicht,
Ich denk' an einen Andern, denk' an Ihn,
Der jetzt vor uns in sel'gen Schlaf versunken,
Auch denk' ich an die sonderbare Mischung,
Die Ihr so gut, so kenntnisreich geschildert,
Doch nicht zuletzt denk' ich an Euch, mein Vater,
Und frag': Wo ist's, das vielgerühmte Gift?
Wann endlich hat es die erhoffte Wirkung?
Alexander (ringt die Worte schwer heraus):
Mensch, Sohn, was rollst Du auf in mir?
Vanozza: Bist Kain!
Alexander: Don Gandia, Dein Bruder, dieser Mord!
Und dann, welch' Wahnsinn, dieses Spiel, der Sarg?
Ich bin nicht schuld, will nicht den Tod des Prinzen.
Cäsar: Wollt wie der Heiland nicht den Tod des Sünders,
Wollt, daß er lebe, sich als Christ bekehre,
Und doch, er geht nicht aus dem Sinn, der Spruch:
Um dann am dritten unter Höllenqualen
Die Brust und Därme jählings zu zerreißen.
Alexander: Noch einmal, ich hab' nichts gemein mit Dir,
Und was Du tust, es fällt auf Deine Rechnung.
Cäsar: Das trüg' ich noch, denn wahrlich, dort steht viel!

Digitized by Google

Indeß, Ihr spracht doch mit Ben Ali Bey,
Dem türkischen Gesandten einen Tag,
Beriet schwer und jetzt — ein altes Weib,
Steht Ihr vor Eurem Sohne wie Vanozza.

Alexander: Dies' mir!

Cäsar: Ja, Dir und Der, Lucrezia,
Die nur noch schielt nach diesem Prinzen.

Alexander: Geh!

Cäsar: Geht Ihr herab von Gottes Thron, ich bleib'
Und weiß nach meinem eigenen Gesetz
An Eure Statt mich heute noch zu stellen.

Alexander: Du willst?

Cäsar: Mir ist's um Macht, nicht um den Prunk.
Nur wer zu handeln weiß, das merkt, bleibt oben.

Alexander: Nun denn: Bis die Gesandten wiederkehren,
In einer Stunde steh' ich Red' und Antwort.
(Er tritt langsam vom Thron herunter und geht zu Lucrezia.)
Leb' wohl, mein Kind.

Lucrezia (schmiegt sich an ihn): Mein Vater!

Alexander: Keine Furcht!

Cäsar: Macht's mit dem Abschied nicht zu lang, und dann
Reicht, eh' Ihr geht, auch diesem Sünder da
Noch einmal Eure Rechte, reicht sie ihm!

Alexander (zu Sforza): Ihr habt uns weh getan, es sei verziehn.
(Er macht das Zeichen des Segens über Sforza und geht ab.)

Lucrezia: Auch ich vergeb' Euch, wie es Christenpflicht.

Sforza: Was soll das sein?

Vanozza: Mir ist's, als läute eine Glocke.

Cäsar: Die ruft mich ab, kommt, Freund und Schwager, mit.

Sforza: Wozu?

Cäsar: Der Vatikan ist weit gedehnt,
Ein Riesenbau voll brütender Verstecke;
Steigt Nebel hoch vom Tiber, kann es sein,
Daß auf so manchem Flur das andre Ende
In Dunst vergeht, gleich einem Spiegelbild,
Auch huschen Ratten, Mäuse auf und nieder
Im Dämmerschein, man weiß nicht, wo man tritt,
Drum reich' ich Euch den Arm, Ihr zieht mit mir
Erhobnen Haupts; ich sag', Ihr sollt nicht fallen,
Ihr sollt so sicher wie Don Cäsar gehn.

Digitized by Google

Sforza: Laß los!
Cäsar: Voran, sie warten schon auf Dich.
(Er zerrt den Widerstrebenden hastig zur Türe hinaus.)
Vanozza (ihnen nachschauend):
Der muß mit ihm geraden Wegs zum Tod
Und nicht einmal die Hostie darf er nehmen.
Lucrezia (hat sich hastig Dschem genähert):
Prinz, sie sind fort, jetzt laßt uns wirklich reden.
Dschem (streckt sich): Ach, uff, ich schlief gar fest und weiß von nichts.
Wie meintet Ihr, Prinzeß?
Lucrezia (mit zärtlichem Ausdruck): Wir wollen schwärmen.
Dschem: Geht's nicht um das Gebet, dann ist mir's recht.
Lucrezia: Gebannt die Not; so braucht's nicht des Gebetes.
Doch sagt, was zittert Ihr davor?
Dschem: Ich zittern?
Lucrezia: Ihr tut's!
Dschem: Ich wüßte wahrlich nicht, warum!
Wollt Ihr mit Eurer Andacht mir zu Leib,
Dann müßt Ihr's besser machen als bisher,
Denn glaubt und hört: So stark Ihr Euch bemüht,
Noch zog's mich nicht in Eure Himmelssphären.
Lucrezia (nachdem sie sich vorsichtig umgesehen):
Mein Freund, habt acht und gebt Euch nicht zu laut,
Nur flüsternd naht Euch meinem Ohr und sagt:
Ihr also schlieft, schlieft wirklich ein?
Dschem: Ganz köstlich.
Und sah im Traum, denkt Euch, ein närrisch Bild,
Den Affen da, der sprang von Tisch zu Tisch,
Von Bank zu Bank, treppauf, treppab,
Und hielt dabei was in den Armen, ja,
Ein Frauenbild, ein köstlich' Weib, kurz Euch,
Der riß er aus so langsam alle Haare.
Lucrezia: Oh pfui!
Dschem: Bedenkt, dies' wunderschöne Haar,
Das Ihr zu färben wißt wie keine Frau
Italiens mit seltenen Essenzen.
Lucrezia: Zu färben, wie? Mein Haar ist echt.
Dschem: Ihr sagt?
Lucrezia: Jedweder Faden aus dem reinsten Gold.
Da, seht doch selbst, ergötzt Euch, Prinz, daran

Digitized by Google

So oft Ihr wünscht, nur fleh' ich eine Gunst:
Wenn Ihr vermögt, dann laßt vor meinem Aug'
Das Ungetüm, den Affen, aus dem Spiele.

Dschem: Er ist ja tot. Und doch, wer weiß es wohl,
Es lebt mehr Geist vielleicht in diesem Schädel
Als Mancher hat, der hier den Großen spielt.

Lucrezia: Ich hasse dies' Gespenst und fürchte fast,
Es springt mir katzenartig an den Leib.

Dschem: Schon möglich, daß der Teufel in ihm schlummert,
Von dem der Laffe, der Gesandte, sprach.

Lucrezia: Hört auf!

Dschem: Warum? Das wär' doch wunderhübsch!
Und obendrein so neu, so lächerlich,
Wenn dieses kluge Tier, mein bester Freund,
Auf mein Geheiß das Christentum verschlänge,
Den Papst, Don Cäsar samt den Kardinälen.

Lucrezia: Sagt noch ein Wort, ich halt' die Ohren zu.
Noch besser gleich, ich geh'.

Dschem: Ein Spiel, ein Scherz,
Komödienspuk, wie dieser Sarg.

Lucrezia: Ihr wißt?
Ich dacht', Ihr schlieft?

Dschem: So halb und halb.

Lucrezia: Dann außer Sorg', Lucrezia wacht,
Und duldet nimmer, daß Euch Leids geschieht.

Dschem: Ihr seid sehr gütig.

Lucrezia: Nochmals, fürchtet nichts.

Dschem: Wen sollt' ich fürchten? Euern Bruder? Nein.
Gewiß, er ist ein Redner vor dem Herrn,
Und noch etwas: Er hat die rechten Augen,
Die Nachdruck geben, hat die Handbewegung
Des Imperators, der zu winken weiß.
Doch sonst, sein Gift, sein Dolch, die Folterkammer,
Und was er nebenbei noch führt im Wappen,
Vermag nur Dem die Stirne zu befeuchten,
Der täglich für sein ew'ges Seelenheil
Vor der Madonna, den Aposteln winselt.

Lucrezia: Ihr seht es so? Habt Dank!
(Gibt ihm die Hand).

Dschem (indem er die Hand streichelt): Wie schön Ihr seid,

Digitized by Google

Wie weich faßt Eure weiße Haut sich an,
Wie schlank der Arm, die goldbereiften Finger,
Wie hebt von diesem Alabasterhals
Sich stolz und fest die Linie der Brüste,
Wie setzt das Haar so zart sich an die Stirn!

Lucrezia: Und alles Dies für Euch, mein Herr und Prinz,
Bestaunt es, freut Euch meiner Glieder, seht!
Ich wende mich vor Euch wie vor dem Vater,
Wenn ich vor ihm und seinem ganzen Hofe
Den Reigen wiege, den er liebt.

Dschem: Das tut,
Von Jugend auf sah gern' ich Weiber tanzen.

Lucrezia: Doch gebt mir zu, noch Keine konnt's wie ich.

Dschem: Musik! Wo bleibt die Zymbel, bleibt die Laute?

Lucrezia: Es geht auch so; ich halt' in kurzem Takt,
Nach rechts das Bein und dann nach links geschoben,
Die Arme hochgeschwungen wie zum Gruß,
Den Körper ganz zu Euch zurückgelehnt,
Und jetzt ein Sprung weit in die Luft hinaus.

Dschem: Wird immer besser, immer päpstlicher!

Lucrezia: Wie das?

Dschem: Ich klatsch' Euch gern und freudig Beifall, seht!

Lucrezia (ganz bei ihm):
Wenn's Euch gefällt, dann sprecht es aus, das Wort,
Nach dem ich lechze wie die Pilgerin,
Die wochenlang zum heil'gen Grabe zieht,
Nach dem ich schreie in durchwachten Nächten,
Seit jenem Tag, der Euch nach Rom geführt.

Dschem (immer behaglich):
Nun gut, ich geb' mich willig Euch gefangen
Und sag' mit Dem, der Euch am besten kennt:
Don Cäsar hat mit Recht für Euch geschwärmt,
Nicht minder tat's der heil'ge Vater.

Lucrezia: Auch davon drang's zu Euch? Nun, das vergeßt,
Sagt besser mir, wie Ihr mich selber findet.

Dschem: Ein feines Spielzeug für gefangne Türken.

Lucrezia: Sonst nichts?

Dschem: Oh doch, das auserwählte Weib,
Das Jungfrau blieb im Kampfe mit den Männern,
Den angetrauten, wie den anverwandten.

Digitized by Google

Lucrezia (reißt sich los):
Jetzt merk' ich, Ihr betrogt mit Eurem Schlaf
Die Welt noch stärker, wie mit Eurer Kunst,
Euch taub zu stellen, wenn gesprochen wird.
Dschem: Was willst Du denn? Dir hab' ich mich entdeckt,
Ich sprach mit Dir viel mehr, als gut für mich
Und die gesegnete Verdauung.
Lucrezia: Wie?
Dschem: Gewiß, mein Kind! Doch weil wir uns gefunden,
In Eurem Ausdruck wie die Zwillinge,
Die schon im Mutterleib sich unterhielten
Vom Bau des Menschen und des Weltenalls,
Gesteht mir ein, hat Sforza wahr gesprochen?
Lucrezia: Was quält Ihr mich?
Dschem: Und tat er's nicht? Dann schnell
Das Wichtigste; log Euer Bruder wohl?
Bei seinem Eide zu der Unbefleckten?
Lucrezia (die ihm bis jetzt sehr unruhig gefolgt ist, lacht plötzlich hell auf):
Ha, ha.
Dschem: Ihr lacht?
Lucrezia: Ob solcher Frage muß ich's.
Dschem: Weshalb?
Lucrezia: Je nun, Ihr seid ein Türk', ein Heid',
Habt jedesmal zu Speis' und Trank gegriffen,
Wenn ich gefleht, Ihr solltet Euch bekehren.
Und jetzt, welch' unbegreifliches Geschehn,
Bekümmert Ihr Euch um Mysterien,
Als sei's Euch doch darum, die schwarze Seele
Dem wahren Gotte reuig zuzuwenden?
Dschem: Der Glaube schert mich nicht, mir ist's um Euch.
Lucrezia (bedeutungsvoll):
Ich aber, merkt es wohl, ich bin der Glaube!
Ja, Prinz, ich leb' durch ihn, ich bete viel,
Und wie man sagt, sehr schön, so wunderschön,
Daß jüngst ein Erzbischof, ein alter Mann,
Behauptete, sein Aug' sei naß geworden,
Als hingestreckt er mich in seiner Kirche fand,
Der Welt entrückt, und aufgelöst in Gott.
Wollt Ihr mich selber einmal beten sehn?
So recht von Herzensgrund, aus tiefster Not?

Digitized by Google

Wollt Ihr mit mir zum Dom hinab,
Bekehren Euch zu uns, zu mir, zum Glauben?
Dschem: Nein, nein!
Lucrezia: Ihr tut's ja doch, und legt dort ab
Vor meinem Vater das Confiteor,
Den Kardinälen und dem ganzen Rom!
Ach, käm' erst dieser große Tag, wo Ihr
Von diesem Lager plötzlich Euch erhebt,
Der erste Laut von Euern Lippen rauscht,
Wo im Triumph ich Euch zu unserm Gott
Und dann zu mir, zu Euerm Engel führe,
Wo mit dem Sohn des grimmen Mahomed
Ich knieend pilgre zum Altar Sanct Peters,
Daselbst mit ihm das Abendmahl zu nehmen,
Prinz, malt Euch selber dieses Wunder aus!
Dschem: Ich hab' noch ein viel größres in Bereitschaft,
Ein Wunder, das die Gläubigen springen läßt,
Gebirge hebt und Euch erschaudern macht,
So überstark erscheint's.
Lucrezia: Ein Wunder, Ihr?
Dschem (nickt): Nach allen Regeln der erhabnen Kirche.
Lucrezia: Dann schenkt es mir, der Freundin gebt's!
Dschem: Noch nicht!
Doch kommt heraus, was in der Brust mir schlummert,
In Bauch und Rippen seit drei vollen Wochen,
Das unvergleichlich süßeste Geheimnis,
Das ich mit Stolz und hoher Fassung trage,
Gleichwie die Mutter mondelang ihr Kind,
Dann werdet Ihr, ich weiß und bau' darauf,
Den Prinzen Dschem erst recht mit Grund bestaunen,
Denn wahrlich, Fürstin, diese Offenbarung
Wirkt stärker noch als die von Sanct Johannis,
Sie legt die Hand an Dogmen und Gesetze,
Sie lacht der Wissenschaft, der Medizin.
Lucrezia: Vertraut sie jetzt mir an und ich gelobe,
Daß ich sie treulich wahre in der Brust wie Ihr.
Dschem (lächelnd): Das möcht' Euch wohl nicht gut bekommen, Fürstin,
Denn dies' Geheimnis ist ein scharfes Schwert,
Das einzig hält vor meiner starken Haut.
Lucrezia: Ich faß' es nicht.

Digitized by Google

Dschem: Auch Euer Bruder und der Papst,
Sie werden Augen machen, wenn sie's hören!
Und erst der Koch, der Arzt, der Apotheker!
Am Galgen baumeln werden die Begriffe
Von altersher und die von übermorgen,
Denn was noch gestern oben war, liegt heute,
Durch mein Rezept gebändigt mir zu Füßen.
Lucrezia: Die Neugier bringt mich schier zum Rand,
Verheißungsvoll bringt's her zu mir von Euch,
Deshalb, wenn dieser Schleier sich einst lüften wird,
Dann hoff' ich, wird was Gutes draus erstehen,
Und Ihr steigt nieder wie vom Himmelreich.
Dschem (indem er wieder zur Gabel greift):
Ich halt' zunächst mich an die ird'schen Dinge,
An Früchte, Wein, und was es sonst noch gibt.
Lucrezia: Das alte Spiel! Doch ich gewinn's mit Glück,
Ja, Dschem, in diesem Kampfe bleib' ich Siegerin.
Vanozza: Die Siegerin!
Lucrezia: Wie Mutter, Du noch da?
Vanozza (nickt): Noch da, noch hier, solang es Eurem Vater
Auf dieser Statt, und dem Allmächtigen
Im Jenseits so gefällt.
Lucrezia: Dann frisch heraus.
Was sagst Du jetzt zu ihm?
Vanozza: Das fragt Ihr mich?
Lucrezia: Noch mehr als das: Was ist's mit dem Geheimnis?
Vanozza: Erlauchte Herzogin, um solches Spiel
Hat Frau Vanozza sich nicht mehr zu kümmern.
Lucrezia: Doch früher, gelt, da tatest Du's?
Vanozza: Mir das von Euch?
Doch nein, ich staune nicht.
Lucrezia: Was habt Ihr denn?
Vanozza: Vergebt, ich hielt Euch einen Augenblick
Für meine Tochter.
Lucrezia: Nun, bin ich das nicht?
Vanozza: Ihr seid des Papstes Kind.
Lucrezia: Gewiß, das auch.
Doch sag', warum stets Ihr?
Vanozza: In solchem Tone,
Ward mir von Seiner Heiligkeit befohlen,

Digitized by Google

Als wieder ich betrat den Vatikan,
Mit Euch, Ferraras neuer Herzogin,
An jedem Ort, zu jeder Stund' zu reden.

Lucrezia: Du hörtest doch, ich geh' nicht nach Ferrara.

Vanozza: Ein gottesfürcht'ges Haus, das dort regiert.

Lucrezia: Gewiß, man rutscht darin mit Rosenkränzen
Von Früh bis Spät die Treppen auf und nieder,
Man trägt vom Baldachin die goldnen Quasten,
Die neben dem Sanctissimum sich ringeln,
Man geht zur Wallfahrt, büßt in Sack und Asche,
Jedoch man lacht nicht, nein, man lispelt,
Verdreht die Augen in dem Heiligenkult,
Und macht selbst noch im Liebesrausch ein Kreuz.
Ich, wahrlich, denk' mir Bessres aus als dies,
Ich seh' den Himmel leuchtend vor mir liegen,
Und seid Ihr klug, dann denkt Ihr, Frau, wie ich.

Vanozza: Ich hab' die fünfzig Jahre, die ich zähle,
Auf röm'schem Boden und in diesem Haus'
An Wahnwitz so viel Schreckliches erlebt,
Daß ich das Denken längst verlernt.

Lucrezia (leichthin): Wie das?

Vanozza: Da thront als Erster hier der große Papst.
Ich sah ihn stets, sah anders ihn als sonst
Die Welt ihn sieht, am Fest der Heiligen Ostern,
Da ist Don Cäsar, der sich selbst beschuldigt,
Daß er es war, der Jenen totgeschlagen,
Den dieser Leib neun Monde trug wie ihn,
Da seid auch Ihr mit Euerm ew'gen Lächeln,
Mit dem Ihr all dies Gräßliche betrachtet,
Und da ist endlich . . .

Lucrezia: Was?

Vanozza: Ihr fragt? Die Sünde!

Lucrezia: Von der lass' jeden Sonntag von der Kanzel
Herab ich mir vom Geistlichen erzählen,
Und büße sie mit soviel Paternostern,
Als mir im Beichtstuhl dafür auferlegt.

Vanozza: Indeß, bedenkt, mit mir hat jener Mann,
Der Gott, den Herrn, vertritt auf dieser Welt,
Gezeugt die Drei, die fluchbeladnen Kinder.

Lucrezia (lächelnd): Gewiß, das hat er.

Digitized by Google

Vanozza: Geht, Ihr seid zu jung,
Zu leichten Sinnes, um es ganz zu fassen,
Das, was ich meine, das Entsetzliche.
Lucrezia: Was meint Ihr denn?
Vanozza: Nie sprech' ich's aus.
Jedoch, wär's wahr, was Euer Gatte sagte,
Und was der Heide selbst, der Prinz nicht faßte,
Daß Ihr, Don Cäsar und der Papst . . .
Lucrezia: Geduld.
Die Antwort geb' ich einzig Dschem.
Vanozza: Sie lautet?
Lucrezia (langsam und eindrucksvoll):
Für Euch, Vanozza, daß wir alle Drei,
Der Vater, Bruder und Lucrezia,
Nur denkbar sind, wenn wir zusamm'gehören.
Vanozza: Auch zum Verbrechen?
Lucrezia (lachend): Nennt Ihr's so?
Vanozza: Mein Gott,
So weit, so tief seid Ihr gesunken, Frau,
Daß Euch das Blut die Adern nicht zerreißt,
Wenn's wütend pocht, vom eigenen geschändet?
Lucrezia (rasend): Ein Wort noch und ich meld's dem Papst.
Vanozza (winselnd): Das nicht!
Lucrezia: Nun gut, dann redet nicht mehr Weibern nach,
Die Fisch und Kohl verkaufen auf dem Markte.
(Da Vanozza eine Bewegung machen will.)
Zum letztenmal, ich duld' es nicht von Euch,
Und obendrein, sagt an, was wollt Ihr denn?
Don Cäsar tat's dem Prinzen kund und Euch:
Ich bin ja rein und keusch, ich bin Virago,
Trotzdem ich zweimal am Altar vermählt
Und küssend einst mit Eurem ältsten Sohne
Dem Herzog Gandia des Nachts hinab
Zum Tiber durch Cypressenhaine schritt.
Vanozza (mit einer plötzlichen Bewegung):
Laßt mich zurück in das Kastell!
Lucrezia: Warum?
Vanozza: Laßt wieder mich in meine Welt versinken
Des Grabs und der Vergessenheit.
Lucrezia: Du bleibst!

Digitized by Google

Vanozza: Mir schwirrt der Kopf, ich halt' mit beiden Händen
Die Schläfe fest, um all dies Für und Wider
Aus diesem grausen Labyrinth der Nacht
Auf einen Rettungspfahl zu bannen.
Lucrezia (faßt sie zärtlich an): Nein.
Nicht weinen, Mutter. Lachen sollst Du, komm!
Ich werf' mich in mein kostbarstes Gewand
Für diese Stunde, die die Würfel rollt,
Gewißheit schafft und die Entscheidung bringt,
Wem Dschem gehört und wer ihn ganz verliert.
Vanozza: Da spielt Ihr mit?
Lucrezia (in höchstem Feuer): Ja, Frau, da spiel' ich mit!
Ich setz' mein Leben ein, Gebet und Tanz,
Die Seele wie den Körper will ich geben,
Von Kraft das Letzte, was ein Weib vermag,
An Höllenkunst und himmlischer zu bieten.
Dann wird der Freund nicht länger widerstehn,
Als Christ mit mir zur heil'gen Kirche pilgern,
Und offenbaren, was ihn so bewegt.
(Sie eilt nach rechts ab, von Vanozza gefolgt.)
Der Arzt (ist während der letzten Szene durch die Geheimtüre wieder leis eingetreten und hat sich Dschem genähert): Mein Prinz,
Ihr eßt zu viel, hört auf, zu hastig!
Dschem: Den Schinken noch!
Arzt: Ich sag' Euch, nein.
Dschem: Wohlan!
Den Pfirsich da.
Arzt: Jedwede Haftung lehn' ich ab.
Dschem: Ging' es nach dir, verbissener Asket',
Ich müßte wahrlich leben von der Luft.
Arzt: Je nun, der Magen, seht, das ist ein Ding,
Ein regelrechter Sack, etwa so groß
Wie ich jetzt zeige; stopft Ihr da hinein
Tagaus, tagein, daß nichts entwischen kann,
Sagt, was dann wird?
Dschem: Der Sack platzt auseinander.
Arzt: Nun ja!
Dschem: Nun ja, dann platzt er halt!
Arzt: Ach geht!
Dschem: Du bist ein Jud', nicht wahr? Kennst meinen Glauben?

Digitized by Google

Arzt: Soviel zur Not, daß ich noch eben weiß,
Der Koran untersagt Euch streng den Wein.
Dschem: Um Paragraphen hab' ich nie gefeilscht,
Ich bete einzig zu dem Fatum — höchstens
(zum Affen gewendet)
Zu Diesem noch.
Arzt: Und diese Gottheit lehrt?
Dschem: Dschem, halte Dich an Speis' und Trank, noch mehr:
An erster Stelle an den heil'gen Vater.
Arzt: Versteh' ich nicht.
Dschem: Dann will ich Dir's erklären.
Wieviel bezahlt mein Bruder Bajazid,
Der edle Sultan, jährlich an Dukaten
Für meinen Unterhalt im Vatikan?
Arzt: Ihr hörtet selbst, die Fünfzigtausend sind's.
Dschem: Doch zwanzigmal soviel erhält der Papst,
Bringt er mich um. Nun gut, was macht man da?
Man sucht, solang' man lebt, den geiz'gen Filz
Nach Möglichkeit auf's Trockene zu legen.
Zuerst, na, ja, weils ganz vortrefflich schmeckt,
Und dann, mein Jud', jetzt kommt der größte Schlag:
Es geht auf Kosten seiner Heiligkeit,
Zieht seiner Kirche Würmer aus der Nase
Und nimmt, — ach was, die lump'gen Krämerseelen —
Sie haben's längst gemerkt und feilschen
Um Pfauenzungen in Burgundersauce,
Und was ich sonst vergeblich hab' bestellt.
Arzt: Das also, Prinz, ist Euer ganzer Trumpf?
Dschem: Der letzte, der mir noch geblieben.
Arzt: Traurig!
Dschem: Verklag' das Schicksal, edler Salbenmischer,
Das spielt mit mir; nun laß dir sagen, wie:
Einst riß der große Mahomed, mein Vater,
Der Mann, vor dessen Urgewalt erlagen
Zwei Kaisertümer und zwölf Königreiche,
Nachdem er eingezogen in Byzanz,
Das Kreuz herab von der Sofienkirche,
Um drauf im vollsten Strahlenglanz den Halbmond
Als wucht'ges Zeichen seiner Macht zu setzen.
An diesem Tag', es war ein Frühlingsmorgen,

Digitized by Google

Da hab' ich mich zum erstenmal geregt,
So sagt' man mir, in meiner Mutter Leib.
Und weil der Sultan das als Zeichen nahm,
Als glückliches, bestimmt' er mich als Erben.
Als jenen, der die Krone tragen sollt'.

Arzt: Ihr ward der Auserkorene, nicht er, der Bajazid?

Dschem (lachend): Der nahm es krumm und tobte wie besessen,
Er hetzte gegen mich die Janitscharen,
Das ganze Heer samt Volk und Gassenjungen,
So daß es hieß, dem Dolch erliegen oder —
Auf einer Barke über's Meer entweichen.

Arzt (nickt): Ihr gingt nach Rhodus zu den Johannitern?

Dschem: Zu Christen, ja; das tut der Heide stets,
Wenn ihm das Wasser bis zum Halse reicht.

Arzt: Der Jude auch.

Dschem (lachend): Nur, daß der oben bleibt!
Ganz oben, wie die aufgedunsne Blase,
Dem Fettaug' gleich, das auf der Suppe schwimmt.

Arzt (mit entsprechender Gebärde):
Gott hört . . .

Dschem: Gewiß, mich aber zog's hinab,
Durch's tiefste Joch, das je die Christen spannten.
Ja freilich, erst, da sang man ein Te Deum
Zur Rettung Dschem's, darauf ein Halleluja,
Dann zelebrierte man ein Amt und dann —
Verschacherte man mich — wohin? Ja, weiß ich's selbst?
In alle Welt, nach Ungarn, England und Florenz,
Bis mich das Papsttum als das Kalb erstand,
Das golden thront im Herzen seiner Kirche.

Arzt: Ein Handel, wie kein Jud' ihn machen konnte!

Dschem: Drum sag' ich ja, ich halt' mich schadlos d'ran.
(Er nimmt ein Krystallgefäß und trinkt hastig.)

Arzt: Zum letztenmal: So treibt Ihr's nicht mehr lang.

Dschem: Heraus damit, wie viele Monde noch?

Arzt: Was, Monde? Wißt, ich geb' Euch nur noch Tage.

Dschem (ist leicht zusammengefahren und setzt das Gefäß ab):
Nur noch — dann freilich ist's wohl an der Zeit.

Arzt: Das eben sag' ich.

Dschem: Nein, nein, nicht Dies. Komm' her
(Er winkt ihn näher.)

Digitized by Google

Du bist des Papstes Arzt, siehst ihn im Bett,
Im Hemd, ja nackt, wie ihn sein Gott erschuf.
Kennst seine Seufzer, seine Schlingbeschwerden,
Weißt auch das Allermenschlichste von ihm,
Und doch, Du hassest ihn.

Arzt: Ich bitt' Euch, Herr,
Im Vatikan hört jeder Heilige,
Der an die Wand gemalt, jedweder Ritter,
Der in den seidnen Teppich ist gewoben,
Was hier gesprochen wird.

Dschem: Dir, Jud', vertrau' ich's doch:
Ich lieb' das Pfaffenkind, das hier gekniet,
Ich lieb' Lucrezia.

Arzt: Wie, seid ihr toll?

Dschem (reißt aus seiner Brusttasche ein Pergament):
Da, hier, Ghaselen, von mir selbst gedichtet.
Auf ihre Schönheit, ihren Sinnesreiz.

Arzt: Und die, mein Prinz, soll ich ihr geben?

Dschem: Narr!
Das könnt' ich selber doch! Nein, diese Verse —
Verbrennen sollst Du sie, sobald ich tot.

Arzt: Warum, mein Prinz? Warum?

Dschem: Wär' ich ein Mann,
Wie Mahomed, der Vater, einer war.
Käm' ich daher mit ungemessnen Scharen,
Und könnt' ich setzen auf die Peterskirche
Den goldnen Halbmond statt des Kruzifixes,
Dann packt' ich dieses Weib in meinen Harem
Als Allererste meiner Odalisken.
Sie aber, die die heilige Madonna
Herabnahm von der Kirche des Apostels,
Und drauf die Venus hat gesetzt, sie soll
Sich nimmer rühmen dürfen, einen Türken
Bei sich zu bergen, nicht 'mal einen toten.

Arzt: Ich tu', wie Ihr befahlt, indeß, ich faß' es nicht.
Was fragt ihr überhaupt nach diesem Weib?

Dschem: Ein Scheusal, eine Dirne, weiß es wohl,
Ein Mörderweib, so schlimm fast, wie der Bruder,
Das heut' mich opfert, wenn's Gewinn verspricht.
Doch rings aus diesem riesigen Palast,

Digitized by Google

Von dem die Fama sagt, er habe Tausende
Und Abertausend gähnender Gemächer,
Rings aus den ungemessnen Höfen, Gängen,
Wo jeder Schritt sich scheu verliert im Winde,
Aus allen Flügeltüren weht ein Hauch
Von Heiligkeit, mit Weihrauch überflutet,
So still hinweg die greulichsten Verbrechen;
Und diese Heiligkeit, verstehst Du jetzt?
Herr über Tod und Leben, diese fürcht' ich.

Arzt: Was, Ihr als Muselman?

Dschem: Ich sag' es ja,
Sie mag mir tanzen, wie sie will, halbnackt,
Nein, hüllenlos im wilden Wirbeltanz,
Sie mag sich lagern neben mich des Nachts
Und streicheln meine aufgedunsnen Wangen,
Nur beten soll sie nicht, nur niemals beten,
Niemals aus tiefstem Herzensgrunde beten!

Arzt: Im Ernst, Ihr könntet Euch versündigen
Am streng gehaltnen Glauben Eurer Väter?

Dschem: Das nicht, doch an mir selbst. Ja, Jud' und Arzt,
Wenn sie die Hände hebt, ich bin imstand',
Ich glaub' an ihre Unschuld.

Arzt: Seid Ihr toll?

Dschem (nickt grimmig):
An jene, die Don Cäsar falsch beschwört',
Und sink' mit ihr zu Füßen der Madonna.

Arzt: Nein, nein!

Dschem: Ja, ja! Noch eh' sie mich verschachern.

Arzt (ganz verzweifelt): Mein Prinz!

Dschem: Halt! Hörst Du nichts? Es ist schon Zeit,
Bald nahen sie gewappnet, die Gesandten;
Wer mag mich holen, wer von dannen führen?
Wohin auf Erden diesmal geht der Kurs?
Nach Nord? Nach Süd? Nach Ost? Nach West? Wohin?
Und doch, es gibt nur dieses eine Ziel,
Lucrezia, wie treib' ich von ihr weg?
Wie halt' ich zwischen Szylla und Charybdis?

Arzt: Da lieber noch den Tod durch's Gift der Borgia.

Dschem (lachend): Ja, wenn das ging'!

Arzt: Wie das? Nehmt Euch in Acht,

Digitized by Google

Ich fürchte diese Weine, diese Speisen,
Schau jedes Neue mit Entsetzen an.

Dschem: Zu spät, mein Freund!

Arzt: Zu spät?

Dschem: Ei, das Geheimnis,
Das wunderbare, das Lucrezia reizt,
Nimm's endlich auf mit Schaudern und mit Lachen!

Arzt: Versteh' ich Euch?

Dschem: Der Borgia grause Mischung,
Wie sagte er, der Jammermensch, der Sforza?
Die schmeckt am ersten Tag wie süßer Schaum,
Gemengt mit köstlichem Falernerwein,
Um dann am dritten unter Höllenqualen
Die Brust, die Därme jählings zu zerreißen.

Arzt: Nun denn?

Dschem: Bei mir schlug's fehl! Drei Tage, nein,
Ich trag's drei Wochen jetzt mit mir herum
Und spür' noch nichts von der gerühmten Wirkung.

Arzt: Man hat Euch Gift ...?

Dschem (nickt): In allerfeinster Form!
Gewickelt war's in leckere Pasteten
Von Butterteig, mit Sauce übergossen;
Ich schmeckt's sofort und hielt beim Essen ein,
Dann biß ich zu, daß mir die Zähne krachten,
Ich hoffte, von der Erde zu entschweben,
Das weite Rom als Vogel zu betrachten,
Und so die Borgias noch einmal zu segnen,
Von oben her, wo aller Segen kommt.
Oh schöner Trug, ich hielt es wie der Igel
Das süße Gift im festgepackten Brei;
Der volle Magen ließ das Zeug nicht durch,
Auch wenn man preßte wie auf dicke Schläuche.
Jetzt sitz' ich da, ich schmatze fröhlich weiter
Und freu' mich stets am läppischen Gesichte,
Das Cäsar und sein Vater täglich schneiden,
Wenn sie mich grinsend fragen, wie mir's geht.

Arzt (läuft verzweifelt hin und her):
Schon recht, indeß, es muß etwas geschehn,
Ein Gegengift!

Dschem (mit vollem Gewicht): Das ist Lucrezia!

Digitized by Google

Die laß mir, Jud', sie treibt das Andre weg.
Als wie der Christen Schreck, der Belzebub
Den Teufel jagt aus seinem Lager.

Arzt: Nein!

Dschem: Doch, großer Arzt, so hab' ich nichts zu fürchten,
So kann ich ruhig dem Tod ...
(Er fährt zusammen und weist auf die rechte Türe.)
Halt, wer ist da?

Arzt: Ben Ali Bey, der türkische Gesandte.

Ben Ali Bey (der lautlos eintrat): Ich grüße Euch, erhabne Majestät,
Und neig' mich tief dem Kaiser der Osmanen.

Arzt: Ich bitt' Euch, geht, es spricht der Prinz kein Wort.

Ben Ali Bey: Nicht vor den andern, doch er wird's vor mir,
Dem's wohl vergönnt als erstem Untertan,
Zu rufen: Heil dem auserkornen Herrn,
Des Islams rechtgebornem Herrscher, heil!

Arzt: Noch einmal, geht!

Dschem: Er bleibe!

Ben Ali Bey: Dank Euch, Herr,
Dank, großgewalt'ger Kaiser und Gebieter.

Dschem (ohne ihn aus den Augen zu lassen):
Der Kaiser ist mein Bruder Bajazid.

Ben Ali Bey: Er war's! Jetzt heißt es: Platz für Dschem den Ersten.

Dschem: Mit solchem Wort schickt Dich der heilige Vater?

Ben Ali Bey: Zum heiligen Vater ward ich selbst gesandt
Mit schwerem Gold und Gaben von Byzanz,
Jedoch zu Dir, den Mahomed bestimmt,
Schickt mich die Liebe eines ganzen Volk's,
Der Halbmond, Herr, so weit er strahlt und leuchtet.
(Er will näherkommen.)

Dschem (richtet sich auf):
Bleib', wo Du bist, und wirf Dich in die Kniee!

Ben Ali Bey: Ich tu's!

Dschem: Jetzt auf den Boden!

Ben Ali Bey (stemmt die Hände flach auf die Erde):
So?

Dschem: Nein, ganz.
Der Länge nach als wie der Regenwurm,
Just so, wie vor dem Grabe des Propheten.

Ben Ali Bey: Ihr wollt es, Herr!

Digitized by Google

Dschem (auf den Affen weisend): Und er, der mächt'ge König,
Der mitregiert und die Gesetze macht.
Ben Ali Bey (liegt jetzt der Länge nach):
Vor ihm und Euch im Staub.
Dschem: So ist es recht.
Und jetzt sprich nach mir Wort für Wort,
Und Schlag auf Schlag, was ich von Dir verlang':
Ich, Bajazid's Gesandter bin ein Schurke.
Ben Ali Bey: Ein Schurke.
Dschem (lachend zum Arzt): Schau, wie trefflich er doch lernt!
(Zu Ben Ali Bey gewandt.)
Nicht wert, daß mich der Sonne Licht bescheint.
Ben Ali Bey (wie oben):
Nicht wert, daß mich der Sonne Licht bescheint.
Dschem: Denn ich kam her in eines Heuchlers Larve,
Ben Ali Bey: Denn ich kam her in eines Heuchlers —
(Er reißt sich hoch.)
Nein!
Dschem: Und will erdrosseln, Den ich Kaiser nannte.
Ben Ali Bey: Reißt mir das Herz in abertausend Fetzen,
Das sprech' ich nicht.
Arzt: Erbarmt Euch, Prinz, der Mann
Scheint redlich.
Dschem: Scheint? Wie? Oder ist er's wirklich?
Ben Ali Bey (zum Juden):
Arzt, Freund, hört Ihr auf mich an seiner Statt,
Gebt ihm ein Pulver, das ihm Schlaf verleiht,
So fest, so tief, daß dreimal tot er scheint,
Und dann verlad' ich ihn in diesem Sarg
Auf's Schiff zu seinem Volke nach Byzanz.
Dschem: In diesem Sarg?
Ben Ali Bey: Ja, Herr, so fahrt Ihr hin,
Und heller Jubel schmettert Euch entgegen.
Dschem: Ich soll? Wär's möglich? Noch einmal zurück?
Ben Ali Bey: Sie warten nur auf Euch.
Dschem: Soll thronen dort
Als Fürst am blauen Meer, am goldnen Horn,
Den Blick hinaus auf Asien gerichtet!
Und er, der edle Bajazid, der Bruder,
Statt meiner dann als seltnes Stück verkauft,

Digitized by Google

Von Hand zu Hand, von Tisch zu Tische wandernd,
Als Kettenlast die Rosenkränze tragend,
An Hohen Tagen schwere Weihrauchfässer,
Sag', Jud', und Du, Gebieter, großer König,
Du Sinnbild eines Imperators, sag,
Was meinst Du wohl mit ihm zu solchem Spaß?

Arzt: Viel besser Flucht, als hier den Tod!

Ben Ali Bey (auf den Sarg weisend): So folgt!

Dschem (ist die Estrade schwerfällig heruntergegangen):
Laß sehen mal, da liegt sich's gut und weich,
Man kann durch feingeschliffenes Krystall
Den Himmel küssen und das Glas zugleich,
Kann drehen sich und wenden wie man will,
Ja, fast vermut' ich, man hat Platz zu Zweien.

Arzt: Mag sein.

Dschem: Doch halt, wie lange kann's noch dauern
Mit mir? Nur Tage noch?

Arzt: Je nun, bedenkt,
Daß neue Spannkraft neues Leben gibt.

Dschem (lachend): Und vorher läßt er mich von Dir zerschneiden,
Der heilige Vater, wie ein Stachelschwein,
Er bohrt herum in meinen Eingeweiden,
Wie der Augur beim Opferfest. Nein, nein,
Ben Ali Bey, das ist kein Plan. Und doch,
Ich denk' mir's wunderschön, in diese Pracht —
Ein toller Spuk, wie komm' ich nur darauf? —
Des Papstes Tochter neben mich zu betten
Und dann mit mir als Braut sie nach Byzanz,
Als neuvermählte Kaiserin zu nehmen.

(Er ist jetzt ganz nahegetreten und hat sich in den Anblick des Sarges versenkt.)

Ben Ali Bey (mit furchtbarem Nachdruck):
Viel besser ist's, Ihr liegt allein da drin!
(Er reißt hastig den Dolch hervor und sticht nach Dschem.)
Bastard, verdammter!

Arzt (indem er abstürzt): Hilfe, Wachen, Mord!

Dschem (hat den Dolch gepackt und ringt mit Ben Ali Bey. Sie zerren sich Beide kämpfend, die wenigen Stufen der Estrade hinauf):
Ist das der Herrscher, den in mir Du siehst?
Na, warte, Bursch, da bin ich schon noch echter,

Digitized by Google

Und geht's auch hart bei meinem Fett und Wanst,
Ich mach' mich doch zum Kaiser der Osmanen!
(Er hat Ben Ali Bey mit letzter Kraft die Treppe hinabgeschleudert.)

Arzt (wieder hereinstürzend):
Ihr geht zugrund', hetzt Euch zutot!

Dschem: Noch nicht!
Erst ruf' ich durch den Vatikan: Kommt her,
Schaut an, hier ist der Sohn des Mahomed,
Der auserkorne Herr und Gott!

Arzt: Oh Wahnsinn!

Dschem: Dem Ihr zu dienen seid bestimmt, Vasallen,
So weit Ihr lebt auf diesem Erdenrund.
Denn mir kann auf der weiten Welt nichts an,
Ich lach' des Gift's, ich biete Trotz den Dolchen,
Noch mehr: Ich spott' des heil'gen Vaters Tochter.
(Er bricht erschöpft zusammen.)

Arzt: Wenn Ihr Euch nicht verraten wollt, dann schweigt!
Den Gang herauf hetzt schon der ganze Hof,
Der Papst mit seinen Kindern an der Spitze,
Und durch die Gassen Roms zieht auch das Heer,
Der Vortrab von Neapel und von Frankreich!
(Er bemüht sich um den Prinzen.)

Alexander, Cäsar, Lucrezia
(eilen der Reihe nach herein, gefolgt von Wachen, die sich ohne Verzug auf Ben Ali Bey stürzen und ihn fesseln. Nach Allen naht sich langsam Vanozza.)

Lucrezia (ganz in silberdurchwirkte, weiße Seide gekleidet, eilt die Estrade hinauf):
Prinz! Prinz!

Alexander (in großem Ornat, einen goldenen Mantel um die Schultern):
Ein Mordanschlag!

Cäsar: Vor unserm Aug'!

Alexander (ruft zum Arzte hinauf):
Wie steht's um ihn?

Arzt: Scheint unverletzt, nur fürcht' ich,
Der Schreck! Sein Herz!

Alexander: Oh niedre Büberei!

Cäsar: Und Dieser war's!

Alexander: Ja, der!

Ben Ali Bey (trotzig nickend): Ben Ali Bey!

Alexander: Wahrhaftig, Ihr habt Mut, mein Großvesier,
Ihr tretet ein für Das, was Ihr getan,

Digitized by Google

Doch sagt, wie wär's, wenn wir die hohe Würde
Des Botschafters in Euch mit Füßen treten,
Wenn gegen Euch, der Ihr gehandelt habt
Entgegen Sitte, Treu' und Glauben,
Wir gleichfalls zeigen Mut, und Euch das Letzte
Aus diesem heuchlerischen Munde reißen,
Vielleicht auch noch die lügnerische Zunge?

Ben Ali Bey: Tut's, Papst, macht, was Ihr wollt.

Alexander: Ihr seid gefaßt,
Doch wenn dazugelegt wird Eure Hand,
Die weggeschlagne, schwurbreite Rechte,
Und Beides fest zusamm'gebunden wandert
An Euren Herrn?

Ben Ali Bey: Dann wird der große Sultan
Auf solche Art am allerbesten sehn,
Daß ich als sein getreuer Knecht und Sklav'
Gehandelt hab', wie mir befohlen ward.

Alexander: Und die Galeeren, Truppen und das Gold!
Was sollten wir bekommen gegen Dschem?
Meineid'ger Schuft, sprich selbst sie aus, die Zahl!

Ben Ali Bey: Sie zu ersparen, ward ich hergesandt.

Alexander (ganz rasend): Oh Du! (Er winkt den Wachen.)
Zum Tod mit ihm!

Ben Ali Bey: Seid mir nicht bös.
Mir schien durch Euch der Handel nicht ganz glatt.
Die dritte Woche ist's, die wir paktieren
Mit eitlem Schwatz, doch nicht mit frischer Tat,
Ihr zieht mich hin, Ihr wißt nicht, was Ihr wollt,
Vertröstet mich von Stunde zu Minute
Und haltet nimmer, was Ihr halten müßt;
Drum griff ich ein, jetzt schleppt mich eilig fort.

Alexander: Zum Tod!

Cäsar: Zum Tod!

Dschem (der sich während dieser Szene wieder zu Atem gefangen hat):
Nicht doch, was seid Ihr dumm!

Alexander: Was soll das sein? Der Prinz, er spricht?

Lucrezia: Oh Dschem!

Alexander: Durch welches Wunder, sagt?

Cäsar: Je nun, der Mann,
Ben Ali Bey, so scheint's, lehrt auch das Sprechen.

Digitized by Google

Alexander: Was Der?
Cäsar: Vielleicht erklärt's die edle Schwester.
Sie schaut nicht so verwundert drein wie Ihr.
Lucrezia: Ich soll . . . ?
Cäsar: Sag' offen 'raus, Du wußtest gut,
So gut wie ich, der Prinz verstand das Letzte
Von jedem Wort, das vor ihm ward gesprochen.
Alexander: Und das kam wie? Gebt Antwort, ich verlang's!
Dschem: Ich sag's Euch selbst, es war ein langer Traum,
Vielleicht ein Rausch, ein wundersames Brüten,
Emporgeleitet von den Weihrauchwolken
Der Christenheit, was mich gefangen hielt.
Kann sein, es stieg auch jener seltne Duft,
Die Sinne störend in die Nasenlöcher
So Braten und Pasteten überliefern,
Wenn frisch bereitet sie vom Mundkoch nahn,
Und endlich grinst der Affe zu mir her,
Sodaß ich frag', ob diese Majestät,
Mir lieber noch als Weihrauch oder Fraß,
Nicht meinen Mund verband, dieweil sie größer,
Ja, weltumfassender, allmächtiger
Mir heut' erscheint, als jeder Fürstenthron,
Und jener des gesalbten Alexander.
Alexander: Was soll das sein?
Lucrezia: Ich bitt' Euch nicht zu fragen.
Cäsar: Der Prinz erscheint als Humorist.
Dschem: Mag sein.
Doch bin ich schon am End' mit meinem Witz.
Ich seh' mich um in diesem edlen Kreis,
Und wen entdeck' ich frohen Sinn's? Don Cäsar!
Das heißt, in Eure Sprache richtig übertragen,
Soviel als wie der klügste Mann der Welt.
Cäsar: Ein Schmeichler und ein Schelm zugleich.
Alexander: Wer faßt es?
Dschem: Und Alexander ist die hohe Gnade
Auf Gottes Thron, und die Gerechtigkeit,
Die nie versiegende, wenn Gold ihr winkt,
Das die Gerechtigkeit bezahlt.
Lucrezia: Hört auf!
Dschem: Jedoch Lucrezia, das ist das Weib,

Digitized by Google

Vom ganzen Occident das Einzige.
Das wirklich beten kann, wenn's ihr gefällt.
Cäsar: Fürwahr, ein lust'ger Bursch!
Alexander: Fast scheint mir's selbst.
Doch sagt, mein Prinz, was war's mit einemmal,
Das Euch gelöst die langverschlossne Zunge?
Dschem: Hm, der Salat da stieß mir greulich auf,
Er schmeckt', wie schmeckt' er doch? Wie Wagenschmier',
Und scheint gemacht aus Öl, das ranzig.
Drum sagt dem Koch, er sei ein Stümper.
Alexander: Wie?
Dschem: Auch fragt ihn, wo die Pfauenzungen bleiben,
Wonach mein Herz sich schon seit Jahren sehnt.
Lucrezia: Oh blut'ger Hohn!
Dschem (auf Ben Ali Bey weisend): Dem aber gebt zu fühlen,
Er reist noch heute nach Byzanz zurück,
Von Euch geführt und huldvoll zugeleitet,
Um dort in eigener Person zu melden,
Wie schändlich er den Herrn verriet.
Ben Ali Bey: Wer, ich?
Dschem: Wie dem Gelächter schamlos preisgegeben
Vor aller Welt der Islam steht durch ihn.
Ben Ali Bey: Durch mich?
Dschem: Wie er mir Kron' und Szepter bot,
Um mich zum Gott des Halbmonds abzustempeln.
Ben Ali Bey: Aus List!
Dschem: Was, List? Der Sultan ist ein Schurke,
So sagtest Du.
Ben Ali Bey: Nein, nein!
Dschem: Jetzt geh' und grüß'
Von mir in aller Herzlichkeit den Bruder.
Ben Ali Bey: Ich bitt' Euch, Herr, nicht solchen Teufelsplan!
Dschem: Doch, Deine Martern soll ein Türk' ersinnen,
Der Borgia Hirn erscheint dafür zu schwach.
Ben Ali Bey (fällt auf die Knie):
Die Glieder reißt mir Stück für Stück vom Leib,
Doch nicht verleumdet mich bei meinem Herrn.
Dschem (zu Cäsar und Alexander):
Da, schaut ihn an, jetzt liegt er auf der Erde,
Gehorcht Euch blind und zahlt Euch, was Ihr wünscht.

Digitized by Google

Alexander: Wofür?
Dschem (lachend): Nun ja, Ihr wollt mich doch vergiften!
Cäsar: Wir wollen . . .
Alexander: Was?
Dschem: Noch richtiger gesagt,
Ihr habt es schon getan!
Lucrezia (rasend): Wer tat's? Die? Die?
Dschem: Ja, Täubchen, Du, das ist mein groß' Geheimnis,
Mein Stolz und Glück: Ich trag' seit zwanzig Tagen
Das Gift der Borgia in den Speicheldrüsen,
Hol's auf und nieder, halt' ihm trefflich Stand,
Und fühl' mich überwohl dabei.
Lucrezia: Du hast?
Du bist? Mir wankt der Boden unterm Fuß,
Vor meinen Augen tanzt es grün und blau,
Im Herzen drin will sich kein Schlag mehr regen.
(Auf Cäsar und Alexander losfahrend.)
Ah, diese Beiden da! Ich reiß' die Maske ab,
Ich ruf' hinaus zum Fenster Eure Taten,
Ich schrei' vor aller Welt, Ihr seid Verbrecher!
Alexander: Lucrezia!
Dschem: Nur ruhig, ich sag', ich fühl' mich wohl!
Lucrezia: Der Borgia Gift trägst Du im Leib, ja Mensch!
Weißt Du, was das bedeuten will? Es kocht
Die Adern auf, vom Teufel selbst geschürt,
Es lodert durch den Vatikan wie Brand,
Von Neros Faust gelegt, es reißt Dich um,
Es bringt Dich in das Grab!
Dschem (lachend): Nein, eben nicht!
'Ne Sehenswürdigkeit, 'ne Rarität
Für Jahrmarktsbuden und für Wandertruppen:
Des Türken Magen wird dem Übel Herr!
Cäsar (platzt nach einer Pause versteinernder Verblüffung mit gellendem Gelächter los): Ha, ha, ha, ha, der Spaß ist gut!
Alexander: Fürwahr,
Jetzt lach' ich selbst am Schluß, ha, ha.
Lucrezia: Ihr lacht?
Ihr lacht . . .?
Alexander: Kind, sprich es aus, was soll man sonst?
Betrogen sind wir durch Ben Ali Bey,

Digitized by Google

Und dieser ward betrogen durch den Prinzen,
Der Prinz durch uns und wir dafür durch ihn,
Drum wenn der Sinn für Witz Dir nicht erlosch,
Dann lach' doch mit!

Cäsar: Ja freilich, mach's wie wir!
Denn jetzt kommt erst das Allerlustigste:
Was rings um Dich betrogen ward, betrügt
Gemeinsam die verbündeten Gesandten.
(Er hat auf die Fenster gewiesen, durch die auf einen Augenblick dumpfer Lärm dringt.)

Dschem: Wohlan!

Cäsar: Habt Acht!

Dschem: Es geht auf Tod und Leben?

Cäsar: Um's Eure ganz gewiß, so leid mir's tut.
Ja, Prinz, Ihr seid von Haus ein muntrer Vogel
Und habt auf unsre Kosten viel gescherzt.
Doch jetzt erlaubt, daß wir's auf Eure tun,
Scherz gegen Scherz, Ihr müßt die Koffer packen,
Müßt ungesäumt in's Jenseits wandern.

Dschem: Ei, ei, Ihr meint? —

Cäsar: Ja, zürnt uns nicht darob,
Ben Ali Bey verlangt von uns Bescheid,
Ihr seht es selbst, er kann nicht länger warten.

Alexander: Jetzt davon nicht, mein Sohn.

Cäsar: Warum?

Lucrezia (hat sich aufgerichtet und kommt, die Augen starr auf Cäsar gerichtet, die Treppe herunter): Du Bruder!
Ich kenn' mich nicht, ich weiß nicht, was ich tu',
Rührst du den Prinzen an, dann geht's um Dich,
Um Euch, um Rom und um den Vatikan!

Cäsar (reißt seinen Degen heraus):
Um's letzte Sein? Dann mach' ichs lieber kurz.

Alexander (tritt ihm entgegen): Bei meinem Zorn!

Cäsar: Ha, ha, bei Deinem Zorn!
Höchst heil'ger und höchst weltlicher Herr Vater,
Wann jemals sahst Du mich, seit ich von dir gezeugt,
Vor solchem Scherz in bleicher Furcht erbeben?

Alexander: Entsetzlich wahr, Du schreckteſt nicht zurück,
Dein eigner Mund verriet es ja der Welt,
Den Sohn, den heißgeliebten, mir zu töten.

Digitized by Google

Cäsar (im höchsten Ausdruck): Euch selber, Papst, erschlüg' ich heute noch
Mit kaltem Blut und zielbewußter Faust,
Ertappt' ich Euch, wo ich den Andern traf:
Bei ihr!
Lucrezia: Du lügst!
Alexander: Er lügt! Nicht wahr, er lügt?
Oh Herzenskind, Geschöpf, geliebtes, sprich,
Kein Makel sitzt auf Dir, nicht durch die Welt,
Nicht durch des Vaters Schuld.
Lucrezia (in der Umarmung des Vaters, die Augen immer auf Dschem gerichtet):
Den Prinzen laßt mir!
Cäsar: Er stirbt!
Alexander (mit geballter Faust): Eh' nehm' ich selbst das Kreuz zur Hand
Und zieh' voran den sturmbereiten Kriegern,
Eh' Du Dich machst zum Herrn des Vatikan.
Cäsar (weist wieder hinaus, wo der Lärm auf einen Augenblick stark anschwoll):
Dort ist die Bahn! Es tobt, sie nahen schon!
Lucrezia: Sie kommen? Ei! Dann wünsch' ich ihnen Sieg.
Glorreichen Sieg den Truppen unsrer Feinde.
Alexander: Lucrezia!
Lucrezia: Was all da brüllt und wettert,
Soll über Eurem Haupt zusammenbrechen,
Ich aber geb' mich willig nach Ferrara.
Cäsar: Oh Schimpf und Schmach, Du bist nicht meine Schwester,
Bist eine Dirn' vom niedren Gassenkot,
Doch nicht vom königlichen Stamm der Borgia!
Vanozza: Von diesem Stamm! Oh blutgetränkter Himmel
Erbarm' Dich sein'!
Lucrezia: Ein Wort von Euch, mein Vater!
Alexander: Zeig' einen Ausweg mir, allmächt'ger Gott,
Ich selbst vermag ihn nimmermehr zu finden.
Cäsar: Den lieben Gott laßt aus dem Spiel; verfügt!
Alexander (fällt vor dem Kruzifix auf die Kniee):
Erleuchtung, Herr!
Vanozza (schlägt das Zeichen des Kreuzes):
Der heilige Vater kniet!
Alexander: Kniet auch, die Augen hebt zu ihm empor,
Und wer da reinen Herzens ist, soll beten.
Lucrezia (indem sie sich langsam und feierlich niederläßt):
Ich bete, Herr.

Digitized by Google

Cäsar: Was, Du? Für ihn, den Türken?
Lucrezia: Ja gnäd'ger Gott, ich fleh' zu Dir!
Ich fleh' für Dschem und für sein Leben.
Dschem (richtet sich langsam auf): Wie?
Lucrezia: Fleh' daß er Gnade senke in sein Herz,
Und neu ihn stärke, wenn Gefahr ihm droht.
Alexander: Mein Kind, so nicht!
Lucrezia: Oh, doch!
Dschem: Sie betet!
Sie betet wirklich? Hebt die Hände hoch?
Ei, Jud', so halt' mich, daß ich aufrecht bleibe.
(Während der letzten Worte sind die Gesandten eingetreten und an der Schwelle stehen geblieben. Sie schauen erstaunt auf das merkwürdige Bild.)
Jsetto: Da seht Lucrezia auf den Knieen!
d'Estournelles: Was?
Hipolyt: Sie betet, wie?
Jsetto: Zu wem? Zu Gott?
Lucrezia (immer stärker): Zu Gott,
Zum blutbefleckten Heiland aller Wunden,
Auf daß vom überird'schen Glanz und Schimmer
Ein kleiner Strahl sich senke auf mein Haupt.
Hipolyt: Bei Ihm, zu dem es fleht, das Weib ist schön!
Jsetto (stößt d'Estournelles an):
Sagt selbst!
d'Estournelles (schneidend): Es tut mir leid, die Truppen warten.
Lucrezia: Mein Gott, ich fleh'!
d'Estournelles Zum letzten mal,
Lucrezia: Ich fleh'!
d'Estournelles: Gebt Ihr den Prinzen oder nicht?
Lucrezia (am stärksten): Ich fleh'!
Dschem (indem er sich zur Treppe bewegt):
Das halt' ein Andrer aus!
Hipolyt: Wer spricht?
Jsetto: Der Prinz!
d'Estournelles: Er spricht?
Hipolyt: Auf einmal jetzt?
d'Estournelles: Ein Zufall?
Alexander (mit Donnerstime): Nein.
Kein Zufall mehr, ein Wunder tut sich kund!

Digitized by Google

Vanozza (schlägt das Kreuz):
Ein Wunder ist's? Dann horcht, ihr Gläubigen!
Dschem: Ein Wunder? Schön, doch ist mir wirr zu Mut,
Es dreht das Hirn sich wie ein Wagenrad,
Es stürmt auf mich mit ungezählten Fragen:
Kann sein, kann sein auch nicht, ich bin ein Türk',
Kann sein, kann sein auch nicht, ich werd' ein Christ.
d'Estournelles (nähert sich ihm und legt die Hände auf ihn):
Ihr geht mit mir, mein Prinz!
Isetto (ebenso): Mit mir!
d'Estournelles: Kommt!
Isetto: Kommt!
Dschem: Auch das mag sein, mag sein auch nicht, wie dies,
Nur fürcht' ich, wahrlich, eins, was fürcht' ich denn?
Ich fürcht', ich bleib' auf stets bei ihr im Vatikan.
Cäsar (zu den Gesandten gewandt):
Was sagt Ihr Menschenfreunde und Erlöser?
d'Estournelles: Ihr wollt?
Isetto: Zum Henker was geschah?
Hipolyt: Ja, sprecht!
Cäsar: Versteht ihr jetzt noch nicht?
Alexander: Genug,
Der Glaube hat, der Göttliche, gesiegt,
Der Himmel zeugt in Flammenschrift für uns!
Getauft wird Dschem, er bleibt in meiner Hand!
Das, Frankreich, melde Deinem Herrn und König.
Lucrezia (immer noch auf den Knien): Mein Gott, ich fleh'!
Dschem (steht jetzt dicht bei ihr): Nein, hör' zu beten auf!
Ich trag' es nicht, und doch, ich will es wieder hören,
Es kitzelt mich, es juckt mich schier zutot,
Das eine Wort: Giovanni Sforza lügt,
Du bist die Reine, bist die Unbefleckte,
Der Jungfrau gleich, zu der Du täglich pilgerst.
Isetto: So flennt ein Türk'?
Alexander: Bedenkt, ein Gottbekehrter!
Dschem: Die Hand empor!
Isetto: Verdammt, sie tut's!
Vanozza: Ihr wollt?
Dschem: Jetzt oder nie!
Cäsar: Lucrezia!

Digitized by Google

Vanozza: Verflucht!
Verloren Du, verdammt, unsel'ges Kind,
Vermehrst Du deiner Schreckenstaten Zahl
Um ihrer Sünden grauenvollste noch,
Verflucht der Vater und der Bruder, weh!
(Sie verhüllt ihr Haupt und eilt rechts hinaus.)
Dschem: Noch einmal sag ...
Lucrezia (langsam und feierlich): So heb' ich meine Hand zu Gott.
Dschem (auf den Affen weisend):
Nein, hier, zu dem, dem Fürsten aller Fürsten.
Lucrezia: Bei dem? Oh pfui des Ekels, Prinz!
Dschem: Schwör', schwör'!
Lucrezia: Das kann ich nicht!
Dschem (indem er sich wieder zur Estrade wendet):
Kannst nicht? Dann ist es gut,
Dann bin ich Muselman als wie zuvor,
Dann nehm' ich Fraß und haue wieder ein.
Hipolyt: Was soll das nur?
Dschem (greift in wilder Hast herum): Den Schinken da!
Arzt: Laßt ab!
Dschem: Den Pfirsich, die Melone noch, es eilt!
Für weiten Weg muß ich den Magen rüsten,
Zusammenfassen, was zu fassen ist.
(Er greift nach dem Herzen.)
Doch nein, es geht nicht mehr.
(Sinkt auf das Kissen.)
Lucrezia (hastig zu ihm hinauf): Mein teurer Prinz!
Dschem (mit verklärtem Lächeln):
Ja, komm' zu mir und laß dir treulich danken,
Ein letztes Wort in's zarte Ohr dir flüstern,
Das tönen soll noch über's Grab hinaus:
Lucrezia, Du hast mich umgebracht.
Lucrezia: Ich Dich?
Alexander: Was sagt er da?
Isetto: Horcht auf!
Dschem (wie oben, indem er Lucrezia festhält):
Ja, Du! Was Gift und Dolch niemals vermocht,
Hat Dein Gebet voll Seligkeit erzaubert
Und mir die Bahn in's Jenseits freigeschaufelt,
Den Kuß dafür! Ich seh' die Heil'gen tanzen,

Digitized by Google

Das Firmament erschlossen vor mir liegen,
Doch nicht dahin! Nein, in des Affen Reich
Zieht Dschem — jetzt streitet weiter um sein Gold.

(Er streckt sich und stirbt.)

Lucrezia (wirft sich mit einem wahnsinnigen Schrei auf die Leiche):
Dschem! Dschem!

Cäsar: Ist weg!

Alexander: Ist tot?

Lucrezia: Tot, tot durch mich!

Arzt: Das nicht, zerrissen hat es ihm den Leib.

Cäsar (in finsterm Ernst, stier vor sich hinblickend):
Geplatzt ist er; wir machen's bald ihm nach.

Ben Ali Bey (der bis jetzt gebeugt, knechtisch und lauernd, von den Wachen gehalten, dagestanden hat, reißt sich frohlockend los):
Tot, dreimal tot, doch nicht durch Euch, Herr Papst,
Er starb durch sich, und mir gehört die Leiche.

(Er klatscht in die Hände, sofort erscheinen die vier türkischen Diener durch die Türe, an der sie zunächst stehen bleiben.)

Lucrezia (ganz rasend): Durch mich, ich hab' ihn umgebracht!

Hipolyt (tritt zu ihr und legt ihr die Hand auf die Schulter):
Prinzessin!

Lucrezia: Hab' ihn zutot gebetet und war feig,
Ach, hätt' ich doch zu dem Gespenst geschworen!

Cäsar (nach einer schweren Pause zu den Gesandten):
Was wollt Ihr noch, Ihr Herrn? Das Spiel ist aus,
Kein Gold, kein Prinz, kein Vorteil mehr zu holen,
Geht fort von Rom und holt zurück die Truppen.

d'Estournelles: Nicht war es uns um Goldeswert und Ruhm,
Wir suchten einzig die Gerechtigkeit;
Der Streit ist aus, es mag der Papst die Schuld
Abwägen vor dem eigenen Gewissen,
Mag prüfen, wer ihn in den Tod gejagt,
Wir rufen unsre Heere nach Byzanz.

Ben Ali Bey (mit großem Hohn zu Alexander): Und Ihr,
Ihr bleibt zurück und fischt auf's Neu' im Dunkeln?

Alexander (indem er sich wie verjüngt aufrichtet):
Nicht doch, mein Türk', ich geh' voran!

Die Gesandten (durcheinander): Wie, was?

Alexander: Der Islam glaubt, er hätte mich geschlagen,

Digitized by Google

Ich wende Rom zum Kampfe gegen ihn,
Den Heiland her, ich stell' mich an die Spitze!
(Er hat das Kruzifix vom Thronsessel genommen und hebt es hoch in die Luft.)

d'Estournelles: Ein Scherz in solcher Stunde?

Hipolyt: Was? Ihr wollt?

Alexander: Wo sind die Truppen? Laßt sie salutieren,
Gott will es, Gott, ich bin sein erster Knecht,
Ich heb' das Kreuz als wundertät'ges Zeichen,
Und ruf' die ganze Welt zum heil'gen Grabe!
(Er geht voran, die Gesandten folgen in höchster Verblüffung.)

Cäsar: Viel Glück damit! Und Du, Lucrezia?

Lucrezia (wendet sich mit festem Entschluß zu Hipolyt):
Kommt, Kardinal, ich geh' mit Euch.

Cäsar: Du gehst?
So weit wohl wie der heil'ge Vater geht,
Auf neue Art den Islam zu bekämpfen,
Zur Engelsburg, doch weiter keinen Schritt,
Nur um die Truppen schnell aus Rom zu führen
Und die Gesandten noch einmal zu höhnen?

Lucrezia (nachdem sie die Tränen niedergekämpft hat, sehr fest):
Ich geh' auf stets!

Cäsar (sieht sie starr an): Dann Schwester, hab Dich wohl!

Lucrezia (geht mit Hipolyt langsam ab.)

Ben Ali Bey (winkt den Dienern. Diese springen wie losgelassen die Estrade hinauf, um die Leiche in den Sarg zu legen.)

Vorhang.

Digitized by Google

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

II.

Die nächsten Abende kamen sie nicht wieder auf die Sache zurück. Caterina schien sie vergessen zu haben. Sie war wieder glücklich und sorglos wie zuvor, lachte beim geringsten Anlaß und wunderte sich über alles wie ein Kind. Adonis hingegen verbarg eine heimliche Unruhe. Er war nicht glücklich über ihre plötzliche Nachgiebigkeit und fragte sich, ob sie im gegebenen Augenblick auch ihr Versprechen halten werde.

Inzwischen erwartete er David, um ihn um Rat zu bitten. Seit zwei Jahren hatte er seinen alten Beschützer nicht gesehen, der nun an einer Lehrerinnenbildungsanstalt unterrichtete! Ja, mit all seinen Illusionen hatte David sich dazu bequemen müssen, einfältige Frauenzimmer zu lehren. Für Adonis jedoch blieb er immer eine Persönlichkeit von Bedeutung, eine überragende Gestalt, die man wohl um Rat fragen konnte.

David sollte früher kommen, als man erwartet hatte.

Seine Heirat war aufgeschoben worden, und Carissima erzählte: „Die Familie der Braut fürchtet, David sei brustkrank. Brustkrank und verrückt, das ist ein bißchen zu arg, nicht wahr? Aber die Braut will ihn trotzdem: sie muß wohl auch ein wenig verrückt sein. Die Familie hat nun einen Mann extra nach Casalino geschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Ich habe den Mann gesehen; er hatte einen grauen Hut auf . . .“

„Aber du hast eine Phantasie, meine Liebe!“ sagte Adonis ärgerlich.

La Müton hingegen sagte, daß die Braut nicht recht wohl sei.

Und um Adonis noch mehr zu reizen, sagte Carissima: „Also auch sie krank und verrückt! Da passen sie ja ausgezeichnet zusammen!“

Am nächsten Sonntag war das Festmahl bei Tognina. Es kostete Mühe die Suppèi zu bewegen, die Einladung anzunehmen. Ärgerlich willigte sie schließlich ein. Statt des gewohnten Hutes nahm sie ein gelbes Kopftuch um, zog Strümpfe an, die sie sonst nur im Winter trug, band einen neuen Lederriemen an ihren Stock und bestieg Pirloccias Wägelchen; er war selbst gekommen sie abzuholen, weil sie behauptet hatte, sie könne nicht so weit gehen.

Caterina und Adonis gingen zu Fuß, und die Alte verlangte, das Wägelchen sollte mit ihnen Schritt halten: sie wollte das Brautpaar nicht aus dem Gesicht verlieren.

„Ich habe sie nie allein gelassen“, rühmte sie sich gegen Pirloccia. „Man

Digitized by Google

kann nie wissen! Früher hatte ich wohl Vertrauen in den Jungen; er war ruhig, ja schüchtern. Aber jetzt hat er ein Paar verteufelte Augen."

„Laßt sie doch!" sagte das Männchen philosophisch. „Vorher oder nachher: das bleibt sich ja gleich."

„Nein, mein Lieber, das bleibt sich nicht gleich! Das ist ein gewaltiger Unterschied! Ich hab' das Mädchen aufgenommen und aufgezogen, wie man ein schmutziges Tuch aufnimmt, das in den Graben gefallen ist. Und ich habe gewaschen und gewaschen, bis es so rein und schön wurde wie ein Altartuch . . . Und so soll es bleiben", fuhr sie fort, die rauhe Stimme bald erhebend, bald senkend. „Seht sie euch nur an! Sie ist größer als er. Sie ist schön, fleißig, geschickt. Und sie soll auch eine Aussteuer haben, mein Lieber, darüber könnt ihr ruhig sein. Sag' es deiner Schwester, der Pirloccina nur. Ihr Neffe wird eine Waise heiraten, aber nicht eine ohne Aussteuer. Und wieviel Heiratsanträge hat sie gehabt!"

Ein wenig pikiert, fing das Männchen an auch seinen Adonis herauszustreichen.

„Alte, ich sage dir, auch wir haben ihn mit aller Sorgfalt aufgezogen. Er war ein Teufel, als er klein war, und mochte nichts tun. Essen wohl, der Tausend! Und wie oft hat er mich gebissen: da sind die Narben noch. Aber mit Liebe und Prügeln haben wir ihn zurecht gebracht, wie man einen krummen Ast geradebiegt. Und da ist er nun: nicht allzugroß, aber proportioniert und wirklich schön!" rief das Männchen aus, als bemerkte er zum erstenmal, daß Adonis ein hübscher Junge war. „Die Augen allein sind wer weiß was wert! Wenn er nur gewollt hätte, so hätte er auch eine Dame heiraten können."

„Ja, mein Lieber, die Signorina Dargenti, wahrhaftig!" sagte die Alte spöttisch. „Millionärinnen heiraten keine Schulmeister! Und auch wenn er weiterstudiert . . ."

„Wie? Wenn er was? . . ." fragte Pirloccia sehr lebhaft.

„Er sagt, wenn er noch zwei Jahre weiterstudiert, kann er in eine höhere Stellung kommen. Da er doch nicht gleich einen Posten findet . . ."

„Einen Posten? den kriegt er. Ich habe selbst mit dem alten Lehrer darüber gesprochen", log das Männchen, immer erregter werdend. „Ich habe ihm alles mögliche gesagt! Ich habe ihm gesagt, er, so alt nun, solle sich doch schämen, Schule zu halten für Kinder, die eine Hand hoch sind . . ."

„Und er?" fragte die Alte ein wenig besorgt.

„Ihr werdet schon sehen, er wird nachgeben. Er kommt heute mittag auch: vielleicht wird er uns die frohe Nachschaft mitteilen."

„Wollte Gott! Ach ja, mein Lieber, ich sage dir: es verlangt mich danach, daß die Kinder heiraten."

Digitized by Google

„Mich auch!"

Die Kinder blieben unterdes hinter dem Wägelchen zurück, von Caterinas rotem Sonnenschirm kaum gegen die glühende Sonne geschützt.

Und wie immer scherzten und lachten sie über alles und alle: als ob das Leben für sie nur ein Spaß sei. Caterina sah sehr hübsch aus mit ihrem von der Hitze und dem Widerschein des Schirms geröteten Gesicht. Adonis betrachtete sie mit Verlangen und bat sie, den Schirm nach vorn zu halten, damit die in dem Wägelchen ihre Gesichter nicht sehen könnten.

„Jetzt ist es genug!" sagte Caterina. „Von den Feldern her sehen sie uns."

„So laß sie doch sehen! Soll ich dich nicht einmal mehr küssen? Du wirst ja so langweilig wie die Großmutter!"

„Sei still, du Unverschämter! Du häßlicher Mensch!"

„Du abscheuliches Mädchen!"

Und sie küßten sich. Doch das traf zu: Caterina wurde vorsichtig. Er dagegen ward immer feuriger, gleich der Sommersonne. In den letzten Tagen hatte er einige Ablenkung gefunden durch die Vorbereitung der Theatervorstellungen, die er dem ungebildeten Publikum von Casalino zu bieten gedachte. Im August und zu Anfang September sind solche Aufführungen sehr beliebt: Zu der Zeit ist der Ort sehr belebt und die Leute sind vergnügt: man leert die Fässer und Flaschen, um für den Neuen Platz zu schaffen; die Händler mit Besen und Weintrauben sind noch nicht ausgezogen, es kommen dagegen die Käufer für Getreide und die Pferdehändler aus Kroatien. Und all diese Leute amüsieren sich bei den Theatervorstellungen wie junge Mädchen auf dem Ball.

Adonis hatte eine besondere Anlage fürs Theater; und die übrigen Mitwirkenden erboten sich mit wahrhaft heroischer Begeisterung. Die Schwierigkeit bestand darin, ein geeignetes Lokal zu finden.

„Hoffen wir, daß wir die alte Stallung des Palazzo Dargenti bekommen!" sagte Adonis zu Caterina, als sie vom Deich in den Fußpfad längs der Parkmauer einbogen. „Siehst du, sie ist da, an der Ecke des Parks. Jusfin hat an seine Herrschaft geschrieben, und wir hoffen die Erlaubnis zu bekommen, solange die Damen selbst nicht hier sind."

Doch Caterina war eifersüchtig.

„Aber ich kann nicht kommen, und dann wirst du abends auch nicht zu mir kommen. Warum willst du so etwas tun? Um die andern zu amüsieren, das ist alles. Und die Mädchen werden dich ansehen."

„Laß sie doch", entgegnete er gelassen. „Und du wirst auch kommen!"

„Die Großmutter leidet's nicht."

„Ach, diese verwünschte Großmutter!" sagte er ärgerlich. „Die macht mich ganz wütend! Dann hole ich dich manchmal abends heimlich."

Digitized by Google

„Nein, nein, Schatz", sagte Caterina ruhig.

„Voriges Jahr wärest du gekommen."

„Voriges Jahr war ich ein Unverstand."

„Und gefielst mir besser!"

„Eh, lüge nur nicht, Schatz!"

Das Festmahl war lustig. In Casalino gibt's keine Gastmähler, die nicht lustig wären — außer den üblichen Leichenmählern, die schnell abgetan werden.

Wie bei dem Mahl zu Ehren von Davids Promotion waren die angesehensten Einwohner zugegegen: Grundbesitzer, Getreidehändler, der philosophische Schmied, der Inhaber der Schenke „Zum Vizekönig", und alle Söhne Pirloccias mit Einschluß Agostinos, der für die Gelegenheit mit der Familie Frieden geschlossen hatte. Wenige Frauen. Und Tognina machte sich, wie gewöhnlich, nicht gerade durch Geist und Anmut bemerkbar. Klein und schwarz, ging und kam sie leise wie eine Katze, und wenn sie sich an den Tisch setzte, so beachtete niemand die Frau, die doch mit Hilfe Zia Elenas all die guten Gerichte bereitet hatte, auch den Bissolan aus Kuchenteig, und eine ganze Reihe von vollen Flaschen die Wand entlang aufgestellt.

Die Söhne Pirloccias waren sehr liebenswürdig gegen die Gäste und besonders gegen die alte Suppèi und Caterina.

Doch Adonis fühlte, daß diese Freundlichkeit erheuchelt war, und daß die Pirloccias sich über seinen vermutlich bevorstehenden Auszug aus dem Hause der Tante freuten.

Neben der Suppèi sitzend, die ihren Stock an die Stuhllehne gehängt hatte, erzählte Pirloccia seine bekannten Reiseabenteuer. Alle wußten, daß er übertrieb, aber gerade darum hörten sie ihm gern zu.

„Einmal war ich auch in Agypten. Ja" — wandte er sich galant zu seiner Nachbarin — „es gibt ein Land, das Agypten heißt. Und es ist gar nicht einmal sehr weit von hier. Da ist aber alles anders. Und da gibt es wilde Tiere, Löwen, Bären und einen großen Fisch mit Zähnen, der heißt Krokodil . . ."

„Dil? dil?" wiederholte der Kleine Carissimas, der aufmerksam zuhörte.

„Ja, Kroko-dil. Gut; also der Fisch . . ."

„Es ist ja ein Amphibium", bemerkte der alte Lehrer, der auf dem Ehrenplatz saß: Pirloccia gegenüber.

„Entschuldigen Sie, aber ich sage es ist ein Fisch", bestätigte das Männchen. „Ich habe ihn doch selbst gesehen! Er ist im Fluß und ist ganz schwarz; wenn er obenauf schwimmt sieht er aus wie ein Stück Holz. Einer kam an unser mit Besen beladenes Boot heran: wir hielten ihn im Auge

Digitized by Google

und warfen ihm von Zeit zu Zeit einen Besen hin, den er mit den Zähnen packte und in Stücke zermalmte. Und ich habe einen andern gesehen, der eine alte Frau auffraß, mit den Kleidern und allem: nur die Kette ließ er übrig."

„*Corpo!*" rief der Seiler. Und der Kleine mit den großen, lachenden blauen Augen wiederholte wiederum: „Kette? Kette?" und alle lachten vor Schrecken und vor Spaß.

Nur die alte Suppèi schüttelte mitleidig den Kopf als wollte sie sagen: Mir machst du nichts weiß; und Adonis fragte: „Und dann hat das Scheusal wohl geweint?"

„Ja, ja, es hat geweint", erwiderte das Männchen überzeugt.

Da wurde die Alte erregt und fragte, wie Adonis nur an so etwas glauben könne, er, der nicht einmal an Gott glaube.

„Und es ist doch so wahr wie Gott", sagte Pirloccia, immer zu der Alten gewandt, und schlug sich mit der gespreizten Hand an die Brust. „Ich versichere euch, daß ich die Wahrheit spreche. Wenn ihr es nicht glauben wollt, so kommt doch mit mir nach Ägypten, wenn ich wieder hingehe."

Alle lachten von neuem, und die Heiterkeit stieg in dem Maße, wie Tognina die geleerten Flaschen an die Wand zurückstellte.

Auch der alte Lehrer, der gewöhnlich so schweigsam und unbeweglich war wie eine Eule — der er glich! —, schien erregt. Dann und wann erhob er sich halb von seinem Stuhl, den mit schäumendem Lambrusco gefüllten Peker in der Hand (bei jeder neuen Flasche war er der erste dem eingeschenkt wurde!), und schien etwas sagen zu wollen. Aber er brachte es nicht heraus: sei es, daß er nicht den Mut hatte, oder daß er fürchtete, der rosige Schaum könnte verfliegen, bevor er mit seiner Rede fertig sei. Auf jeden Fall setzte er sich immer wieder hin, die runden Augen fest auf seinen Peker geheftet, bis dieser von der stillen Tognina wieder neu gefüllt wurde.

Endlich, als die Flaschen mit Weißwein geöffnet wurden, stand der Alte denn auf und sagte, das Glas in der Hand, mit zitternder Stimme: „Ich begrüße den neuen Lehrer!" (Er streckte die Linke Adonis entgegen und erhob die Stimme.) „Wie der alte General sich vom Schlachtfeld zurückzieht, nachdem er dem Vaterland und dem König treu gedient hat . . . so . . . ja, so ziehe ich mich zurück und überreiche den Degen, oder vielmehr das Stöckchen dem neuen Gebieter über eine neue Generation. Es lebe der neue General! Es lebe der König!"

Schnell setzte er sich wieder hin und trank den Wein, von dem der Schaum jetzt wirklich zerronnen war. Und während alle Beifall klatschten, erhob Adonis sich und verbeugte sich dreimal in komischer Weise. Dennoch war er im Grunde bewegt, denn diese Wendung hatte er nicht erwartet.

Digitized by Google

Er nahm sein Glas, ging zu dem Lehrer hin und küßte ihn auf die Wange. Der andere erhob sich nochmals und sie stießen miteinander an.

„Ich trinke auf die Gesundheit des alten Generals! Er soll leben! Die ganze Gesellschaft soll leben!"

„Sie soll leben! Sie soll leben!" riefen alle und stießen miteinander an.

Pirloccia kehrte sich der Alten zu und sagte triumphierend: „Seht ihr?"

Dann stieg er auf den Stuhl und sagte, zu Caterina gewandt, in schelmischen Ton: „Und ich sage: das Brautpaar soll leben!"

„Es soll leben!"

Doch Caterina bewahrte ihre schöne Ruhe und blickte nach der Großmutter hinüber: da sah sie etwas Seltsames und Ungewohntes: die Alte weinte vor Freude.

Nach Tisch lud Tognina die Großmutter und Caterina ein, sich ein wenig zu ruhen: unter diesem Vorwand wollte sie die seidenen Decken und die spitzenbesetzten Kissenbezüge zeigen, die sie zur Feier des Tages aufgelegt hatte. Nur Caterina folgte der Aufforderung und wurde von Fiorina in das große Zimmer des verstorbenen Onkels hinaufgeführt. Die Alte verlangte nach Hause, und sie mußten ihr sehr zureden, um sie zu bewegen, bis Sonnenuntergang zu bleiben. Carissimas Kinder drängten sich um sie und baten sie, ihnen eine Geschichte zu erzählen. Zuerst tat die Alte als wollte sie sie alle mit dem Stock verjagen — dann ließ sie sich erweichen und begann das Märchen vom *Caval Rundello*, und allmählich wurde sie ganz lebhaft, stand auf und begleitete ihre lange Erzählung mit den ausdrucksvollsten Gesten. Und sie selbst nahm stets so lebhaften Anteil an den Geschehnissen, die sie berichtete, daß sie alles andere darüber vergaß. Auch die Frauen hörten ihr zu; nur Fiorina schlich mit zerzaustem Haar und rotem Gesicht leise in die Vorhalle und von da auf den Hof, wo Francesco saß.

Die heiße Mittagsonne brütete über dem weiten, stillen Hofraum. Adonis begleitete seinen Vorgänger ein Stück Weges, und als er zurückkam, hörte er im Eßzimmer die Großmutter ihre Geschichte erzählen. Sie ahmte gerade die zornige Stimme der gekränkten Prinzessin nach: genau wie eine Schauspielerin.

Mit einem Satz war er auf der Treppe; oben auf dem Vorplatz hielt er an und holte tief Atem. Es war ihm als schäumte der Lambrusco in seiner Brust wie zuvor im Peker: die Kunde, daß er die Lehrerstelle in Casalino nunmehr als die seine betrachten konnte, machte ihn trunken. Ohne genau zu wissen, was er wollte, öffnete er die Tür zum Zimmer des Onkels.

Caterina schlief nicht, doch sie erwartete ihn auch nicht. Sie hatte ihr Kleid ausgezogen, saß in Mieder und weißem Unterrock neben dem großen

Digitized by Google

Bett, in dem der Onkel Giovanni gestorben war, und lehnte den Kopf an die Decke aus grüner Seide.

Als sie Adonis erblickte, sprang sie auf, preßte die gekreuzten Arme auf die Brust und senkte den Kopf.

„Aber was willst du?" fragte sie fast erschrocken.

„Sei still, daneben schläft ein Kind!" sagte er, auf das anstoßende Zimmer deutend. Er verschloß die Tür und schlich sich auf den Fußspitzen näher. In dem goldigen Halbdunkel sah Caterina noch weißer und blonder aus als sonst. Ihr Hals und die Arme vom Ellbogen aufwärts waren wie blaugeäderter Marmor. Adonis wurde verwirrt! jene halb entblößte Frau neben dem grünen Bett war nicht Caterina; das war die von allen Jünglingen erträumte Nymphe am Rande einer Wiese. Er trat auf sie zu, rührte sie aber nicht an.

„Hast du gehört?" sagte er leise, sie mit erregten Blicken betrachtend. „Der Lehrer zieht sich wirklich zurück!"

„Ja, ich habe es gehört! Aber nun geh! Wenn man uns hier fände, Adonis!"

„Dann komm' mit in mein Zimmer", sagte er immer erregter. „Du sollst einmal sehen, wie elegant es ist! Ich habe so viele Fallen aufgestellt, aber die Mäuse nehmen immer, was darin ist, und machen sich aus dem Staube! Komm . . ."

Er redete im Ernst, ohne recht zu wissen, was er wollte, legte seinen Arm um ihren Leib und versuchte sie mit sich zu ziehen. Er bebte vor Freude, vor Erwartung, vor Verlangen, so unbewußt wie da er als Kind auf dem großen, weichen Bett darauf wartete, daß der Onkel den süßen Traubensaft bestellte.

Caterina widerstand.

„Aber bist du verrückt, sag'? Geh, Adonis! Wenn sie uns hier fänden!"

„Wenn sie uns fänden? Sind wir jetzt nicht ein Ehepaar? Nicht für immer verbunden? Jetzt können wir heiraten, auf der Stelle, wenn du willst! Ja, es ist Zeit! Wie schön bist du, Schatz . . ."

„Laß mich!" wehrte sie mit schwankender Stimme ab.

„Nur einen Kuß . . ."

Er küßte sie auf die Schulter und erzitterte. Es war ihm, als schwänden ihm die Sinne. Sie breitete die Arme aus, und in Freude und Verlangen blickten sie einander in die Augen und umschlangen sich so fest, als wolle der eine den andern aufrechthalten auf der Grenze zwischen der Welt der Wirklichkeit und einer geheimnisvollen Welt, zu der sie sich aufschwingen, oder in die sie hinabstürzen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Über neue Wege der Säuglingsernährung.

Von Dr. Hans Friedenthal, Arzt am Säuglingsheim Nikolassee bei Berlin.

Wenn der einzelne Mensch sich den Reifejahren am Ende der ersten Hälfte des ihm zugewiesenen Lebensjahrhunderts nähert, beginnt er sich seiner Jugendtorheiten mit ihrer Verschwendung der kostbarsten Lebensgüter zu schämen; so beginnt allmählich die ganze Kulturmenschheit durch ernste Warnzeichen aufgerüttelt, dem Raubbau Aufmerksamkeit zu schenken, den sie bisher wie im Vertrauen auf unbegrenzte Zeugungsfähigkeit mit dem neugeborenen Menschenmaterial getrieben hat. Trotz langer Reifezeit und Gebären nur eines einzelnen Jungen nach langer Tragzeit deckte die Menschheit in der Urzeit mit Leichtigkeit die Verluste, welche reißende Tiere, giftige Schlangen und Insekten sowie einzelne Katastrophen wie Erdbeben und Überschwemmungen in ihre Reihen rissen, ja sie vermehrte selbst dann in immer schnellerer Folge ihre Scharen, als nach Überwindung der Feinde in der Tierwelt die vieltausendjährige Periode der Menschenschlächtereien durch Krieg und Glaubenskämpfe begann, welche selbst im Bund mit verheerenden Volksseuchen doch immer nur vorübergehende, rasch sich wieder schließende Lücken in die Menschenphalanxe reißen konnte.

In unseren Tagen, wo die Verluste durch Kriege und Seuchen nicht mehr erheblich ins Gewicht fallen, beginnt ein stetig sich steigernder Geburtenrückgang bei allen Kulturnationen die Aufmerksamkeit auf die Fundamente zu lenken, auf welchen das zukünftige Menschheitsschicksal aufgebaut ist. Das Wachstum der Menschheit hängt nicht nur ab von der Zahl der Geborenen, sondern auch von der durchschnittlichen Lebensdauer der Geborenen und für längere Zeit können wir hoffen, den Geburtenrückgang auszugleichen, wenn es gelingt, die mittlere Lebensdauer, welche heute nur etwa 40 Jahre beträgt, der physiologischen Dauer des Menschenlebens von 100 Jahren[1]) anzunähern.

Die Säuglingssterblichkeit ist eine der wesentlichsten Faktoren, welche die Lebenserwartung eines eben geborenen Menschen so stark herabdrückt. Nach Behr-Pinnow (Geburtenrückgang und Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, Berlin, Verlag Springer 1913) betrug die Säuglingssterblichkeit in Sachsen in den Jahren 1890—1900 nicht weniger als 27 Prozent, im Deutschen Reich etwa 22 Prozent der Geborenen. Gelänge es den Kulturnationen, die Säuglingssterblichkeit in dem Maße zu bekämpfen, daß nur diejenigen

[1]) Daß die physiologische Lebensdauer des Menschen etwa 100 Jahre beträgt, erkennt man daraus, daß um dieses Alter herum der Tod aus Altersschwäche bei Fernbleiben erkennbarer äußerer Schädlichkeiten beobachtet wird, während jüngere Greise an Krankheiten sterben wie Menschen der anderen Lebensalter, das heißt an offensichtlichen Störungen der Körpermaschine.

Digitized by Google

Säuglinge sterben, welche lebensuntauglich geboren werden, so könnte ein sehr großer Teil der Geburten entbehrt werden. Es wäre ein großer Irrtum zu glauben, daß durch die große Säuglingssterblichkeit bei uns ein Überleben der Passendsten und Kräftigsten bewirkt wird. Diejenigen Länder, welche die geringste Säuglingssterblichkeit aufweisen, wie Dänemark, Schweden oder gar Norwegen mit nur 9,7 Prozent Säuglingssterblichkeit zeigen kräftigen Nachwuchs im Gegensatz zu vielen Ländern mit großer Säuglingssterblichkeit. Den wesentlichsten Faktor für eine hohe Säuglingssterblichkeit bildet die künstliche Ernährung der Säuglinge in ihrer heutigen Form, die stetig zunehmende Verkürzung des Anrechts des Kindes auf die Mutterbrust. Während dem Menschen wie den anthropoiden Affen eine mehrjährige physiologische Säugedauer zukommt, erweckt heute das Säugen zwei- und dreijähriger Kinder, obwohl es selbst im Deutschen Reich noch hier und da vorkommt, das Erstaunen der Forschungsreisenden in fremden Ländern. Selbst eine Säugedauer von nur neun Monaten wird in den Kulturschichten aller Nationen nicht mehr innegehalten, seit die Frauen, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, ihre Hauptaufgabe darin erblicken, es dem Manne in Schaffung von Kulturarbeiten gleich- oder gar vorzutun, nicht aber darin, die Menschheit zu erhalten und fortzupflanzen, wie bisher. Da Kulturarbeit und Säugearbeit einander hindernd im Wege stehen, die Frauen immer entschiedener und in immer weiteren Kreisen der Bevölkerung jede andere Arbeit der körperlichen Arbeit an der nächsten Generation vorziehen, so müssen wir für die nächste Zeit trotz der Gegenarbeit aller einsichtigen Biologen und Ärzte mit einer immer weitergehenden Verkürzung der Säugedauer beim Menschen rechnen.

Sehen wir von den ersten Monaten nach der Geburt ab, so müssen wir uns vor Augen halten, daß die ganze Kulturmenschheit heute schon so gut wie ausschließlich auf künstliche Ernährung im Säuglingsalter angewiesen ist. Je weniger die Ärzte imstande sind, die sozialen Verhältnisse nach ihren Wünschen umzugestalten, desto wichtiger und dringender erscheint die Sorge um einen vollwertigen Ersatz der Mutterbrusternährung durch eine zweckmäßig gestaltete, künstliche Ernährung unserer Säuglinge und kleinen Kinder. Es erscheint als eine der wichtigsten Aufgaben des Physiologen, die für den Menschen als Tierform natürliche und artgemäße Säuglingsernährung bis in ihre feinsten Einzelheiten zu erforschen, um bei der künstlichen Ernährung Fehler zu vermeiden. Bis unsere Kenntnisse von der natürlichen Säuglingsernährung nicht abgeschlossen sind, wird es vorsichtig sein, die Forderung aufzustellen, daß wir jeden ausgleichbaren Unterschied zwischen natürlicher und künstlicher Ernährung auch wirklich ausgleichen müssen. Solange die Erfolge der natürlichen Ernährung bessere sind als die der künstlichen Ernährung, werden wir nicht vermuten, daß wir die wesentlichen Unterschiede von den unwesentlichen zu

Digitized by Google

trennen vermögen und daher gut daran tun, wenn wir jeden Unterschied als schädlich ansehen. Daß eine Nahrung deshalb Säuglingen schlecht bekommen soll, weil sie der natürlichen Säuglingsnahrung gleicht, kann wohl von einigen Sonderlingen behauptet, aber wohl kaum mit guten Gründen vertreten werden. Erst wenn die praktischen Dauerresultate der künstlichen Säuglingsernährung besser werden sollten als bei Ernährung an der Mutterbrust, würden wir daran denken dürfen, von dem Wege abzuweichen, welchen die Natur uns gewiesen hat, da wir erst dann sicher sein können, keinen wesentlichen Punkt der Säuglingsernährung außer Acht gelassen zu haben.

Die Menschenmilch weicht in ihrer Zusammensetzung von den übrigen bekannten Tiermilchen weit ab im Einklang mit dem langsamen Wachstum des menschlichen Neugeborenen, in welchem nur die Affenarten ihm gleichkommen. Die Milch jeder Tierart ist in ihrer Zusammensetzung bis auf die feinsten Details angepaßt den Bedürfnissen der neugeborenen Tiere. In je unvollkommnerem Zustand die Säugetiere geboren werden, desto rascher ist ihr Wachstum nach der Geburt und desto reichlicher enthält die Milch die Stoffe, welche für rasches Wachstum besonders des Skelettes erforderlich sind, nämlich Salze und Eiweiß. Die Menschenmilch erweist sich mit einem Aschegehalt von nur 0,2 Prozent als die aschearmste und zugleich eiweißärmste aller untersuchten Milcharten. Der Eiweißgehalt der Menschenmilch schwankt wie der Salzgehalt innerhalb gewisser Grenzen, stets entspricht aber der eiweißreicheren Milch ein größerer Salzgehalt, so daß es mehr auf das Verhältnis von Eiweiß und Salzen als auf die absoluten Mengen anzukommen scheint.

Wie groß die Unterschiede in der chemischen Zusammensetzung der Milch der verschiedenen Tierarten sind, beleuchtet die Tatsache, daß Eselsmilch nur etwa 1 Prozent Fett enthält, die Milch des Delphins dagegen 43 Prozent Fett, die Menschenmilch enthält etwa 1 Prozent Eiweiß und 0,2 Prozent Asche, die Kaninchenmilch dagegen 10,4 Prozent Eiweiß und 2,5 Prozent Asche. Trotzdem die absoluten Zahlen von Eiweiß und Salzen in der Milch bei Mensch und Kaninchen um das Zehnfache sich unterscheiden, ist das Verhältnis von Eiweiß und Salzen in beiden Milchen fast genau das Gleiche. Die Nährstoffe der Milch dienen nur zum kleinsten Teil dazu, den Lebensprozeß des Säuglings zu unterhalten, die Körperwärme konstant zu erhalten und den Aufwand für Bewegungen und Wachstum zu ermöglichen. Der allergrößte Teil der Nährstoffe der Milch dient dem Körperansatz, das heißt die Milchnährstoffe werden im wachsenden Organismus abgelagert. Tiere, die rasch Fett ansetzen wie Delphine und Schweine, bekommen eine fette Milch geliefert, auch die physiologischerweise fetten Menschenbabys erhalten eine Milch, welche mit mehr als vier Prozent Fett den Fettgehalt unserer käuflichen Kuhmilch weit übertrifft. Die Eiweißstoffe der Milch liefern die Bausteine für die eine Körpersubstanz,

Digitized by Google

in welche auch der größte Teil der Mineralstoffe der Milch aufgenommen wird. Die Zuckerarten, welche in allen Tiermilchen durch den sonst nirgends im Körper gefundenen Milchzucker vertreten sind, dienen hauptsächlich als Kraftquelle und nur zum Teil zum Ansatz von Glycogen und Zucker. Menschenmilch übertrifft mit einem Milchzuckergehalt von etwa acht Prozent die Milch aller Tierarten, weil das langsame Menschenwachstum den größten Kraftaufwand erfordert.

Bereits im Mutterleib beweist die hohe Ausbildung der Ernährungsorgane des wachsenden Keimes die außerordentlichen Anforderungen, welche dieser an Ernährung stellt allen anderen Tierarten gegenüber. Der neugeborene Mensch ist nicht bescheidener und verlangt ein Vielfaches an Säugeleistung von seiner Mutter gegenüber dem, was die Säuglinge anderer Tierarten beanspruchen, noch nicht einmal eingerechnet, daß im Naturzustande der Menschensäugling mehr als ein Jahr lang beständig von seiner Mutter herumgetragen sein will, was abgesehen von der Säugearbeit einen nicht unerheblichen Kraftaufwand vonseiten der Mutter erfordert. Als Dank für alle diese Plagen spendet die Mutterbrust dem Menschensäugling die süßeste von allen Milchen durch einige Jahre, also viel länger als bei anderen Tierarten. Stratz bildet einen vierjährigen Malayensäugling ab, der von seiner kleinen Mutter noch genährt und getragen wurde, während der Junge die Pausen zwischen den Brustzeiten sich mit Zigarettenrauchen verschönerte. Sind für die gröbere Zusammensetzung der Menschenmilch der Reichtum an Zucker und die Armut an Eiweiß und Salzen die Hauptcharakteristica, so haben wir in den Mengenverhältnissen der einzelnen Salze weitere wesentliche Merkmale der Menschenmilch zu erblicken. Der Kalkgehalt der Menschenmilch ist relativ noch geringer als dem geringen absoluten Aschengehalt entspricht in Rücksicht auf die langsame Skelettzunahme des Menschensäuglings, dagegen erweist sich die Menschenmilch als sehr reich an Kalium, dem Hauptmineralstoff der Körpergewebe und des Protoplasmas. Wie wichtig die Verhältnisse der einzelnen Mineralstoffe zueinander im Lebenshaushalt sind, können wir daraus erkennen, daß die absoluten Salzmengen weit größeren Schwankungen unterworfen sind, als das Verhältnis der Salze untereinander, namentlich von Calcium und Kalium. Die Frauenmilch enthält so wenig Kalk, daß eine Kuhmilch um mehr als das Fünffache verdünnt werden müßte, um den gleichen Kalkgehalt zu zeigen wie Menschenmilch, während eine dreifache Verdünnung den gleichen Nährgehalt herbeiführt. Für die Praxis ist es besonders wichtig, zu betonen, daß durch Verdünnung von Kuhmilchmolke wir niemals zu den Salzverhältnissen der Frauenmilchmolke gelangen können. Nur durch Zusatz der fehlenden Elemente, namentlich des Kaliums, kann der Unterschied zwischen Kuhmilchsalzen und Frauenmilchsalzen beseitigt werden. So verschieden die Mengenverhältnisse der Nährstoffe und der Salze in den verschiedenen Milcharten auch sind, enthalten doch alle Milcharten,

Digitized by Google

soweit untersucht, die gleichen Elemente in den gleichen chemischen Verbindungen; die Verschiedenheit in den Mengenverhältnissen der einzelnen Stoffe, namentlich aber der Salze, ist der wichtigste Grund für die verschiedene Bekömmlichkeit der einzelnen Milcharten. Es ist ein glücklicher Zufall, daß die Kuhmilch, welche als Grundlage jeder künstlichen Ernährung in der ersten Säuglingszeit allein in Betracht kommt, von allen Milcharten, welche genauer untersucht wurden, der Menschenmilch am nächsten kommt inbezug auf wichtige Punkte der Salzzusammensetzung. Weder die hier und da empfohlene Ziegenmilch, noch die teure Eselsmilch besitzen eine höhere innere Ähnlichkeit mit der Menschenmilch als die Kuhmilch. Die Eselsmilch ist allerdings inbezug auf Milchzuckergehalt, Eiweißgehalt und Nährgehalt der Menschenmilch am ähnlichsten zusammengesetzt, in bezug auf das richtige Verhältnis der einzelnen Salze zu der Asche gleicht überall die Kuhmilch mehr der Menschenmilch als die Eselsmilch. Wie die Kuhmilch in ihrer Salzzusammensetzung der Menschenmilch am nächsten kommt, so wird auch das Kalb im gleichen absoluten Lebensalter wie das Kind, nämlich rund 273 Tage nach der Befruchtung der Eizelle geboren, während neugeborene Hunde, Katzen und Nagetiere viel jünger sind als der neugeborene Mensch und auch in viel unfertigerem Zustand geboren werden. Bei der Ernährung an der Mutterbrust gelangt die Milch völlig steril, das heißt frei von allen Bakterien und mit der richtigen Temperatur von über 38 Grad Celsius in den Mund des Säuglings, bei der künstlichen Ernährung wird die Nahrung sterilisiert und durch Hitze verändert. Die zahlreich in der Milch vorhandenen Bakterien werden durch die Hitze getötet, die Leichen der toten Bakterien aber dem Säugling einverleibt. Während in roher Milch die unschädlichen Säurebakterien die Überhand gewinnen und etwa vorhandene pathogene Bakterien überwuchern, finden in der sterilen Milch alle Arten von schädlichen Bakterien einen ausgezeichneten Nährboden. Wird sterilisierte Milch nachträglich mit Bakterienkeimen infiziert, so fault sie unter Bildung von Giften wie Schwefelwasserstoff, welches schwere Vergiftungen hervorrufen kann, während sauergewordene Milch in den seltensten Fällen bei Säuglingen irgend eine Schädigung hervorruft, ja wie bekannt als Nahrungsmittel sich großer Verbreitung und Beliebtheit erfreut. Nur die Milch, welche während Gewittern im Sommer rasch sauer geworden ist, kann heftige, akute Vergiftungserscheinungen, welche dem Brechdurchfall ähneln, hervorrufen. Offenbar bilden die Bakterien unter dem Einfluß der Sauerstoffbildung, die nachgewiesenermaßen bei Gewitterneigung sich einstellt, andere giftige Produkte in der Milch als unter normalen Verhältnissen. Ein weiterer, bisher so gut wie gar nicht beachteter Vorzug bei der natürlichen Aufzucht des Menschensäuglings an der Mutterbrust liegt in dem beständigen Luftwechsel, welcher dem von der Mutter getragenen Säugling ständig frische Luft zu den Lungen führt, während unsere künstlich ernährten Säuglinge ihre Säug-

Digitized by Google

lingszeit beinahe unbeweglich eingepackt im Bett liegend verbringen müssen, wobei sie die durch ihre Ausscheidungen verdorbene Luft häufig genug gezwungen sind einzuatmen. Sie genießen, wie es Dr. Lahmann treffend ausdrückt, gasförmigen Kot. Daß verdorbene Luft Appetitmangel auch beim Säugling erzeugt, und auf diesem Wege zu Wachstumsstillständen und Ernährungsstörungen Veranlassung geben kann, wird wohl jedem Unbefangenen einleuchten.

Ein weiterer, sehr wichtiger Vorzug der natürlichen Aufzucht des Menschensäuglings an der Mutterbrust liegt in der Zahl der Hautreize, welche durch Küssen, Drücken, Streicheln, Bewegungen beim Säugen und durch beständige Lageveränderungen dem Großhirn des Säuglings Erregungen zuführen und dadurch den Säugling frühzeitig zu eigenen Bewegungen veranlassen, und seine Intelligenz wecken und steigern. Der Mensch verdankt seinen Intelligenzvorsprung vor den anderen Tieren der Bevorzugung seines Sinnensystems und der Zahl der Außenweltsreize, welche bei ihm dem Großhirn zugeleitet werden, um dort neue Entwicklungsstufen anzuregen und den Bewegungsdrang zu entfesseln, ohne welchen kein Höhersteigen möglich ist. Die Haararmut des Menschen erhielt ihm eine Feinheit und Reichgestaltigkeit der Hautgefühle, welche bei Pelz, Borsten oder Stacheln tragenden Tieren unter der dichten Decke verloren gehen mußte. Die Fledermäuse stehen dem Menschen vielleicht an Feinheit der Hautsinnesorgane nicht nach, dafür sind die Augen dieser Tiere so verkümmert, daß die Gesamtzahl der Außenweltsreize auch bei diesen Tieren der beim Menschen nicht einmal nahe kommt. Verbringen unsere künstlich genährten Säuglinge mindestens die ersten sieben Monate ihres Lebens so gut wie regungslos im Bett, so erscheint ein starkes Zurückbleiben in bezug auf Intelligenz, Bewegungsdrang und Bewegungsfähigkeit und auf dem Umwege über Appetitmangel auch in bezug auf Wachstum und Ernährung nicht mehr wunderbar. Die Ärztewelt bezeichnet das Zurückbleiben der Anstaltskinder hinter Mutterbrustkindern und Familienkindern als Hospitalismus. In den obigen Ausführungen können wir die Gründe für das Auftreten dieses Schadens erkennen.

Durch die stark vermehrte Ansteckungsgefahr ist bei Anstaltskindern ein weiterer Grund für die Mißerfolge der bisherigen künstlichen Aufzucht gegeben. Unaufhörlich werden unsere Säuglingsanstalten von Grippen und anderen Infektionskrankheiten heimgesucht, die Ernährung der Säuglinge während und oft lange Zeit nach der Erkrankung auf das empfindlichste gestört. Den Schutz, welchen die natürliche Ernährung dem Säugling verleihen soll, fehlt den künstlich ernährten Kindern vollständig. Von den ersten Lebenstagen an müssen sie häufige Anstaltsinfektionen mitmachen, während der an der Mutterbrust genährte Säugling selbst bei Scharlacherkrankung und Diphtherieerkrankung der Mutter gesund bleiben und gedeihen soll. Alle bisher genannten Schädigungen der künstlichen Ernährung zusammen wiegen noch nicht so schwer wie die unrichtige und unphysiologische Zusammen-

Digitized by Google

setzung der den Säuglingen bisher gereichten künstlichen Nährmischungen. In früherer Zeit hatte man bereits versucht die Zusammensetzung der Muttermilch nachzuahmen; da man die wesentlichsten Punkte in der Zusammensetzung der Frauenmilch noch gar nicht kannte, so erreichte man mit diesen Nachahmungen derart schlechte Resultate, daß ein berühmter Kinderarzt den Ausspruch wagen konnte, eine bekömmliche künstliche Nahrung solle sich möglichst weit in ihrer Zusammensetzung von der Muttermilch entfernen. Noch heute gibt es angesehene Kinderärzte, welche den Milchzucker, den einzigen Zucker, welcher in allen Tiermilchen sich findet, während er im Organismus sonst nicht vorkommt, der also für die Zwecke des Säugens von der Natur eigens gebildet wird, für den ungeeignetsten ja schädlichen Zucker halten, während jede andere Zuckerart, die in keiner Milch sich findet, dem Säugling besser bekommen soll. Rasch lernte man in der modernen Kinderheilkunde jeden Stoff, der in der Muttermilch gefunden wurde, als schädliches Gift fürchten. Die Salze der Muttermilch wurden einzeln durchprobiert und sämtlich als schädlich befunden, das Milchfett wurde so gefürchtet, daß eine so gut wie fettfreie Buttermilch als Ideal der Säuglingsernährung gepriesen wurde, der Käsestoff der Milch wurde beschuldigt, schwere Schädigungen der Säuglinge bei künstlicher Ernährung hervorzurufen. Da der Milchzucker, wie oben bereits erwähnt, von einigen Kinderärzten ebenfalls gefürchtet wurde wie das Fett, die Salze und der Käsestoff, so blieb eigentlich nur noch das Wasser in der Milch übrig, welchem man keine spezifische Giftigkeit zuschrieb und es hatte als das Ideal der künstlichen Ernährung angesehen werden müssen, eine Nahrung herzustellen, welche weder Milchzucker, noch Milchfett, weder Käsestoff noch Milchsalze enthielt, also nach dem Ausspruch des berühmten Kinderarztes sich möglichst weit von der Zusammensetzung der natürlichen Nahrung entfernte. Diesen Strömungen gegenüber betonte Verfasser vor mehreren Jahren bereits die Notwendigkeit, nicht die Wirkung der einzelnen Stoffe, wenn sie isoliert gereicht werden, zu untersuchen, sondern die Wirkung eines Nährgemisches sich abhängig zu denken von der Gegenwirkung der einzelnen Stoffe gegeneinander, welche bewirkt, daß durch Mischung ganz neue Effekte entstehen können. Eine fette Nahrung führt leicht zu Verstopfung, wenn sie gut vertragen und resorbiert wird; wird sie schlecht vertragen, so führt eine fettreiche Nahrung zu Durchfällen. Eine Säuglingsmilch mit dem physiologischen Fettgehalt von vier Prozent und darüber würde zu Verstopfung führen, wenn nicht der hohe Milchzuckergehalt der Menschenmilch, nämlich sieben bis acht Prozent, ein Gegengewicht böte. In der normalen Menschenmilch halten sich das stopfende Fett und der abführende Milchzucker genau das Gleichgewicht. Wenn die Ärzte mit Recht bei der bisherigen künstlichen Säuglingsernährung den Milchzucker fürchteten, so lag das daran, daß die Gemische viel zu arm an Fett waren. Verdünnt man Kuhmilch,

Digitized by Google

wie es eine Zeitlang in der Säuglingsernährung gang und gäbe war, mit zwei Teilen Wasser und fügt die der Nahrung fehlende Menge Milchzucker hinzu, so erhält man eine Mischung, welche für den Darmkanal der Mehrzahl der Säuglinge verderblich wirkte und zu häufigen Durchfällen und Verdauungsstörungen Veranlassung gab. Die Zweidrittelmilch enthält nur noch 1 Prozent Fett und diese geringe Fettmenge kann unmöglich der abführenden Wirkung der großen Milchzuckermengen die Wage halten. Gibt man umgekehrt einem Säugling Sahnenmischung mit großem Fettgehalt ohne den nötigen Milchzucker, so erlebt man wiederum häufige Durchfälle, da Fett nur solange stopfend wirkt, als es gut resorbiert wird und im Körper verbraucht oder abgelagert werden kann. Hat der Körper alle Depots mit Fett gefüllt, so verlangsamt sich die Fettresorption im Darm und es treten nun Durchfälle auf infolge bakterieller Fettzersetzung im Darm. Die Resorption der Nährstoffe im Darm hängt ganz allgemein in ihrer Geschwindigkeit von dem Bedürfnis des Körpers nach diesem Nährstoff ab. Ist der Körper mit irgend einem Nährstoff gesättigt, so verlangsamt sich automatisch die Aufnahme aus dem Darm, unter Umständen bis zum Stillstand der Aufsaugung. Die Zuckerarten werden nur zum kleinen Teil im Körper in tierische Stärke oder Glykogen umgewandelt, zum Teil aber innerhalb der Gewebe verbrannt. Der Säugling erhält trotz seiner großen Körperoberfläche seine Temperatur annähernd konstant durch Verbrennung des aufgenommenen Zuckers. Wird mehr Zucker dem Säuglingsdarm angeboten, als der Körper verbrauchen kann, so sind bakterielle Zersetzungen im Darm und Durchfälle die notwendige Folge. Bei großer Hitze verbraucht der Körper des Säuglings weniger Zucker zur Aufrechterhaltung seiner Körpertemperatur, verträgt daher nicht die gleiche Zuckerzufuhr wie bei großer äußerer Kälte. Ob Zucker und zwar Milchzucker wie Malzzucker gut vertragen wird, hängt nicht allein vom Fettgehalt einer Nährmischung ab, sondern ebensosehr von der absoluten Größe der Zufuhr und vor allem von dem gesamten Verhältnisse aller Nährstoffe in der gemischten Nahrung. In der Muttermilch sehen wir viel Fett und viel Milchzucker, werden daher annehmen können, daß das physiologisch beobachtete Verhältnis dieser Nährstoffe auch bei einer künstlichen Ernährung sich als das Bekömmlichste erweisen wird. Für die Salze und ihre Bekömmlichkeit gelten dieselben Gesetze, welche wir eben für die Nährstoffe entwickelt haben. Jedes Salz bekommt dem Säugling gut, welches er momentan nötig hat für den Aufbau oder Haushalt seines Körpers, jedes Salz wirkt giftig, welches im Körper im Überschuß vorhanden ist. Wieviel Salz im ganzen vertragen wird, das hängt vor allem von dem Verbrauch an Salz im Organismus, das heißt von der Wachstumsgeschwindigkeit ab. Wächst der Säugling nicht, so ist schon geringe Salzzufuhr schädlich, wächst er rasch, besonders als Rekonvaleszent nach erschöpfenden Krank-

Digitized by Google

heiten, so verlangt der Säuglingsorganismus sogar ein Vielfaches der Salzmenge, welche ihm beim Wachstumstillstand schon schädlich wurde. Der Salzgehalt der Kuhmilch ist angepaßt der Wachstumsgeschwindigkeit des Kalbes, welches etwa dreimal so rasch wächst als der Menschensäugling; verdünnen wir die Kuhmilch auf das Dreifache, so nähert sich zwar der Gesamtsalzgehalt dem physiologischen Salzgehalt der Frauenmilch, da aber das Kalb eine andere Zusammensetzung besitzt als der Menschensäugling, ist das Verhältnis der einzelnen Salze auch in diesem Falle nicht das Richtige. Der Säugling braucht mehr Kalium als in einer Drittelverdünnung von Kuhmilch enthalten ist, das Kalb dagegen braucht mehr Kalk für sein Knochenwachstum als der Menschensäugling. Die wichtige Rolle der einzelnen Mineralstoffe in der Nahrung wurde eine Zeitlang ungebührlich vernachlässigt über der Betrachtung des Brennwertes der Nahrung oder der Energiezufuhr, welche durch ein Nährgemisch geleistet wurde. Heute wissen wir, daß der Organismus des Säuglings derartig große Schwankungen der Energiezufuhr in der Nahrung verträgt, daß wir so leicht keinen Mangel in dieser Beziehung zu fürchten brauchen. Für die Arbeitsleistungen des künstlichen Organismus können sich die organischen Nährstoffe Fett, Zucker und Eiweiß mindestens teilweise vertreten, bei den mineralischen Bestandteilen, den Salzen dagegen, gibt es keinen Ersatz und keine Vertretung untereinander. Fehlt z. B. Kalium in einem Nährgemenge für Säuglinge, so kann keine Energiezufuhr und kein Reichtum an anderen Salzen die Unbekömmlichkeit des Nährgemenges verringern, da kein anderes Element die Rolle des Kalium in den Körpergeweben übernehmen kann. Dies ist der Grund, weshalb die Salzzusammensetzung einer Milch oder eines Nährgemenges weit eingehendere Berücksichtigung erheischt und die richtige Salzmischung in der Säuglingsmilch weit genauer innegehalten werden muß, als die Zusammensetzung an organischen Nährstoffen. Selbst ein erwachsenes Tier stirbt an einer salzfreien Diät weit schneller, als wenn es überhaupt nichts zu fressen bekommt, der Säugling ist durch die Bildung neuer Leibessubstanz beim Wachstum noch weit mehr auf die Zufuhr der richtigen Salzmischung angewiesen. Für die Bekömmlichkeit der Milch als Säuglingsnahrung hatte früher bereits Mayer in seinem berühmt gewordenen Molkenaustauschversuch nachgewiesen, daß die Zusammensetzung der Molke maßgebend sei für die Bekömmlichkeit einer Milchart. Kuhmilchkasein nimmt in künstlicher Menschenmolke in bezug auf Fällbarkeit Eigenheiten des Menschenkaseins an, wie Verfasser fand. Es ist mehr als eine Vermutung, wenn man der richtigen Salzmischung die wichtigste Rolle für die Zuträglichkeit einer Säuglingsmilch zuschreibt, womit allerdings durchaus nicht gesagt sein soll, daß alle anderen Unterschiede als unerheblich anzusehen und zu vernachlässigen sind. Für die Praxis der Säuglingsernährung bedeutete es einen wichtigen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Verfahren,

Digitized by Google

wenn man auf Grund der obigen Darlegungen fortan bemüht sein wird, die Salzmischung der Säuglingsnahrung bewußt anzunähern (resp. gleich zu machen), der Salzzusammensetzung der Frauenmilch, selbstverständlich, wo es nur angeht, unter Ausgleich aller übrigen chemischen Unterschiede gegenüber der Zusammensetzung der Frauenmilch. Die obigen neuen Wege der Herstellung einer muttermilchähnlich zusammengesetzten Kindermilch für künstliche Ernährung, haben in dreijähriger Erprobung sich als richtig bewährt. Der Praktiker konnte mit Recht dem Verfasser als Theoretiker entgegenhalten, daß ihm Bekömmlichkeit eines Muttermilchersatzes wichtiger erscheint, als theoretisch richtige Zusammensetzung. Verfasser vertritt demgegenüber den Standpunkt, daß jede Unbekömmlichkeit einer künstlichen Ernährung hinweist auf chemische Unterschiede, welche ausgeglichen werden müssen bis derselbe oder ein höherer Grad von Bekömmlichkeit erreicht ist, als bei Ernährung mit abgespritzter Ammenmilch. In mehr als jahrelanger Erprobung im Kaiserin Augusta Viktoriahause zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich wurden trotz anfänglicher schwerer Fehler in der Herstellung der Milch Resultate erzielt, mit einer Kindermilch nach den Angaben des Verfassers, welche selbst der Ernährung mit abgespritzter Ammenmilch gegenüber als sehr erfreulich bezeichnet werden können. Gesunde Kinder von drei Monaten nahmen, an der Brust und mit anderer künstlichen Nahrung ernährt, in der Anstalt nur siebzig Gramm im Durchschnitt pro Woche zu, mit der Kindermilch des Verfassers dagegen einhundertdreiundzwanzig Gramm, kranke Kinder von 4½ Monaten nahmen mit anderer künstlicher Nahrung nur vierundvierzig Gramm zu, mit der neuen Kindermilch dagegen hundert Gramm, also weit über das Doppelte und nicht viel weniger als gesunde Brustkinder des gleichen Alters in der Anstalt im Durchschnitt zunahmen. Diese Zahlen, an großem Kindermaterial gewonnen in Durchschnitten aus langen Zeiträumen, wurden ergänzt durch Stoffwechselversuche, bei welchen Kinder abwechselnd mit Ammenmilch und mit der neuen Kindermilch ernährt wurden. Die Resorption aller Stoffe war im Durchschnitt eher besser als bei Ernährung mit abgespritzter Ammenmilch. Ein besonders gutes Gedeihen zeigten Neugeborene, auch Frühgeburten zeigten sehr zufriedenstellende Wochenzunahmen. Sehr zufriedenstellende Resultate meldete nach Versuchen an ebenfalls Hunderten von Kindern die Säuglingsanstalt des Rummelsburger Waisenhauses, welche mit einer Milch angestellt waren, die bis auf kleine und nach Ansicht des Verfassers unwesentliche Modifikationen den oben dargelegten Vorschriften entsprach und bei welcher der wesentlichste Punkt, der Salzausgleich (die Molkenadaptation), in recht vollkommener Weise durchgeführt worden war. Welcher Fortschritt durch die Erkenntnis von der Wichtigkeit des Salzausgleichs in der Säuglingserhaltung erzielt worden ist, geht klar hervor, wenn man den früheren, geradezu erschreckend

Digitized by Google

schlechten Resultaten der künstlichen Ernährung mit den verschiedensten Gemischen selbst in den Musteranstalten die neuen Resultate mit den molkenadaptierten, möglichst menschenmilchähnlich gestalteten Nährmischungen gegenüberstellt. Überall wo die molkenadaptierte Kindermilch versucht wurde, bestätigt sich die Feinheit der Anpassung der Menschenmilch wie die der anderen Tiermilchen, an die Anforderungen des Säuglings. In den ersten Tagen nach der Geburt sondert die Milchdrüse eine Milch (Kolostrum genannt) ab, welche durch höheren Gehalt an Eiweiß und dementsprechend auch an Salz sich sehr wesentlich von der Milch entfernt, welche nach wenigen Tagen dem Säugling als Nahrung zuströmt. Man wußte, daß die Kolostralmilch abführend wirkt, konnte aber keinen wesentlichen Grund für die abweichende Zusammensetzung erkennen. Der Säugling wächst im Mutterleib nicht viel anders, als in den ersten Monaten nach der Geburt, man sollte daher vermuten, daß die Anforderungen an die Zusammensetzung des Nährgemisches in beiden Perioden annähernd dieselben sein sollten. Verfasser machte darauf aufmerksam, daß man bei Betrachtung der Säuglingsernährung, wie der Ernährung überhaupt, einen vermutlich grundlegenden Faktor bisher übersehen hat, nämlich die Zufuhr von den Bausteinen der Kernstoffe, diesen wichtigen Trägern der Lebenserscheinungen. Jeder Organismus, jedes Tier und jede Pflanze besteht nicht nur aus Fetten, Kohlehydraten, Salzen und Eiweißkörpern und deren Spaltung mit Oxydationsprodukten, sondern alles Lebendige setzt sich zusammen aus Kernstoffen und Protoplasma. Der chemische Bau der lebensnotwendigen Kernstoffe ist innerlich so verschieden von dem Bau der Eiweißkörper und der eiweißartigen Substanzen, daß wir durch Zufuhr von Eiweiß die Bildung von Kernstoffsubstanz nicht hoffen können anzuregen. Die Milch zeichnet sich im Gegensatz zur Kolostralmilch aus durch große Armut an Kernstoff. Der Käsestoff der Milch enthält nicht alle notwendigen Bausteine der Kernstoffe. Es liegt daher der Gedanke nahe, daß die Natur im Kolostrum einen Vorrat von Kernstoffbausteinen dem Säugling in den ersten Lebenstagen mit auf den Weg gibt, um ihn über die Zeit der ausschließlichen Milchernährung hinwegzuhelfen. Überall wo der Körper Wachstum anregen will, sendet er die kernreichen weißen Blutkörperchen hin, die bei ihrem Zerfall die Kernstoffbausteine für neues Gewebe bilden helfen. In die Mutterbrust wandern ebenfalls zur Zeit der Geburt ungezählte Leukocyten ein, deren Zerfallsprodukte im Kolostrum dem Säugling als Nahrung dienen. Tiere, deren Junges rasch andere Nahrung als Milchnahrung genießt, sondern kein Kolostrum ab. Der Mensch mit der längsten ausschließlichen Milchernährung besitzt auch die ausgesprochenste Kolostralperiode. Bei der Zusammensetzung künstlicher Nährmischungen ist bisher noch keine Rücksicht auf die Zufuhr von Kernstoffbausteinen genommen worden. Es wurden bisher die künstlich ernährten Menschensäuglinge mit Nährgemischen versehen, die noch ärmer an Kernstoffbau-

Digitized by Google

steinen waren, als die kernstoffarme Milch. Selbst nach Aufhören der ausschließlichen Milchernährung, nach etwa sechs bis neun Monaten, erhielten die Säuglinge eine Beikost, welche noch ärmer war an Kernstoffen als die bisherige Nahrung. Brot, Semmel, Zwieback, Gries, Mondamin und andere Mehle bildeten oft ihre einzige Beikost zur Milchnahrung im späteren Säuglingsalter. Alle diese Nahrungsmittel sind beinahe als frei von Kernstoffbausteinen zu bezeichnen. Alle freilebenden Tiere, die pflanzliche oder gemischte Kost genießen, wie der Mensch es ebenfalls tun sollte, erhalten von der Natur in den ersten genossenen grünen Pflanzenteilen Eisen und Kernstoffe, die in der Milch nur sehr spärlich vertreten sind, in überreicher Fülle, und lange Zeit genießen die Tiersäuglinge Milch mit anderer Nahrung gemischt. Aus der Ausbildung und dem Wechsel des Milchgebisses läßt sich klar erkennen, daß für den Menschen die Zeit der ganz ausschließlichen Milchernährung auf etwa acht bis neun Monate bestimmt ist, und daß unter physiologischen Verhältnissen ihm bis zum Wechsel des Milchgebisses Zugabe von Milch aus der Mutterbrust zugedacht war. Um den Mangel an Eisen und Kernstoffen in der Milch und den künstlichen Nährgemischen auszugleichen, pulverisierte Verfasser kernstoffreiche Gemüse namentlich Spinat in solcher Feinheit, daß selbst der empfindliche Darm von Säuglingen von fünf Monaten die zugeführte Nahrung ausnutzen konnte. Versuche von Langstein und Kassowitz im Kaiserin-Augusta-Viktoria-Hause bewiesen die ausgezeichnete Ausnutzung dieser Gemüsepulver. Wie im Altonaer Kreiskrankenhaus festgestellt werden konnte, übertrifft die Ausnutzbarkeit häufig um ein vielfaches diejenige von nicht aufgeschlossener Pflanzensubstanz, bei welcher die Verpackung der Zellen in unangreifbare Zelluloſehäutchen das Eindringen der Verdauungssäfte erschwert oder verhindert. Werden die Zellhäute durch feinstes Mahlen zerrissen, so wird der gesamte Zellinhalt der Verdauung zugänglich, selbst bei Säuglingen und darmkranken Erwachsenen.

Die Zugabe von Gemüsepulvern zur Säuglingsnahrung in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres hat sich in der Praxis bereits bewährt. Die Nachahmung der Kolostralernährung und die Zufuhr von Kernstoffbausteinen in den ersten Lebenstagen bedarf noch einer ebenso strengen kritischen und wissenschaftlichen Prüfung von seiten hervorragender Kinderärzte, wie sie den anderen Forderungen an eine den physiologischen Verhältnissen angepaßte Säuglingsernährung bereits zuteil geworden ist.

Man hat bisher die Darreichung einer menschenmilchähnlich zusammengesetzten Milch im späteren Säuglingsalter, also nach dem ersten Lebenshalbjahr deshalb für entbehrlich gehalten, weil eine gemischte Kost alle zum Leben und zum Wachsen notwendigen Substanzen in reicher Fülle enthalten sollte. Wäre dies der Fall, so wäre nicht einzusehen, warum den Säugetieren nach Ausbildung des Milchgebisses noch für stets viel längere Zeit, als die der

Digitized by Google

ausschließlichen Milchnahrung, Muttermilch neben der anderen Nahrung gegeben werden sollte. Man hat bisher übersehen, daß das Verhältnis der Salze in der Milch für das Skelettwachstum als ideales anzusehen ist und daß die Beikost der Säuglinge zwar sehr viel mehr Salze enthält als die Milch, aber nicht in den für das Wachstum maßgebenden richtigen Verhältnissen. Wenn es aus äußeren Gründen untunlich erscheinen sollte, unseren Menschensäuglingen durch mehrere Jahre muttermilchähnliche Nahrung zu reichen, so sollte man mindestens die Salze der Frauenmilch in den richtigen Verhältnissen für die ersten drei Jahre neben der übrigen Nahrung den Kindern geben in Nachahmung der natürlichen Verhältnisse.

Die neuen Wege der Säuglingsernährung sind bei Lichte besehen, durchaus nicht neu, sondern nur eine Rückkehr zu dem allerältesten und doch ergebnisreichstem Wege, welchen die Natur selber dem Menschen vorgezeichnet hat.

Appetitmangel ist eine häufige Ursache für Mißerfolge bei künstlicher Säuglingsernährung. Um ihn zu beseitigen ist es vorteilhaft, schon den allerkleinsten Säuglingen Bewegungsfreiheit des Körpers und der Beine zu verschaffen. Im Nikolasseer Säuglingsheim findet zu diesem Zweck ein Babystrampelkorb Anwendung, dessen Form ein stetes Anliegen der Bettdecke auf der Brust des Säuglings möglich macht, während die Beine frei gehoben werden können, von der Bettdecke völlig gegen Wärmeverluste geschützt. Sehr leicht lernen die Säuglinge ihre Beine zu bewegen und mit den Zehen Bewegungen auszuführen, die den gewickelten Kindern unter dem Druck der Bettdecke unmöglich sind. Um eine große Zahl von Hautreizen dem Säugling zuzuführen, schlägt Verfasser vor, mit einer ganz weichen elektrischen Bürste täglich die zur mehrmonatlichen Bettruhe verurteilten, künstlich ernährten Säuglinge in den Anstalten zu behandeln. Wählt man faradischen elektrischen Strom nicht zu stark, so folgt eine wohltätige Blutdurchströmung der Haut dem Abbürsten der Säuglinge. Der Volksmund gibt in dem Sprichwort „Gut geputzt, ist halb gefüttert" der Erkenntnis von dem Zusammenhang zwischen Ernährung und Hautpflege einen deutlichen Ausdruck. Jeder Viehhalter weiß, daß Striegeln von Rindern und Pferden die Ausnutzung des Futters auf dem Umwege über Appetitanregung verbessert. Die neue, muttermilchähnlich zusammengesetzte Kindermilch besitzt wegen ihres hohen Zuckergehaltes und Fettgehaltes einen milden, mandelmilchähnlichen Geschmack, der in hohem Maße dem Geschmack der Muttermilch gleichkommt. Bei 38 Grad Celsius schmeckt Muttermilch und die neue Kindermilch ganz bedeutend besser als bei 20 Grad; man muß in der künstlichen Ernährung schon um der Appetitanregung willen der genauen Innehaltung der Körpertemperatur auch noch größere Aufmerksamkeit schenken, als bisher geschieht. Die nach physiologischen Grundsätzen zusammengesetzte Nahrung für Säuglinge ist zugleich die wohlschmeckendste von allem.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel des preußischen Ministers Karl von Manteuffel.

Mitgeteilt von Alfred Stern in Zürich.

Die nachfolgenden Briefauszüge entstammen einer über ein Jahrzehnt hindurch geführten Korrespondenz des jüngeren Bruders Ottos von Manteuffel, Karl, mit einem ihm innig befreundeten Ehepaar aus Frankfurt a. M., dem Bankier L. H. und dessen Frau. Die gesamte Briefmasse, im ganzen 174 Stücke, ist mir von der Tochter der Adressaten in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden. Die Bekanntschaft des Frankfurter Ehepaares und Karls von Manteuffel hatte sich, wie der erste mir vorliegende Brief vom 17. Juli 1854 ergibt, im Sommer dieses Jahres im Bade Homburg angeknüpft. Karl von Manteuffel (geb. 9. Juli 1806), nach der Berufung seines Bruders ins Ministerium zum Vizepräsidenten der Regierung in Königsberg, dann zum Regierungspräsidenten in Frankfurt a. O. ernannt, bekleidete damals schon seit geraumer Zeit den Posten eines Unterstaatssekretärs im Ministerium des Inneren. Der hohe Beamte fühlte sich durch das neugewonnene Freundespaar so sehr angezogen, daß er von da an in fortdauerndem brieflichem Gedankenaustausch mit ihm blieb. Dies änderte sich auch nicht, nachdem er im Oktober 1854 zum Chef des landwirtschaftlichen Ministeriums ernannt worden war. Er verwaltete dies Amt bis zur Entlassung des Ministeriums seines Bruders im November 1858 durch den Regenten und lebte fortan in unfreiwilliger Muße. Der Briefwechsel des streng konservativ gesinnten Mannes mit den Frankfurter Freunden bezeugt, daß er dem Regenten und späteren König Wilhelm die Berufung des Ministeriums der „neuen Aera" niemals verziehen und auch dem Ministerium Bismarck kein Vertrauen entgegengebracht hat.

Die Freunde konnten sich im Laufe der Jahre mehrmals wiedersehen und mündlich den Faden der Unterhaltung weiter spinnen. Erst nach dem Tode der Frau H. hört der vorliegende Briefwechsel auf. Das letzte Stück (vom 24. Mai 1865) ist ein an den Witwer gerichteter tiefempfundener Trostbrief Manteuffels. — In den folgenden Auszügen ist alles, was sich auf das persönliche Verhältnis des Briefschreibers zu seinen Frankfurter Freunden und vieles, was sich auf seine eigenen persönlichen Angelegenheiten bezieht, weggelassen worden. Es konnte nur darauf ankommen, Äußerungen über politische Ereignisse und Persönlichkeiten mitzuteilen. Man wird daraus ersehen, wie sich ein Stück zeitgenössischer Geschichte in der Anschauung eines überzeugungstreuen preußischen Konservativen der alten Schule widerspiegelt. Die Zufügung erläuternder Hinweise erschien nur in seltenen Fällen geboten.

An Frau H.

Berlin, 28. August 1854.

. . . . Hier dreht sich jetzt wieder einmal H. von Bismarck herum, von dem man anerkennen muß, daß er eine gewisse Fähigkeit hat, zwischen Frankfurt und Berlin hin- und herzufahren. Ich hätte an seiner Stelle schon längst als Nebenamt den Posten eines Eisenbahnkondukteurs angenommen. Gestern habe

Digitized by Google

ich mit ihm zusammen bei Baron Budberg [1]) dinirt und mich innerlich gefreut, daß sich die Konversation um Frankfurt drehte. Natürlich fanden die Herren, daß dort eigentlich vieles sehr mangelhaft sei und daß das wenige Gute den diplomatischen Kreisen zu verdanken sei ....

An Herrn H.

Berlin, 15. Dez. 1854.

Mit unserer Kammerwirtschaft ist es auch eine wahre Misère. Im vorigen Jahre habe ich allerdings die rechte Seite der zweiten Kammer zusammengehalten; ich war Führer einer Fraktion von über 100 Personen, die blindlings das thaten, was ich anriet. Es ist übrigens eine solche Stellung nicht leicht. Es sind meist Personen aus der Provinz, die die spezielleren maßgebenden Beziehungen nicht kennen und die überdem neben ihrer parlamentarischen Thätigkeit auch die Vergnügungen der Hauptstadt genießen wollen. Da gilt es denn, sie anzuhören und ohne zu verletzen zu widerlegen. Nebenbei muß man aber mit der Gesellschaft essen, trinken, rauchen und spielen. Alles dies ging gut, doch machte man von einer gewissen Stelle her Versuche, mich und meine Fraktion leiten zu wollen. Und da habe ich durch meine Ablehnung mannigfach verstoßen, so daß ich froh bin, jetzt am Ministertische statt an der Spitze der Fraktion zu sitzen. Meine verlassene Schaar sucht allerdings noch immer einen Nachfolger für mich. Jetzt besteht meine ganze Fraktion aus Ihnen und Ihrer Paula und das Blatt hat sich auch in so fern gewandt, als ich meinerseits mich von Ihnen leiten lasse .....

An Herrn H.

Berlin, 19. November 1855.

..... Am 29. eröffnen wir hier die Kammer oder den Allgemeinen Landtag, wie der König das Ding bezeichnet haben will, ohne hierdurch den Unsinn zu ändern. Sie werden mich dieses Mal wohl nur selten in den Zeitungen als sprechend oder auch nur gar als anwesend verzeichnet finden. Teils wird es auf eine einzelne Stimme nicht ankommen, teils mißbillige ich manches, was Westphalen [2]) in der letzten Zeit und namentlich bei den Wahlen gethan hat ... Die Situation ist hier so, daß ich am liebsten neutral bleiben werde. Hoffentlich gestatten es überhaupt die Verhältnisse, daß wir in der bisherigen diplomatischen Neutralität verharren. Man mag in Paris noch so drohende Reden halten: Je länger der Krieg dauert, [3]) um so mehr steigt die Neutralität im Werte, sowohl bei Freunden als Gegnern. Ein Staat wie Preußen, der Geld und Leute 2 Jahre hindurch geschont hat, erhält immer mehr Gewicht, auch wenn er sich direkt nicht beteiligt .....

[1]) Russischer Gesandter. — [2]) Minister des Innern. — [3]) Der Krimkrieg.

Digitized by Google

An Frau H.

Berlin, 10. Dezember 1855.

..... Mir war es immer schon sehr wahrscheinlich, daß auch meine Briefe unter polizeiliche Kontrolle gestellt werden; und jetzt bin ich fast damit zufrieden, daß ich hierüber Gewißheit erlangt habe. Diese ist immer besser als die Fortdauer von Zweifeln. Ueberdem steht zu erwarten, daß man sich jetzt wohl davon überzeugt haben wird, daß unsere Korrespondenz eine staatsgefährliche oder überhaupt politische nicht ist, daß man uns daher für die Zukunft unbeachtet lassen wird. Man behauptet ja, daß Diebe selten zum zweiten Mal wiederkehren ...

An Frau H.

Berlin, 21. März 1856.

... Ein paar Minuten nachdem ich meinen letzten Brief an Sie zugesiegelt hatte, erhielt ich die Nachricht von dem Tode Hinckeldeys. [1]) .... Jedenfalls kann ich Gott nicht genug danken, daß ich nicht mehr im Ministerium des Innern gewesen bin und daß ich auch sonst dem Ereignisse ganz fern stehe. Ich bin nicht Mitglied des Jockeyklubs, nicht Mitglied des Herrenhauses, nicht Mitglied der Ministeriums des Innern und kenne auch den Herrn von Rochow gar nicht persönlich. In der ganzen Angelegenheit sind viele Mißgriffe zu beklagen und ich weiß nur, daß diese mir ganz gewiß nicht zur Last gelegt werden können. Herr von Westphalen scheint sich über die Begriffe schwach und unentschlossen benommen zu haben. Ich segne den Tag, an welchem ich nach dem landwirtschaftlichen Ministerium verdrängt ward .....

An Herrn H.

Berlin, 22. März 1856.

.... Sie werden bei dem Ereignisse, welches in der letzten Zeit Berlin bewegt hat, meiner jedenfalls vielfach gedacht haben und mit Ihrem feinen diplomatischen Kopfe alle die unmittelbaren Bezüge und Rückwirkungen dieses Ereignisses auch auf mich von selbst erkannt haben. ...

Uebrigens war und ist noch immer hier der Eindruck ein gewaltiger, so daß selbst die Abreise meines Bruders nach Paris [2]) und die Ankunft des kaiserlichen Kindes in Paris dagegen zurücktreten. Als ich über die Ankunft dieses Prinzen die telegraphische Depesche erhielt, befand sich gerade mein Sekretär bei mir. Auf meine Mitteilung des Inhaltes der Depesche meinte derselbe sehr naiv, bei den Hülfsmitteln, welche dem Kaiser zu Gebote ständen, sei nichts

[1]) Generalpolizeidirektor von Hinckeldey, im Duell erschossen von dem Gardeleutnant von Rochow, 17. März 1856. — Über Karl von Manteuffels frühere Konflikte mit Hinckeldey s. Poschinger: Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherrn von Manteuffel II., 314, 478. — [2]) Zum Kongreß.

Digitized by Google

mehr zu bewundern. Wo wird das arme Wesen endigen, und ist es ein gutes Zeichen, daß es gerade in einen Kongreß hineingeraten ist! Wir haben bereits Kongresse gehabt, die dieser Dynastie nicht sehr heilbringend waren..... In Paris findet man, daß mein Bruder im Äußeren Ähnlichkeit mit Thiers, in einer Konversation mit Guizot habe, ein Kompliment, mit welchem er zufrieden sein kann. Mittlerweile stehe ich mehr in seinem als in meinem Interesse hier auf der Wacht...

An Herrn H.

Berlin 23. Nov. 1856.

Also Frankfurter Borger und Hausbesitzer ist mein lieber Freund geworden!.....

Hier in Berlin würden Sie gleich mit einer neuen Hausteuer unseres Finanzministers[1]) bedacht worden sein. Es ist unglaublich, was dieser Mensch für Finanzpläne hat, und daß unter denselben sich fast kein einziger vernünftiger befindet. Da sie unseren bevorstehenden Kammerverhandlungen zu folgen pflegen, verwahre ich mich feierlichst dagegen, daß ich allen diesen Projekten zugestimmt hätte..... Ob wir bis zur Eröffnung der Kammern in der Neuenburger Angelegenheit irgend etwas erreicht haben werden, ist sehr zweifelhaft und die Verlegenheit groß, wie wir um diesen Punkt in der Eröffnungsrede herumkommen sollen. Wenn man solche Sachen hinterher liest, scheint Alles glatt und unbefangen, und die Wenigsten ahnten, welche Mühe diese Redensarten gemacht haben. Wenn nur erst die Zeiten überstanden wären, wo ein Teil der Thätigkeit der Regierung im Reden besteht. Ich sehne mich bisweilen nach einem gesunden, frischen und fröhlichen Kriege. Schon um deswillen, weil ich während des Friedens gar nicht bis zu Ihnen komme.

An Herrn H.

Berlin 25. Januar 1857.

[Über das Ordensfest.]

... Ich weiß nicht, ob ausländische Zeitungen etwa ausführlich die Ansprache gebracht haben, welche der König an diesem Feste meinem Bruder gehalten hat[2]). Das Herz ging dem Herrn hierbei über, und es gab wirklich eine rührende Szene, über welche wir andern Menschenkinder ziemlich verschwanden. Mein Bruder verdiente es aber auch, und ich glaube, daß Sie auch Ihrerseits damit einverstanden sein werden, daß er einem ganz unsinnigen Kriege vorgebeugt hat. Ich für mein Teil habe nunmehr nur zu bedauern, daß ich nicht als Freiwilliger mich bei Ihnen einquartieren lassen kann.

[1]) K. v. Bodelschwingh. — [2]) Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs, II, 464.

Digitized by Google

An Herrn H.

Berlin 7. April 1857.

Ich bin begierig, nächstens wieder etwas von Ihnen zu hören. Sie sprachen immer auf politischem Gebiet Mut ein und wir können solcher Aufmunterungen jetzt nur zu sehr bedürfen. Ueber die auswärtigen Verhältnisse sind wir jetzt so ziemlich beruhigt. Da kommen die widerspenstigsten Geister und machen uns im Innern Not. Wie wir dieses Mal aus den finanziellen Wirrnissen herauskommen werden, ist schwer abzusehen[1]). Ich rechne ganz auf Ihren Rat. Es ist weniger die Geldklemme als die konstitutionelle Klemme, in der wir uns befinden. Was soll man gegen ein oppositionelles Oberhaus anfangen? Ich denke und hoffe, wir werden dasselbe zuletzt ignorieren und doch machen was wir Lust haben; unsere ganze verehrte Konstitution ist übrigens keinen Schuß Pulver wert, was wohl alle Vernünftigen schon längst eingesehen haben, was ich aber doch Ihnen nur in die Ohren geraunt haben will, so lange ich selbst noch vor diesen konstitutionellen Wagen gespannt bin. Ich hoffe, es wird noch die Zeit kommen, wo ich dies auch öffentlich aussprechen darf .....

An Herrn H.

Berlin 22. November 1857.

..... Ich sehe nicht so rosenfarben wie Sie. Eine zweifelhafte oder halbe Wiederherstellung des Königs[2]) wird höchst verwickelte Situationen bringen und eine Persönlichkeit wie der Prinz, welcher über 60 Jahre alt geworden, wird in beschränkter Weise nicht auf unbestimmte Zeit hinaus die Regierungsgeschäfte führen wollen, nachdem er in den letzten Jahren eine oppositionelle Stellung gegen das jetzige Regierungssystem eingenommen hat, während er vorläufig dasselbe beibehalten muß. Die ganze hiesige Lage ist eine geschraubte und wird früher oder später zusammenbrechen. Die nächste Veranlassung zu einer Krisis wird im Januar eintreten; den 23. ist die vom Könige vorläufig erteilte Vollmacht abgelaufen, und ich bezweifle sehr, daß der Prinz sich zu einer Fortsetzung des jetzigen Verhältnisses, der König zu einer Aenderung desselben verstehen wird .....

An Frau H.

Berlin, 7. Januar 1858.

..... Die Menschen taugen wirklich sehr wenig. Wenn jemand glauben sollte, daß der große Spektakel und Enthusiasmus, der sich hier Luft machen wird[3]), aus Zuneigung zu der Person des Prinzen oder gar zu der noch un-

[1]) Vgl. Poschinger a. a. O., III, 165 ff. — [2]) Friedrich Wilhelms IV. — [3]) Beim bevorstehenden Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner jungen Frau Viktoria.

Digitized by Google

bekannten englischen Schönheit hervorgehe, der irrt gewaltig; die Leute wenden sich der aufgehenden neuen Sonne zu, hoffen auf Aenderungen in den Regierungsgrundsätzen, und Alles dies thun sie, während unser armer König noch unter den Lebenden ist und wenigstens seinerseits auf Wiederherstellung hofft; wie dem Könige und noch mehr der Königin bei alledem zu Mute sein muß, läßt sich denken. Ich hege die stille Hoffnung, daß am Tage des Einzuges, den 8. Februar eine grimmige Kälte sein wird und sich die Enthusiasten Nase und Ohren erfrieren werden ....

An Herrn H.

Berlin, 1. März 1858.

Ihr Bismarck war zu den jüngsten hiesigen Feierlichkeiten hierher gekommen, hat sich aber höchst unzufrieden wieder nach Frankfurt auf- und davongemacht, weil er hier nicht die erwartete Berücksichtigung gefunden hat. Vielleicht findet er sich bei der ersten Tauffeierlichkeit entschädigt, wozu die kleine Prinzeß als echte Tochter ihrer Mutter bereits begründete Aussichten eröffnen soll. Im Allgemeinen waren die hiesigen Feste und Begeisterungen für mich höchst widrig. Unser armer König wird schon bei Lebzeiten bei Seite geschoben und die neue Generation glaubt, daß die Ehre und Akklamation, die ihr entgegengetragen wird, den Personen gelte; dieselbe Menge, die jetzt jubelt, hat im Jahre 1848 revoltiert und die Kurzsichtigkeit und das schwache Gedächtnis ist viel weniger wunderbar bei denen, welche jubeln, als bei denen, welche auf diesen Jubel irgend etwas geben .....

An Frau H.

Berlin, 6. November[1]) 1858.

Meine liebe Freundin!

Die Sache ist überstanden, in den nächsten Tagen reise ich von hier ab zunächst auf das Land zu meinem Bruder, von dort schreibe ich Ihnen recht von ganzem Herzen. Haben Sie vielen Dank für Ihre Teilnahme und Ihren letzten freundlichen Brief, der mir sehr wohl gethan hat. Dasselbe sagen Sie auch Ihrem Manne. Mir schwirrt der Kopf und ist das Herz schwer.

Ihr alter treuer Freund.

An Herrn H.

Crossen in der Nieder-Lausitz, 17. November 1858.

..... Im Allgemeinen werden Sie den Ereignissen in Berlin nach den Zeitungen gefolgt sein. Vor Jahresfrist übernahm der Prinz von Preußen das Regiment, behielt das Ministerium bei und bewies uns in jeder Beziehung sein

[1]) Tag der Entlassung des Ministeriums Manteuffel.

Digitized by Google

volles Vertrauen. Nach Ablauf eines Jahres ward die Regentschaft eingerichtet, nachdem der einzige Minister, welcher dieselbe nicht wollte, entlassen worden war[1]). Alle die Schritte, welche bei dieser Gelegenheit getroffen, alle die Reden, die gehalten, Proklamationen, die erlassen worden sind und die auf allen Seiten vollständigen Beifall fanden, sind von dem Ministerium bis ins Detail entworfen worden; nun ist es zwar nicht unbekannt geblieben, daß eine hoffende und strebende Gegenpartei vorhanden war, indessen habe ich doch niemals etwas anderes erwartet, als daß nach Einrichtung der Regentschaft der Prinz dem Ministerium die Grundsätze, nach denen er regiert wissen wolle, offen darlegen und anheimgeben werde, ob die, welche sich ihm nicht anschließen könnten, sofort gehen oder eine besondere Veranlassung abwarten wollten; ich habe voraus gesehen, daß hiernach das bisherige Ministerium successive werde umgestaltet werden, gleichwohl hat man einen anderen Weg einschlagen und eine sofortige Aenderung des gesamten Ministeriums herbeiführen zu müssen geglaubt. In den letzten Wochen und Tagen handelte es sich nicht mehr um ein Verbleiben des Ministeriums, sondern darum, wer die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes tragen solle; wir haben diese nicht übernommen, wir haben namentlich wiederholt darauf hingewiesen, daß hierdurch Erwartungen und Hoffnungen erweckt werden würden, die über das Mögliche hinausgehen dürften; daß wir uns nicht geirrt, hiervon geben die gegenwärtigen aufgeregten Zustände, namentlich in den größeren Städten bereits Zeugnis. Ich fürchte aber, die Zukunft wird noch nachdrücklichere Lehren geben. Unseren Warnungen entgegen ergriff nunmehr der Prinz die Initiative und entließ uns. Der Grund einer solchen mit dem bisherigen einjährigen Verhalten in geradem Widerspruche stehenden Handlung wird schwerlich jemals ganz aufgedeckt werden. Es handelt sich jedenfalls lediglich um Personalfragen und die Entlassung des Ministeriums dürfte bereits seit länger als Jahresfrist bei gewissen Personen eine beschlossene Sache gewesen sein. Vorzugsweise ist die ganze Intrigue gegen meinen Bruder gerichtet gewesen, und hierdurch allein wird auch meine Entlassung bedingt worden sein.

Die Leidenschaftlichkeit gegen diesen hatte sich bis zum Extrem gesteigert, und es ist wenn auch schmerzlich, doch gleichzeitig interessant, zu sehen, wie man kein Mittel unterließ, um ihn zu stürzen. Je besser die Geschäftsführung mit dem Prinzen ging, um so mehr häuften sich die Angriffe, und als zuletzt ganz besonders die Herbeiführung der Regentschaft vollständig gelang, also auf offiziellem Wege ihm nicht beizukommen war, nahm man keinen Anstand, in gemeinster Weise seinen Privatcharakter zu verunglimpfen. Die Schmähartikel der Presse gehen genau parallel mit dem günstigen Erfolg der Verwaltung. ..... Ich lebe vorläufig hier auf dem Lande bei meinem Bruder, und ruhe

[1]) Westphalen.

Digitized by Google

aus von Aerger und Aufregung. Für die Zukunft steht bis jetzt für mich nur soviel fest, daß ich den gegenwärtigen Personen nicht wieder diene; ich würde nur dann ein Staatsamt nochmals übernehmen, wenn es sich darum handelte, Preußen zu helfen; der Anfang, dieses in Aufregung und Auflösung zu bringen, ist allerdings schon gemacht . . .

An Herrn H.

Crossen 17. Dezember 1858

. . . . . Unser Preußen ist wie umgetauscht, oder richtiger gesagt, es zeigt sein richtiges, bisher verborgenes Wesen. Die Menge und mit dieser viele, die ich bisher zu den Verständigen und Guten gerechnet habe fällt der Macht zu; dies hat sich bei den jüngsten Wahlen herausgestellt; es ist mit Mühe gelungen, meinen Bruder durchzubringen, weil dessen Einfluß auch jetzt noch gefürchtet wird, die sämtlichen übrigen Mitglieder des früheren Ministeriums sind aber nicht reüssirt. Unter diesen befinde auch ich mich, und somit ist mir die Veranlassung genommen, nach Berlin während der Kammersitzungen zurückzukehren. . . . . An einen Wiedereintritt in den Staatsdienst denke ich nicht. Zunächst wird man mir unter den gegenwärtigen Konjunkturen keine Offerte machen, sollte sich dies aber auch ändern, so würde ich mich nach den bisherigen Erfahrungen nicht bereit finden lassen. Der Prinz von Preußen und dessen Sohn, der bei der ganzen letzten Krisis zugezogen worden ist,[1]) haben sich entweder so schwach oder, was schlimmer, so unzuverlässig in ihren Äußerungen erwiesen, daß ich diesen Herren nicht zum zweiten Male diene. Auf eine Wiederherstellung unseres armen Königs ist nicht zu hoffen . . . . . Im Jahre 1848 waren wir allerdings tiefer hineingeraten, indessen wir sahen doch die Rettung, und zwar in unserem König selbst; es war bekannt, daß dieser die liberalen Ministerien nur gewähren ließ und selbst auf den Augenblick wartete, um sich von dem liberalen und demokratischen Gebahren loszusagen. Die Beamten, namentlich in der Provinz, standen zum Könige gegen das Ministerium Camphausen, Hansemann ꝛc., dies ist jetzt anders, und die Entlassung mehrerer der befähigtsten höheren Beamten beweist deutlich die Entschlossenheit und den Einfluß des gegenwärtigen Ministeriums . . . . . .

An Herrn H.

Crossen 4. Januar 1859

. . . Der dortige Herr von Bismarck soll nach Madrid versetzt werden. Er glaubte sich in dem neuen Régime sehr fest und ist z. B. der Einzige aller preußischen Gesandten, der an meinen Bruder nicht eine einzige Zeile gerichtet hat.

[1]) Vgl. M. Philippson: Das Leben Kaiser Friedrichs III. (1900), S. 70. (2. Auflage 1908, S. 74.)

Digitized by Google

Die spanische Gesandtschaft bereitet mir daher einige Schadenfreude. Ich hoffe also im Frühjahr resp. Sommer einen anderen Preußen in Frankfurt zu finden, der mich mehr in Ruhe läßt, wenn ich bei Ihnen bin. Alsdann machen wir Lebenspläne, aber keine spanischen Luftschlösser.

An Herrn H.

Crossen 4. März 1859

..... In unseren inneren Verhältnissen scheint sich der flachste und modernste Konstitutionalismus immer mehr zu befestigen; dieselben Personen mit denselben Phantasien, die Sie vormals in Frankfurt deutsche Luftschlösser bauen sahen, wiederholen jetzt in Berlin für Preußen denselben Versuch. Leider habe ich noch nicht einen Punkt erkannt, von welchem bei uns jetzt der Widerstand ausgehn könnte; es ist teils eine Blindheit, teils eine Thaten- und Kraftlosigkeit bei uns vorherrschend, die es nicht geschehen läßt, daß jene Phantasten entlarvt werden. Ist Alles dies erst ausgebildet, durch Gesetze befestigt, durch willfährige Beamte gehandhabt, alsdann ist es höchst gleichgültig, ob ein Herr Guizot oder ein Herr Laffitte bei uns regiert. Das jetzige Ministerium kann bei seiner Richtung wenn auch nicht in dieser doch in der nächsten Session ein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz gar nicht verweigern, und dann ist es mit der Herrschaft des Hauses Hohenzollern vorbei; eigentlich regiert schon jetzt nicht mehr der Prinz, sondern der Herr von Vincke. Und bei einem solchen Regimente daheim treten uns die schwierigsten äußeren Fragen entgegen . . .

An Herrn H.

Berlin 28. Juli 1859.

Der erste Akt wäre also nun beendigt[1]) ..... Mein gutes Preußen hat bisher eine sehr undankbare Rolle gespielt; die jetzt hier handelnden Personen können meines Erachtens den jetzigen Abschluß um ihrer eigenen Partei willen nicht ertragen und können kaum eine andere Fortsetzung liefern als eine die in Deutschland selbst die hellen Flammen anfachen wird. Man wird preußischerseits das jetzige Fiasko nicht selbst verschuldet haben wollen, es vielmehr auf den Bund u. s. w. schieben; die hiesigen Patrioten werden mit einer größeren Präponderanz Preußens am Bunde, die Liberalen mit Volksvertretung geködert werden; hiegegen wird und muß sich Oestreich stemmen, und so wird dieses die Stütze der Souveränität und der Konservativen, Preußen die der süddeutschen Republikaner und inländischen Demokraten sein. Das hiesige Ministerium scheint sich zur Zeit noch gegen diese Konsequenzen zu sträuben, wird aber denselben zuletzt erliegen. Das Schlimme dabei ist, daß auch die letzte Hoffnung auf eine Umkehr bei uns schwindet; hätten wir jetzt mit Oestreich Campagne

[1]) Anspielung auf den Präliminarfrieden von Villafranca, 11. Juli 1859.

Digitized by Google

gemacht, so stand zu hoffen, daß die siegreiche Armee auch im Inneren eine Reaktion herbeigeführt hätte; sollten wir jetzt mit Oestreich in Krieg geraten, so schlägt sich die Armee für liberale Tendenzen und kann sonach jedenfalls nicht auf eine Aenderung im Inneren einwirken. Ich betrachte also unsere Zukunft nach innen und außen sehr trübe; ich glaube, daß wir in Jahr und Tag Krieg mit Oestreich, Sachsen, Baiern und Hannover haben. Eine Aenderung der hiesigen Richtung steht jetzt gar nicht zu erwarten. Auch möchten sich kaum die Personen finden, um sie zu bewirken; mein Bruder hat schon einmal die Folgen einer ähnlichen Lage auf seine Schultern genommen und in Olmütz beseitigt, hierfür aber Anfeindungen genug erfahren .....

An Frau H.

Berlin 4. Juli 1863.

[Über Berliner Straßentumulte.][1])

... Geht die Demokratie zum Gebrauche äußerer Gewalt über, so dürfte hierin ein großer Gewinn für das jetzige Ministerium liegen. Sonst habe ich zu demselben weder Neigung noch Vertrauen; entweder die Minister wissen nicht, oder sie dürfen nicht was sie wollen. Herr von Bismarck wird überdem durch persönlichen Ehrgeiz getrieben, der ihn ebenso sehr verhindert, dankbar wie konsequent zu sein. So lange der König nicht dahin gelangt ist, respective dahin gebracht wird, offen einzugestehen, daß er i. J. 1858 bei unserer Entlassung geirrt habe, so lange wird der Segen fehlen. Auf dieselben Männer braucht er um deshalb nicht zurückzugreifen; die meisten würden sich auch gar sehr bedenken, z. B. Ihr alter Freund ...

An Frau H.

Berlin 2 Oktober 1863

[Über den Frankfurter Fürstentag]

..... In und aus Deutschland wird nicht eher etwas Vernünftiges, als bis es überhaupt aufgehört und sich in zwei große Reiche, Oestreich und Preußen, verwandelt hat; leider geht dies aber nicht ohne Verletzung der Rechte legitimer Fürsten, und da diese noch höher zu achten sind als jener Wunsch, so wird es wohl so bleiben wie es jetzt ist. Sie behalten Ihren Bürgermeister, und ich meinen König, vor allen Dingen behalten wir Beide uns aber lieb. Hiermit glaube ich, die deutsche Frage gelöst zu haben. Schwerer ist die Lösung zu unserer inneren preußischen Krisis zu finden; Herr von Bismarck ist nicht der Mann dazu; er ist zu leidenschaftlich, auch zu ehrgeizig, lebt vom Augen-

[1]) Sie fanden statt in der Oranienstraße wegen Exmission eines Schankwirts, vgl. Aus Bismarcks Briefwechsel (Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen, II, 353).

Digitized by Google

blick zum Augenblick und denkt nicht, was später aus diesem und jenem entstehen soll, wenn es ihm nur über eine momentane Verlegenheit hinweghilft. Ich glaube auch in öffentlichen Dingen an eine gewisse Moral und habe daher zu der jetzigen konservativen Regierung kein Vertrauen, so lange diese nicht als ihre erste und nächste Aufgabe erkennt, daß sie die Pflicht hat, das Unrecht zu sühnen, was an Personen und Grundsätzen im Herbste 1858 begangen worden ist .....

An Frau H.

Berlin 22. März 1864

..... Heute feiert die Stadt den Geburtstag des Königs; ich habe keine Veranlassung, mich für das Fest eines Mannes besonders zu begeistern, welcher mich ohne alle Veranlassung unglücklich gemacht hat. In welche Politik ist dieser Herr geraten, seit er im Herbste 1858 uns vor lauter Freisinnigkeit entließ! Und welche Schwäche, dies nicht eingestehen, nicht wieder gut machen zu wollen! Ich habe jetzt noch die Extra-Zugabe, daß ich mir meine Krankheit wahrscheinlich auf einem großen Hoffeste zugezogen habe, welchem ich, leicht angezogen, aus übergroßer, schlecht angebrachter Loyalität Anfang Februar beiwohnen zu müssen glaubte, damit nicht angenommen werde, daß ich an meinem Teile schmolle. Dagegen begleite ich allerdings unsere Truppen in Schleswig mit den besten Wünschen, bin auch überzeugt, daß sie ihre Aufgabe erfüllen werden. Die Schwierigkeit liegt in dem Frieden, der doch schließlich einmal abgeschlossen werden muß, und es ist mir nicht klar, welche annehmbare Bedingungen Herr von Bismarck erreichen will. Selbst die Freundschaft mit Oestreich wird dann wohl auf eine harte Probe gestellt werden .....

An Frau H.

Berlin 21. April 1864.

..... Hier haben wir in diesen Tagen in kriegerischer Aufregung und in großem Siegesjubel gelebt[1]); daß sich unsere Truppen und daß vor allen Dingen sich unsere jungen Lieutenants musterhaft geschlagen, ist gewiß. Je mehr dies aber anerkannt werden muß, um so mehr dürften sich die Verlegenheiten des Herrn von Bismarck steigern. Ich fürchte gar sehr, daß die militärischen Erfolge die staatsmännischen Berechnungen und Ziele dieses Diplomaten überflügelt haben, wie es überhaupt eine Schwäche unseres jetzigen Gouvernements ist, nicht vorauszusehen, sondern sich von dem Augenblicke tragen und bestimmen zu lassen. Die Niederlage nicht unserer Armee wohl aber unseres Ministeriums scheint mir auf der Londoner Konferenz unvermeidlich .....

Karl von Manteuffel hat die Ereignisse von 1866 und 1870 noch erlebt. Er starb am 28. Februar 1879.

[1]) Erstürmung der Düppeler Schanzen, 18. April 1864.

Digitized by Google

Die Bewegung für „Jugendkultur".

Von Fr. W. Foerster in München.

Unter der Bewegung für „Jugendkultur" soll hier nicht die gesamte sogenannte freideutsche Jugendbewegung mit all ihren verschiedenartigen Teilbestrebungen, sondern nur die von dem vielumstrittenen Dr. Wyneken ausgehende oder ihm nahestehende Propaganda verstanden werden. Zur Beurteilung dieser Bewegung sollen im folgenden einige allgemeine psychologische und pädagogische Gesichtspunkte begründet werden. Es drängt sich zunächst die Frage auf: Ist diese Bewegung nur das künstliche Produkt der Agitation eines den allgemeinen Kulturbedürfnissen der Gegenwart fernstehenden Theoretikers, oder ist sie symptomatisch für die kontinental-europäische Kulturlage? Wie konnte diese Art von Propaganda der Jugend überhaupt entstehen? Welche wertvollen Kräfte stehen etwa dahinter? Was können wir psychologisch und pädagogisch aus dieser Bewegung lernen? Inwieweit ist sie zu bekämpfen und mit welchen Mitteln?

Die erste Frage wird am besten beantwortet, wenn wir einmal den Blick nach England richten. Wäre die Jugendkulturbewegung in England denkbar? Nein, zweifellos wäre sie dort ganz unmöglich. Warum? Weil es die erprobte Stärke der englischen Jugenderziehung ist, daß sie der Jugend in deren kritischen Jahren einen sehr großen Spielraum für Freiheit und Selbstverantwortlichkeit zubilligt und durch ein ritterliches Vertrauen auf das Ehrgefühl der jungen Leute und auf die erziehenden Kräfte der Kameradschaft gerade die besten und kraftvollsten Elemente zu intimer Zusammenarbeit mit der ältern Generation zu gewinnen weiß. Ein derartiger Gegensatz zwischen der Jugend und der ältern Generation, wie er sich heute im deutschen Kulturgebiete auftut, wäre der englischen Jugend durchaus unbegreiflich. Dieser Gegensatz ist zweifellos — das muß offen ausgesprochen werden — das naturnotwendige Ergebnis unserer durchaus rückständigen Gymnasialpädagogik.[1]) Gewiß gibt es in Deutschland und in Österreich eine wachsende Anzahl freiheitlich geleiteter Anstalten mit einem pädagogisch auf der Höhe der Zeit stehenden Lehrkörper — im allgemeinen aber hat bis jetzt ein Regime gewaltet, das durch eine weit übertriebene Bevormundung, durch eine oft ehrenrührige Tonart der Autoritätsführung, kurz, durch mangelnden Respekt vor dem Eigenleben der Jugend, jene Unsumme von Respektlosigkeit und Rebellion selber hervorgebracht hat,

[1]) Der deutsche Volksschullehrerstand ist bisher den Gymnasiallehrern an erzieherischem Interesse weit voran gewesen. Es wird dringend Zeit, daß die pädagogische Vorbildung derer, die die künftigen Führer der Nation zu erziehen haben, gründlich vertieft und den großen und komplizierten Aufgaben und Verantwortlichkeiten der Gegenwart angepaßt werde!

Digitized by Google

die in der neuesten Revolte der gebildeten Jugend zutage tritt. Es handelt sich hier im Grunde um eine Auflehnung gegen dasselbe System, das in der „Germanisierung" der elsässischen Bevölkerung seine unbelehrbare pädagogische Ungeschicklichkeit an den Tag gebracht hat — ja man darf sagen, es handelt sich um einen fundamentalen Fehler des deutschen Autoritätswesens überhaupt, dem wir auch die hochgradige Entfremdung der deutschen Arbeiterschaft von aller staatlichen Gemeinschaft und noch manche andere schwere Krise unseres Gesellschaftslebens verdanken. Dieser pädagogische Grundfehler besteht immer wieder in einem gänzlich unpsychologischen und einseitigen Glauben an die organisierende Kraft bloßer autoritativer Regulierung und in einem ebenso unpsychologischen wie ängstlichen Mißtrauen in die Ordnungsmacht des self-government. Ob es wirklich der deutsche Schulmeister war, der bei Königgrätz gesiegt hat, ist noch eine große Frage, unzweifelhaft hingegen ist es, daß der deutsche Schulmeister, d. h. die verhängnisvolle Anlage des Deutschen zum Autoritätspagoden, unserm Vaterlande schon viele Schlachten verloren hat — in der Erziehung, in der Industrie, in der staatlichen Menschenbehandlung, im gesamten Berufsleben. Der Verfasser hat in den letzten Jahren mehrfach frappante Beispiele erlebt, wie junge Leute, die in den verschiedensten deutschen Anstalten nicht zu freudiger Pflichtausübung und Ordnung zu bringen waren, in englischen Anstalten in kurzer Zeit ganz neue Menschen wurden, Ehre in den Leib bekamen, auswendig und inwendig etwas auf sich hielten und aus indolenten, an sich selbst verzweifelnden, hin- und hergeschobenen Individuen zu selbständigen und selbsttätigen Persönlichkeiten wurden. Woran liegt das? Es liegt daran, daß die Jugend, wenn man ihr — neben aller zielbewußten Leitung — vertrauensvoll Spielraum für ihr eigenes Leben gibt, auch für ihre Übertreibungen und Wunderlichkeiten, willig und freudig aus ihren eigenen Charakterkräften heraus moralisches Leben und gegenseitige Erziehung hervorbringt, während die Verurteilung zu passivem Hinnehmen des Reglements, die mißtrauische Einengung alles freien Jugendlebens, die Ängstlichkeit in der Konzessionierung von Schülervereinigungen usw. naturgemäß jede Art von Passivität in der Jugend begünstigt — oder aber zu prinzipieller Revolte gegen die autoritative Einwirkung führt. Erst wenn die Autorität sich in einer gewissen Distanz hält — erst dann tritt der so natürliche Trieb der Jugend, von den Erwachsenen zu lernen, sich ihnen anzupassen, sie nachzuahmen, in Tätigkeit; redet die Autorität aufdringlich in alles hinein, ehrt sie nicht den Selbständigkeitsdrang der Jugend, so treibt sie gerade die besten Elemente in Gegensatz zur älteren Generation — was dann auch die verhängnisvolle Folge hat, daß die jungen Leute die auf Ordnung und Disziplin gerichteten Bedürfnisse in ihrer eigenen Seele bloß deshalb desavouieren, weil die Erwachsenen Ordnung und Disziplin vertreten.

Digitized by Google

Ich habe in den letzten Jahren vielfache Gelegenheit gehabt, Vertreter der deutschen freien Studentenschaft kennen zu lernen; ich kann sagen: die hochgesinntesten unter diesen, nämlich junge Männer mit lebendigem Bedürfnis nach Selbsterziehung, voll von Ehrfurcht, erfüllt von sozialem Verantwortlichkeitsgefühl, kamen von gewissen rheinischen Gymnasien, in denen ein Regime großmütigen Vertrauens herrschte, wo der Direktor die Zeit und Nervenkraft, die durch Wegfall des beständigen Kontrollierens und Reglementierens gespart wurde, darauf verwandte, den jungen Leuten ein achtungsvoller Führer und Berater in ihren menschlichen Angelegenheiten zu werden. Diejenigen jungen Leute hingegen, die aus den einseitig autoritären Schulen und Elternhäusern kommen, die erkennt man sofort an einem gewissen unfreien Freiheitskrampf, sie sind genau so „Philister der Freiheit", wie ihre Erzieher „Philister der Autorität" waren. — Welche Inspiration und Kraft zur Selbstverantwortlichkeit und Selbsterziehung kann man aber auch bei jungen Leuten aus solcher Sphäre erwarten?

Unbestreitbar treffend war daher in den Münchener Debatten über „Jugendkultur" der Hinweis des Herrn Prof. A. Weber auf die pädagogischen Resultate des „starren Systems", nämlich auf jene weitverbreitete, in Bier, sexueller Unordnung oder bloßer Streberei untergehende Jugend, die keine Übung in der Selbstdisziplin hat, ja deren moralische Kräfte vielfach ganz unentwickelt blieben, weil sie auf dem Gymnasium zu sehr geschulmeistert wurde. Und ebenso zweifellos ist es, daß man in der gesamten Literatur der sogenannten „freideutschen Jugend" trotz vereinzelten unerquicklichen Stilblüten und trotz manchen lebensfremden Theorien eine sehr erfreuliche Entschlossenheit findet, das sexuelle und erotische Jugendleben aus dem Schmutz zu heben und den Bedürfnissen der geistig-sittlichen Persönlichkeit unterzuordnen. Dabei wird gewiß hie und da von jungen Leuten etwas frei von Erotik geredet — aber wer wird deshalb gleich nach Polizei und Zensur rufen? Was wurde denn bisher auf diesem Gebiete von der nicht rebellierenden Jugend auf den Schulhöfen geredet? Demgegenüber repräsentieren „Freideutsche" und „Jugendkulturbewegung" doch eine wahre sexualethische Renaissance — wenigstens in der Grundrichtung, so sehr die ganze Bewegung auch noch der Klärung in den Zielvorstellungen bedürftig ist.

Nun aber zu Dr. Wynekens Jugendkultur und zum „Anfang". Wenn ich zunächst einen allgemeinen Eindruck aus der Lektüre von Wynekens programmatischem Buche aussprechen soll, so muß ich sagen: Es hat mich tief deprimiert, daß ein so abstraktes, verschwommenes, phrasenreiches und inhaltsleeres Buch so viel Beachtung finden und so viel Unruhe verursachen konnte; das ist doch ein ganz trauriges Zeichen für den allgemeinen Zustand unserer Kultur. Nicht daß man Wynekens Idealismus etwa in Zweifel ziehen dürfte. Keineswegs. Es ist vielmehr das einzig Wohltuende an dem Buche, daß hier

Digitized by Google

dem egoistisch-materialistischen Zeitgeiste eine temperamentvolle Absage erteilt wird und daß die Jugend mit Nachdruck wieder auf eine heroische Lebensauffassung, auf den Glauben an eine geistige Bestimmung des Menschen hingewiesen wird. Aber das Deprimierende liegt darin, daß dieser wertvollen Gesinnung, die so viel Positives vollbringen könnte, so jeder Sinn für die Wirklichkeit des Menschenlebens abgeht. Es fehlt gerade der erziehende Faktor, den die verschwommene Jugend am dringendsten braucht: Die realistische Reife. Fast unerträglich wirkt das unablässige stolze Reden vom „Geist", dessen Ära jetzt von der neuen Jugend heraufgeführt werden soll: der Leser lechzt dabei wahrhaft nach dem „*verbum caro factum est*", — denn was nun eigentlich „Geist" ist und wie er sich im Leben betätigen soll, darüber hört man auch nicht ein einziges konkretes Wort. Und was nun eigentlich der höchste Maßstab jener Kultur ist, in deren Vergötterung alle Darlegungen des Buches gipfeln, wie wir echte und falsche Kultur unterscheiden lernen können — das wird uns in dem ganzen Buche nirgends verraten. „Kulturbejahung" so heißt es, „um jenes einzigen ewigen Lichtes willen, des Logos, des heiligen Geistes, des einzigen Lichtes, das da in die dunkle Welt scheint". Wie aber erkennen wir denn nun das „Geistige" in uns? Wie enthüllt sich uns dieser unbekannte Gott, dieser Logos, damit wir uns selbst und das Leben nach ihm gestalten können? Das Johannes-Evangelium sagt uns mit so tiefer Wahrheit, daß erst Christus und Er allein uns jenes ewige Licht „erklärt" habe. Bei Wyneken finden wir statt solcher „Erklärung" ein „unsägliches Genügen an Worten", wie es Schopenhauer einmal nennt — mit vagen Reden aber hat noch niemand eine Welt aus den Angeln gehoben. Man begreift erst beim Lesen solcher Schriften ganz deutlich, was die idealistische deutsche Philosophie mit ihrer von der Wurzel gelösten Spekulation in der deutschen Seele angerichtet hat. Es wird Zeit, einmal die Axt an diese Wotanseichen zu legen und zu zeigen, wie wenige lebendige Inspiration und Klarheit all dies umständliche um das Christentum Herumdenken und von dem Christentum Hinwegdenken dem Menschen geben kann. Kant wurzelte wenigstens noch in einer charaktervollen religiösen Kultur; wenn aber Wyneken uns nun wieder mit Hegelschen Allgemeinheiten vom „objektiven Geist" — wobei dieser noch obendrein sozial verflacht und umgedeutet wird — beschenken und aus dem Sumpfe erretten will, so konnte der deutschen Jugend in dem gegenwärtigen verworrenen Zustand der Kultur gar nichts Schlimmeres passieren, und man kann nur hoffen, daß ihr eigener gesunder Instinkt für wirklich kraftspendende Nahrung sie bald genug von all diesen vagen Dingen fortführen wird.

Wieviel Realismus zur Korrektur seines abstrakten Glaubens an den abstrakten Geist hätte Wyneken von dem häufig zitierten, aber leider gar nicht angewandten Schopenhauer lernen können. Gerade von Schopenhauer

Digitized by Google

aus, der die schärfsten Waffen gegen die Hegelei geschmiedet hat, erkennen wir am deutlichsten die Grundschwäche von Wynekens Stellung. Schopenhauer lehrt uns nachdrücklich die tragische Lebensanschauung, die da weiß, daß der lebendige Geist überall im Leben gekreuzigt wird, weil im Leben selber die Übermacht der Triebe tief begründet liegt. Wyneken hingegen wirft in die Jugend die Illusion, als sei das, was der realistische Blick als Grunderscheinung des Lebens erfaßt, nur eine Phase der bisherigen Kultur, die nun von der geistgläubigen Jugendkultur abgelöst werde. (Schule und Jugendkultur, S. 158.) Als ob nicht mitten unter der neuen Jugend wieder die gleichen Menschen wären, die von jeher die Propheten gesteinigt, Christus verraten, verleugnet, gekreuzigt, den Genius verlacht und verfolgt und den Schwätzer als Genius gefeiert haben. Als ob nicht mitten unter dieser Jugend, die der Schule den lebendigen Geist bringen soll, auch schon jene künftigen Lehrer wären, die allen Geist in Buchstaben und alles Brot in Stein verwandeln! Sollte einmal Wynekens Schulgemeinde allgemein eingeführt sein, so würde die im Leben selber vorhandene Übermacht der Pedanten und Materialisten schon dafür sorgen, daß Ideal und Wirklichkeit tragisch genug auseinanderklaffen. Wir sollen gewiß für das Reich des Lichtes leben und arbeiten — ohne die tragische Ansicht vom Leben und vom Menschen aber werden wir von einer Illusion in die andere fallen und stets geneigt sein, bestimmten Institutionen das zur Last zu legen, was in dem allgemeinen Zustand der menschlichen Natur begründet liegt. Und daraus folgen dann lauter falsche Ansatzpunkte für die reformatorische Arbeit.

Wahre Aufgabe aller Jugendführung sollte es jedenfalls sein, in der Jugend zwar das heilige Feuer für das Ideal zu schüren, aber zugleich alle die realen Schwierigkeiten konkret bei Namen zu nennen, die in der menschlichen Natur sich dem „Triumph des Geistes" entgegenstellen. Nur solche realistische Führung hilft der Jugend, ihre hochgespannte Lebensenergie an der richtigen Stelle anzusetzen, statt sich in vagen Illusionen und lebensfremden Irrtümern auszuleben. Den Kampf gegen das Philisterium z. B. organisiert man in gänzlich unwirksamer Weise, wenn man die Jugend zu hochgeschwollener Überhebung gegenüber der älteren Generation anleitet, als sei Idealismus und Geist nur bei den Grünen und da drüben lauter Philisterium; vielmehr muß man der Jugend das tiefverborgene Philisterium in ihrem eigenen Innern zeigen, nämlich die nur vorübergehend durch jugendlichen Enthusiasmus verhüllte und keineswegs ernstlich und gründlich überwundene Macht der sinnlichen Lebensantriebe, der Bequemlichkeit, der Menschenfurcht, des Ehrgeizes, der sozialen Gefallsucht ... Über all das findet man in Wynekens Buch keinerlei konkrete Hinweise, statt dessen lauter stolze Versprechungen vom Kommen des Geistes, viel Rausch der Worte und Programme — gerade das Gegenteil von dem, was eine reife, männliche Führung gerade der modernen Jugend vor allem

Digitized by Google

geben müßte. Wie leicht iſt es, im „Kommen des Geiſtes" zu ſchwelgen, wie ſchwer iſt es, im täglichen Handeln und Reden ſich wirklich von geiſtigen Motiven beſtimmen zu laſſen, wieviel ſchonungsloſe Selbſterkenntnis, wieviel harte Selbſtbearbeitung und vor allem: wieviel Beſtimmtheit, Anſchaulichkeit und hinreißende Lebensfülle des Ideals iſt dazu nötig! „Ihr wiſſet nicht, wes Geiſtes ihr ſeid" muß Chriſtus ſogar ſeinen Jüngern ſagen — ſelbſt in unſer beſtes Streben ſchleichen ſich Impulſe niederer Ordnung ein und mißbrauchen unſern Enthuſiasmus, um der untern Welt Luft zu machen. „Mitten im Leben ſind wir vom Tod umgeben" — das gilt auch für die moraliſche Welt: die niedern Mächte lauern beſtändig, um das Geiſtige herabzuziehen und zu verfälſchen; wir merken oft gar nicht, was uns unbewußt leitet, unſer Wunſch nach Selbſtbetrug täuſcht uns nur zu oft weit höhere Motive vor, als wir in Wirklichkeit haben — was hilft da jenes abſtrakte Schwelgen im Geiſte, das durch Wynekens Darlegungen hindurchgeht und das nur geeignet iſt, die Jugend in allen Selbſttäuſchungen und Verſchwommenheiten ihres natürlichen Zuſtandes feſtzuhalten?

Nun könnte Wyneken ſagen: „Ihr *wollt* mich durchaus mißverſtehen: Jugendkultur bedeutet für mich, daß die Jugend ihren eigenſten Beitrag zur Geſamtkultur auslebt und der beſteht nicht in der Mitarbeit an konkreten Reformen, ſondern in der Hervorbringung des Enthuſiasmus für das Abſolute, in der Glaubenskraft, im Idealismus. Und da gerade dieſes Element heute der Kultur der Erwachſenen verloren gegangen iſt, ſo iſt es doppelt wichtig, daß es in der Jugend wieder zu glühender und das Leben erneuernder Kraft emporwachſe. Was wir vor allem brauchen, das iſt eine neue *Geſamtorientierung*, ohne das nützen auch alle einzelnen Reformen nichts, haben keine Geſinnung hinter ſich und kein alles organiſierendes Ziel vor ſich!" Dieſe Feſtſtellung iſt gewiß richtig und ein lehrreiches Symptom dafür, wie der modernen Kulturmenſchheit immer fühlbarer der *Verluſt einer religiöſen Totalanſchauung vom Sinn und Ziel des Menſchenlebens* zum Bewußtſein kommt. Aber die allgemeine Zielgebung der Religion iſt von leuchtender Beſtimmtheit und Unzweideutigkeit, das Gegenteil von aller Verſchwommenheit ... „Lebendig iſt Gottes Wort und ſchneidend wie ein zweiſchneidig Meſſer ..." Eben dieſe ſchneidende Präziſion des Anſpruchs iſt es, die allein Charakter bildet. Charakter iſt Entſchiedenheit — mit bloßem vagem Idealismus erzeugt man ſchlechte Kerle, die von obenher reden und von untenher handeln.

Weil Wyneken ſelber in einem ſo vagen und abſtrakten Idealismus, man möchte ſagen: in einer ſo jugendlichen Phaſe des guten Willens ſtecken geblieben iſt, und weil er dieſe Art von Stellung zum Leben für die höchſte und allein „kulturſchöpferiſche" hält, ſo iſt es begreiflich, daß er überhaupt der Jugend eine ſo entſcheidende Funktion in der Kulturbewegung und Kulturreform und

Digitized by Google

speziell in der Gestaltung des gesamten Schul- und Erziehungswesens zuweisen will. Diese völlige Verschiebung der Stellung, die der Jugend im ganzen der Kulturarbeit zukommt, ist wohl der bedenklichste Punkt im ganzen Wirken von Dr. Wyneken. Gewiß ist es höchst wünschenswert, daß man die Wünsche und Beschwerden der Jugend ohne autoritäre Nervosität zu Worte kommen läßt und daß man dem jugendlichen Eigenleben, gerade auch in der Schule, wieder mehr Raum schafft als ihm bisher gegönnt wurde. Für die Neuordnung unseres Kulturlebens aber, für die Bestimmung der Erziehungsziele und für die Auswahl der entsprechenden Methoden ist wahrlich nichts unbrauchbarer, als bloßer jugendlicher Idealismus ohne Lebenserfahrung, ohne Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis. Wir haben unter unsern erwachsenen Lebensreformern schon genug große Kinder, es hat nur noch gefehlt, daß nun sogar noch prinzipiell die Jugend herbeigerufen wird für etwas, das von jeher — und mit dem tiefsten Rechte — nur dem gereiften Wirklichkeitssinn anvertraut worden ist. Erzogen und über sich selbst hinausgebracht wird die Jugend nur, wenn man ihr den Instinkt für ihre eigene Unreife schärft, statt ihr die Einbildung einzupflanzen, daß ihre Art von Besserwissen und ihre gänzlich unerprobte Geistigkeit schon zu reformatorischer Kulturarbeit tauge. Der wahre Seelenführer wird der Jugend immer sagen: „So oft Ihr in der Welt der Erwachsenen Unvollkommenheiten, Verknöcherungen, Mißbräuche bemerkt, meint nicht, daß ihr schon deshalb, weil ihr das seht und empfindet, besser, fortgeschrittener, geistiger seid als die Alten — beobachtet euch lieber selbst und erkennt, wie alles das, was ihr im Leben in ausgewachsener Größe vor euch seht, Philistertum, Pedanterie, selbstsüchtiger Mißbrauch, Autoritätskrampf, Parteisucht, Genußsucht — wie das alles sich in unerwachsener Form, scheinbar harmlos, schon in eurer eigenen Seele regt, als Bequemlichkeit, Herrschsucht, Sichgehenlassen, blinde Leidenschaftlichkeit, antisoziale Rechthaberei, unverantwortlicher Leichtsinn usw. ... und nur insoweit ihr das alles im kleinsten und an der Hand ganz begrenzter und nächstliegender Aufgaben bearbeitet und überwindet, könnt ihr zu Trägern wirklichen Fortschrittes reifen. Je mehr ihr aber von eurem eigenen Zustande absieht und euch statt dessen pharisäisch mit fremden Defekten beschäftigt und euch nur in schwelgenden Programmen über menschliche Übel und Mängel erhebt, desto sicherer werdet ihr im Bann der gleichen Lebensmächte bleiben, gegen die ihr heute deklamiert!"

Der Idealismus der Jugend ist gewiß ein hohes Kulturgut — aber er kann nur bewahrt, gestärkt, gereinigt und für das Leben fruchtbar gemacht werden, wenn wir ihm das Herum-Irrlichterieren, das Phrasenmachen, das weltflüchtige Sichausleben in Allgemeinheiten und vagen Programmen abgewöhnen. Das aber kann nur durch den entgegengesetzten Weg geschehen, als es der von Wyneken beschrittene ist. Nicht ins Weite des Weltreformierens und der

Digitized by Google

Kulturſorgen, ſondern auf Selbſterkenntnis, im tiefſten ſokratiſch-platoniſchem Sinne, auf Selbſterziehung und praktiſche Selbſtverleugnung in Haus und Schule, Spiel und Arbeit, Einſamkeit und Kameradſchaftsleben, muß die zur Reife, zur Menſchenwürde, zum Verantwortlichkeitsbewußtſein drängende Jugend hingelenkt werden. In der geſamten Jugendkulturbewegung wird z. B. viel von Wahrhaftigkeit geredet. Über Wahrhaftigkeit reden iſt leicht — ſich ſelber aber ganz wahrhaftig erforſchen, den unbewußten Schwindelgeiſt gerade auch in vielem jugendlichen Idealismus, in dem Kulturphraſentum, in den Fortſchritts-Dithyramben, in all dieſem Sichhinwegſetzen über die Wirklichkeit in uns und um uns — das iſt ſchwer, und doch wird der Idealismus allein durch ſolche Hinwendung aufs Konkrete wirklich erzogen und zum inwendigen Beſitz, zur lebenstüchtigen Kraft gemacht. Iſt es nicht weit bequemer, das tiefeingeborene Wahrheitsverlangen immer nur in der Suche nach *Lügen in Staat und Kirche* auszuleben, als im *Kampf gegen den alltäglichen Schwindel in der eigenen Seele*? Wenn viele junge Leute, denen es heute das wichtigſte Wahrheitsproblem zu ſein ſcheint, ob ſie noch der Kirche angehören dürfen, ſich auch nur halb ſo ängſtlich-gewiſſenhaft mit ihrem eigenen täglichen Selbſtbetrug, mit ihren Angſt-, Verlegenheits- und Renommier-Lügen beſchäftigen würden, nun, dann wäre vieles beſſer und man dürfte dann auch hoffen, daß die ſo Diſziplinierten auch dem religiös-kirchlichen Problem mit wirklich vorausſetzungsloſem Wahrheitsſinne nahen werden!

Dieſe Wahrhaftigkeitsfrage führt uns auf ein anderes Bedenken gegen Wynekens Theorien. Zur Wahrhaftigkeit gehört es vor allem auch, daß ich mir kein Urteil erlaube, wo ich nicht kompetent bin, daß ich keine *Anſicht* ausſpreche über Dinge, die ich mir nicht gründlich *angeſehen* habe. Gerade in dieſer Zurückhaltung offenbart es ſich, ob es mir ernſt um die Wahrheit iſt, oder ob ich mich aufſpielen will. Dr. Wynekens ganze Einwirkung auf die Jugend, ſeine Meinung von der Jugend und ihrer Kulturmiſſion führt unausweichlich dahin, ganz jungen Leuten eine Einbildung und eine Selbſtſicherheit in den Kopf zu ſetzen, die in gar keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Reife und Urteilsfähigkeit ſteht. Durch ſolche Propaganda wird in der Jugend das „Gewiſſen für Kompetenz" ſchwer beſchädigt, es werden Schwätzer erzogen, die in alles hineinreden und ſich „Überzeugungen" erlauben, ohne ſich gründlich orientiert zu haben. Nichts iſt ſchädlicher für die geiſtige Bildung junger Leute, für die Gewiſſenhaftigkeit ihrer Information, als wenn ſie zu früh in reformierende Unruhe und in die aktive Teilnahme an Beratung und Beſchlußfaſſung Erwachſener hineingeriſſen werden. Es iſt ſicher nicht Wynekens Abſicht, vorlaute Schwätzer zu erziehen — ſeine Methoden aber müſſen unausweichlich dazu führen. Das *Prinzip der Diſtance* und der *Rangordnung* mit allen dazugehörigen äußeren Formen und Manieren wird bei ihm in ganz einſeitiger Weiſe

Digitized by Google

dem Prinzip der Gemeinschaft geopfert. Den umgekehrten Fehler begeht das alte Regime, das die Gemeinschaft in ebenso einseitiger Weise der Distance opfert — man überwindet diesen pädagogischen Fehler aber nicht durch den entgegengesetzten Mißgriff. Gewiß soll man die Vertreter der einseitigen Autoritäts-Pädagogik heute nachdrücklich darauf hinweisen, daß ihre Methodik entweder gedankenlose Untertanen oder Anarchisten züchtet. Aber ebenso ernst muß auch den Befürwortern jugendlicher Selbsttätigkeit gesagt werden, daß eine allgemeine Kameradschaft zwischen Erzogenen und Erziehern, ohne jede scharf begrenzte Distance, ohne jede deutlich markierte Rangordnung der Funktionen, mit einer wirklichen Erziehung gänzlich unverträglich ist. Die Überlegenheit des Führenden und Erziehenden muß, um pädagogisch wirksam zu werden, durchaus auch durch feste äußere Grenzen und Sitten unterstrichen werden. Der Erzieher darf sich nicht zu sehr denen angleichen, die er erziehen soll — das verwirrt den Zögling bis tief in sein unbewußtes Leben hinein. Der Mensch ist in seiner Essenz ein zügelloses Wesen, das keine Grenzen und keine Selbsteinschätzung kennt; selbst viele der Besten gehen an diesem Mangel zugrunde. Demokratie als Gleichheit ist darum eine gefährliche Pädagogik, sie schadet am meisten denen, die man dadurch erheben will, sie erzeugt in ihnen eine völlige Desorientierung in bezug auf ihre Kompetenz, ihre Fähigkeiten, Rechte und Pflichten. Das Geführtwerden bedarf einer ganz bestimmten seelischen Haltung, bedarf des Gefühls der Distance, der Sphäre der Subordination. Selbstregierung in der Jugend soll nur ein Mittel sein, die Gehorchenden auf einem begrenzten Gebiete einfachster Verantwortlichkeiten zu aktiver Kooperation mit der Autorität, zu freiwilligem Gehorsam, zum Interesse an der ordnenden Funktion der Autorität zu erziehen. Alles weitergehende „Gemeinde-Leben" der Schule wirkt trotz des sozialpädagogischen Ausgangspunktes doch sozial desorganisierend, weil es in der Jugend von Anfang an die richtige Selbstbescheidung und Selbsteinschätzung tötet.

Zu den vielen Widersprüchen in Wynekens Buch gehört auch, daß er zwar selber sehr scharf die Selbstherrlichkeit des modernen Individuums beklagt und doch selber die stärksten Anregungen zu solcher individuellen Selbstsicherheit gibt. „Der unproduktive, der mittelmäßige Mensch ist zum Gehorchen und Zuhören bestimmt", so heißt es einmal (S. 27), inmitten von lauter scharfen Ausfällen gegen das moderne Demokratisieren, — dann aber ist doch wieder die freie Schulgemeinde sehr radikal demokratisch, die Direktion kann dort sogar überstimmt werden. Wenn nun aber die siegreiche Mehrheit zufällig gerade aus solchen „mittelmäßigen Menschen" besteht, die eigentlich nur „zum Gehorchen und Zuhören" bestimmt sind?? Und woran erkennt man denn eigentlich den Menschen, der nur zuhören und den, der reden darf? Wynekens Aristokratie ist ebenso unsicher präzisiert, wie seine Demokratie.

Digitized by Google

In diesem Zusammenhange wäre auch ein Wort über den „Anfang" zu sagen, der aus Wynekens Auffassungen vom Recht und von der Mission der Jugend herausgeboren ist. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß auch für mich dieses an die Öffentlichkeit Treten von Schülern das Gegenteil von Pädagogik ist. Wer das braucht, um Jugendpsychologie zu gewinnen, der hat seinen pädagogischen Beruf verfehlt, ihm werden auch diese Dokumente keine Psychologie vermitteln; man muß schon Jugendpsychologie haben, um diese Zeugnisse richtig zu deuten. Für die Jugend selber aber ist es in diesen Jahren nur ungesund, ihre eigenen fließenden und unklaren Zustände mit wichtiger Miene zu fixieren und sich dabei als bedeutsame Kulturmacht gegenüber den Erwachsenen zu fühlen.

Ich kenne einige der jungen Leute, die hinter diesem Unternehmen stehen, durchaus hochgesinnte und ernst zu nehmende Menschen — ich denke, sie werden über die Ergebnisse ihres Fischzuges selber schwer enttäuscht sein. Was da bisher von Schülern publiziert worden ist, das ist so arm an Geist, Witz und Charakter, daß es sich nicht lohnt, darauf überhaupt noch weiter einzugehen. Und die Behörden dürften darüber beruhigt sein, daß mit so lahmem Dynamit keine Revolutionen gemacht werden. Auch was da gelegentlich über Erotik, Flirt, Elternhaus usw. scheinbar Kühnes oder Rebellisches gesagt wird, ist doch weit harmloser, als was von jeher in diesem Alter von gewissen Wortführern auf den Höfen und Korridoren unserer Schulen geredet worden ist. Man erweist solchen Expektorationen viel zu viel Ehre, wenn man sie tragisch nimmt [1]). Man sieht allerdings gerade auch aus dem „Anfang", wie weit die allgemeine Zersetzung schon in die Jugendkreise gedrungen ist — wie sollte es aber auch anders sein, wenn unter den Erwachsenen alles drunter und drüber geht und jeder Schwätzer sein begeistertes Auditorium findet? Und so wie ein Sonntagsreiter weit mehr Sporn und Peitsche braucht, als der geübte Reiter, so ergehen sich heute viele Erwachsene doppelt in Verbieten und Kommandieren, gerade weil sie selber keinen festen Glauben und keine ehern fundamentierten Überzeugungen mehr haben — die Jugend aber fühlt das heraus, macht ihre eigenen Sprünge und wirft den Erzieher in den Graben. Soll man nun das Pferd peitschen oder den Reiter, den Zögling oder den „Erzieher"? [2])

[1]) In einer Zeit, in der überall nach Jugendpsychologie gerufen und die Jugend durch die Enqueten-Bögen der experimentellen Psychologie achtungsvollst um ihre Erfahrungen und Meinungen befragt wird, ist es doch wohl nichts so Ungeheuerliches, daß die Schüler auf den Gedanken kommen, sich in einem eigenen Organ über ihre Psychologie auszusprechen. — [2]) Was mir am meisten bei der Lektüre des „Anfang" aufgefallen ist, das ist die kahle, platte, spielerische Art, in der da meistens geredet wird. Es wäre gewiß nicht ohne Segen gewesen, wenn ernsthafte Jünglinge hier gewisse Beschwerden mit dem Herzblut inneren Leidens und bitterer Enttäuschungen niedergeschrieben hätten — wer aber den „Anfang" liest und sich

Digitized by Google

Das peinlichste Aufsehen haben Wynekens radikale Angriffe gegen die Familienerziehung gemacht. Man hat sich aber zu wenig klar gemacht, daß diese Angriffe eigentlich mit unentrinnbarer Notwendigkeit aus der intellektualistischen modernen Pädagogik, überhaupt aus der Mechanisierung und Rationalisierung unseres ganzen Lebens folgen mußten. Daß die Familienerziehung vom Standpunkt einer abstrakten und verlehrten Pädagogik, die den Instinkt für das Wurzelhafte und Wurzelspendende verloren hat, als das Gegenspiel einer pädagogischen Institution erscheinen muß, das ist doch nur zu begreiflich. Und alles, was Wyneken Kritisches über die Fehler und Sünden der Familienerziehung sagt, ist ja durchaus zutreffend: Nur hat er kein Auge für das ganz unersetzliche und fundamentale Positive, das trotz alledem von der Familiengemeinschaft — und gerade auch für die reifere Jugend — geleistet wird. Das, was uns am meisten bildet, entwickelt, korrigiert, das sind ja nicht die bewußten Einwirkungen der pädagogischen Technik, sondern der alle inneren Kräfte anspannende Einfluß ganz bestimmter konkreter Lebensverhältnisse und Lebenserfahrungen. Und die wichtigste Aufgabe der Pädagogik kann immer nur darin bestehen, gerade diesen Faktoren zu ungehemmter Geltung zu helfen. Das Familienleben ist in diesem Sinne der fundamentalste Faktor der Erziehung, weil es auf dem Grunde der natürlichen Blutseinheit durch die vielseitigste Übung jene elementarsten Sympathiegefühle, Liebeskräfte und Opferkräfte weckt und entfaltet, von denen alle höhere soziale Kultur lebt und die durch das Zusammenleben mit fremden Menschen niemals so gelöst werden können, wie durch die Intimität der häuslichen Gegenseitigkeit. Gemeinsames Fleisch und Blut muß helfen, den Menschen von der sonst unüberwindlichen Naivetät und Starrheit der Selbstsucht loszuketten. Wem dies nicht irgendwie zuteil wurde, dem merkt man es zeitlebens an. Und die zweite, ebenso wichtige pädagogische Funktion der Familie beruht darauf, daß ein geordnetes Anstaltsleben mit der Regelmäßigkeit seines Geschehens den jungen Menschen nie auch nur entfernt so an das Irrationale des wirklichen Lebens anpassen kann, wie das Familienleben mit all seinen elementaren Konflikten, Schwierigkeiten, Kontrasten

---

die Psychologie der betreffenden Artikelschreiber zu vergegenwärtigen sucht, der wird zu dem Resultat kommen: denen allen geht es recht gut; so spielerisch, so wenig schlicht, so wenig elementar schreiben nur Menschen, die nicht aus ernsten Leiden und konzentrierten Empfindungen kommen. Meine Kritik am „Anfang" also ist nicht, daß er „zu stark", sondern daß er zu schwach, zu wenig groß und elementar ist. Auch was da über Familienleben geschrieben wird, das hat keine Tragik hinter sich, es empört weit mehr durch die Leichtigkeit, als durch die Schwere des ganzen Tones, man fühlt, das sind verwöhnte Menschen, die sicher im Leben Schiffbruch leiden werden, wenn das Schicksal sie nicht vorher noch tüchtig an den Ohren zaust.

Digitized by Google

und gemeinsamen Schicksalen. Sehr treffend sagt in diesem Sinne Barnardo, der in seiner Waisenfürsorge soweit wie irgend möglich das Familiensystem berücksichtigte und nachahmte:

„In der Familie wird das Kind an die kleinen Wechselfälle des Lebens gewöhnt. Was heißt das? — Warum haben die Armenhauskinder in der Regel eine so unglückliche Gemütsanlage? Man nehme eine beliebige Anzahl von Armenhausmädchen, sind sie nicht hitzig, eine wie die andere? Es kommt davon her, daß sie in einer tadellosen Maschinerie aufgewachsen sind. Alles geht nach der Regel. Das Rad geht immer und immer herum; nie gibt es eine Stockung. Die Maschine läuft eben weiter. So ein Kind hat niemals gelernt zu denken. Es hat sich niemals auseinandersetzen müssen mit den gewöhnlichen Störungen, die das tägliche Leben mit sich bringt."

Das hier Gesagte gilt ganz besonders für die reifere Jugend. Das Familienleben wird für sie das entscheidende Gegengewicht gegen Abstraktion und selbstsüchtige Isolierung — eben weil es durch so starke psychische Zusammenhänge die jungen Leute zwingt, sich mit lebendigen Menschen, die anders sind als sie selbst, aus andern Altersphären und Erfahrungen stammen, sorgsam auseinanderzusetzen. Gewiß können Familieneinflüsse dem Idealismus junger Menschen gefährlich werden, aber dann heißt es erst recht: *Hic Rhodus, hic salta!* Welche weltdurchdringende Kraft kann denn ein Idealismus haben, der sich im Familienleben nicht bewähren und bewahren lernt? Ich habe bei manchen Vertretern der Wynekenschen Richtung eine ganz merkwürdig weltflüchtige Neigung gefunden, als wenn „der Geist" aus dem konkreten Leben herausgerettet werden müsse, um sich selber treu zu bleiben. Nein, das „Geistige" erprobt und klärt sich erst, indem es schwierige Lebensaufgaben und Lebensbeziehungen in höherem Sinne zu bewältigen lernt. Und eben dazu gibt das Familienleben eine unersetzliche Gelegenheit. Gewiß sollen wir jungen Leuten weit mehr Anleitung geben, wie sie Pietät und Charakter, Liebe und Selbstbehauptung im Familienleben miteinander vereinigen können — aber zugleich sollen wir ihnen immer vergegenwärtigen, welche Hochschule sozialer Kultur und wahrer Lebensbildung gerade schwierige Familienbeziehungen für junge Leute bedeuten. Internatserziehung kann immer nur ein Ausweg sein, wo kein Familienleben vorhanden ist oder wo gewisse Hauptfaktoren für die pädagogische Kraft dieser Institution fehlen.

Es ist hier nicht der Raum, sich mit allen Einzelheiten der Wynekenschen Anschauung auseinanderzusetzen. Überall findet sich eine quälende Mischung von Wahrem und Grundfalschem. Sehr Treffendes wird gegen die moderne Persönlichkeitskultur gesagt, aber doch wiederum von einem sehr einseitig sozialen Standpunkte, von dem aus der religiöse Gehalt des Persönlichkeitsgedankens gar nicht zu seinem Rechte kommt. Ohne persönlichstes Lebensziel —

Digitized by Google

was bedeutet denn eigentlich dieser ganze vage „soziale Geist"? Als ich die unbeschreiblich nichtssagenden Zielvorstellungen zuerst auf mich wirken ließ, die durch alle Kapitel des Wynekenschen Buches hindurchgehen, da kam mir zum ersten Male eine pessimistische Anwandlung in bezug auf unsere ganze moderne Kultur: Ob nicht dies ganze moderne Gerede, diese Selbstverherrlichung des Menschen, eines Häufchens von Knochen, Sünde und Sehnsucht, dieses schreckliche Entwurzeltsein alles Denkens über Menschen, Leben und Welt, dieser Rückgang des Instinktes für das Reale, dieses unbewußte Schwindelwesen bei so vielen ehrlich wollenden Leuten — ob das nicht doch das Anzeichen sei, daß wir mit all unserm stolzen Kulturgetue einem großen Zusammenbruch aller Dinge entgegengehen ... Wie dem nun auch sei und welche erschütternden Züchtigungen die Vorsehung für die modernen Erbauer des Turms von Babel bereit hält, damit sie erkennen, was allein das Leben zusammenhält, — es handelt sich heute für uns darum, wie wir uns zu all jenen merkwürdigen Zeitsymptomen stellen und wie wir sie behandeln. Gerade wer sie als Symptome tiefer liegender Schäden faßt und wer bereit ist, von ihnen manches für die Erkenntnis dieser Schäden zu lernen, auch wenn er ihre Heilungsvorschläge gänzlich ablehnen muß — der wird nichts weniger als *polizeiliche Verfolgung* und *disziplinarisches Verbieten* wünschen. Werden solche Propagandisten *amtlich* verfolgt und unterdrückt, so hat man sofort ein Mißgefühl, sie vor der Öffentlichkeit zu kritisieren. Ich hätte selber wohl manches noch schärfer gesagt, wenn es mir nicht bekannt geworden wäre, daß es Dr. Wyneken in Deutschland unmöglich gemacht ist, pädagogische Praxis auszuüben. Da gibt es denn doch eine ganze Reihe von pädagogischen Praktikern und Agitatoren, denen viel eher das Handwerk gelegt werden müßte — wenn aus dem Verbieten überhaupt etwas herauskäme. Man schafft ja doch nur Märtyrer und lenkt von der tieferen Gegenwirkung ab. Es sind gerade in der freideutschen Jugendbewegung zweifellos genug Kräfte, von denen man eine freie Korrektur der Wynekenschen Einseitigkeiten erwarten darf. Darum vor allem freie Bahn und keine polizistischen Ängstlichkeiten und Engherzigkeiten! Wenn Deutschland über diese Dinge nicht in geistigem Kampfe Herr wird, dann nützt auch alles Verbieten nichts. Die Repression verliert ihre Autorität, wenn sie nicht für die allerdringendsten Fälle wirklicher Entartung aufgespart wird. Für eine gesunde Entwicklung der gesamten deutschen Jugendbewegung könnte es von größter Bedeutung sein, wenn die Schulbehörden sich entschließen würden, den freien Vereinigungen der jungen Leute mit denkbar größter Duldung entgegenzukommen und sich der hohen disziplinierenden Kräfte bewußt zu werden, die trotz allen Kinderkrankheiten in diesen Gemeinschaften liegen und die zweifellos auch der Schule und der Schularbeit zugute kommen werden.[1]) Schüler-

[1]) Sehr treffend heißt es in einem kleinen Dialog zwischen einer Mutter und einem

Digitized by Google

ausschüsse und ein großes Maß von Schülerselbstregierung, damit die jungen Leute lernen, Ordnung nicht bloß von oben entgegenzunehmen, sondern auch selber Ordnung hervorzubringen — das alles sind Dinge, die durch den psychologischen Zustand der modernen Jugend und durch die Bedürfnisse der staatsbürgerlichen Erziehung unabweisbar gefordert werden. Man vergegenwärtige sich doch nur den unhaltbaren Zustand, daß unsere siebzehn- und achtzehnjährigen Gymnasiasten, die zu künftigen Führern erzogen werden sollen, in der Verwendung ihrer Mußezeit ungleich mehr kontrolliert werden, als Lehrlinge und Handelsangestellte von 15 und 16 Jahren. Es gibt in Deutschland eben leider noch immer eine ganz bestimmte und eigenartige Form von Nervosität, das ist die Nervosität der Autoritätsführenden gegenüber dem selbständigen kollektiven Auftreten der Jugend, eine ererbte Schwäche noch aus der Demagogenfurcht der vierziger Jahre — wenn diese Nervosität nicht endlich schwindet und wenn man nicht auch hier „Knaben wagt, um Männer zu gewinnen", sondern wegen jeder Extravaganz und Kinderkrankheit von Jugendbewegungen gleich den Schutzmann ruft, dann kann die Entfremdung von Jugend und Erwachsenen in Deutschland sich zu einem chronischen Übel und zu einer Infragestellung der ganzen Erziehungsarbeit auswachsen. In diesem Sinne kann die Jugendkultur-Bewegung uns viel zu denken und zu lernen geben. Wyneken sagt uns, das Wesen aller seiner Bestrebungen für Jugendkultur bestehe darin, daß die Jugend wirklich jung sein solle, statt ganz von der Vorbereitung auf das Berufsleben absorbiert und einseitig den Zwecken der Erwachsenen versklavt zu werden. Die Entstehung des „Wandervogel" sei nur aus diesem elementaren Trieb der Jugend nach eigenem Leben zu begreifen. Nur seien diese Bestrebungen insofern einseitig geblieben, als sie das der Jugend gemäße Leben nur im Spiel, neben der Schule, organisierten, weit wichtiger aber sei, daß die Schule selber mehr dem Geist der Jugend diene, den gesamten Unterricht mehr diesem Geiste anpasse und ihn von diesem Geiste aus belebe. Hierin liegt durchaus etwas Wahres, das auch von Stanley Hall schon ganz ähnlich betont worden ist, und je nachdrücklicher wir all dem Abstrakten und Einseitigen bei Wyneken entgegentreten müssen, desto mehr müssen wir auch dem Berechtigten in seinen Forderungen zur Geltung helfen. Es ist

Schuldirektor über Wandervogel und Schule (Saemann, Heft 2, 1914): „In diesem Gemeinschaftsleben der Jungen untereinander, das streng nach von ihnen selbst geschaffenen und frei anerkannten Gesetzen geregelt ist, das von ganz bestimmten und wertvollen Idealen durchweht ist, da erwacht alles, was an edlen Trieben in ihnen steckt. Sie kommen zur Besinnung über sich selbst. Sie werden ernstere Menschen .... Alle diese jungen Leute haben etwas Gemeinsames. Vielleicht kommt man ihm am nächsten, wenn man es als das Bewußtsein der Selbständigkeit und der Verantwortlichkeit vor sich selber bezeichnet."

Digitized by Google

zweifellos wahr, daß unsere Jugend viel zu einseitig im Frondienst der Berufsvorbereitung aufgebraucht wird und daß dadurch der Kultur und dem Berufsleben das Wichtigste vorenthalten wird: Lebendige Menschen. Wir brauchen eine internationale Abrüstung in den Lehrplänen mindestens ebenso dringend wie auf dem Gebiete der militärischen Rüstungen. Gerade unsere höheren Schulen müssen weit mehr von dem Ballast der speziellen Fachkenntnisse entlastet werden, müssen weit mehr wirkliche Bildungsschulen, als Berufsschulen werden; die Stoffauswahl und Stoffbehandlung muß sich weit mehr nach der Fragestellung richten: „Was ist wirklich bildend?", als nach dem Gesichtspunkte, daß möglichst viel Einzelkenntnisse für die künftigen Berufe vorweggenommen — und wieder vergessen werden. Nur wenn unsere jungen Leute wieder mehr im Wesentlichsten und Wichtigsten erzogen und unterrichtet werden, statt im Vielzuvielen unterzugehen, werden sie auch in der Berufsvorbereitung der Übermacht des Nebensächlichen gewachsen sein und Lebendiges und Totes zu scheiden wissen. Daß wir bei solcher Umgestaltung unseres Schulwesens auch sorgfältiger die Interessen der Schüler zu Worte kommen lassen und mehr freie Studiengruppen neben dem bloßen Lehrerunterricht begründen sollten und daß in diesem Sinne die „Schülerselbstregierung" erst ein Anfang weit tiefergreifender Umgestaltungen unseres Bildungwesens ist — das darf man Wyneken ohne weiteres zugeben. Es fehlt aber Wynekens obersten Zielvorstellungen von Grund aus die Präzision und die Kraft, um solche große Entwicklungen zu organisieren. Nur aus einer tiefen religiösen Erneuerung, einer durchgreifenden *instauratio* der Kultur in Jesu Christo, einer starken Hinwendung aller Lebenskräfte zu dem *Unum Necessarium*, kann eine wirklich grundlegende Wiedergeburt unseres gesamten Bildungswesens, eine Wiedererweckung des Instinktes für den Unterschied von Hauptsache und Nebensache, für die Rangordnung der Lebensgüter kommen — die moderne Weisheit ist selber ein Chaos und kann darum auch nie das Chaos organisieren.

Graf Zichys Autobiographie.

Am 24. September 1863 verlor Geza Graf Zichy, als er auf die Jagd fuhr, durch ein zur Unzeit losgehendes Gewehr den rechten Arm. Er war vor kurzem vierzehn Jahre alt geworden. Der erste Brief, den er mit der linken Hand schrieb, war an seinen Erzieher gerichtet, und lautete: „Lieber guter Csiky! Bin ich von heute in einem Jahre nicht imstande, alles, was die anderen mit beiden Händen machen, mit einer Hand zu vollbringen, so schieße ich mir eine Kugel in den Kopf!"

Er hat sein Wort gehalten. Als er sich das erstemal allein ankleidete,

Digitized by Google

brauchte er noch Türklinke, Möbelstücke, Füße und Zähne. „Heute schäle ich Äpfel, schneide die Nägel meiner Hand, reite, lenke ein Viergespann und bin mit Schrot und Kugel ein wackerer Schütze." Ein Jahr nach dem Unfall erwischte ihn sein Vater, wie er mit dem Gewehr auf die Jagd ging. Er runzelte die Stirne und fragte ihn, wer ihm das erlaubt habe. „Ich selbst," war die Antwort: „ich will und werde ein ganzer Mann sein." Der alte Soldat schloß seinen Sohn weinend in die Arme. Graf Zichy sagt von sich, er sei ein feiges, willenloses Kind gewesen, und erst das Unglück habe ihn in wenigen Monaten zum energischen und mutigen jungen Mann gereift. Wie dem auch sei — denn ich glaube, er wäre auch ohne sein Unglück ein bedeutender Mann geworden — dieser Einarmige ist einer der bekanntesten Pianisten Europas geworden, der Schüler Robert Volkmanns, der Freund Franz Liszts. Mit der linken Hand hat er vor manchem Parterre von Fürsten, Edelleuten und Musikern gespielt, und eine Autobiographie geschrieben, die zu den spannendsten und liebenswürdigsten der Gattung gehört.[1]) Man wird diesen Lebenslauf im kommenden Jahrhundert neu drucken, so wie wir uns an den Memoiren aus dem achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert nicht satt lesen können. Er enthält eine Menge famoser Einzelzüge; er spielt in einer Welt, die allen Reiz des Halb-Exotischen hat; aber das, was den beiden Bänden eine schwer zu beschreibende Anziehung verleiht, ist die ritterliche, bezaubernde Persönlichkeit des Verfassers. Es sei gestattet, aus dem Reichtum dieser Erinnerungen ein paar Hände voll zu pflücken und zu einem bescheidenen Strauß zu vereinigen.

Als Graf Zichy am 23. Juli 1849 auf die Welt kam, stand sein Vater als Husarenoberst und Freiheitskämpfer vor dem Feind. Tag um Tag hörte man, er sei gefangen, verwundet, tot. Die Russen kamen ins Land. Die Wöchnerin ließ ihre Kostbarkeiten, darunter all ihre Uhren, unter ihr Bett stellen. Ein Kosak kommt herein, sieht die schöne Frau, das Neugeborene, will es streicheln, da fangen die Uhren unterm Bett an Mittag zu schlagen, auf dem nahen Kirchturm wird geläutet, — der Kosak bekreuzt sich, betet, herzt das Kind und legt ihm zweiunddreißig Kopeken auf die Brust. Die Anekdote ist wie ein Auftakt zur Biographie. Es klirrt in ihr von Waffen und Sporen.

In solch alten ungarischen Familien gibt es noch Originale. Zichys Großmutter und Großonkel leiden an traumhaften Wahnvorstellungen. Der Großonkel trieb es besonders wild. Auf ein Haar hätte er im Traum seine Frau erwürgt, und mit einem andern Verwandten zusammen die Diener erschossen. Dieser Verwandte zerbrach einmal in Venedig nachts alle Spiegel und Möbel seines Hotelzimmers und alle Bilderrahmen an den Wänden. Auch von sich

[1]) Aus meinem Leben. Erinnerungen und Fragmente von Geza Graf Zichy. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

selbst berichtet Zichy die tollsten Dinge, die er nicht nur als Kind, sondern noch als verheirateter Mann im Traum anstellte. So erwachte er einmal im Halbschlummer unter, anstatt auf seinem Bett, und glaubte, man habe ihn lebendig begraben. Ein Verwandter Zichys, Graf Sztaray, wurde im achtzehnten Jahrhundert wirklich lebendig aufgebahrt, nachdem er vorher die tollsten Geschichten gemacht hatte. Unter anderm hatte er seiner Gattin bei einer Festtafel eine schallende Ohrfeige gegeben; die Gräfin, eine geborene Migazzi, fuhr sofort nach Wien zur Kaiserin Maria Theresia, die sie tröstete: „Wein' Sie net, die Mannsbilder werden heutzutag immer frecher. Wir werden schon ein Exemplum statuieren." Der Graf mußte kniend vor derselben Gesellschaft abbitten, aber die Gräfin ließ es nicht so weit kommen und umarmte ihn. „Sie ist eine brave Frau, die Sztarayin, an ihrer Stell hätt' ich's auch so 'tan", sagte die große Kaiserin, als sie's erfuhr.

Zichys Großvater mütterlicherseits ist ein Graf Vincenz Sztaray. Er war zur Schreckenszeit in Paris und verlobt mit einer Gräfin La Rose. Mutter und Töchter müssen das Schafott besteigen. Großartig, wie bei so vielen Adeligen, die enthauptet wurden, ist die Art wie sie sterben und ihr letztes Wort. Die Mutter: „Keine Szene, mein Kind, sie verdienen es nicht!" Die jüngere Tochter: „Auf baldiges Wiedersehen, liebe Mutter!" „Sofort, liebes Kind!" Graf Sztaray war im Gefängnis vergessen worden, kam nach dem Sturz Robespierres frei und ging nach Ungarn zurück, wo er die Gräfin Johanna Szirmay heiratete. Nach dem Hochzeitsmahl ging er zu Fuß, seinen geliebten Horaz lesend, in falscher Richtung, während die junge Frau in Todesängsten war, bis der alte Wenzel sagte: „Herr Graf wird in Zerstreunis sein gegangen nach Kaschau zurück. Wenn lieste Horacku, siekte nix und hörte nix." Es war richtig so: er hatte seine Frau schlankweg vergessen. Sie hielt es ihm wöchentlich einmal vor, bis er starb.

Die Grafen Szirmay hausten auf Torissa, einer mächtigen Burg im Saroser Komitat. Zichys Großmutter war eine Schülerin Hummels und schrieb Sonaten und Kantaten. Ihre Mutter hatte eine so entsetzliche Angst vor Gewittern, daß sie jedesmal unter ihr Bett kroch und ihre Tochter die Allerheiligenlitanei sprechen ließ. Das ganze Gesinde mußte respondieren. Da die alte Dame bei jedem Donnerschlag schrie „Teixel!", kam es oft zu komischen Zusammentreffen: „Heiliger Bonifazius!" „Bitt für uns!" „Teixel!"

Diese Burg Taross ist im Jahr 1813 in einer einzigen Nacht versunken, nach der Beschreibung infolge eines tektonischen Bebens. Als die Sonne aufging, ragten gerade noch die Kreuze der zwei Kirchtürme aus der Erde. Auch sie verschwanden im gelben Sand.

Der Großvater, Franz Graf Zichy, war ein äußerst origineller Kauz. Als ihm sein Verwalter freudestrahlend berichtet, er habe 6000 Gulden am Küchen-

Digitized by Google

etat eingespart, fährt er ihn wütend an: „Was, du willst an meinem Magen Ersparnisse machen, du Pavian!" Sonntags betete er in der Hauskapelle immer laut: „Erhalte die hohe Regierung, gib ihr Verstand, daß sie keine Dummheiten mehr macht, erhalte meine Ochsen, Schweine und Schafe! Erhalte meinen Sohn, Exzellenz Grafen Franz! („Ich küsse die Hand, Papa!") Erhalte ihre Exzellenz, Gräfin Franz! („Ich küsse die Hand!")" So kam die ganze Familie dran, und jedesmal mußte das Betreffende aufstehen, eine tiefe Reverenz machen und sagen „Ich küsse die Hand." Das Schlußgebet lautete stets: „Erhalte mir meine arme, alte, krumpe Lisette und das Paperl" (sein Papagei).

Graf Leopold Zichy, der Vater, hatte einen Teufel von Hofmeister, einen Sadisten, wie wir heut sagen würden. Er drohte ihm als Knabe ihn dereinst zu züchtigen. Als er Husarenleutnant wurde, war sein erster Gang mit der Reitpeitsche in der Hand zu seinem ehemaligen Quäler, der, drollig genug, Lamm hieß. Ein gebrochener Greis öffnet. „Kennen Sie mich?" „O mein geliebter Zögling!" „Sie haben die Kinderjahre dieses geliebten Zöglings vergiftet, ich wollte Sie züchtigen. Sie sind krank, ich werde es nicht tun, Gott hat Sie schon gestraft!" Das Schöne kommt erst: der Graf ist die drei Stiegen hinunter, hat sich beruhigt, fühlt Mitleid, steigt die drei Stiegen wieder hinauf, läutet nochmal: „Ich war vorhin etwas heftig, was fehlt Ihnen eigentlich?"

Dieser Mann ist sechzehnmal vor dem Feind gestanden. Im Jahr 31, als Russen und Österreicher gemeinsam die galizische Grenze okkupierten, hörte er den russischen Oberst Poniateff sagen: *Les Autrichiens sont des chiens.* Er fordert ihn sofort, der Zweikampf findet im Nebenzimmer eines Wirtshauses statt, Zichy spaltet seinem Gegner mit einem Hieb den Schädel bis zum Nasenbein, reist als Lakai verkleidet zum alten Kaiser Franz, um ihm auf Befehl seines Kommandeurs zu rapportieren. Der Kaiser nickt freundlich: „Das hat Er aber sehr gut getan, lieber Zichy, — sehr gut! Ich danke Ihm und ernenne Ihn zum Oberleutnant."

Von seiner Mutter hat Zichy seine musikalische Begabung geerbt. Aber sie war nicht nur eine ungewöhnlich gute Klavierspielerin und Sängerin, sie war auch eine tapfere, edle Frau. Als Zichy zwei Monate alt war, muß die Gattin des ungarischen Patrioten mit ihren vier Söhnen durch halb Ungarn; sie übernachten wie Zigeuner und hungern wie Bettler. Von den Österreichern wird der Rebellenfrau Nachtquartier verweigert, sogar ein Klosterprior jagt die Schutzflehende von der Schwelle, bis ein junger Pater ihn an seine Christenpflicht erinnert. Es ist eine Szene wie aus dem Ekkehard: „Pater Josef Wagner hob die schöne, bebende Frau aus dem Wagen. Jeder Pater wollte ein Kind tragen, und gar bald saß alles um den gedeckten Tisch, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, dem im Servittenkorb ein Lager bereitet wurde. Lustig erklangen

Digitized by Google

die Gläser, und nach ungarischer Art wurden Toaste gesprochen auf das Wohl aller der, die leben, gelebt haben und leben werden."

Zichys Vater machte die ungarische Revolution mit, die durch einen amtlichen Durcheinander, wie er nur im vormärzlichen Österreich möglich war, sozusagen von allerhöchster Stelle aus kommandiert ist: „man kämpfte im Namen des Königs gegen die Truppen des Kaisers." Zichys Sekretär, der all die verrückten Erlasse des k. k. Kriegsministers sorgfältig aufbewahrte, rettete ihm dadurch das Leben. Vorher aber wurde der Name von Zichys Vater zusammen mit demjenigen Andrassys an den Galgen genagelt und er selbst *in contumaciam* zum Tode verurteilt, dann vor ein Kriegsgericht gestellt, freigesprochen, aber unter Polizeiaufsicht gestellt.

„Die Gendarmen setzten sich mit aufgepflanztem Bajonett an unsern Tisch, um unsere Gespräche zu belauschen und meinen Vater zu ärgern." Als einmal die Kinder zu Vaters Geburtstag eine kleine rotweißgrüne Fahne aus steifem Papier an einem Transparent angebracht hatten, „traten zwei Gendarmen in den Garten, rissen die Fahne herab und ordneten das sofortige Verlöschen der Kerzen an. Als die Helden den Garten verlassen hatten, hob mein Vater die dreifarbigen Papierfetzen vom Boden auf, steckte sie in seine linke Brusttasche und sprach: Ich danke euch, Kinder, ihr habt mir eine große Freude bereitet!"

Zichys früheste Kindheitserinnerung ist, daß ein alter Husarenwachtmeister seines Vaters ihn in ein völlig leeres Zimmer auf eine Pferdedecke setzt, um ihn dann, als er weint, buckelkraxel im Zimmer herumzutragen und ein Reiterlied zu singen: „So reitet der Ungar in die Schlacht!" Bis zu seinem dritten Jahre sprach er keine Silbe, so daß man ihn für stumm hielt. Seine ersten Worte waren: *Sipit a gözkocsi* (Die Lokomotive pfeift). Beides war wie ein Vorzeichen. Denn er ist ein glänzender Reiter geworden, und für den fahrenden Pianisten ist der Pfiff der Lokomotive allzeit eine liebe Musik gewesen. Die vier Zichy-Buben müssen eine Prachtgesellschaft gewesen sein. Der wildeste war der Bruder Ernst: „in der Schule stellte er förmliche Völkerschlachten an, taufte die Judenbuben mit dem Rechentafelschwamm und insultierte auf der Straße die böhmischen Komitatsbeamten, in jener Zeit ein gefährliches Wagnis ... Auf einem Kinderball lernte er seine kleine Balldame auf den Händen gehen und hielt ihre Beinchen wie die Stangen eines Schubkarrens in den Händen", wofür er fürchterlich gestrigt wurde, was ihn aber nicht im geringsten rührte; denn Peitschenduelle mit seinem Bruder Alexius waren sein größter Spaß, und noch später sagte er nach einer väterlichen Züchtigung: „Ach, wenn nur Alexius noch da wäre, der kann andere Hiebe geben als Papa."

Ein Kapitel, das dem rätselhaften Original Grafen Wilhelm Caracciollo gewidmet ist, liest sich, als wäre es aus Stifter. Niemand wußte, woher er gekommen, was er früher gewesen war. Er lebte tagelang von Brot und Milch.

Digitized by Google

Der Vater Zichy warb um das Vertrauen des einsamen Mannes, aber lange vergeblich. Er läßt ihn einladen: „Herr Graf, mein Name ist Michael von Csiky, ich bin der Erzieher des kleinen Grafen Zichy, und durch meine Herrschaft beauftragt, Sie morgen zum Speisen einzuladen." „Ich heiße Caracciollo, pfeife auf Ihre Herrschaft, und verbiete es Ihnen, Herr von Csiky, Verzieher der kleinen Grafen, mich je wieder zu belästigen." Ein Versuch Csikys nach einigen Tagen verlief genau so ergebnislos. Etwas später geht Graf Zichy selbst zu dem Sonderling, der ihm öffnet mit den Worten: „Graf Caracciollo ist nicht zu Hause." Zichy umarmt ihn, und lädt ihn auf Lebenszeit zu Tisch. Caracciollo sagt, er habe nicht einen einzigen ganzen Rock. Zichy legt ihm seinen eigenen über die Stuhllehne und geht in Hemdärmeln heim. Andern Tags bringt der Alte den Rock zurück: „Ich kann kein Gnadenbrot essen." Wieder gescheitert! Da, im Spätherbst, an einem bitter kalten Tag, überraschen sie den alten Mann, wie er am halbgefrorenen Bach seine Wäsche reinigt. Zichy schließt ihn an seine Brust: „Hier ist dein Platz, hier ist dein Platz, hier wirst du dereinst sterben." Von da ab lebt Caracciollo in der Familie Zichy, als Freund, Berater, lebendes Konversationslexikon. Er hinterließ ihr sechs Kisten, in denen man die allerherrlichsten italienischen Silbergeräte fand, viel Schmuck, und eine königlich neapolitanische Pagen- und Kammerherrnuniform.

Nach 1860 wurde es freundlicher in Ungarn. Die Gendarmen kamen nicht mehr ins Haus; „man sang ungarische Lieder, trug nationale Kleidung; ganz Ungarn war eine Familie, die Standesunterschiede hörten auf. Den Schluß jeder Theatervorstellung bildete ein feuriger Csardas, den das ganze Personal mit dem Direktor an der Spitze tanzte ... Die Pforten der Kerker öffneten sich, gebrochene Greise wankten durch das Land; blühende Mädchen küßten in tiefster Ehrfurcht die blutunterlaufenen Stellen der Kettenspuren an den Händen und Füßen der Freiheitskämpfer." Zichys Großvater stirbt, sein Vater erbt die Güter, die Verhältnisse der Familie werden sehr günstig. Im Jahr 1863, das ihn um seinen rechten Arm bringen sollte, lernte Zichy den Grafen Paul Nimptsch kennen, der von übermenschlicher Kraft war. „Wenn er sein renitentes Pferd mit den Schenkeln zusammenpreßte, stöhnte es wie ein Mensch. Er setzte mich in den Sattel, indem er mich mit einer Hand am Schenkel hochhob." Er war ein wilder Leutnant: Einen Lieferanten, der ihm verdorbene Fourage brachte, zwang er den Hafer selber zu fressen, und ließ, weil er dafür Zimmerarrest bekam, zwischen zwei Fenstern des Lieferanten, der ihm gegenüberwohnte, eine Scheibe anbringen, auf die er den ganzen Tag mit seinen Pistolen schoß, wenn er nicht in primitivster Toilette seine Wände weißte, um sein Gegenüber zu ärgern, da dessen zwei Töchter entzückt durch die Spalten der Jalousien ihr Ideal belauschten, bis der arme Vater zum Obersten lief und flehte, er solle um Himmels willen den Zimmerarrest aufheben, denn „der Herr

Digitized by Google

Oberleutnant ist eingesperrt noch gefährlicher, als wenn er frei herumläuft." Als Zichys Arm amputiert war, steckte Nimptsch, um seine Tränen zu verbergen und zu stillen, den Kopf in ein Schaff Wasser, pflegte ihn sechzehn Tage und sechzehn Nächte, wobei er, um sich wach zu halten, Essig trank. „So oft er einen Schluck nahm, trank er mir zu und rief: Eljen!"

Wir übergehen einige Jahre, während welcher Zichy versucht bei der Armee und bei der Marine anzukommen, aber seine Familie ist dagegen. Er fängt an, kleine Theaterstücke und Opern zu schreiben, wird mit einem Arm ein guter Reiter und Schwimmer, tritt als Konzertpianist auf, studiert, reist. 1869 starb sein Vater. Seine letzten Worte waren: „Ich habe kein Testament geschrieben, mein größter Schatz ist eure Mutter. Diese vermache ich euch. Pfleget sie, heget sie mit aller Liebe, die sie von euch verdient. Meine irdischen Güter teilet gerecht in gleiche Teile, nach dem ihr für eure Mutter gesorgt habt. Jeder ihrer Wünsche soll euch heilig sein. Und nun segne euch Gott, so wie ich es euch in meiner letzten Stunde wünsche und von Gott erflehe. Marie, deine Stimme soll mich ins Jenseits begleiten, bete die Sterbegebete!" Als Zichy großjährig war, teilte er die Güter mit seinen zwei älteren Brüdern (einer war vor kurzem gestorben). Die Namen wurden auf drei Papierstreifen geschrieben. Zichy zog zuerst Seregyelyes, als er aber merkte, daß die Mutter, die mit dem ältesten Sohn zusammenwohnen sollte, diesen Witwensitz ungern verließ, tauschte er mit seinem ältesten Bruder und bekam so Tetetlen. 1871 heiratete er die liebreizende Gräfin Melanie Karatsony. Robert Volkmann schrieb ihm die Hochzeitsmusik. Damit sind wir bei dem Musiker angelangt, der Zichys Jugend lange Zeit begleitet, wie Franz Liszt seine späteren Jahre. Zichy wußte, daß der alte Herr schwer zugänglich war. Als er ihn das erstemal aufsuchte, kehrte er in einem groben grauen Janker vor seiner Wohnungstür. Nach zweistündigem Parlamentieren hatte er dieses Zugeständnis erreicht: „Nun gut, ich werde Ihnen manchmal, höchst selten, Unterricht erteilen, aber nur dann, wenn ich absolut nichts Gescheiteres zu tun habe. Sie werden dreimal an meine Tür klopfen. Wenn ich nicht sogleich aufschließe, so ist es ein Zeichen, daß ich Sie nicht empfangen will — und dann gehen Sie nach Haus und rauchen eine Zigarre." Volkmann wurde Zichys Freund, gab ihm strengen theoretischen Unterricht und schrieb ihm rührend besorgte Briefe. Nur zu einem war er nicht zu bewegen: Franz Liszt näher zu treten. Zichy selbst wich Liszt lange Zeit aus, bis dieser ihn einmal aufforderte, ihn zu besuchen. Er spielte Zichy dessen ebenvollendete Ballade vor und verbesserte sie mit liebenswürdigster Kritik: „Nicht wahr, das haben Sie sich so gedacht? Es ist nur nicht ganz herausgekommen," und so ähnlich. Volkmann fing später wieder an, Zichys Haus zu meiden und sagte ihm offen: „Ich muß mich von der feinen Gesellschaft zurückziehen, sie kostet mich zuviel

Digitized by Google

Zeit." Erst gegen Ende seines Lebens wurde er wieder ein häufiger Gast. Bei der Gelegenheit darf vielleicht bemerkt werden, daß die Vernachlässigung des Kammermusikkomponisten Robert Volkmann eine Schweinerei ist. Doch wir wollen von Franz Liszt sprechen.

Diese Erinnerungen Zichys verstärken abermals den Eindruck, den alle bekommen, die Liszt aus den Berichten seiner Zeitgenossen kennen lernen: daß er vielleicht das wundervollste Phänomen gewesen ist, das der Typus Mensch im neunzehnten Jahrhundert hervorgebracht hat, aber daß bei keinem Musiker der Zeit so sehr wie bei ihm Bekanntschaft mit dem Menschen Vorbedingung für die Begeisterung für seine Werke ist; daß bei keinem seiner Zeitgenossen das Werk so unzertrennlich mit dem Menschen verbunden ist, daß wir, die wir nicht das Glück hatten ihn zu kennen, für die Werke keinen Enthusiasmus mehr aufbringen. Zichy hat Liszt besser gekannt als fast alle, die über ihn schrieben; denn auch er ist Musiker, wandernder Pianist, Katholik und Aristokrat, vor allem aber Ungar. Ein Nicht-Ungar begreift das Eigentliche bei Liszt nie. Man braucht nicht Ungar sein, um seine ungarischen Werke mit ihrem Glanz und Feuer zu schätzen; aber um bei seinen rhapsodischen, gleichsam improvisierten symphonischen Dichtungen mitzukönnen, muß man Ungar sein. Das Urteil über Liszt als Mensch, als Freund erfährt durch Zichy die schönste Bestätigung: „Ungarn hat nicht Blumen genug, um soviel Kränze winden zu können wie sein Andenken verdient." Er war „ein weltlicher, liebenswürdiger Heiliger, opferfähig, immer zu helfen bereit, ohne Rachsucht, jede Unbill vergessend; streng gläubig und tolerant." Zichy speiste monatelang mit ihm und lernte seine außerordentliche Genügsamkeit kennen. Seine Lieblingsgetränke waren leichter Ungar und Kognak; er rauchte gern kohlschwarze italienische Zigarren. Nachts schlief er wenig; er meditierte und schrieb. Als ihn Zichy fragte, ob er keine Memoiren schreibe, gab er die bezeichnende Antwort: „Es ist hart genug das Leben abzuleben, wozu soll man den Jammer noch aufschreiben? es sähe doch nur aus wie das Inventar einer Folterkammer." Der größte Schmerz seines Lebens war der frühe Tod seines Sohnes Daniel. Er fürchtete nicht den Tod, aber ihn ekelte vor der Verwesung: „Die letzte Szene unserer Lebenstragödie finde ich gar so empörend. Die Verwesung ist ekelhaft. Ich traue es mich kaum auszusprechen, da meine kirchliche Obrigkeit mich verurteilen würde, und doch wünsche ich, daß man meinen Körper verbrennen möge. Wir sind das uns und unsern Mitmenschen schuldig. Wenn wir anständig gelebt haben, so sollen wir auch anständig vernichtet werden."

Zichy erzählt viele Anekdoten und Aussprüche von Liszt, die noch nicht bekannt sind. Über ungarische Vereine: „Hier in Pest kommen die Leute nur darum zusammen, um sogleich wieder auseinanderzugehen." Über einen Musiker, der sich Liszt gegenüber in jeder Weise unanständig benommen hatte: „Das

Digitized by Google

ist der größte Lump in Europa, aber ein lieber Kerl." Über das Ballett: „Es ist immer ein hübscher Anblick, wenn eine schöne Frau in einem Kleide vor uns erscheint, das oben zu spät anfängt und unten zu früh aufhört." Zu einer mit Kindlichkeit kokettierenden Virtuosin: „Liebes Fräulein, Sie haben heute abend ganz gut Violine gespielt, warum wollen Sie schlecht die Naive spielen?" Über eine schlechte Pianistin: „*Laissez-la donc, elle fait sa patience.*" Zu einem spanischen Klavierschläger: „Lernen, lernen, junger Mann, das Klavier ist kein Stier, und Sie sind kein Pianist!" Er erzählte gern von einem Leibjäger des Fürsten Esterhazy, der noch von Beethoven auf der Jagd angeschossen worden war, und dies mit den Worten beteuerte: „Ich trage heute noch seine Schrote als heiligstes Andenken im Leibe." Der Fürst fragte streng: „Wo?" „Mit Respekt zu melden, unter dem Rücken, hinten!"

Man würde sich jedoch täuschen, wenn man unter aller geistreichen Heiterkeit bei Liszt nicht den Unterton von schwerem Ernst, fast von Melancholie hörte. „Die Erfahrung hat mich gelehrt," schrieb er einmal an Zichy, „daß nur die Einfältigen in dieser Welt des Jammerns und Leidens an ein dauerndes Glück zu glauben vermögen. *Militia est vita hominis.*" Obschon er in Rom viel in den höchsten Kreisen der katholischen Hierarchie verkehrte, hoffte er auf ihre Regeneration: „Möglicherweise werden einmal die heiligen Lehren aus Jerusalem verkündet und die goldstrotzenden Gewänder der Priester mit den einfachen Mänteln der Fischer von Genezareth vertauscht werden. Die Kirche aber wird bestehen bis ans Ende der Welt." Der Reiz des Lisztschen Gesprächs war unaussprechlich, immer neu, immer fesselnd. „Es wurde immer dunkler im Zimmer," notiert Zichy in sein Tagebuch, „ich saß neben ihm, und er sprach über Kunst, Menschenelend, Politik, Religion, Geschichte, sprach über alle Erscheinungen des Lebens, und ich glaubte auf einem hohen, hohen Berge zu stehen und die ganze Erde unter mir ausgebreitet zu sehen."

Bei mehreren Gelegenheiten beschreibt Zichy Liszts Spiel. Als Szegedin vom Hochwasser zerstört wurde, gaben beide ein Konzert in Klausenburg, wo Liszt seit 33 Jahren nicht mehr gewesen war. „Ein Jubel brach los, der sich nicht beschreiben läßt. Das ganze Podium glich einem Blumengarten. Als Liszt erschien, erhob sich das Publikum einmütig wie vor einem Könige. Tief ergriffen setzte sich Liszt an das Klavier, erhob sein Haupt, blickte aufwärts und spielte die Vergänglichkeit aller Dinge, die Szegediner Katastrophe, das Hinwelken seiner Jugend in ergreifenden, todestraurigen ungarischen Phrasen, wie sie noch nie ein Menschenkind gespielt oder gehört hatte. Zum Schluß schlug der alte Barde in die Saiten, wie das große Meer an die Felsenklippe schlägt. Er sang von Mannesmut und Trotz, von Kampf und Sieg, von Jubel und Verklärung. Nur wenige verstanden, was er spielte, doch ergriffen, bis in die tiefsten Tiefen des Herzens ergriffen war jeder." Ein andermal beschreibt Zichy

Digitized by Google

einen Abend im Hause des Professors Standhardner in Wien: „Ich habe doch Liszt oft spielen hören, so rätselhaft, so transzendental, so geisterhaft jedoch niemals. Das Stück — wenn man es überhaupt ein Stück nennen durfte — wies gar keine technischen Schwierigkeiten auf, war nur eine ruhige Folge nie gehörter harmonischer Kombinationen. Hans Richter sprach tief ergriffen zu mir: Was wir jetzt hörten, war eine Offenbarung."

Das Stück hieß „Abschiedsgruß", und es scheint uns an der Zeit, auch von Zichy Abschied zu nehmen. Denn durch Liszt ist diese kleine Auswahl von markanten Zügen zu einer Einheit und auf eine Höhe gebracht worden, die der Kompilator durch eine Fortsetzung ungern verließe. Möge man doch im Buche selbst nachlesen, wo alles organisch an seinem erlebten Platze steht! Der Reichtum dieser Memoiren ist so groß, daß es nicht minder schwer ist, sie zu exzerpieren, als im vollen Genuß mit seinen Exzerpten innezuhalten. Es sind zwei ganz charmante Bände. Sie machen einem warm und laben das Herz wie alter Menescher.

Josef Hofmiller.

Die Geschichte eines Deserteurs.

Mitgeteilt durch Pfarrer Lic. Dr. Kirchner in Gröningen (Bezirk Magdeburg).

In Erfurt auf Festung und als Musketier.

Ich besehe mir Erfurt bis 9 Uhr früh. Ich gehe über den Exerzierplatz. Auf der Kommandantur will ich mich melden und schreite auf die Johannistorstraße zu. Auf dem Platz kommt die Landwehr an mir vorbei. In Elsaß hatte ich mich schon umgekleidet, ich ging nicht mehr als Franzose, sondern in Zivil. Auf einmal bleibt einer stehen und fragt: „Kaspar, bist du's oder bist du's nicht?" „Ja, Bruder, ich bin's." „Bist du's denn wirklich Jung? Wohin?" „Auf die Kommandantur." „Kennst du mich nicht?" „Nein, Bruder, weiß Gott nicht!" „Ich bin doch der Hermann Fleischmann." Er war 1870 auch eingezogen und machte gute Geschäfte damit, daß er mit seinem Pferde die Herren umherfuhr. Wo es nach der Webersgasse zugeht, lag das Gasthaus zu Nordhausen. „Komm, wir wollen das Glück mal antrinken. Wir tranken Bier. Schnaps soff ich damals noch keinen. Wein wollte Fleischmann nicht. Den kriege er sowieso alle Tage zu trinken. Wir hatten ein paar Huppel weggeblasen, da meinte Fleischmann: „Paß auf, die spannen dich ein, du hast Geld, mach retour." Als ich ihm aber meinen Freischein zeigte, da glaubte er's nicht mehr, daß ich gefangen gesetzt würde. Wir wollten uns wieder einmal treffen.

Kurz vor Mittag gehe ich auf die Kommandantur. Sie war aber geschlossen. Ich mußte warten und besah mir weiter Erfurt. 2 Uhr mittags gehe ich wieder dorthin. Ein Posten stand davor. Ich zeigte ihm meine Papiere. Habt Ihr

Digitized by Google

noch mehr? Ich gebe ihm alles und wurde richtig ausvisitiert. Auch den Orden und französischen Militärpaß mußte ich herausgeben. Nur mein Geld nahm mir der Feldwebel nicht ab. Eine Ordonnanze sollte bei mir bleiben und mich auf der Hauptwache anmelden. Da kommt Fleischmann auch wieder. Mit ihm und der Ordonnanze kehre ich wieder ein. Es hieß: Befehl zur Verhaftung ist nicht da, paß auf, der kommt frei, wenn er auch mal kurze Zeit eingesperrt wird. Da haben wir aber gesoffen, daß die Köpfe richtig voll Bier waren, was nur die Haut wollte. —

Auf der Petersburger Hauptwache war ein Offizier, der mir sagte, daß ich Befehl hätte, ein, zwei Tage da zu bleiben, dann sollte über mich Beratung gehalten werden, ich würde wohl freikommen. Einstweilen mußte ich freilich zu Vater Ritze; so nannten wir die Untersuchungshaft und das Gefängnis. Mit mir ging aber kein Soldat mit Gewehr, nur ein Unteroffizier ohne Waffe. Vater Ritze war gut: Bleiben Sie hier in der Stube, Sie brauchen nicht in die Zelle zu gehen! Er hatte Butter und Käse, Bier und Schnaps zu verkaufen. Am Tage durfte ich auf dem Kanapee im Zimmer schlafen, nur nachts mußte ich in meine Zelle. Aber auch da war alles fein. Ich hatte ein Bett wie bei den Soldaten. Aufstehen konnte ich, wann ich wollte. Ich hatte eigentlich meine Freiheit. Der Sommer brachte die schönen langen Tage. Die Zelle wurde auch weder zugeriegelt noch zugeschlossen. Patrouille kam nicht zu mir wie zu den anderen, sondern ging stets an mir vorüber. Ich wurde eben nicht wie ein Gefangener gehalten, sondern hatte es noch gut, Geld hatte ich auch. Im Hofe durfte ich auch spazieren gehen.

So ging's bis zum neunten Tage. Da sprach Vater Ritze: Morgen ist Kriegsgericht! Morgens 10 Uhr ins Gericht, aber ohne Patelör und Waffe. Der ganze Saal war voll, viele Feldwebel darunter. Lauter Braunschweiger, die sogenannten schwarzen Totenköpfe, waren damals in Erfurt. Nur ein Preuße war dabei, der Oberste, der Auditeur. Da wurde mein Urteil ausgesprochen: 12 Jahre, 6 Monate Festung! 10 Jahre wegen Insubordination, 2 Jahre und 6 Monate wegen Engagierung beim fremden Regiment und Mitnehmen von königlichen Montierungsstücken und Desertion! Ich denke doch vor Schreck: Der Himmel bricht auf mich herunter! Da kommt der preußische Auditeur auf mich zu: „Sie sind erschrocken!" „Da muß man wohl auch erschrecken!" „Ach, das will ich Ihnen sagen, denken Sie denn, Sie machen die Strafe ab? Das ist bloß so, wenn Sie gesetzmäßig bestraft würden. Sie machen die Strafe nicht ab! Da unten liegen 12 Mann Franzosen. Sie kommen bloß einstweilen mit herunter, damit ich die Franzosen erhalten kann! Wenn das Regiment aus dem Kriege wieder eingerückt ist, werden Sie sofort entlassen. Es ist bloß, daß Sie in die Ordnung kommen. Auf dem Schein von König Wilhelm ist ja auch bloße Meldung gefordert."

Digitized by Google

Ich also hinunter auf die Festung, ohne daß ich spezielle Aufsicht hatte. Ich war bei den Franzosen Stubenältester und auch Vorarbeiter, hatte als solcher aber nicht mitzuarbeiten. Mir mußten die Franzosen alles sagen, weil keiner von ihnen Deutsch konnte. Erst war freilich noch ein französischer Damaschur dabei. Der hatte aber bloß 6 Monate abzumachen, die am Anfang meiner Zeit zu Ende gingen. Ich hatte es ganz gut. Ich sagte den Gefangenen, wie sie sich zu verhalten hätten. Die Franzosen wunderten sich; das ist ein preußischer Gefangener und verstand so gut Französisch. Sie hatten alle 10 Jahre Festung. Alle Franzosen hatten sich bei mir zu melden. Kam ein Brief aus Frankreich, ich mußte ihn erst lesen, ehe sie ihn bekamen und beantworteten. Schrieben sie nach der Heimat, durften ihre Briefe wieder nicht eher abgehen, ehe ich sie nicht gesehen hatte. — Geld und Speise durfte nicht angenommen werden. Wäsche bekam ich von meiner Frau und dem Fräulein geschickt. Da ich längst nicht alles brauchte, was ich bekam, habe ich vieles andere schenken können.

Die Franzosen, die uns ausgeliefert waren, waren schon ziemlich zwei Jahre gefangen. Ich war Bursche bei einem Leutnant, aber immer noch nicht kam ich frei. Das war nichts als Liederlichkeit vom Festungsleutnant, der den Sachverhalt nicht gemeldet hatte. Wenn ich fragte, wurde ich vertröstet und hingehalten, ich hätte es lange gut. Ich war doch aber verheiratet und von meiner Frau getrennt.

Die Franzosen wurden nun gar entlassen. Ich blieb aber Bursche beim Leutnant, der seinen Spaß an mir hatte. Ich war außerdem beim Oberwallmeister Kreuzkamp nur höflich, hatte den Garten zu besorgen und die Sachen zurecht zumachen. Beim Leutnant brauchte ich nur zu putzen.

Ich trug immer ein Kreuz am Arm. So durfte ich in die Stadt, durfte aber nicht aus der Stadt herausgehen. In der Stadt kriegte ich Haufen Geschenke. Viele meinen es gut mit den Gefangenen. Bastian Jäger aus Benshausen, der gerade eingezogen war, war Patelör. Ich hatte alle Schlüssel, ich war kein Gefangener, bekam Löhnung und aß kein Gefangenenbrot, ich bekam genug von den Leuten geschenkt.

Der Leutnant hatte zwei Töchter. Die eine von beiden konnte besonders gut Klavier spielen. Ich putzte gerade. Der Vater war ausgegangen und kam oft erst sehr spät nach Hause. Da bedauerte mich das Fräulein und fragte mich schließlich, ob ich tanzen könnte und wollte. „Das ist ja mein Leben, das bißchen Tanzen", gab ich zur Antwort. „Können Sie auch französische Tänze?" „Natürlich, ich kann Mersé und Versellé", das ist solch neuer Schlangentanz, jetzt tanzen sie's auch hier. Ich mußte die Stiefeln ausziehen und bekam Socken an. Während die eine spielte, tanzte die andere mit mir; und während die andere spielte, tanzte die eine mit mir. So tanzten wir fröhlich bis gegen Morgen, wenn der Alte kommt. Dabei war aber auch Kaffee und Wein getrunken.

Digitized by Google

Denn beim Tanzen gab's auch Durst. Was waren die Mädchen vergnügt! Ich war der Herr Zimmermann hinten und vorn!

Kein Unteroffizier sagte mir auch nur ein Sterbenswörtchen. Sie waren mir alle gut. Der Korporal holte mich, daß ich mit Dame spielte. Ich mußte ihnen französisch vorexerzieren. Kurz, ich wurde nicht wie ein Gefangener gehalten.

Auch konnte ich viel Weilarbeit auf der Festung verrichten. Erst machte ich Zahnstocher, dann Bürsten und Pumpstöcke, mit denen die Zündnadelgewehre ausgeputzt wurden. Zum Fertigen der Bürsten konnte ich mir Holz nehmen, soviel ich wollte. Das Holz zu den Pumpstöcken mußte ich allerdings kaufen. Ich hatte mir aber auch gespart. Und davon konnte ich mir auch Haare zu den Bürsten kaufen. Das Holz mußte ich mir in der Schneidmühle holen. Ich hatte mir hübsch Geld verdient, aber — ich kam immer nicht los, wiewohl es mir doch fest versprochen war.

Eines schönen Tages aber wird unsre Exzellenz Generalfeldmarschall von Blumenthal gemeldet. Er hielt Inspektion ab. Damals lagen auch die 36er in Erfurt. Blumenthal war der Korpskommandeur vom 4. Armeekorps. Drei Tage durften die Gefangenen nicht heraus, mußten alle ihre Sachen in Ordnung bringen und alles hübsch blank und rein machen. Ich hatte indes doch schon 2 Jahre 9 Monate und 8 Tage von meinen 12½ Jahren abgerissen. Da kommt Exzellenz. Sie besieht alles. Das Gepäck war heraufgetragen. Das Signal wurde gegeben. Der Parademarsch begann. „Antreten in drei Gliedern!" „Richt't euch, Augen links!" v. Blumenthal zog sein Schwert und trat vor. Er ruft: „Ist jemand unter meinen Kindern, der eine Angelegenheit oder eine Bitte oder Beschwerde hat, der trete vor!"

Ich nicht faul, trete drei Schritte vor. Von 1866 an waren 1873 noch viele da, weil jeder 10 Jahre bekommen hatte; die traten auch mit vor. Ich war vom ersten Flügel der Erste. Unser Leutnant folgt, auch der Adjutant von Exzellenz. „Mein Sohn, weswegen bist du auf Festung?" „Exzellenz, wegen Insubordination und Desertion." Woher? „3. Thüringische Infanterieregiment Nr. 71, 2. Bataillon, 5. Kompagnie." Name? „Musketier Zimmermann Kaspar Friedrich." „Was, Zimmermann? Mein Gott!" Er sieht mich an, er sieht den Leutnant an. In Nancy 12. Dezember 1870 war v. Blumenthal ja auch mit auf der Konferenz gewesen. „Wie kommt das, daß du noch auf Festung bist, du müßtest ja längst weg sein!" Ich zuckte mit den Achseln.„ Herr Leutnant, wie kommt das?" Herr Leutnant zuckt mit den Achseln. „Wie führt sich dieser Mann?", brüllt Exzellenz den Leutnant an. Mit der Hand an der Helmspitze muß er sagen: „Sehr gut, sehr gut, Exzellenz!" „Adjutant, schreiben Sie den Namen dieses Mannes auf!" — Dann ging Exzellenz zu den anderen, die vorgetreten waren. Manche davon wurden auch aufgeschrieben. Der Stadtkommandant war auch dabei gewesen.

Digitized by Google

Nun gehen alle hinein. Es dauert nicht lange, da kommt mein Korporalschaftsführer, ein Hesse, von den 81ern, als Wachhabender und sagt zu mir: „Höre, Junge, nun hast du's gelöst!" Was bin ich so froh! Ich muß wieder hinein, ohne anzuklopfen. v. Blumenthal und die übrigen saßen an langer Tafel. Der Adjutant hat einen Brief vor sich. Die Feldwebel saßen gegenüber. Exzellenz guckt herum: „Komm her, mein Sohn! Unterschreib dich mal; hierher!" Ich mache stramm kehrt und gehe wieder auf meinen Platz. „Dieser Brief wird an das Korpskommando nach Magdeburg adressiert, ‚eigenhändig zu empfangen'! Abtreten!" Der Unteroffizier sagte zu mir beim Herausgehen: „Junge, nun hast du's gelöst. Ich bin auch froh, ihr Kinder. Wenn wir nur auch erst aus dem Nest wären!" Denn wenn sie Dujour hatten, mußten sie so gut stecken wie wir auch. Der Leutnant war gar so streng. Die Unteroffiziere aber sahen darauf, daß nichts fehlte.

Nach drei Wochen hieß es: Um 1/21 Uhr wird Signal gegeben. Antreten! Da kommt der alte Müchel, so nannten wir ihn, eigentlich hieß er Sch. Er hatte Papiere unterm Arm und trat vor die Front. Er ermahnt erst sehr. Dann verliest er ein Schriftstück: Im Namen Sr. Majestät ist der Musketier Zimmermann, Kaspar Friedrich, sofort aus der Festungshaft zu entlassen! Sechs Stufen ging es hinauf. In einem Sprunge war ich vor lauter Freude die Treppe hinaufgeflogen. Auch die Unteroffiziere freuten sich mit mir. Schnell zog ich meine Gefangenenkleider aus. Den Leutnant hörte ich noch Moralpredigten halten: Seht, so geht's dem, der sich gut führt; so müßt ihr's auch machen! Er machte immer solche Predigten, der Müchel. Man konnte ihn gar nicht verstehen; denn er war auch zornig dabei.

Nicht lange, da kommt ein Unteroffizier und ein Gefreiter. Der Gefreite hat Militärkleider unter dem Arm und brachte sie mir. „Ich muß bei Ihnen bleiben, wir gehen zum Hauptmann!" Zum Tore hinaus, schon kommt ein Adjutant von der Exzellenz, auch Stabsoffiziere und empfangen Sch., den alten Müchel. Der wird fünf Jahre mit Strafe zurückavanciert, weil er meine „Führung" nicht eingereicht hatte. Hätte er's getan, dann wäre ich längst losgekommen. Aber es paßte ihm so, er konnte sich auf mich verlassen. Seine Strafe war ein schwerer Verlust. Ich aber kam nun in die Kompagnie und hatte noch fünf Monate von meinen drei Jahren zu dienen. Von meinem Oberst wurde mir die 5. Kompagnie in der Martinikaserne angewiesen. Ein Benshäuser war damals nicht dabei, aber einer von Schwarza: Brünning. Auch den Dießhäuser Unteroffizier Kaiser traf ich wieder. Der hatte mich hierher geführt. Früh morgens drauf mußte ich mich beim Hauptmann melden. Es war noch mein alter Hauptmann Kine. Als ich nach Frankreich floh, war er 14 Tage lang Sekondeleutnant. Er war auch mit im Feldzug gewesen, woran noch seine durchschossenen Backen erinnerten. Er kannte mich auch noch. Er sagte zu mir: „Mein Zimmer-

Digitized by Google

mann, wollen Sie sich nun halten? Wollen Sie zu einem anderen Regiment, zu einer anderen Kompagnie, so haben Sie ganz freie Hand. Sie haben nur noch fünf Monate zu dienen. Die aber können Sie dienen, wo Sie wollen." Ich erwiderte: „Nein, ich bleibe bei meinem Regiment, aber auch bei meiner Kompagnie." Er meinte: „Das soll mich aber doch auch freuen! Na, Zimmermann, wenn Sie Ihre Pflicht tun, will ich meins aber auch machen." Er war sehr gut und befahl: „Also der Mann hat erst einmal drei Tage Ruhe." Dann habe ich kriegsmäßig alles in Empfang genommen. Ich mußte putzen und alles besorgen. Es wurde gesagt: „Wenn Sie Kompagniechef waren, werden Sie das alles noch kennen." „Zu Befehl."

Der dritte Tag war vorbei. Am vierten war Kompagnieexerzieren auf dem Johannisplatz. Angetreten! Ich wurde der rechte Flügelmann von der zweiten Sektion. Hinaus auf den Platz. Kompagnieweise Changierung wurde durchgemacht. Die Griffe gingen ganz gut. Auch beim Parademarsch konnte ich ganz nett mit. Der Hauptmann freute sich, daß alles klappte. Auch Exerzieren ging. Aber als wir nach Ilversgehofen — alles in Karrière — stürmen mußten, konnte ich nicht mitlaufen. Wir warfen uns in die Chausseegräben und machten Blindfeuer auf den Feind. Die Infanterie bekämpfte die Kavallerie. Es war nur eine Übung. Es wurde geblasen. Da ging's retour. Die Armee mußte ein Karee schließen. So wurde geblasen: „Jetzt kommt der Feind, die Kavallerie! Was macht denn unsere Infanterie? Karee, Karee, Karee!" Alles geht in Marsch-Marsch. Ich bin wieder hinten dran. Jetzt kommt der Hauptmann und ruft mir im Vorüberreiten zu: „Na, mein Sohn, geht's denn nicht?" Ich konnte keinen Atem holen. Karee wurde geschlossen. Ich stand im zweiten Gliede, machte aber mit hinein. Die zweite Linie hatte gerade das Feuer auf die Kavallerie. Das erste Glied steht im Bajonett, daß die Pferde nicht herankommen können. Im dritten Gliede muß die Kavallerie schießen. Dann ging's wieder nach Hause. Die Korporalschaft wurde formiert. Da waren etliche Reserveleute, Lazarettgehilfen und Feldwebel, zu denen hielt ich mich. Auf dem Marsch mußte ich bis auf den Wilhelmsplatz von Frankreich erzählen. Wir brauchten keinen Parademarsch mitzumachen. Wir gingen hinten herein durchs Krämpfertor.

Nachmittag war Appell. Der Feldwebel sagte zu mir: Ihr Geld von der Bataillonskasse ist angekommen. Ich erhielt 141 preußische Taler. Das war meine Ersparnis während der Festungszeit. 82 Taler hatte ich noch außerdem übrig. Meine fünf Kisten voll Bürsten nahm der Hauptmann in die Kompagnie. Beim Kappedarm (Feldwebel) mußte man die Bürsten holen.

Jetzt also am anderen Tag wieder exerzieren! Das war aber Bataillonsexerzieren, bei dem der Major anwesend war. Mit dem Stürmen ging's mir wieder ebenso wie gestern: ich blieb zurück. Der Major fragte mich, was mit mir wäre. Ich erzählte, daß ich solange in Frankreich und auf Festung gewesen

Digitized by Google

wäre. Ja, ich sei nun ein alter Knabe. Ich brauche keinen Dienst mehr zu tun und wurde nicht in die Sektion eingestellt. Die Offiziere blieben bei mir. Ich hatte es nur immer mit ihnen zu tun. Ich war stets in der Mitte. Die horchten. Die jungen Offiziere waren doch neugierig; denn sie waren nicht mit im Felde gewesen.

Gut. Wie wir heimkamen, hieß es: Zimmermann, es ist Befehl vom Hauptmann, daß du keinen Dienst mehr tun sollst, aber du mußt für die Kompagnie arbeiten! Ich bekam meine eigene Lampe, eigenen Tisch, eigenen Stuhl, eigenes Öl. Alte Bürstenhölzer mußte ich herausnehmen, neue hineintun und zwar bei Kleider-, Auftrag- und Gewehrbürsten. Da habe ich schönes Geld verdient. Auf die Wache mußte ich aber immer gehen, sogar auf gefährliche Nachtposten. Querschanze, Schwedenschanze, Andreastor, wo das Werkzeug lag, Stadthauptwache, Artilleriekaserne 4, Geschütze beobachten innerlich im Gebäude, wobei ich eingeschlossen wurde — das waren meine Posten. Sonst aber war ich dienstfrei und machte mir das Leben schön.

So vergingen etwa drei Monate. Da war ein Sergeant aus Magdeburg, der hatte neun Wochen im Gefängnis abgerissen. Er sagte zu mir: „Zimmermann, Sie sind ein alter Knabe, Sie sollen mein Bursche werden; dann brauchen Sie keinen Stubenjour zu machen, brauchen nicht auszukehren und Wasser zu holen. Sie putzen bloß."

Es war vor Kaisers Geburtstag, dem 22. März 1873. Da hatte mich der Feldwebel auf die zweite Wache kommandiert. Aber mein Hauptmann sagte: „Nein, den Mann brauche ich heute; der hat genug gesessen. Es ist mein bester Mann in der ganzen Kompagnie. Es ist zwar mein ältester, aber auch mein bester!" Am 21. März ging's auf die Wache. Ich kriegte die dritte Nummer, so daß ich gerade die Reveille, früh aber auch den Zapfenstreich hatte. Ich trug damals einen Bart bis zum dritten Knopf und sah gar verwogen aus. Ich mußte das Trottoir abhalten, daß die Herren Offiziere Platz hatten, daß kein Zivil dort stehen durfte. Einer wollte was wissen. Ich nahm ihn bei den Beinen, da lag er auf der Straße. Denn kein Mensch durfte auf die Straße, als was die Offiziere waren. Ich brauchte keine Honneurs zu machen. Der Musik wegen liefen alle stets aufs Trottoir. Die Wache trat ins Gewehr, daß sie sich, wenn's not täte, sogleich verteidigen könnte. Da — die Reveille auf der langen Brücke! Ich schrie so laut: Raus, daß mein Alter mein Prahlen gehört hatte. Der Hauptmann blickt mir freundlich zu.

Als er vorbei war, Gewehr an. Der Alte zog sich anders an. Wir blieben auf der Wache bis 2 Uhr Nachmittag. Da werde ich abgelöst. Es wird Parademarsch gemacht, es wird geschossen.

Ich war Bursche beim Unteroffizier Gebhardt. Ich gratulierte ihm zu den Knöpfen. „Fix, fix," rief er, „näh mir die Knöpfe an. Lauf hin, ich habe Staffetten (es ist etwas von der Post angemeldet), du mußt die Kiste von der

Digitized by Google

Post abholen." Er hatte aber eine schwere Kiste bekommen. „Mach sie auf!" Da gab's Zigarren, Schinken, Knackwurst, Käse und Butter! Es war aber richtig eingepackt. Er hatte viel bekommen, um gut zu feiern. „Die eine Hälfte tu in deinen Schrank, die andere Hälfte in meinen!"

Sie hatten für mich keinen Rock und keine Kleider. So wurde alles zusammengesucht, von der 6., von der 12. Kompagnie, Troddeln von einem Gefreiten, daß ich nur geputzt war. „Hier haben Sie Zigarren, hier auch Trinkgeld, daß Sie mal huppeln können." Er gab mir ein 8 gute Groschenstück, das sind 10 Silbergroschen. Da konnte ich Kaisers Geburtstag feiern.

Da kommt der Leutnant zu mir: „Sie verkaufen mir doch Ihren Orden!?" Ich hatte ihn mir nämlich wieder geben lassen, wiewohl ich ihn gar nicht kriegen sollte. Tragen dürfen Sie ihn ja doch nicht in Deutschland!" Ich antwortete: „Sie dürfen ihn ja auch nicht tragen!" „Das will ich auch gar nicht. Ich habe aber ein schönes Bild, mit Schmetterlingen und Schneckenhäusern versehen. Da oben hinein will ich ihren Stern tun." Er selbst hatte nämlich selber das Eichen (eiserne?) Kreuz erster Klasse. Mein Orden aber war sehr fein. Mit Gold und Elfenbein war er geschmückt. Das Gold war nochmal so dick als ein Zweimarkstück. Der Stern war nicht spitz, sondern sechskantig. Zwei Schwerter lagen noch schräg darüber. „Was wollen Sie dafür haben?" Ich: „Der ist überhaupt nicht zu bezahlen." „Sind Sie mit 13 Talern zufrieden außer ein paar Fäßern Bier, das die Kameraden auch mit austrinken sollen?" Das Geld wurde mir sofort aufgezählt, und ich war sehr angesehen.

Es war noch einen Monat, da sagte mein Hauptmann zu mir: „Sie haben sich in der Bajonettierung ausgezeichnet." Ich hatte es nämlich aufgebracht und die Leute darin ausgebildet. Vor Kaiser Franz von Österreich haben wir mal bajonettiert. Unsere Kompagnie war die erste, die die neue Art konnte. Die Franzosen, von denen ich sie gelernt hatte, machen es nämlich alles links. Da meinte der Hauptmann: „Bleib dabei und mach's!" Ich wollte aber nicht dabei bleiben. Wenn ich geblieben wäre, dann wäre ich als Schutzmann nach Berlin gekommen. Ich war aber das Soldatenleben satt. Der Hauptmann verstand mich: „Wenn man so viele Kämpfe durchgemacht, wie Sie, dann kann ich's Ihnen auch nicht drum verdenken. Ich habe Ihnen aber doch meinen guten Willen gezeigt. Ich will aber mal mit dem Regimentskommandeur über Sie sprechen."

Acht Tage darauf, da hieß es dann: „Zimmermann kommt heut zum Appell mit dem Reservenanzug und die anderen Mannschaften im Drillichanzug." Was wird das zu bedeuten haben? Wahrscheinlich bekomme ich meinen Abschied! Wir gehen auf den Exerzierplatz. Es wird ein Kreis gebildet. Und richtig, ich werde entlassen! Die ganze Kompagnie mußte dreimal Hurra schreien, als wenn die ganze Kompagnie entlassen würde. Nun hatten sie's miteinander. Ich nahm Abschied von meinem Hauptmann.

Digitized by Google

Aber noch eine Nacht sollte ich in der Kaserne bleiben! Offiziere und die anderen wollten sich mit mir noch einmal tüchtig vergnügen! Es war 6 Uhr heraus, die Ordonnanz kam immer noch nicht, so daß ich meinen Militärpaß nicht erhielt. Ich hatte keinen Gefallen mehr dran und wollte nicht mehr in der Kaserne bleiben. Um 1/27 Uhr vormittags erklärte ich: Wenn ich nun meinen Militärpaß nicht kriege, dann bleibe ich zwar hier, aber ich mache hinterher Meldung; denn ich bin nun frei! Endlich bekam ich ihn.

Im Elsaß bei der Stieftochter, in Belgien, Rheinzabern und Niederbibra.

Was sollte ich tun? Ich wollte nach dem Elsaß zurück. So ging ich nach Schmiera zu. Vorher hatte ich alles, was ich hatte, verschenkt, Bürsten und Zeug. Mein Geld war ziemlich zusammengeschmolzen. Denn in der Freiheit hatte ich mir das Leben wieder schön gemacht. Eine Frau, für die ich hätte sparen können, hatte ich ja leider nicht mehr. Ich hatte an meine liebe Frau damals, als v. Blumenthal bei uns gewesen war, geschrieben, daß ich bald erlöst sein würde, noch von der Festung aus. Aber mein Brief war wieder an mich zurückgegangen, da ich den Absender mit daraufgeschrieben hatte. Auf dem Briefe stand: Adressatin tot! Rings um den Brief waren lauter schwarze Linien gezogen.

So wollte ich wenigstens sehen, was mein Stiefmädchen, das nun etwa 22jährig sein mochte, in Brumat, das zwischen Hagenau und Straßburg liegt, wohl machte. Hier hatte sie mit ihrem Mann Nosekona ein Hotel in Pacht. Der Stiefsohn war beim Kommiß an den Pocken gestorben. Er hatte Nr. 365 und damit sich freigezogen. Mit 2300 Franken verkaufte er sich als Rekrut. 1300 Franken bekam er davon sogleich ausbezahlt und die anderen 1000 Franken blieben in der Bataillonskasse stehen, bis die sieben Jahre Dienens herum wären. In Frankreich war man nämlich nicht gezwungen, Soldat zu spielen. Wenn ein Reicher nicht gerne Soldat werden wollte, konnte er sich loskaufen. Das war mal schön. Das hat manchen armen Leuten geholfen. Ein Knecht kann in 7 Jahren nicht soviel verdienen. Das Geld ist geradezu übrig und trägt sogar noch Zinsen. Wird man verwundet, ist's noch besser, da man dann Pension bekommt. Stürzt man gegen den Feind, ist zwar alles verloren, aber man ist auch tot, und die Verwandtschaft erhält das übrige Geld doch noch.

Ich wanderte also und wurde in Brumat sehr freundlich empfangen. Meine verheiratete Stieftochter, die wie meine Frau Magdalena hieß, hatte schon einen Jungen, der laufen konnte und ein kleines Mädel, das noch getragen werden mußte. Ich hatte es bei meiner Tochter sehr gut. Ich war etwa dreiviertel Jahre dort. Da entschlossen sich meine Kinder, nach Lyon zu ziehen, wo sie das erste Hotel der Stadt kauften. Ich sollte durchaus mit, aber ich tat es nicht. Ich sagte: „Laßt doch ein paar hundert Franken da, ich habe euch ja auch mit reich ge-

Digitized by Google

macht." „Nein, das Erbteil stammt von der Mutter!" Es wurde mir sehr zugeredet, ich hätte in Lyon meine Ordnung, hätte Essen und Trinken, woran es freilich im Hotel gewiß nicht fehlt. Wenn ich krank würde, hätte ich auch Abwartung und gute Pflege. Ich aber wollte nicht nach Lyon.

Ich wanderte vielmehr nach Belgien weiter. Da geriet ich in eine Maschinenfabrik für Schiffsankerschweißen. Da gab's große Feuersglut. Ich brauchte bloß 4 Stunden täglich zu arbeiten und bekam dafür 8 Franken. Ich war ein paar Monate dort. Die große Hitze beim Feuer, dazu das Trinken von Wein oder mitunter gar von kaltem Bier schadete mir. Ich erkältete mich stark. Der Arzt meinte, ich könne nicht da bleiben, müsse in ein anderes Klima gehen. Ich war ganz froh; denn es gefiel mir schon nicht mehr.

So ging ich wieder heraus nach meinem lieben Elsaß und hoffte hier wieder eine Stelle zu erhalten. Aber mein Fräulein und alle meine guten Bekannten waren nach Paris geflüchtet aus Bischweiler. Keiner von den großen Fabrikherren war mehr da. Die Fabriken standen alle leer. Kein Mensch war da mehr zu haben und zu sehen. Mein Geld war auch sehr zusammengeschmolzen. Da entschied ich mich: Ich will nun wieder nach meinem deutschen Vaterlande!

Von Weißenburg über Kaiserslautern ging ich zunächst nach Rheinzabern. Grade an dem Abend meiner Ankunft sind da die Kriegervereine versammelt. Ich fragte, ob ich hier über Nacht bleiben kann. Man wünscht meine Legitimation zu sehen. Ich kann sie zeigen. Es waren die bayerischen Krieger von 1870/71 her, die zusammen gekommen waren. Ein Unteroffizier vom Kriegerverein fragt mich, was für ein Landsmann ich wäre. Ich sage aber mit Absicht nicht: Ich bin ein Preuße, sondern: Ich bin ein Sachse! Da war man erfreut. Ich wurde gefragt, ob ich auch im Feldzug gewesen sei. Ich antwortete: „Das glaube ich aber auch. Ich bin wahrscheinlich weiter gekommen als Sie!" Nun mußte ich erzählen. Alles stimmte, wenn ich auch nicht 1870/71 bei den Schlachten gewesen war. Ich wußte es besser, als wer im Feuer gewesen war. Wer hinten dran steht, kann sich alles besser überlegen. Im Kriege war's traurig hergegangen, aber jetzt war die Freude groß. Ich wurde aufgefordert, mich auch zu den Veteranen an der Tafel zu halten. Die Landwehr war gut besetzt. Da gab es Essen und Trinken.

Es war 11 Uhr abends durch. Da sagte der Unteroffizier: „Bringen Sie den properen Mann in ein gutes Bett. Der muß gut behandelt werden, das ist ein Sachse aus Erfurt." Ich kriegte denn auch ein feines Bett. Erst um 10 Uhr am anderen Morgen hatte ich ausgeschlafen.

Ein Frauenzimmer hatte mich geführt. Ich denke, es wäre ein Fräulein, aber es war eine Madame. Aber ein Fräulein war auch noch da, außerdem zwei Mägde und eine Stallmagd. Der Mann der Madame war am Blutsturz gestorben, sie war erst zweiundzwanzigjährig. Sie brachte Kaffee, Zucker, Zigarren und sagte:

Digitized by Google

„Nachher gibt's auch Frühstück." Richtig, auch Cervelatwurst mit Butter und eine Heidenkanne Wein. Das schmeckte mal gut. Die Madame hatte viel Geld eingenommen. Ich erkundigte mich, was ich schuldig wäre; aber sie sagte, es wäre schon bezahlt.

Als ich weggehen wollte, sagte die Madame: „Mein Lieber, an Sie hätte ich eine Lust." „Wieso?" „Ach, wenn Sie nur mit Pferden umgehen könnten!" „Mit Pferden? Das kann ich; ich kann ackern, säen und alles miteinander." „Ach, das ist recht; wollen Sie die Stelle bei mir annehmen?" Ich war's zufrieden.

Es war nämlich einer über 25 Jahre bei ihr gewesen, schon bei den alten Leuten, die nun tot waren. Die Madame und das Fräulein, ihre Schwester, hatte er als Kinder schon auf dem Arm getragen. Die Damen waren nun selbständig. Aber der Knecht kommandierte weiter und fluchte: Gott sei mir Sündner gnädig und Schlimmeres. Durch Grobheit hatte er sich so um seine Stelle gebracht; denn sowie sie mich hatten, bekam er sofort seinen Abschied, wiewohl er aus Rheinzabern selber war, wo sich dies alles zutrug.

Eine Bierbrauerei und Brennerei war auch bei dem Anwesen, was ich erst später erfuhr. Ich komme nun in den Stall. Das Bett stand auch darin. Die Pferde standen etwa so hoch im Mist, wie das Kanapee ist, auf dem ich hier liege und Ihnen, Herr Pastor, erzähle. Die Pferde sahen sehr struppig aus. Ach, und wie war der Stall anzusehen! Überall Spinneweben! Ich zog mich aus und fing mit dem Besen an. Auch die Decke machte ich rein. Kurz, ich schaffe feste. Das Bett habe ich herausgeschmissen, alles Zeug habe ich herausgeschmissen; vieles auf den Mist.

Jetzt hatten sie drinnen gar nicht an mich gedacht. Der Mittag kommt herbei. Da erst denken sie an mich. Die Frau kommt gesprungen und läßt mich rufen. Als sie den Stall sieht, springt sie zurück und ruft mich nicht. Wer kommt? Mein Herr, der Bruder der Madame und des Fräuleins, Madame und Fräulein selber, die Stubenmädchen und auch die Stallmagd. „Gucke mal, Franz" (so hieß der Bruder), sagte Madame, „denkt man nicht, wir sind im Himmel?" Sie guckten gerade hinaus. „Nun sieht man erst die Schweinerei. Das scheint mir aber ein tüchtiger Kerl zu sein", meint der junge Herr. Wiewohl sie dort alle katholisch sind und ich, wie auch meine Papiere auswiesen, evangelisch war, mußten sie mich doch anerkennen. „Kommen Sie herein! Wein ist im Keller, sogleich linker Hand, den können Sie antrinken, wo Sie wollen." Es wurde nun aufgetragen. Es gab tüchtig Fleisch. Aber ich bekam kein Glas. Wenn ich trinken wollte, mußte ich mir selbst ein Glas holen. Frühstück kriegte ich auch nicht. Aber ich durfte in die Speisekammer gehen und konnte mir holen, je nachdem ich Appetit hatte: Cognak, Likör, Bier. — Ich machte alles immer schön blank. Darüber war große Freude. Die Madame wußte nicht, was sie mir alles Gutes tun sollte.

Digitized by Google

Am andern Tag ging's aufs Feld. Die Stallmagd mit. Es war eine gute halbe Stunde weit zu gehen. Wir sollten weiße Rüben holen. Es war Winter. Die Rüben waren eingegraben. Die Pferde hatte ich dabei. Ich komme an der Brauerei vorbei. Mein junger Herr hatte dort seine Liebste. Er war verheiratet, aber nicht getraut. Da rief er voll Freuden: „Nun habe ich aber einen! Jetzt kommt mein Knecht! Die Pferde wären ohne sein Putzen verdorben! Halt, Fritz, erst mal trinken!" Sein Pferdchen lief schon ganz nett neben dem alten. Eine Kette wurde abgespannt. Die Magd mußte dabei stehen bleiben. Ich kriegte einen Huppen Bier. „Fritz, trink!" Der, der Schwiegervater werden sollte, äußerte: „Seinem Gesicht nach scheint mir das ein ordentlicher Kerl zu sein." Der Herr sagte: „Ich habe es die erste Minute sogleich erkannt." „Trink noch einen!" „Ich habe genug; wo soll ichs denn noch hintrinken?" Es wurde wieder angespannt, und ich ging auf den Wagen. Wir fuhren um die Krone herum, in den Hof an die Scheune. Die Magd und ich luden die geholten Rüben ab.

Am Tage darauf mußte ich Bier an die Wirtschaften liefern. Wenn ich nach Weißenburg — das war weit — lieferte, mußte ich Tag und Nacht ausbleiben. Ich hatte es aber gut.

Wir hatten einen badischen Brauer. Ich war etwa vier Monate da. Es war ungefähr Mai. Er will nach Baden fahren und kommt nicht wieder. Da er ausbleibt, bleibt das Brauhaus stehen. Der Braumeister allein konnte die Arbeit nicht zwingen. Da sagte der junge Herr zu mir: „Geh her, Fritz, ich will dir das Bierbrauen beibringen." Die Schmiedeschläge konnte ich ja schon. Ich lernte das Brauen aber so genau und so geschwind. In acht Tagen habe ich schon von ganz allein Bier gebraut.

Die Madame meinte: „Franz, such dir einen Bierbrauer, ich brauche meinen Knecht, ich habe ihn gemietet." Franz aber antwortete: „Ich habe einen Bierbrauer, schaff du dir nur einen Knecht! Einen Bierbrauer kriege ich nicht so leicht, aber einen Knecht bekommst du immer!" Es gab sogar Streiterei deswegen. Die Brauerei konnte doch aber nicht stehen bleiben. So lange kein anderer da war, hatte ich beides machen müssen. Das war doch aber zu viel. Ich blieb beim Bierfaß.

Nach acht Tagen kam einer. Eine Stunde von Rheinzabern weit lag seine Heimat. Er spielte den Knecht, wiewohl sein eigener Vater acht Pferde im Stalle hatte. Es war aber ein Nichtstuer und Säufer. Nun, in der Brauerei fehlte es nicht am Trinken. Sonst war er in der Arbeit ordentlich. Ich mußte ihm alle Abende acht Literflaschen unterm Bett verstecken. Die soff er nachts aus. Es war bloß mein guter Wille. Wir wollten ihn doch aber halten.

Jetzt bin ich auch einmal weg. Ich war in die Malzmühle gegangen, um Malz zu holen. Als ich nach Hause komme, gehe ich in den Keller. Da waren die ganzen Krane vom Faß herausgegangen. Wir hatten Fässer, in denen

Digitized by Google

14 Hektoliter waren. Das Bier stand im Keller bis über den Knorren des Schuhs. Ich stecke schnell einen Zapfen hinein. Ich gebe dem Knecht ein paar mächtige Ohrfeigen, daß er hinfällt. „Hast du nicht genug zu saufen, du Schw....h..d? Du sollst deine Strafe haben! Mußt du auch noch Bier aus dem Keller trinken, daß du drin ersäufst! Warte, ich stecke dich ins Faß!" Er mußte nun das Bier heraustragen. Von dem sauren Bier brannten wir noch Schnaps. Ich machte es noch so, daß der Herr gar nichts weis wurde. Hätte ich's angezeigt, hätte er viel Geld für das verlorene Bier zahlen müssen. Ich hatte aber immer etwas mehr gebraut, als nötig war und gab reichlichen Zusatz.

Eines schönen Tages wird mein Herr krank. Ich hatte die Brauerei allein. Da kam einmal der Schwiegervater: „Na, Fritz, gebt mir auch mal von deiner Brühe, die du gebraut hast!" Ich reiche ihm ein Glas. „Ah, aber fein! Du hast dein Examen gut gemacht!" Mein Herr war 4 Wochen krank.

Was aber wurde es! Das war immer eine Kälte mit dem Eis. Ich mußte auch mit aufs Feld. Es war das Heu so schwer hereinzubringen. Ein Gewitter überfiel uns. Wir waren in der schönsten Arbeit. Da kommt eine Zimmermagd, ich solle schnell nach Jockerim im Bayerischen drei Hektoliter Bier fahren. Ich wog sie ab. Es war so heiß, ich trank ein paar Schoppen. Schnell auch wieder nach Hause. Auf dem Rückweg wurde mir denn doch so schlecht, ich konnte nicht mehr essen und trinken. Sie sprangen gleich alle. Ich mußte ins Bett. Die Magd lief zum Arzt. Ich hatte Lungenentzündung. Ein paar Monate hatte ich damit zu tun. Der Doktor sagte: „Ja, mein Lieber. Sie müssen das Brauhaus vermeiden; Sie können das nicht mehr machen; Sie dürfen nicht bald kalt, bald heiß sein; Sie dürfen kein Bier mehr trinken!" Sie heulten und schrien alle wie die kleinen Kinder: „Solchen guten Knecht bekommen wir im ganzen Leben nicht wieder." Weiß Gott!

Frühjahr packte ich dann auf. Immer heraus, immer heraus nach der Heimat Benshausen zu! Das Reisen durch die Welt war ich nun auch satt. Ich komme schließlich nach Niederbibra bei Fulda zu einem Schmiedemeister, der auch Schulze und Wirt war, bei dem ich früher schon einmal ein paar Wochen gearbeitet hatte. Es war die Zeit der Grummetsernte. Der Meister wußte, daß ich auch gut im Mähen war. Da hatte jemand von Niederbibra nach Marbach bei Kassel geheiratet und Holzauswaldungen gemacht. Nun ging's in die sogenannte „gelbe Weiche". Da kriegen sie nämlich gut zu essen, aber keinen Lohn. Ich hatte im Walde mit aufgeladen. Da spricht der Herr: „Ich will hineinfahren, Zimmermann kann daheim schmieden, der andere Knecht macht die Hausarbeit." Der Herr, der nach Marbach geheiratet hatte, sagte drauf: „Das geht nicht; Z. hat sich beim Aufladen mitgeschunden, er muß nun auch seinen guten Tag haben! Er muß mit nach Marbach zum Essen, das ist hier so ausgemacht. Der andre Knecht kommt auch mit." Drei Fuhrwerke waren's gewesen, die Holz

Digitized by Google

hatten. Es war über drei Stunden von Niederbibra entfernt. Es wurde abgeladen. Speise gab's wie auf einer Hochzeit. Es war kein Lohn gefordert, der gute Tag war der Lohn. Um 8 Uhr ging's in die Schenke. Bis 10 Uhr saßen wir zusammen. Da sage ich: „Herr, ich will hin und meine Pferde tränken." Die Pferde standen im Gehöft, wo das Holz abgeladen war. Ich wollte auch noch Heu aufstechen und Wasser schaffen.

Da stehen drei Kerle. Ich: „Guten Abend!" Ich hatte einen blauen Kittel und steife Stiefel an wie mein Herr. Wir sahen beide ganz gleich aus, hatten auch dieselbe Größe. Nur, daß er ein schwarzes und ich ein blondes Schnauzbärtchen trug. Ich gehe an den dreien vorbei. Sie danken mir aber nicht. Ich war fremd und hatte gegen keinen etwas. Auf einmal bekomme ich einen Knüppelschlag ins Genick. Die anderen zwei überfallen mich und geben mir Messerstiche auf Messerstiche. Das Feuer flog mir nur so vor Angst und Schmerzen vor den Augen herum. Ich sage: „Was wollt ihr denn nur? Ich habe euch doch nichts getan!" Mein Herr und ein andrer, die gerade einmal ausgetreten waren, kommen, als wenn Gott seine Engel gesendet hätte. „Das ist ja die Stimme von deinem Fritz, ich habe ihn eben sprechen hören", sagte der andre. Beide springen die Treppe hinunter. Ja, ich war's wirklich! Alle drei reißen aus, mein Herr folgt. Der bekam auch einen Stein auf den Arm geworfen, daß der Arm beinahe gepampelt hat. Ich mache mich trotz aller Schmerzen wieder auf die Beine. Da hatte der Herr schon einen von den dreien gefaßt. Es war sogar ein Drescher vom Herrn gewesen. Ich sage: „Gauner, jetzt sollst du aber deinen Macherlohn kriegen!" Ich nehme mein Dolchmesser, womit man ißt. Ich wollte es ihm durch die Brust stechen. Aber mein Herr schlug meinen Arm zurück und sagte: „Wir werden schon fertig, mache du nichts!"

Mein Herr geht nach Niederbibra zum Bürgermeister. Ich schwimme in meinem Blut. Der Bürgermeister wollte noch spotten, als ob ich betrunken gewesen wäre. Ich war es aber nicht, hatte auch nichts getan. Der Bürgermeister hatte nämlich erfahren, daß ich evangelisch war. Aber mein Herr und sein Begleiter waren gute Zeugen. Ich wurde nun sogleich in die Schenke hineingebracht. Ein paar Bund Stroh wurden vom Wirt geholt. Ich wurde auf direktem Weg nach Fulda geschafft, auf der Polizei angemeldet und ins Krankenhaus gebracht, denn ich konnte nicht mehr gehen. Ich war ganz blutig. Ein paar Krankenwärter kamen. Ich bekam Bäder. Zwei Schwestern machten mir abwechselnd Eisumschläge. Zwei Ärzte kamen, untersuchten mich und hielten die Stiche für gefährlich. Ich durfte mich nicht rütteln noch regen. Sonst war es aber fein im Krankenhause. Nach vier Wochen war ich geheilt.

Die Sache wurde dem Gericht angezeigt. Alle sollten verknackt werden. Drei waren's gewesen, es erschienen aber immer nur zwei vor Gericht. Immer fehlte einer. Immer wandten die beiden es so, als wenn ich Schuld hätte und wäre.

Digitized by Google

Wie hat sich das aber verhalten? Mein junger Herr war früher nach Marbach in die Bräut gegangen. Einer von den Dreien hatte deshalb Pikanterie auf meinen Herrn und hat gedacht, ich, der ich ihm so ähnlich sah, wäre der Herr selber. Er hatte sich versehen. Einer von den Bauern aus der Verwandtschaft, der Holz herübergefahren hatte und nach Marbach verheiratet war, steckte auch mit als Zeuge dahinter und tat, als ob ich schuldig wäre.

Eines Sonntags gehe ich wie immer mit in die katholische Kirche, die eine halbe Stunde vom Ort aus entfernt war. Ich habe aber nach meinem Gebet und meinen Gedanken gebetet. Die katholischen Zeremonien habe ich nicht mitgemacht. Lateinisch konnte ich ja auch nicht. Hingekniet bin ich, aber das Kreuz habe ich nicht wie die anderen auch über die Schulter weg gemacht, sondern bloß so über den Kopf. Da ist auch einer der Schuldigen in der Kirche und spricht zu mir: „Du, ich will dir was sagen, du kriegst 15 Taler, vereidige dich, laß die Sache nicht weitergehen!" Ich: „Wenn's geht?" Er: „Es geht." Ich: „Aber bedenke: für 30 Taler allein ist beschädigt, meine Sachen sind kaput, Schmerzensgeld, Krankenhaus — was sind da 15 Taler?" Er wollte alles besorgen, außer dem Genannten sollte ich 15 Taler extra haben. Wir hinein in die Schenke. Wir tranken keinen Wein, sondern Bier war hier Mode und Schnaps. Ich trank damals aber noch keinen Schnaps. „Ich wills machen, wenn's geht."

Ich gehe also hinein nach Fulda und will die Geschichte abmelden. Wir hätten uns verglichen. Aber da wurde mir geantwortet: „Was, glauben Sie das? Das geht nicht! Was der Staatsanwalt einmal in den Händen hat, das wird auch ausgeführt; ob Sie sich miteinander verglichen haben oder nicht, ist dabei egal. Das Geld aber behalten Sie getrost und geben Sie nichts zurück. Die Sache wird gemacht." — Alles in allem hatten wir acht Termine. Immer fehlte der eine. Ich wanderte heim nach meinem Benshausen; denn dort zu leben war mir nicht mehr sicher. Ich ging über die Rhön, Tann, Hofbiber und Meiningen in die alte Heimat, des Wanderns endlich müde.

Schluß. Endlich daheim!

Von Benshausen aus war ich noch einmal in Fulda zum Termin. Von diesem Hause aus, in dem ich Ihnen alles erzählt habe. Sogleich von Bibra aus verheiratete ich mich wieder mit einer Witwe E., verwitwete M., die ich in E.'s Hause kennen gelernt hatte. Wir konnten aber immer noch nicht geschrieben werden, weil sie hier dachten, ich hätte Kinder in Frankreich. Damit hatten sie alle viele Mühe: Herr Pastor und Herr Amtsrichter. Der Herr Landrat hat erst Feuer dahinter gemacht, daß ich getraut wurde.

Dafür, daß ich nach Fulda zum Termin fuhr, bekam ich jedesmal hin und her zusammen acht Taler. Endlich war der letzte Termin: Da ging's auf Tod

Digitized by Google

und Leben. Der die anderen spickte, ist jetzt auch da, gibt sich als Zeuge an und wollte mich auch hineinreißen. Meine beiden Herren aber waren für die Wahrheit. Ich trete vor und sage: „Meine Herren, ist's erlaubt, auch ein Wort zu sagen?" Der Präsident erlaubte mir's. „Also, meine Herren, der dritte Mann hat stets gefehlt. Da steht er und will gar Zeugnis ablegen. Den kenne ich ganz genau. Der hat mir den ersten Schlag mit dem Knüppel gegeben." Ich konnte noch das Zeug, das er damals anhatte, angeben. Es stimmte alles. Da nahmen ihn zwei Gendarmen und führten ihn in ein anderes Zimmer und stellten ihm vor: „Sagen Sie die Wahrheit, sonst fallen Sie sehr hinein und bekommen ärgere Strafe, als wenn Sie's nicht gestehen. Gestehen Sie's, wird's noch geringe gemacht. Denn Zimmermann muß nun einen Eid ablegen, und dann sind Sie geliefert." Da gesteht er's wirklich ein: „Ja, ich bin der Dritte, Herr Präsident!" „Wie kommen Sie dazu!" Nun ging's erst richtig los. Die beiden anderen bekamen nach dem Urteil je zwei Jahre Zuchthaus wegen des Betrugs in der Sache, der dritte aber drei Jahre Zuchthaus und mußte noch alle Kosten bezahlen außer 30 Talern Entschädigung. Ich erhalte mein Zeugengeld und Adieu.

Mein Herr wollte mich wieder nach Niederbibra nehmen und mich ein Stück Wegs nach Meiningen begleiten! Aber ich fuhr direkt von Fulda nach Eisenach, wo ich umstieg, kam auf die Werrabahn und fuhr bis Schmalkalden. Dann zu Fuß, nachdem ich in Schmalkalden übernachtet hatte, nach Hause.

Sehr schön war's zuerst zu Hause leider nicht. Keiner kannte mich recht. Nur Herr Bauunternehmer August Reißing in Mehlis hatte mich sehr lieb. Mein Christian, der drüben in meinem Hause wohnt, wurde geboren, ehe ich getraut war.

Ich wollte dem Kriegerverein beitreten. Da erhielt ich aber zur Antwort: Da könnte jeder kommen; der setzt Kinder hierher, und es gibt keine Eltern dazu. Wer weiß, wie viel Kinder der in Frankreich herumzulaufen hat. Da werde ich aber doch ärgerlich, weil nichts davon wahr war. Ich hole mir bei O. B. etwas Papier, trinke auch mal Schnaps. Erst schreibe ich alles französisch, hinterher alles deutsch an den Herrn Landrat. Daß ich beim Kriegerverein nicht angenommen war, das war doch gar zu verletzend. Aber ich weiß, was daran Schuld war. Das war der alte Sattler und der damalige Hauptmann.

Drei Tage darauf läßt mich der Polizeidiener zum Schulzen B. kommen — er war damals zum ersten Male Ortsvorsteher. Der Glasermeister M. war gerade beim Schulzen. Als er ihn abgefertigt hatte, las er den Bericht und meinte, er müsse auch auskontrollieren, wo ich gewesen, geschrieben sei, wo ich gewohnt habe, wo ich zum hl. Abendmahl gegangen usw. Ich hatte keine Kinder von meiner französischen Frau, die aber zwei von ihrem ersten Manne hatte. Der Schulze berichtets hinauf. Acht Tage später kam ein Brief vom Landrat: Mein

Digitized by Google

lieber Zimmermann, wenn der Amtmann Sie nicht trauen will, dann werden Sie gerichtlich getraut.

Ich gehe nach Schwarza, der alte Amtmann hatte mich gern, aber er sagte: Ich kann Sie nicht schreiben. Warum nicht? Ich hatte doch meinen Brief vom Landrat, er hatte aber auch einen vom Landrat. Aber, Zimmermann, ich kann Sie allein doch nicht trauen! Meine Frau war nämlich draußen stehen geblieben. Ach so! Na dann laß sie doch hereinkommen. Aber es waren keine Zeugen da. Gehen Sie zu meinem Futterknecht. Das wurde der erste Zeuge. Der Benshäuser Schneider Keiner wurde auch noch aufgetrieben. Da hatten wir unsere beiden Zeugen. Nun konnten wir uns auch trauen lassen, was wir längst getan hätten, wenn man uns nicht solche Schwierigkeiten bereitet hätte. An einem schönen Himmelfahrtstage gingen meine Frau und ich vormittag zur Beichte und hl. Abendmahl, mittags aber erhielten wir Gottes Segen zur Ehe.

Ich bin hier zwar nur ein armer Mann und liege hier krank und könnte in Lyon herrlich und in Freuden leben. Ich soll auch hinein. Dort soll ich alles haben. Hier aber krieg ich nichts. Ich will aber das Vergnügen dort im ersten Hotel nicht. Überdies habe ich nun vielleicht 30 Jahre nicht mehr geschrieben. Wäre ich dort, könnte ich eines Tages auch einmal eine Kugel durch den Kopf kriegen. Ich habe doch bei Orleans die Dummheit gemacht. Ich glaube: Käme ich hinein, ich wäre verloren!

Die Materialisations-Phänomene Dr. von Schrenck-Notzings.

Die Kritik einer Antikritik von Dr. med. Mathilde von Kemnitz.

Es wird gut sein wenn ich die Leser der „Süddeutschen Monatshefte" mit ein paar Worten darüber orientiere, worum es sich handelt:

Im November vorigen Jahres erschien im Verlag von Ernst Reinhardt, München, ein umfangreiches Werk Dr. von Schrenck-Notzings betitelt „Materialisations-Phänomene", in dem er den „wissenschaftlichen" Beweis des Vorhandenseins medialer Wunderkräfte zu bringen suchte. Ich konnte indessen in einer sechs Wochen später erschienenen Broschüre[1]) zeigen, daß Dr. von Schrenck das Opfer mehr oder weniger geschickter Schwindlerinnen geworden ist. Schon vorher hatte Dr. von Gulat-Wellenburg durch eine Versuchsserie[2]) nachgewiesen, daß die Medien ihre Materialisationen im Magen einschmuggeln können. Außerdem machte er wichtige Mitteilungen über das Vorleben der Versuchsperson Dr. von Schrencks. Doch da-

[1]) „Moderne Mediumsforschung", J. F. Lehmanns Verlag, München. (Vergl. Autorreferat Süddeutsche Monatshefte, Heft 4, Jahrg. 11.) — [2]) Ein außerordentlicher Fall von menschlichem Wiederkäuen. Münchener medizinische Wochenschrift Nr. 46, 1913.

Digitized by Google

bei blieb es nicht. Dr. Kafka wies darauf hin, daß die auf einer der Materialisationen erschienene rätselhafte Druckschrift „Le Miro" das Bruchstück des Titelkopfes einer Pariser Wochenschrift „Le Miroir" ist. Zum Überfluß brachte dann bald darauf die Pariser Zeitung „Le Matin" eine Artikelserie, die durch Gegenüberstellung von Abbildungen jener Wochenschrift und der Schrenck'schen Geisterbilder zeigte, auf welch einfache Weise sich das Medium seine Geister verschaffte.

Schon ein kleiner Teil dieses Beweismaterials hätte Dr. von Schrenck zu der Erkenntnis führen müssen, daß er betrogen worden ist. Statt dessen versucht er in einer soeben erschienenen 160 Seiten langen Verteidigungsschrift[1]) mit verzweifelten Mitteln zu retten, was nicht zu retten ist. Tausenderlei Nebensächlichkeiten, unzählige Trugschlüsse, Textentstellungen und endlose Wiederholungen aus seinem angegriffenen Werke sollen darüber hinwegtäuschen, daß er das Wesentliche der gegnerischen Beweisführung nicht entkräften kann. Je unbequemer der Gegner und je gefährlicher seine Mitteilungen, um so unsachlicher wird die Kampfesweise, um so unredlicher werden die Mittel, mit denen Dr. v. Schrenck kämpft.

Der Ton, den er im Besonderen mir gegenüber anzuschlagen beliebt, läßt deutlich erkennen, wie sehr es ihm an sachlichen Gegenargumenten fehlt. Ganz besonders schmerzt es den im Dienste der Medium-Forschung ergrauten Gegner, daß „eine junge, erst kürzlich approbierte Ärztin" sich erkühnt, sein „wissenschaftliches Werk" in das rechte Licht zu stellen. Schon der Anfang seiner „Einwendungen" gegen mich ist charakteristisch. Ich lese da zu meinem Erstaunen, daß ich im vergangenen Sommer mit der Bitte zu ihm gekommen wäre, mir „mit Rat und Tat zur Hand zu gehen, da ich in das Gebiet der Psychologie eingeführt zu werden wünsche". Muß ich erst noch betonen, daß dies natürlich nicht wahr ist? Erinner sich Dr. v. Schrenck wirklich nicht mehr, daß ich ihn damals bat, mich einigent Hypnosen beiwohnen zu lassen, und dann von ihm erfuhr, daß er sich seit Jahren nur noch mit Mediumforschung befasse? Die Absicht ist deutlich: Dr. von Schrenck will meine wissenschaftliche Kompetenz diskreditieren, und sei es auch mit Hülfe einer unwahren Angabe. — Aus demselben Grunde muß auch der erst kürzlich erworbene Doktorhut herhalten. Was allerdings der Termin meiner Doktorpromotion zu tun hat mit meiner Fähigkeit, die Widersprüche des Schrenckschen Werkes und die Schwindelmanöver seiner Medien aufzudecken, das ist eines der vielen Rätsel, die uns die Schrenckschе Logik aufgibt.

Aber Dr. von Schrenck hat sich „25 Jahre mit dem mediumistischen Problem" beschäftigt, er hat sich vier Jahre von Eva C. und vier Monate von Stanislawa P. beschwindeln lassen, ohne das „Rätsel zu lösen". Ich dagegen habe nur an einer Sitzung teilgenommen und hatte im Juli 1913 noch keine „theoretischen" Kenntnisse im Okkultismus. Darum, so meint er „sieht sich das Wissen vor das Forum der Unwissenheit gestellt, die Fachkenntnis soll Laienhaftigkeit zum Richter anerkennen".

Das „mediumistische Problem", womit sich Dr. von Schrenck hätte beschäftigen müssen und womit ich mich bei der Kritik seines Buches zu befassen hatte, war die Frage, ob das Medium Schwindel trieb oder über wunderbare mediale Kräfte verfügte. Hierzu ist aber weder ein graues Haupt, noch Spezialkenntnisse okkultistischer

[1]) Der Kampf um die Materialisations-Phänomene, Ernst Reinhardt, München.

Digitized by Google

Literatur, noch eine möglichst große Zahl von Versuchen nötig, hierzu bedarf es kritischer Beobachtungsfähigkeit und gründlicher Kenntnis der exakten Wissenschaften. Eben deshalb konnte Dr. von Schrenck das „Rätsel so lange nicht lösen".

Gleich am Anfang seiner Entgegnungen verfällt v. Schrenck auf den eigentümlichen Einfall, die Sitzung am 13. Juli 1913, über die er auf Seite 467 seines Buches berichtet, „eine rein private Studienangelegenheit" zu nennen. Warum versteigt er sich zu dieser absurden Behauptung? Um mir einen Vorwurf daraus machen zu können, daß ich nach dieser seiner Veröffentlichung meinen Sitzungsbericht bekannt gegeben habe. Er sagt: „Auch in Laboratorien ist es nicht üblich, daß an den Versuchen teilnehmende Beobachter ihre Resultate in die Öffentlichkeit gelangen lassen ohne Erlaubnis der betreffenden Vorstände und Versuchsleiter". Sollte Dr. von Schrenck wirklich nicht wissen, daß es allein darauf ankommt, daß die Teilnehmer nicht früher als der Versuchsleiter veröffentlichen? Allerdings brauchen sie gewöhnlich keinen zweiten Bericht folgen zu lassen, weil die Versuchsprotokolle wissenschaftlicher Versuchsleiter nicht lückenhaft und unrichtig sind wie das v. Schrencksche.

Ich war nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, nachdem es mir in einer längeren Unterredung leider nicht gelungen war, Dr. v. Schrenck von der Publikation seines Buches abzuhalten, alles zu tun, was in meinen Kräften stand, um der schädlichen Wirkung seines Werkes zu begegnen.

Meinen Sitzungsbericht selbst (vergl. S. 50 ff. meiner Broschüre), der für ihn so schwer belastend ist, sucht v. Schrenck auf eine höchst eigenartige Weise zu entwerten. Wir lesen auf Seite 49 seiner „Verteidigungsschrift": „Dazu kommt, daß jenes von Frau von Kemnitz in der Broschüre publizierte Sitzungsprotokoll überhaupt nicht in der Sitzung aufgeschrieben wurde, sondern ohne solche Notizen „nachträglich" in Form eines Dialoges rein aus dem Gedächtnis rekonstruiert worden ist."

Deshalb nennt Dr. v. Schrenck mein Protokoll „eine willkürliche unkontrollierbare Rekonstruktion von Reminiscenzen über Tatsachen", deshalb hat dieser „Dialog keinerlei Bedeutung als Beweisstück". Dr. von Schrenck und verschiedene Sitzungsteilnehmer wissen zwar ganz genau, daß viele der Protokolle, die er in seinem Buche veröffentlicht hat, genau ebenso entstanden sind wie mein Bericht, nämlich ohne Notizen während der Sitzung, durch Niederschrift einige Stunden nach der Sitzung. Das Publikum aber kann das freilich nicht ahnen, es wird getäuscht. In seinen Augen verliert der kompromittierende Bericht an Beweiskraft, und darauf scheint es v. Schrenck anzukommen.

Einen weiteren Versuch der Diskreditierung des Gegners lesen wir auf Seite 68. Wir hören, daß die junge Ärztin, die uns schon als Ignorantin in der Psychologie und im Okkultismus vorgestellt wurde, obendrein noch „vollkommene Unkenntnis der photographischen Technik" verrät. Ich empfehle Dr. von Schrenck die Lektüre des kleinen David, „Ratgeber für Anfänger im Photographieren". Er kann aus diesem ABC der photographischen Technik lernen, daß man Platten von gleicher Lichtempfindlichkeit im gleichen Entwickler trotz gleicher Exposition sehr verschieden dicht entwickeln kann. Vielleicht wird ihm dann auch klar werden, daß nicht ich, sondern er eine vollkommene Unkenntnis der photographischen Technik bewiesen hat.

Doch ich sehe, ich verfalle in den Fehler, die verschiedenen persönlichen Anwürfe

Digitized by Google

Dr. v. Schrencks ernst zu nehmen. Sehen wir lieber, ob er meine Beweisführung sachlich erschüttern kann. Um diesen Teil seiner Kritik ist es nun erst recht traurig bestellt! Wir können alle möglichen Varianten von Textentstellung bewundern und wo diese nicht ausreichen, entgegnet mir v. Schrenck mit Behauptungen, die für den Uneingeweihten glaubhaft erscheinen, die aber im Widerspruch stehen mit den Aussagen der Sitzungsteilnehmer.

So behauptet v. Schrenck, nicht das Medium, sondern er bestimme die Sitzungsbedingungen! Will er etwa bestreiten, daß das Medium jede unerwünschte Versuchskonstellation, die es entlarven könnte, mit „negativen Sitzungen" resp. „Nervenchoks" beantwortet? Will er sich nunmehr selbst die einzige Entschuldigung, die er für seine absolut unwissenschaftliche Versuchsanordnung hatte, rauben? Die Entschuldigung nämlich, daß er sich dem Medium und seinen Wünschen fügen mußte, wenn er überhaupt seine Wunder sehen wollte?

Ich habe übrigens die Herrscherstellung des Mediums aus Stellen seines Buches abgeleitet, könnte außerdem viele seiner Aussprüche aus der oben erwähnten Unterredung anführen, die das gleiche beweisen.

„Völlige Unkenntnis" der okkultistischen Literatur haben mich, wie v. Schrenck meint, zu der Behauptung geführt, daß bis jetzt „echte" Phänomene noch nie bewiesen worden seien. Hier muß die „Unwissenheit das Wissen" wieder aufklären: Zwar waren Gelehrte wie Crookes, Richet, Morselli usw. der Überzeugung, bei ihren Versuchen Schwindel ausgeschlossen und deshalb „echte Phänomene" beobachtet zu haben. Damit wurden diese Phänomene aber noch lange nicht zur wissenschaftlichen Tatsache: Denn in der Wissenschaft muß der bedeutende Gelehrte ganz ebenso wie der unbekannte Anfänger eine Erscheinung durch eine wissenschaftlich einwandfreie Versuchsmethode kontrollieren. Erst dann wird jene zu einer bewiesenen Tatsache.

Wenn aber v. Schrenck glaubt, daß bereits seine Vorgänger durch ihre Versuchsbedingungen Schwindel sicher ausgeschlossen hatten, warum „verschärft" er dann diese Bedingungen noch, obwohl er doch weiß, daß diese Verschärfung die „Phänomene beeinträchtigt"? Wieder ein Rätsel der v. Schrenckschen Logik!

Nun noch einige schöne Stichproben der v. Schrenckschen Textentstellungen!

Wir lesen auf Seite 53: „Nur völliger Mangel an Literaturkenntnis erklärt die unrichtige Behauptung der Verfasserin (S. 2), daß es niemals ein Medium gegeben habe, dessen Leistungen nicht auf schwindelhaften Manövern beruhten." Nun habe ich aber eine derartige Behauptung gar nicht aufgestellt, sondern Dr. v. Schrenck hat an jener Stelle meiner Broschüre gelesen: „der Beweis, daß es je ein Medium gegeben habe oder gibt, dessen Leistungen nicht auf schwindelhaften Manövern beruhten, war bis zu Erscheinen des v. Schrenckschen Werkes noch nie erbracht worden. Ich sage also, daß es „echte" mediale Leistungen gegeben haben mag, daß sie aber noch nie bewiesen wurden."

Doch v. Schrenck kennt noch andere probate Mittel, den Sinn meines Textes erst vollständig zu verändern und dann diesen veränderten Inhalt zu bekämpfen. Auf Seite 9 heißt es: „Und angesichts dieser leicht aus dem Buch zu entnehmenden Tatsachen wagt die Verfasserin Frau von Kemnitz es, in ihrem Angriff zu behaupten,

Digitized by Google

daß von Dr. v. Schrenck nicht eine einzige Sitzung beschrieben sei, bei der von dem Augenblick des Hypnotisierens an der Vorhang weit geöffnet war."

O nein, Herr v. Schrenck, Frau v. Kemnitz wagt es nicht, etwas zu behaupten, was sie nicht aus ihrem Werke selbst auch beweisen kann. Wohl aber wagen Sie, die zweite Hälfte eines zitierten Satzes zu unterschlagen und dadurch den Sinn meines Textes für Ihre Zwecke umzuändern! Der Satz lautet nämlich (S. 60): „Dem gegenüber muß festgestellt werden, daß in dem Werke von Dr. v. Schrenck nicht eine einzige Sitzung beschrieben ist, bei der von dem Augenblicke des Hypnotisierens an der Vorhang fortwährend weit geöffnet war und unter dieser Bedingung eine Materialisation ohne Beteiligung des Mundes entstanden wäre." Das heißt also, daß zwar Sitzungen beschrieben sind, bei denen der Vorhang von Anfang an weit geöffnet war, daß aber in diesen die Materialisation mit Beteiligung des Mundes entstand.

Aber nicht nur halbe Sätze, sondern auch ganze Kapitel meiner Broschüre ignoriert Dr. v. Schrenck, um seinen Einwendungen den Schein einer Berechtigung zu geben. So macht er mir den Vorwurf, daß ich die „positiven Momente" einer Sitzung, das rasche Verschwinden, die Formveränderungen, die Bewegungen der „Materialisation" ganz unberücksichtigt ließe, daher ganz einseitig urteile. Und doch hat er in meiner Broschüre lesen können, daß diese „positiven Momente" für mich (und wohl auch für jeden, der meinen Sitzungsbericht gelesen hat) keine Beweiskraft mehr besitzen können, weil Dr. von Schrenck die plumpen Schwindelmanöver, mit denen Stanislawa P. die Materialisation verschwinden und sich bewegen ließ usw., gar nicht erkannt hat!

Wieder ignoriert Dr. v. Schrenck eine ausdrückliche Feststellung, wenn er sagt, ich hätte die Behauptung, daß die Vorkontrolle, besonders die des Kabinetts, allmählich abgekürzt worden sei, „aus der Luft gegriffen". An jener Stelle meiner Broschüre (S. 22) steht ausdrücklich, daß ich diese Behauptung nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus seinen eigenen Worten (S. 276 abgeleitet habe! Ich zitiere dort nach v. Schrenck: „Die bestimmte Voraussage eines positiven Resultates *(NB.* ein höchst seltener Fall!) bot Veranlassung die Kontrolle des Mediums und Kabinettes so gründlich und genau vorzunehmen als nur möglich." v. Schrenck hat hier verraten, was Sitzungsteilnehmer jederzeit bezeugen können, nämlich, daß die Kontrolle lange nicht immer so genau und gründlich vorgenommen wurde wie möglich.

Ebenso kann jederzeit der Beweis erbracht werden, daß die Behauptung, der Sessel sei vor und nach jeder Sitzung genau untersucht worden, durchaus im Widerspruch steht mit den Aussagen verschiedener Sitzungsteilnehmer. Hat Dr. v. Schrenck diese Tatsache schon vergessen, oder ist es ihm auch hier wieder nur darum zu tun, dem Uneingeweihten den Schein einer sachlichen Widerlegung vorzuspiegeln?

Auf Seite 69 streitet v. Schrenck meine Aussage ab, daß ich ihn erst über die Möglichkeit belehren mußte, daß man eine schleierartige Substanz sehr wohl mit der Zunge in den Mund zurückholen kann, ohne daß man dabei die Lippen bewegt. Ich sehe mich daher genötigt, aus meiner Niederschrift unserer Unterredung nach der Sitzung den Teil hier wiederzugeben, der ihm beweisen wird, daß er allerdings „die ungeheuerliche Harmlosigkeit und Ignoranz" in dieser elementaren

Digitized by Google

physiologischen Frage besessen hat und daß ich nicht etwa, wie er meint, dieselbe „angenommen oder vorausgesetzt" habe.

Auf Seite 8 meiner Aufzeichnung vom 14. Juli 1913 findet sich folgender Dialog: Dr. v. Schr.: „Also wie verschwindet die Substanz?" Ich: „Das Medium zieht sie in den Mund und schluckt sie dann herunter." v. Schr.: „Aber das ist doch unmöglich, sie bewegt ja die Lippen gar nicht!" Ich: „Das ist auch gar nicht notwendig, sie zieht die Masse mit der Zunge herein, darum verschwindet sie ja auch ruckweise." v. Schr.: „Also Sie meinen, das Medium hätte die Materialisation mit der Zunge hereingeholt und dann heruntergeschluckt?" Ich: „Nein, ich meine das nicht nur, sondern es ist Tatsache, denn ich habe ja die Bewegungen der Muskulatur und das Auf- und Absteigen des Kehlkopfes deutlich gesehen."

Endlich habe ich in der ganzen Entgegnung Dr. von Schrencks eine Einwendung gefunden, die er ohne Textignorierung, ohne Textentstellung, ohne unrichtige Behauptung wohl machen konnte.

Er wirft mir vor, daß ich bei der Besprechung der Sitzung vom 29. Mai 1911 seine langen Argumentierungen und Versuche, die uns beweisen sollen, daß Eva C. nicht ihren linken Fuß als Materialisation präsentiert hat, übergangen hätte, weil sie meiner Schwindelhypothese widersprächen. Nun, ich kann versichern, daß überall da, wo ich auf derartige Beweisführungen nicht eingegangen bin, die logischen Lücken, die Trugschlüsse, die „Laienhaftigkeit" der Argumentierungen so auf der Hand liegen, daß sie auch bei dem nicht wissenschaftlich gebildeten Leser kein Unheil anrichten können. Oder sollte ich etwa die primitivsten Gesetze der Optik auseinandersetzen und Herrn Dr. von Schrenck erklären, warum eine Zigarette, die dem photographischen Objektiv näher ist als der dahinter befindliche Fuß, auf dem Bilde proportional größer wiedergegeben wird als dieser Fuß?

Das ist alles, was Dr. von Schrenck mir entgegenhalten konnte! Ich zweifle nun nicht, daß er auch auf meine heutige Entgegnung eine Gegenkritik nach gleichem Muster wie die erste verfassen kann. Für mich wird Dr. von Schrenck ein literarischer Gegner von heute ab nicht mehr sein, ich werde weitere Entstellungen nicht mehr berichtigen.

Neue Beobachtungen an den Elberfelder Pferden.

Von Dr. Karl Gruber, Privatdozent der Zoologie an der Technischen Hochschule in München.

Im letzten Januarheft der Süddeutschen Monatshefte hat Prof. G. Wolff in einem sehr interessanten Aufsatz seine Eindrücke geschildert, die er bei einer Prüfung der Elberfelder Pferde und des Hundes Rolf empfangen hat. Wenn ich in vorliegendem Artikel das Problem noch einmal zu behandeln versuche, so leitet mich dabei die Absicht, auf einige, für die erfolgreiche Weiterarbeit an der Frage besonders wichtige Punkte hinzuweisen, die sich mir bei meinem Besuche in Elberfeld aufdrängten. Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, zu unter-

Digitized by Google

ſuchen, ob die von Karl Krall der Öffentlichkeit übergebenen Mitteilungen über ſeine Lebensarbeit als Tatſachen anzuerkennen ſind oder nicht — daß ſie zu Recht beſtehen, iſt durch die ſorgfältigen, von einer großen Reihe ernſthafter Forſcher vorgenommenen Prüfungen jetzt zur Genüge bewieſen worden.[1]) Eine nochmalige eingehende Beweisführung kann ich mir deshalb erſparen, zumal diejenigen, die das Problem nicht anerkennen wollen, auch durch ſtete Wiederholung der erbrachten Beweiſe nicht belehrt werden können. Außerdem möchte ich von vornherein feſtſtellen, daß auf alle die Punkte, von denen im folgenden die Rede ſein wird, in dem wundervollen Buche Kralls „Denkende Tiere" ſchon hingewieſen iſt. Aber Krall iſt „Partei", ſeine Mitteilungen und Ideen unterliegen der Kritik, bedürfen der Beſtätigung. Auf Grund eigener Beobachtungen an den Pferden kann ich die Bedeutung einer Reihe von Fragen, deren Wichtigkeit Krall immer wieder betont, nur durchaus beſtätigen.

Die meiſten Unterſucher der Elberfelder Pferde haben die Erfahrung gemacht, daß die Leiſtungsfähigkeit der Tiere ſehr häufig nach Tagen wechſelt. Es iſt ferner den ſich intereſſierenden Kreiſen bekannt, daß einige der Tiere — Hans, Zarif, Muhamed — nach einer längeren Periode hoher Leiſtungsfähigkeit immer mehr zu verſagen begannen, eine Erſcheinung, die Krall zu ſeinem Leidweſen zwang, neben dem alten Hans auch den erſt achtjährigen Zarif aus dem Unterricht zu nehmen und ihn nur noch als Reit- und Wagenpferd zu verwenden. So betrüblich auf der einen Seite das fortſchreitende Verſagen der einſt glänzend arbeitenden Pferde iſt, ſo anſtrengend und aufreibend für den Lehrer das periodiſche Nachlaſſen der ſonſt noch gut arbeitenden Tiere ſein kann, ſo intereſſant iſt das Problem, auf das uns dieſe Erſcheinungen hinweiſen. Die Gegner Kralls ſehen darin nur einen neuen Angriffspunkt für ihre ablehnende Kritik, während einige Forſcher, die im allgemeinen die Elberfelder Reſultate als Tatſachen anerkennen, als Grund für das Nachlaſſen in der Leiſtung annehmen, daß den Pferden im Unterricht etwas Weſensfremdes imprägniert worden ſei, das als rein äußerliche Erwerbung ohne innigere Verbindung mit der Tierpſyche allmählich wieder verblaſſe und verſchwinde. Krall ſelbſt jedoch ſieht die Urſache für die Erſcheinung in dem wachſenden Eigenwillen der Tiere, und ich glaube nach meinen Beobachtungen ihm durchaus zuſtimmen zu können. Einige Beiſpiele aus meinen Protokollen ſollen dem Leſer zeigen, daß wir berechtigt ſind, von einem Eigenwillen der Pferde zu ſprechen.

Mein Begleiter, Herr Chefredakteur Erdmann, und ich wußten durch Krall, daß der Araberhengſt Muhamed, einſt der Glanzpunkt des Stalles, ſich ſeit längerer Zeit auf ſtark abſteigender Linie bewege. Vor allem verſage er

[1]) Siehe die Erklärungen in der „Tierſeele", H. 1—4, Bonn 1913/14, in den „Mitteilungen der Geſellſch. für Tierpſychologie", H. 1—4; ſ. a. „Allgemeiner Beobachter", Hamburg, H. 21 u. 23, 1914.

Digitized by Google

gern im Beisein seines Herrn und des Pferdepflegers. Es interessierte uns daher um so mehr, wie der Hengst sich bei der Arbeit benehmen würde[1]). Der erste Besuch erfolgte am 9. März 1914, vormittags. Muhamed stellte sich vor dem Tretbrett auf und zeigte einen ausgesprochen eigensinnigen Gesichtsausdruck. Krall redet ihm zu, heute einmal recht schön zu arbeiten und schreibt an die Tafel: firundzwanzig. Muh. klopft nachlässig 37, 34, 34 und sieht dabei seinen Herrn herausfordernd an. Eine andere Aufgabe wird versucht: $\sqrt{4356} - \sqrt{1764}$: Muh. scharrt allerhand Unsinn und behält sein Benehmen auch bei den folgenden Aufgaben bei. Kr. schreibt „vängt troa" (23) an die Tafel, der Hengst klopft 13 und 33. Kein Zureden hilft, keine Aussicht auf Belohnung, keine körperliche Strafe. Er klopft energisch 24, ist aber nicht dazu zu bringen, die richtige Antwort zu geben. Nach einer Zwischenfrage ruft Kr. plötzlich: „Nimm die Zahl von vorhin (23) zweimal!" — Muh. tritt erst f. (falsch) 26, dann auf Anruf r. (richtig) 46. Aber gleich darauf beginnt das Spiel von neuem. Er wird auf kurze Zeit hinausgeführt und nach seinem Wiedererscheinen kurzgeschnallt; der Pfleger entfernt sich. Kr. schreibt die Aufgabe $\sqrt{7921} - \sqrt{529}$ an und verläßt dann sofort den Unterrichtsraum: prompt erfolgt die richtige Antwort 66. Weder Herr E. noch ich hatten die Lösung gewußt. — Nachmittags waren wir wiederum Zeugen einer charakteristischen Szene. Muh. hat ganz ordentlich gerechnet und buchstabiert. Als er nun die Aufgabe bekommt, „Pferd" zu buchstabieren, gibt er nach seiner Schreibweise f e richtig an, versagt aber beim folgenden Buchstaben r = 13, indem er hartnäckig 14 tritt. Kr. ruft: „Wenn du den dritten Buchstaben jetzt nicht richtig machst, kommt der Albert!" — Muh. f. 23. — „Soll ich bös werden?" — Muh. f. 24 (= t, 4. Buchst.). Endlich gibt er r. 13 an und kommt nach dieser Leistung sofort zu seinem Herrn, um ihm zu schmeicheln. — Am nächsten Morgen sind Herr E. und ich allein mit dem Hengst, der, ohne direkt widersetzlich zu sein, seine Antworten mit fabelhafter Nachlässigkeit gibt und zum Teil einfach faselt. Da er sich am Nachmittag ebenso benimmt, mache ich den Versuch, sein Interesse durch Stellen von größeren Aufgaben anzuregen, die ich in einem Protokollbuch gefunden und die er vor einem halben Jahr einmal aufbekommen hatte. 1. Aufgabe: $\sqrt[4]{1\,500\,675}$? Muh. erst f. 55, dann r. 35; 2. Aufgabe: $\sqrt[4]{33\,362\,176} - \sqrt[4]{1\,336\,336}$? — Muh. f. 44, r. 42. — „Wieviel macht die erste Wurzel?" — r. 76 — „Die zweite?" — f. 43 (Umstellung für 34), dann f. 36, 36, worauf er bestehen bleibt. Auf einige andere Aufgaben, die er noch nicht gerechnet hat, und deren Lösung ich nicht kannte, gibt er die Antwort annähernd oder ganz richtig. Am folgenden Tag war ich ganz allein mit ihm im Stall. Er gab mir auf schwere Aufgaben die richtige Lösung, versagte aber sofort, als Krall und ein Besucher hereinkamen,

[1]) Auch bei Rolf waren die Sitzungen, in denen sich der Hund mißgestimmt zeigte, die allerinteressantesten.

Digitized by Google

und zwar zeigte er sich so widerspenstig, daß es fast eine Viertelstunde dauerte, um ihn zur richtigen Angabe einer einfachen Lösung — er klopfte statt der gewünschten 36 stets 34, 35 oder ähnliches — zu bringen.

Schon aus dieser kurzen Schilderung charakteristischer Szenen wird der Leser den Eindruck erhalten haben, daß hier Willensäußerungen des Pferdes vorliegen. Noch ungleich überzeugender wirkt die unmittelbare Beobachtung des schlechtgelaunten Tieres. Wenn Muhamed voller Ärger seine falsche Antwort immer und immer wieder mit besonderer Betonung auf das Brett klopft, wenn er wütend schnaubt und seinen Kopf schüttelt, wenn er bei Bedrohung mit der Peitsche steigt und tobt, um dann im nächsten Augenblick zu versuchen, sein Maul schmeichelnd an seinem Herrn zu reiben, so steht man unter dem Eindruck, daß das Tier vor uns von einem Eigenwillen beseelt ist, dessen Überwindung den schwersten Teil der Erziehung darstellt. Auch das andere Sorgenkind des Krallschen Stalles, das Pony-Hänschen, das ebenfalls seit einiger Zeit gern versagt, ist ein glänzendes Beispiel für das Willensproblem. Nur äußert sich bei diesem kleinen, komischen Tier der Eigensinn auf amüsantere Weise als bei dem temperamentvollen Araber. Als Beispiel diene folgende Szene vom 9. März: Hänschen kommt mit schnellen kleinen Schritten hereingetrippelt und stellt sich vor dem Tretbrett auf. Einige Aufgaben löst es richtig, bei anderen faselt es allerhand Unsinn. Es kommt nun die Aufgabe: 11+23+2? — H. f. 45 f. 46 f. 35 — „Ja Hänschen, wenn du alles falsch machst, kannst du keinen Zucker kriegen!" Hänschen, das sich während dieser Worte Kralls umgewandt hatte, geht daraufhin von selbst zum Tretbrett und klopft sofort r. 36.— Bei einer der folgenden Prüfungen scheint das Pony durch irgend etwas empfindlich gestört zu werden, denn es versagt völlig, tastet mit seinen Hufen unruhig hin und her und paßt gar nicht auf. Dann ist es für kurze Zeit wieder ganz aufmerksam. Sehr gelungen war auch die folgende Beobachtung: Vor Hänschen werden die Zahlentafeln 4 3 2 3 auf das Brett gelegt; es soll die Zahl angeben, scharrt aber Unsinn. — „Das ist zu schwer für dich", meint Krall und legt 56 unter die erste Zahl. — Hänschen: ff. 66, 66, 76, 86. — Kr. nimmt alle Zahlen fort und frägt dann plötzlich: „wie hieß die untere Zahl?" — r. 56 — „und die obere?" fast r. 4 3 3 2!

Ganz anders äußert sich das Versagen bei dem blinden Hengst Berto. Während meiner Anwesenheit war er meist sehr willig und gab seine Antworten mit verblüffender Sicherheit und großem Eifer. Nur bei einer Prüfung war er außerordentlich unruhig, schlug mit dem Kopf auf und ab, trat fortgesetzt einmal rechts, einmal links und gab nur wenige gute Antworten. Irgend etwas mußte ihn momentan gestört und beunruhigt haben, denn am folgenden Tag war er wieder ruhig, eifrig und sicher in seinen Antworten. Den hartnäckigen Trotz und Eigensinn, den ich bei Muhamed und Hänschen gesehen, konnte ich

Digitized by Google

bei Berto nie beobachten. Für das Versagen der Pferde scheinen also hauptsächlich zwei Momente in Betracht zu kommen. Die erste Gruppe der Hemmungen haben wir in äußeren und inneren Störungen zu suchen, die das Pferd beunruhigen und seine Aufmerksamkeit vollständig ablenken. Allerhand Geräusche, Hautreize (z. B. bei Haarwechsel), Verdauungsstörungen, sexuelle Aufregungen können hier eine Rolle spielen. Dem gegenüber ist das zweite große Hemmungsmoment, der Eigenwille, im Charakter des Tieres selbst begründet. Während wir die Störungen der ersten Gruppe durch geeignete Maßnahmen beseitigen können, stehen wir dem wachsenden Eigenwillen des Pferdes machtlos gegenüber. Sehr charakteristisch ist in dieser Hinsicht das häufige Versagen Muhameds in Gegenwart von Krall und dem Pfleger. Der Hengst weiß genau, daß die beiden ihm nichts anhaben können, und eine gelegentliche Züchtigung scheint ihm gar nicht zu imponieren. Ist er dagegen mit Fremden allein, so scheinen die neuen Eindrücke ihn sich nicht gleich auf seinen Eigensinn besinnen zu lassen. Aus unseren Schulerinnerungen wissen wir, daß wir manchmal einen Lehrer bis aufs Blut peinigen konnten, um vorübergehend manierlich zu werden, wenn wir einen neuen Vorgesetzten bekamen. Wir kannten eben im Anfang die Mittel noch nicht, mit denen dem neuen Herrn beizukommen war. Mit Recht beklagt es Krall, daß die örtlichen Verhältnisse es ihm nicht gestatten, das einzig richtige Mittel gegen den Trotz seiner Schüler anzuwenden, nämlich die Beugung des Pferdes unter den Willen des Reiters. „Sehen Sie, jetzt sollte Muhamed zwei Stunden stramm geritten werden, damit er seine überschüssige Kraft ausgeben kann!" Bei künftigen Erziehungsversuchen, die hoffentlich nicht mehr zu lang auf sich warten lassen, müßte diesem Punkt Rechnung getragen werden. Neben der praktischen Bedeutung, die das Studium des Eigenwillens für den Erfolg von Unterrichtsversuchen hat, liegt hier ein Problem von größtem wissenschaftlichem Interesse vor. Wollen wir tiefer in die Psyche der Tiere eindringen, so müssen wir vor allem die inneren Hemmungen kennen lernen, die in unseren Schülern wohnen. Warum ist Muhamed so trotzig, warum klopft er fortgesetzt 15 oder 14 statt 13, warum gibt Hänschen Zahlen erst dann an, wenn sie weggenommen werden oder als Unbekannte in einer Gleichung stehen? Was veranlaßt den Rolf zu seiner Weigerung, vorgehaltene Zeichnungen anzusehen, warum führt er keine Befehle aus, auch nicht die allereinfachsten? „Weil er nichts versteht", sagen die Gegner, „weil er nicht will", die Anhänger der denkenden Tiere. Es gehört keine spezielle psychologische Schulung dazu, um die Erscheinungen, die wir bei den Tieren sehen, richtig zu deuten. Und wenn der Gegner sagt: „Rolf müßte, wenn er wirklich so intelligent wäre, genau wissen, daß es viel bequemer für ihn ist, gleich zu antworten, als sich den anstrengenden und aufregenden Versuchen der Willensbeugung auszusetzen", so kann man darauf nur erwidern

Digitized by Google

durch Hinweis auf menschliche Beispiele: „Warum kommt es so oft vor, daß ein an sich intelligenter Schüler auf Fragen nicht antwortet und sich lieber züchtigen läßt, als eine Silbe zu sprechen?“ Im allgemeinen werden unsere Pferde und Hunde von vornherein darauf dressiert, ihrem Herrn gehorsam zu sein, die ganze Erziehung der jungen Tiere ist auf die Erzielung des Gehorsams gerichtet. Und doch kennen wir auch beim folgsamsten Hund, beim gefügigsten Pferd Momente, in denen es der ganzen Anstrengung des Herrn bedarf, um den aufkommenden Trotz zu überwinden und den menschlichen Willen durchzusetzen. Bei Rolf und den Elberfelder Pferden aber handelt es sich um Tiere, die von Anfang an auf größte geistige Selbständigkeit erzogen worden sind. Ist es da ein Wunder, wenn ihr Eigenwille in weit höherem Maße in Erscheinung tritt, als bei den unselbständig aufgewachsenen Tieren?

Ein weiterer außerordentlich wichtiger Punkt ist die Rolle, die der Pferdepfleger beim Tierunterricht spielt. So einleuchtend für den unvoreingenommenen Besucher die eigentliche Bedeutung des Pflegers erscheinen muß, so sehr ist gerade hier von Gegnern mit Mißdeutungen gearbeitet worden.[1]) Während Krall, der eigentliche Lehrer, höchstens eine Stunde, in der letzten Zeit meist viel weniger am Tage sich mit seinen Zöglingen befassen kann, wobei oft noch lange Pausen in der Unterrichtsfolge eintreten, ist der Pfleger die ganze Zeit bei den Pferden anwesend. Er füttert die Tiere, reinigt, longiert und reitet sie, er ist gewissermaßen ihre Vertrauensperson, auf die sie angewiesen sind. Er weiß genau, wie er die empfindlichen Geschöpfe zu nehmen hat, er weiß, ob sie momentan guter Stimmung sind oder nicht und hat durch seinen ständigen Umgang mit den Tieren die richtige Art, sie bei Aufgeregtheit und Nervosität zu beruhigen oder ihren Widerstand zu besiegen. Öfters kann Krall genötigt sein, den „Albert“ zu rufen, der dann durch Zureden, Klopfen und Streicheln oder energisches Anfahren den aufgeregten Schüler beruhigt. Als wir eines Tages ohne Krall mit dem blinden Berto arbeiteten, war das Tier so aufgeregt und nervös, daß es nur wenige richtige Antworten gab. Schließlich riefen wir Albert, der das Pferd durch Zureden und ermunterndes Klopfen wieder einigermaßen zur Vernunft brachte, so daß es dann weiterhin auch nach dem Fortgehen Alberts ganz ordentlich arbeitete. Der oben besprochene Eigenwille der Pferde macht sich im Unterrichtsraum, wo sie frei stehen, doppelt bemerk-

[1]) Wie gesagt, ist die Rolle des Pflegers absichtlich und unabsichtlich oft mißverstanden worden, indem man behauptete, er gäbe den Pferden Zeichen. Wenn trotz sorgfältiger Feststellung der Unhaltbarkeit dieser Behauptung die Beschuldigung von gewissen Seiten immer wieder ausgesprochen wird, so muß man diese an Verleumdung grenzende Unterstellung sehr entschieden zurückweisen. Ich selbst habe durch Kontrolle feststellen können, daß bei unseren alleinigen Prüfungen Albert weit entfernt im Hofe oder im Stall mit irgend einer Arbeit beschäftigt war.

Digitized by Google

bar, und da ist durchweg der Pfleger die Person, vor der sie Respekt haben. Es ist aber in langen, mühsamen Versuchen gelungen, die Pferde von dieser Autoritätsperson zu entwöhnen, indem diese sich immer weiter entfernt aufstellte, um schließlich den Unterrichtsraum ganz verlassen zu können.

Trotzdem nun eine Fülle von einwandfreien, beweisenden Versuchen vieler namhafter Gelehrter vorliegen, ertönt aus den Reihen der Gegner immer wieder der Ruf nach einer wissenschaftlichen Kommission, welche die Pferde unter Anwendung der „exakten Methoden der experimentellen Psychologie" prüfen soll. Was dabei herauskommen kann, sehen wir beim klugen Hans. Wochenlang hat die Kommission im Jahr 1904 mit dem Pferd gearbeitet, um schließlich ein vernichtendes Urteil über die Denkfähigkeit Hansens zu fällen, ein Urteil, das widerspruchslos aufgenommen wurde. Und dennoch genügte die geduldige Weiterarbeit eines Mannes wie Krall, um nach kurzer Zeit die von der Kommission angenommenen optischen Hilfen völlig auszuschließen. Aber als sich dann Krall nach vollendeter Arbeit schriftlich und mündlich an die interessierten wissenschaftlichen Kreise wendet und sie zur erneuten Besichtigung des Hengstes einlädt, erscheint niemand! Auch bei den Elberfelder Pferden würde eine solche Kommission mehr schaden, als fördern, denn zu allererst gehört zum Verständnis der Erscheinungen Erfahrung im Umgang mit Tieren und erst sehr viel später kommt die Beherrschung der exakten psychologischen Methoden. Eine Kommission mit fest ausgearbeitetem Untersuchungsplan wird der Stimmung der Tiere keine Rechnung tragen, sie wird sie nur zu immer größerem Eigensinn treiben — wobei die Tiere für erfolgreiche Weiterarbeit direkt verdorben werden können — und ein deutliches Versagen der empfindlichen Pferde zu verzeichnen haben. Dementsprechend wird auch das Urteil ausfallen, und die Allgemeinheit, die erstens vor wissenschaftlichen Kommissionen einen gewaltigen Respekt hat und zweitens gern andere für sich selbst denken läßt, wird ein völlig falsches Bild von dem Problem erhalten. Der einzig richtige Weg, um weiter in die Frage einzudringen, liegt im eigenen Experiment, in der Inangriffnahme neuer Unterrichtsversuche an neuem Tiermaterial nach der von Krall angegebene Methode. Warum wählen die Kritiker nicht diesen Weg, schämen sie sich vielleicht, mit Tieren zu sprechen, fürchten sie für ihren Ruf als ernste Gelehrte, wenn sie sich bemühen, einem Hund oder Pferd die Anfangsgründe des Rechnens beizubringen?

Wie ich mich bei Krall durch Beobachtung des Unterrichts an einer jungen Stute überzeugen konnte, liegen da keine unüberwindlichen Schwierigkeiten vor. Die Hauptsache ist, das Tier von vornherein an geistige Selbständigkeit zu gewöhnen, ihm also nicht bestimmte Aufgaben und ihre Lösung durch ständige Wiederholungen einzubläuen, sondern es selbst überlegen zu lassen. Die Grundprinzipien des Tierunterrichts, über die man sich im allgemeinen noch

Digitized by Google

sehr wenig klar zu sein scheint, da man sich von den Methoden der Dressur, die hier nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen dürfen, so schwer freimachen kann, sind im Krallschen Buche „Denkende Tiere" außerordentlich klar niedergelegt[1]). Ich selbst war Zeuge, wie das junge Pferd Jona, das erst seit fünf Wochen bei Krall war und bei meinem ersten Besuch erst Additionen und Subtraktionen innerhalb der Zahlenreihe 1—9 kannte, in wenigen Stunden das Prinzip der einfachen Multiplikation und Division, sowie das Angeben zweistelliger Zahlen erlernte. Zur Kontrolle habe ich dann ohne Krall und Albert mich mit dem Tiere beschäftigt, das gegen optische Signale durch Scheuklappen geschützt war. Mein Begleiter und ich erhielten von Jona sehr nette Antworten auf einfache Subtraktions- und Additionsaufgaben. Das ganze Verhalten des lernenden Tieres aber, seine zeitweiligen Irrtümer, sein Besinnen, sein manchmal zögerndes Treten, sein Umsehen nach dem Fragesteller, wenn es eine Lösung angegeben hatte, war so überzeugend dafür, daß hier selbständige Geistesarbeit vorliege, daß alle noch möglichen Gegenargumente, wie Suggestion oder Übertragung aus dem Unterbewußtsein vor dem lebenden Bilde des Pferdes in ein Nichts zusammensinken mußten.

Krall hat uns ein abgeschlossenes Lebenswerk vorgelegt. Er hat uns Wege gewiesen, die noch unbeschritten sind und in Gebiete neuer Erkenntnis führen. Die notwendige sachliche Kritik hat unter bereitwilliger Unterstützung von Krall zu Untersuchungen geführt, die die Behauptungen dieses Forschers in weitem Maße bestätigt haben. Aber noch sind eine Menge Fragen ungelöst, noch haben wir nur einen kleinen Einblick in das Innere der Tierseele getan, der uns aber doch schon weite Perspektiven eröffnet hat. Das Werk Kralls ist nicht mehr in Gefahr, durch einen doktrinären Urteilsspruch zerstört zu werden, wie es der Arbeit Wilhelm von Ostens geschah oder richtiger geschehen wäre, wenn sich nicht in Krall ein Forscher gefunden hätte, der ohne Rücksicht auf die Ansicht der Mitwelt das Werk weitergeführt hat. Wir sind jetzt trotz aller Anfeindungen über die Tage des Zweifels heraus und können nun mit eigener Arbeit beginnen. Möge sie nicht mehr zu lange auf sich warten lassen, denn sie wird fruchtbringend sein. Damit ist auch der Augenblick gekommen, wo wir Revision halten können in unseren Ansichten von der Tierseele.

[1]) In einer der nächsten Nummern des Biologischen Centralblattes erscheint ein ausführlicher Bericht über Tierunterricht, dem meine Beobachtungen zugrunde gelegt sind.

Digitized by Google

Im Balkankrieg.

Von Dr. med. Hans Feist-Wollheim in Berlin.

Reverend Frew.

Nichts ist beschämender, als der Suggestion der Masse zu erliegen. In einer Kriegszeit, die eigentlich eine große Folge solcher Massensuggestionen ist, kann ein jeder an sich diese Beschämung erleben. In einer solchen Zeit erweist es sich auch, wie wenig Menschen die Kraft und Initiative besitzen, dem Strom entgegenzuschwimmen. Ich will von einem berichten, der es vermochte: Reverend Frew. Was er in St. Stefano leistete, habe ich schon im vorigen Kapitel erzählt. Es fällt schwer, diesen Mann anders, als in seinen Taten zu beschreiben. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Wo man in Konstantinopel nach ihm fragt, bekommt man die stereotype Antwort: *„He is a sweet man."* Dies *„sweet"* im englischen Sprachgebrauch, das sich nicht übersetzen läßt, ist ein Shakespearesches Überbleibsel. Er ist ein großer, gütiger Mensch, möchte ich statt dessen sagen. In jenen Tagen, da Aller Interesse noch auf den Krieg und seine Schrecken konzentriert war, widmete Frew seine ganze Kraft und seine ganze Zeit einer Aufgabe, die abseits vom Wege lag. Vom Morgen bis zum Abend war er tätig, die Not der Flüchtlinge zu lindern, der Frauen, Kinder und Greise, die der Krieg aus Thrazien und Mazedonien fortgefegt hatte, und es ist zum großen Teil sein Verdienst, allmählich auch allgemeineres Interesse für diese Not erweckt und ein organisiertes Hilfswerk geschaffen zu haben. Ich selbst verdanke ihm eine Reise in das Innere Kleinasiens, an die Stätten, wohin sich die Opfer geflüchtet hatten.

Die Muhadgirs.

Gerade so wie sich mit Naturnotwendigkeit aus der Geschichte der Balkanvölker erklärte, daß dieser Krieg einmal kommen mußte, so erklärt sich auch jene Auswanderung der moslemitischen Bevölkerung aus der europäischen Türkei. Viele Orte in Kleinasien tragen den Namen Muhadgirköj, zu deutsch Auswandererdorf. Aus allen der Türkei in den letzten Jahrzehnten verloren gegangenen Provinzen strömten unaufhörlich auswandernde Muhadgirs ins Mutterland zurück. Es bestand schon unter Abdul Hamid eine eigene Ansiedelungskommission, die sich der Muhadgirs annahm. Die Jungtürken versuchten sogar, aus politischen Gründen planmäßig die Einwanderung von Muhammedanern in die europäische Türkei zu unterstützen. Allerdings mit geringem Erfolge. Anderer Natur waren natürlich die Flüchtlinge des Krieges, deren ungefähr eine Viertelmillion Köpfe gezählt wurden. 50000 von ihnen wurden von der Regierung in der Hauptstadt oder deren Vorstädten zurück-

Digitized by Google

gehalten, um nach Beendigung des Krieges wieder in die europäischen Provinzen zurückgeschickt zu werden. Die anderen hatte man nach Kleinasien übergesetzt. Von den Zurückbehaltenen waren viele in den kleinen Moscheen Stambuls westlich von Seraskierrat untergebracht; einen großen Teil hatte man vor den Mauern der Stadt angesiedelt.

Vor den Mauern von Byzanz.

Die alte Stadtmauer, die sich von der Marmara bis nach dem Goldenen Horn hinunterzieht, ist eines der großartigsten Denkmäler, die Menschenhand erschaffen hat, und doch ist sie von anderer, schwerer zu begreifender Schönheit als das orientalische Stambul. Wer sie zum ersten Male sieht, der findet nur eine monotone Folge von Türmen, die vielleicht durch das Alter und die gute Erhaltung ihrer Befestigungsanlagen Interesse erregen könnte. Wer sie aber verstanden hat, der weiß, daß sie einen jener menschlichen Gedanken darstellt, die aus der Natur herausgewachsen sind und diese an Ewigkeit nachahmt. Hier wirken die Moscheen, die später in ihrem Schutze entstanden sind, wie fremdes Beiwerk, das nichts zu schaffen hat mit dem Geiste dessen, der die Stadt Byzanz von Meer zu Meer gegen eine Welt von Feinden trennen wollte. Und über den dreihundert uralten Türmen ruht der gleiche Rhythmus, der in den Gesängen Homers lebt.

Zu ihren Füßen breitet sich Friedhof an Friedhof, von hohen Pinien bewachsen. Auf ihnen hausten die Muhadgirs. Aus den Zweigen der Bäume haben sie sich notdürftige Schutzdächer gemacht und ein Stück Linoleum, das die Regierung einer jeden Familie bewilligte, darüber gebreitet. Vor jedem Tore lagern fünfzig bis hundert Familien. Vor dem großen Adrianopler Tor allein vierhundert. Vor dem südlichsten der alten Tore, dem Tore der sieben Türme, war eine ganze Stadt der Muhadgirs entstanden. Hier hatte die Regierung große Baracken gebaut, von denen jede zehn Zimmer mit drei großen Fenstern enthielt. Jedes Zimmer nahm fünf bis sechs Familien auf, also ungefähr 30 Menschen. Der ganze Komplex beherbergte ungefähr 3000. In der Mitte der Bretterstadt wurden sogar eine kleine Moschee und ein kleines Hospital gebaut. Vor den Zimmern befand sich ein gedeckter Gang, der für das Vieh bestimmt war. Die Regierung gab jeder Familie Brot, Reis und Heu. Von allen Flüchtlingen waren die in diesen Baracken am besten daran. Wenn man in den Baracken herumging und hier und da einem Kranken half, erwarb man sich allmählich das Zutrauen der Leute und konnte vieles Interessante bei ihnen sehen und hören. Manche von ihnen waren sehr wohlhabende Bauern und Kaufleute. Es ist eine Eigentümlichkeit des Türken, daß er sein Geld nicht auf die Bank bringt, sondern in die Erde vergräbt, und manch einer erzählte, wie er in der Eile der Flucht all seine Schätze habe

Digitized by Google

zurücklassen müssen. Daneben sah man wieder ein Dutzend alter Frauen und Kinder, die in Lumpen gehüllt waren und sich in tiefstem Elend befanden.

Hilfstätigkeit.

Bald erbarmten sich die Europäer in Konstantinopel auch dieser Kriegsopfer und gingen an das schwere Werk, ihnen zu helfen. Am rühmlichsten hat sich die englische Botschafterin hervorgetan, die mit großer Schnelligkeit 25000 Pfund Sterling sammelte und diesen Fond hauptsächlich zur Ernährung der Flüchtlinge benützte. Außer ihrem, im großen Stile organisierten Hilfswerk fanden sich noch viele andere Quellen. So hat der englische Rote Halbmond, dem aus indischen Liebesgaben ungezählte Tausende zur Verfügung standen, große Summen für die Muhadgirs verwandt, ebenso der ägyptische Rote Halbmond und das amerikanische Rote Kreuz. Bald aber drängte sich einem Jeden die Frage auf: Was wurde, wo schon die relativ wenigen, die in der Stadt zurückgeblieben, in solchem Elend lebten, aus den vielen Tausenden, die man nach Kleinasien hinübergeschickt hatte?

Die amerikanische Botschafterin fuhr in den Weihnachtstagen nach Brussa, um sich dort über die Verpflegung und den Verbleib der Flüchtlinge zu orientieren. Reverend Frew wollte zu gleichem Zweck weiter ins Innere, und der Botschaftssekretär Hoffmann Phillips, selbst durch Krankheit zurückgehalten, fragte mich, ob ich den Reverend begleiten wolle. Es war kurz vor Weihnachten und ich hatte alles gerichtet, um meine Zelte abzubrechen und nach Hause zu fahren, doch kurzerhand entschloß ich mich mitzureisen. Als Dritter gesellte sich ein englischer Professor hinzu, der im Auftrag des Roten Halbmondes fuhr. Mit reichen Mitteln zogen wir aus und es gelang uns, in relativ kurzer Zeit einen guten Überblick über die Verteilung der Flüchtlinge in dem riesigen Gebiet zu bekommen, da wir auf halbem Wege einen Arzt des amerikanischen Hospitals in Konia trafen und uns mit ihm die Arbeit teilten. Außerdem trennten wir uns häufig und bereisten zu gleicher Zeit verschiedene Orte.

Angora.

Jedes Land besitzt seine eigene Grundfärbung, die von dem Boden ausgeht und sich sogar in der Tönung der Luft spiegelt. So ist Italien manchesmal wie von einem goldig warmen Duft überzogen. In den Tiefen der dunkelgrünen Büsche und über den hellen Weinbergen scheint oft fast greifbar ein goldener Schleier zu liegen. Norwegens Luftfarbe ist ein helles blaugrau. Der Nebel, der aus dem Meere aufsteigend die grünen Wiesen Englands überzieht, verleiht ihnen einen violetten Hauch. Die Luft und Landesfarbe Anatoliens aber ist rotbraun; das Rotbraun der erdigen Steinwüsten, das sich auf alle Dinge überträgt. Zwei Tage fuhren wir mit der anatolischen Bahn durch

Digitized by Google

dieses Land, bis wir in Angora anlangten. Angora ist die Hauptstadt eines Wilajets und der Mittelpunkt eines Kranzes von kleinen Dörfern. Seine Lage ist von eigenartiger Schönheit. Inmitten einer ganz freien, kahlen, hügeligen Hochebene lehnt es sich an einen einsamen Felsenberg. Man hat an dieser Stelle ganz besonders die Empfindung von der ungeheuren Weite Anatoliens. Angora, einerseits der Endpunkt der Eisenbahn, ist andererseits der Endpunkt der großen Karawanenstraße und liegt so eigentlich auf der Grenzscheide europäischer und asiatischer Kultur, im Westen den neuen Bahnhof, im Osten den großen Brunnenplatz, auf dem die Kamele lagern.

Wir setzten uns sogleich mit dem Wali in Verbindung, der uns auf ganz europäische Weise empfing. Er war ein sehr sympathischer, feingebildeter, christlicher Syrier, der früher Postminister in Konstantinopel gewesen. Er hatte das Gouvernement noch nicht lange Zeit bekommen, jedoch schien er das ganze Wilajet sehr in Schwung zu halten. So hatte er sich auch des Stromes der Eingewanderten mit besonderem Interesse angenommen und für diese nach Kräften gesorgt. Es waren im ganzen ungefähr 6000 Flüchtlinge nach Angora gebracht worden. In der Stadt selbst fanden wir nur noch 1000, die man in leeren Häusern des Armenierviertels untergebracht hatte. Anfänglich waren alle bei ihrer Ankunft in einer riesigen Kaserne außerhalb der Stadt einquartiert worden, dort brach jedoch bald die Cholera aus. Nun fiel es schwer, die Kranken von den Gesunden zu sichten, und der Wali hatte dies mit beachtenswerter Sorgfalt durchgeführt. Wir besuchten noch einige Dörfer der Umgegend und veranlaßten verschiedene in Angora lebende Europäer und armenische Christen, in den einzelnen Dörfern die Sorge für die Flüchtlinge zu übernehmen. Von Angora fuhr ich hinunter nach Eski-Chehir, während die Engländer noch in anderen kleinen Orten verweilten.

Eski-Chehir.

Eski-Chehir ist einer der wenigen Orte Anatoliens, in denen es eine deutsche Kolonie gibt. Es sind dort die Werkstätten der anatolischen Eisenbahn, eine von der Bahn gegründete Schule und eine Pfarrei. Die dort wohnenden Europäer hatten sich auch für die Flüchtlinge und ihr Schicksal interessiert, und es war von dem Leiter der Eisenbahnwerkstätten in bescheidenen Grenzen ein Wohltätigkeitswerk für die große Zahl der Elenden in Szene gesetzt worden. Ich fand dort dreitausend Flüchtlinge in der Stadt selbst.

Eski-Chehir ist seit je ein Zufluchtsort der Flüchtlinge gewesen. Es gibt große Häuser und ganze Viertel, die von tatarischen Muhadgirs erbaut worden sind und jetzt leer stehen. Hauptsächlich in diesen Vierteln der Stadt konnte man viele der Unglücklichen beherbergen. In manchen Häusern waren bis zu 60 Menschen, oft 15—20 in einer Stube. Ich ging zunächst zum Kaimakan,

Digitized by Google

das ist der Kreishauptmann. — Während Angora die Hauptstadt eines Wilajets ist und Sitz eines Wali, ist Eski-Chehir nur die Hauptstadt eines Kaimakanliks. — Der Kaimakan führte mich in den Magistrat, wo die Stadtältesten täglich eine Komiteesitzung abhielten und über das Schicksal und die Verpflegung der Flüchtlinge berieten. Ich hatte unseren armenischen Dolmetscher, der mir alles ins Englische übersetzte; so konnte ich mich auch an der Beratung beteiligen. Es war von der Stadt aus die Einrichtung getroffen worden, daß jeden Mittag die Flüchtlinge an einer bestimmten Stelle ihre Verpflegung abholten, und zwar wurde ihnen pro Kopf täglich ein Brot gegeben. Alles andere, was sie zum Leben brauchten, mußten sie sich von dem Mitleid ihrer Nachbarn erbetteln. Es begann damals gerade die kalte Zeit, so daß erwogen wurde, ob man ihnen auch Kohle geben könne. Jedoch stieß man da auf große Schwierigkeiten, da die Kohlenvorräte knapp bemessen waren und nur gerade für die Bewohner selbst reichten.

Die meisten der Flüchtlinge fanden wir im Türkenviertel der Stadt in verschiedenen großen Medresses untergebracht. Es sind das Klöster, die aus lauter winzig kleinen Zellen bestehen, in denen die Priesterschüler unterrichtet wurden und die meist um eine Moschee herum gebaut sind. Dort kauerten sie auf blanken Steinen, um ein kleines Kohlenbecken herum. Nur sehr wenige hatten von den mitleidigen Bürgern der Stadt etwas Holzkohle geschenkt bekommen. Meist mußten sie sich mit Holzfeuer behelfen, und der Rauch, den dieses in den kleinen Räumen verbreitete, veranlaßte Augenkrankheiten und Entzündungen der Atmungsorgane. Auch brachte es nur ganz ungenügend Wärme hervor. Ich habe damals schon zahlreiche Erfrierungen gesehen, obgleich die strenge Kälte noch nicht eingesetzt hatte. Es war noch nicht kälter als ungefähr 10° gewesen, während im Januar Temperaturen von 20—25° dort nichts Außergewöhnliches sind.

Die Arbeit, die wir uns während der nächsten Tage vornahmen, war folgende: Wir schrieben uns genau auf, wo und wieviele bedürftige Familien überall waren und gaben jeder Familie oder jeder Person, der etwas zugedacht war, einen Schein. Sodann kauften wir Decken, Mäntel und Strümpfe und verteilten sie, indem die Leute uns die Scheine bringen mußten und dafür die ihnen zugedachten Sachen erhielten. Außerdem verteilten wir auch Geld, wo es nötig war.

Anatolien.

In den Städten hatte man nur die ganz Hilflosen der Flüchtlinge untergebracht. Diejenigen, die einigermaßen arbeiten konnten, waren auf die Dörfer verteilt worden und zwar meist sogenannte Muhadgir-Dörfer, auf denen viele Gehöfte leer standen, die ihnen zugeteilt werden konnten. Zunächst bekamen sie dort nur Mehl von der Regierung zum Brotbacken und Schafwolle

Digitized by Google

zum Zupfen — das Hauptgewerbe der Bauern. Im Frühjahr sollten sie dann Ackergerätschaften, Saat-Getreide und Vieh erhalten, um sich anzusiedeln. Wir haben viele solcher Dörfer besucht, und ich will eines beschreiben, weil ich glaube, daß es ein Bild des anatolischen Landes geben kann.

Es war ein klarer, kalter Wintertag und wir ritten den Bergen entgegegen. Das Dorf lag am Fuße dieser Berge und hob sich kaum von der Umgebung ab. Die weite Hügelebene leuchtete braun. Die Gehöfte waren, wie in all diesen Dörfern, nicht aus Stein oder Holz, sondern aus Erde und Lehm gebaut. Sie glichen eines dem andern: ein weiter, viereckiger Hof, der eine Wohnhütte und einen Stall umfaßte. An den Hütten sind überall glockenförmig die kleinen Backöfen angebaut, gleichfalls aus Erde, alles ganz niedrig und einförmig. Dazwischen ragen die spitzen Minarehs aus weißem Stein. In der farblosen Regelmäßigkeit der ganzen Anlage birgt sich eine seltene Schönheit. Überall sind zwischen den Gehöften breite Straßen und weite Plätze mit Ziehbrunnen, um die sich Frauen in leuchtenden Gewändern scharen. Als die Sonne unterging, war in der ganzen Landschaft nichts weiter an Farbe, als der glühende Ball am Himmel, die den Schein der Sonne widerspiegelnden Spitzen der Minarehs und die gelben und roten Kleider der wasserholenden Mädchen. Dagegen schien die Erde in ihrer Farbeneintönigkeit nicht leblos, sondern selbst von warmem Licht erfüllt. Die Frauen des Landes kleiden sich im Gegensatz zu den Damen der Stadt, die nur schwarze Kleider und schwarze Schleier tragen, in leuchtend bunte Gewänder, und zwar sind meist in bestimmten Dörfern bestimmte Farben üblich.

Es war dies ein riesig großes Dorf mit fast sechshundert Gehöften, ganz regelmäßig zwischen breiten Straßen angeordnet. Zu je hundert Gehöften gehörte eine Moschee, so daß das ganze Dorf in sechs Bezirke zerfiel, die eigentlich wenig miteinander zu tun hatten. In jedem Bezirk walteten ein Hodscha und ein Bezirksältester. Immer, wenn wir einen neuen Bezirk beschritten, empfingen diese uns an der Grenze und führten uns durch alle Gehöfte des Bezirks hindurch. Sodann besuchten wir die Hütten, in denen die Flüchtlinge untergebracht waren. In jedem Viertel waren ungefähr zwanzig Familien, also mehrere hundert Menschen in dem Dorf. Man gab ihnen hier pro Kopf 14 Kilo Mehl monatlich. Ich sprach mit vielen, die in der europäischen Türkei, die sie verlassen hatten, ein großes Besitztum gehabt und die mir erzählten, daß sie alles zurückgelassen und unterwegs noch, auf Anraten der Behörden oder Fremden, die sie trafen, ihr Vieh für einige Franken verkauft hätten und nur mit sich führten, was sie auf dem Rücken tragen konnten. An ihrer Kleidung sah man noch den früheren Wohlstand, sonst aber waren sie angewiesen auf die Wohltätigkeit und das Erbarmen ihrer Nachbarn, die von Natur in viel ärmlicheren Verhältnissen lebten, als sie selbst es gewohnt waren. Man gab

Digitized by Google

ihnen irgendeine landwirtschaftliche Beschäftigung, deren Ergebnisse sie nach der Stadt brachten und verkauften. Ich habe auf der ganzen Reise keinen Muhadgir gesehen, der bettelte. Stumm standen die Frauen mit verfallenen Gesichtern am Wege; ohne zu danken nahmen sie die gebotenen Gaben, nur manchmal füllte sich ein Auge mit Tränen der Freude. Wir haben in den Dörfern meist soviel Geld gegeben, als wir konnten, in der Erwägung, daß nicht sobald wieder jemand zu diesem Zwecke in diese entlegenen Winkel dringen würde.

Weihnachten und Rückfahrt nach Konstantinopel.

Das Weihnachtsfest feierten wir in der deutschen Schule in Eski-Chehir. Tannenbäume mit leuchtenden Kerzen und Lametta geschmückt sind in Kleinasien sehr selten. Mehr als hundert gab es an diesem Tage gewiß nicht in dem ganzen riesigen Lande. Unter solch einem seltenen Vertreter seiner Art standen wir. Von weit hatte man ihn hergeholt, denn in der Nähe gab es keine Wälder und Tannen. Wie ein deutscher Wald aussieht, das lernen die Kinder nur von den Bildern, die an den Wänden der Klassenzimmer hängen. Unter dem Tannenbaum sagten die deutschen Kinder ihre Weihnachtsgedichte in dem seltsam fremdländischen Akzent, den sie von ihren griechischen Schulkameraden angenommen haben, und dann sprach der Lehrer zu ihnen von der Bedeutung des Tannenbaumes, schlichte Worte, die dem Fremden doch ein eindringliches Bild gaben, wie tiefen Sinn der Weihnachtsbaum hier für Groß und Klein hat. Dreißig deutsche Kinder waren es unter 120 griechischen und armenischen; hundert deutsche Einwohner hat die ganze Stadt unter 1200 Eingeborenen.

Ich trennte mich in Eski-Chehir von meinen englischen Begleitern; diese reisten über Uschak nach Smyrna, um dort mit dem englischen Konsul weiteres über die dortigen Flüchtlinge zu beraten, während ich selbst noch die Gegend zwischen Eski-Chehir und Konstantinopel befuhr. Ich fand in Biledjik, das ungefähr in der Mitte zwischen Eski-Chehir und der Küste liegt, wiederum dreitausend Flüchtlinge in ziemlich ärmlichem Zustande. Je näher man der Küste kam, desto weniger fanden sich. In Ismid an der Marmara waren nur fünfhundert und auch diese sollten noch von dort weiter geschickt werden. Ich hatte zum Begleiter einen armenischen Prediger, der meinen englischen Freunden gefolgt war und der an jedem Orte bekannte Prediger und armenische Kaufleute traf. So ging die Reise ziemlich leicht vonstatten. Die Engländer fanden in Uschak, das ähnlich wie Eski-Chehir eine Tagereise von der Küste entfernt im Hochlande liegt, noch wenige Flüchtlinge. Um so größer aber war das Lager in Smyrna, wo jeden Tag von neuem große Dampfer mit Flüchtlingen ankamen, meist aus Saloniki und dem südlichen Macedonien. Von Smyrna fuhren die Engländer über Panderma nach Konstantinopel zurück.

Digitized by Google

In Konstantinopel angelangt berichteten wir zunächst dem englischen Hilfskomitee, was wir gesehen. Ich ging sodann zur deutschen Botschafterin und fand auch dort großes Interesse und ein stets williges Ohr. Leider ist es zu einer Hilfsaktion von deutscher Seite nicht gekommen, weil die Quellen, aus denen man hätte schöpfen können, schon zu stark ausgenutzt worden waren. Alles, was ich erreichen konnte, war, daß der noch übrige und nicht erhebliche Rest einer früheren Stiftung zu diesem Zwecke an verschiedene Orte geschickt wurde.

Erst später erkannten wir, daß wir auch hier im kleinen ein Stück Weltgeschichte gesehen: den Zug der Mosleminen nach Osten, woher sie gekommen, den Heiligtümern ihrer Väter entgegen. Die einst als siegreiche Eroberer westwärts gezogen waren, als ein geschlagenes Volk flüchteten sie nun zurück. Wie wenige von ihnen haben wirklich das Ziel ihrer Wanderung erreicht! In solchen Zeiten ist das Schicksal der einzelnen nichts und die Hunderte, die am Wege sterben, werden nicht verzeichnet. Der Wagen des Schicksals rollt ehern und unbarmherzig über sterbende Menschenleiber, und die ihn zu lenken glauben, haben auch heute noch nicht Zeit und nicht Lust zu Erwägungen der Menschlichkeit.

(Schluß folgt.)

Rundschau.

Literatur über den Balkankrieg.

Von Franz Carl Endres, kais. ottom. Major im Generalstabe.

Auch die Kriege verfallen dem Schicksal moderner Erscheinungen: das Interesse an ihnen und das Gedächtnis an sie werden kurzlebig, werden verwischt von der Flut der sich drängenden Ereignisse.

Wir lieben Sensationen, aber keine Geschichte der Dinge, die uns als Sensation erschienen. Als ob wir uns ihrer schämten!

Die Balkansensation 1912/13 war aber mehr als Sensation, sie hat eine tiefgehende Wirkung auf die politische Lage Europas gehabt und bildet wohl nur die dramatische Einleitung zu weiteren Entwicklungen, an denen die europäische Öffentlichkeit zweifellos beteiligt sein wird.

Ein Buch wie Dr. Kurt Floerickes „Geschichte der Bulgaren“ (Stuttgart Franckhsche Verlagsbuchhandlung 1913) ist daher zu begrüßen. Es gibt durch seine knappe, flott geschriebene Darstellung die historischen Grundlagen, aus denen heraus der Leser die historische Notwendigkeit des Balkankrieges und gleichzeitig die Gründe für seinen erstaunlichen Mangel an Kultur verstehen lernt.

Der Verfasser ist leider über die Tätigkeit der deutschen Reformer recht schlecht beraten, sonst würde er nicht schreiben können, daß das türkische Heer „von deut-

Digitized by Google

schen Instrukteuren eifrig, aber ohne Verständnis für islamitische Eigenart gedrillt" worden sei. Es ist bedauerlich, daß in einer Zeit, die vollstes Übereinstimmen des Volkes mit der Armee so dringend erfordert, es noch immer gebildete deutsche Männer gibt, die bei jeder Gelegenheit den deutschen Offizier in den Augen der Welt herunterſetzen müſſen und ſich nicht bemühen, den ernſten und unendlich ſchweren Beruf, den wir Offiziere haben, genauer ſich anzuſehen. Es iſt politiſch ſo kurzſichtig und ſo erfreulich für unſere Feinde!

Nebenbei iſt dieſes Urteil des Verfaſſers auch grundfalſch. Erwieſenermaßen haben die wenigen, von deutſchen Offizieren ausgebildeten Truppenteile ſich aus gezeichnet geſchlagen und den Sieg am Südflügel der Tſchataldſchaarmee gegen Ende März, faſt den einzigen taktiſchen Erfolg der ottomaniſchen Armee, hat ein deutſcher Diviſionskommandeur erfochten. *Aber es iſt nicht deutſche Offiziers-Art, die Erfüllung ſeiner Pflicht als Heldentat in die Welt hinauszupoſaunen.*

Bedenklich erſcheint mir für jeden Verfaſſer, der den Krieg nicht geſehen hat und dem amtliches Material nicht zur Verfügung ſteht, Lehren des Balkankrieges zu ziehen, wie das Generalmajor H. Meyer in ſeinem Buch „Der Balkankrieg 1912/13 und ſeine Lehren" (im Selbſtverlag erſchienen) getan hat.

Trotz einer ganzen Anzahl von Unrichtigkeiten, namentlich in bezug auf Kriegsſtärken, die bei der Art der Quellen und der Literatur des Verfaſſers ganz ſelbſtverſtändlich ſind, iſt es immer noch erſtaunlich, wie viel *Richtiges* der Verfaſſer bringt, mit welchem Geſchick er die Bruchſtücke ſeiner Nachrichten zu einem Ganzen vereinigt und wie es ihm gelingt, aus dieſem Ganzen richtige Lehren zu ziehen. Allerdings nur ganz allgemein gehaltene Lehren. Der Verfaſſer übt weiſe Beſchränkung, und damit gewinnt ſeine Arbeit, die auf ſchwankendem Boden ſteht, doch eine Bedeutung, die über die Journaliſtik des Alltags weit hinausragt.

Einen Gegenſatz in der Art der Entſtehung zu dieſem Buch bildet das Erſtlingswerk eines jungen deutſchen Offiziers, der durch beſonders glückliche Umſtände in der Lage war, als Ordonnanzoffizier im Stabe des Oberkommandos in Gallipoli den Feldzug mitzumachen. Hans *Rhode* ſchreibt in ſeinen „Operationen an den Dardanellen im Balkankriege 1912/13" (Berlin 1914 bei Eiſenſchmidt) durchaus Selbſterlebtes.

Warum der junge Autor unter der Ägide einer Vorrede von Oberſt Balck den Schritt in die Öffentlichkeit unternimmt, iſt nicht recht erfindlich und ganz unnötig. Die Kritik würde ſich nicht ſcheuen, trotz der empfehlenden Vorrede „zu kritiſieren". Ja, wenn man viel mit Büchern zu tun hat, dann .... lieſt man die Vorrede erſt, wenn man das Werk geleſen und ſich ſelbſt ſein Urteil gebildet hat.

Und dieſes Urteil kann dem Verfaſſer nur Lob ſpenden. Friſch, lebendig, durchaus beſcheiden und von der eigenen Perſon ganz abſehend (eine für Memoiren höchſt ſeltene und doppelt anerkennenswerte Tugend) dabei großes Verſtändnis für die Taktik und die Praxis der Truppen verratend, ein Buch voll Erfahrung, voll „Vernünftigkeit!"

Jeder Offizier ſoll dies Buch leſen, aber auch jeder „Nichtſoldat" wird Stunden großen Genuſſes bei der Lektüre haben.

Digitized by Google

Der Verfasser sagt nicht alles, was er weiß, aber was er sagt, ist wahr und klar.

Die Operationen auf Gallipoli werden vielleicht in der Zukunft der Teil des Krieges sein, den man am meisten studieren wird, da er das Zusammenwirken von Flotte und Heer, einen gemeinsamen (allerdings nur gemeinsam gewollten, aber nicht gemeinsam gewordenen) Angriff von Land- und Landungstruppen uns vorführt, also einen Gegenstand, den die Kriegsgeschichte noch äußerst selten bietet.

Auch dieser Verfasser zieht Lehren aus dem Kriege und ganz entsprechend seiner aktiven Teilnahme Lehren bis zu den kleinsten Details der Taktik.

Meine eigenen Erfahrungen aus dem Kriege, die allerdings im Gebiet der Kampftaktik nicht so reichhaltig sind, wie die des Verfassers, decken sich mit den seinen völlig.

Das außerordentlich taktvoll geschriebene Buch wird stets für das Studium des Balkankrieges für den Offizier, den Arzt und den Historiker unentbehrlich sein.

Glück auf! junger Kriegskamerad!

Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer.

Mit aufrichtiger Freude zeige ich dieses Buch[1]) an. Zunächst unterrichtet der Herausgeber in einer Einleitung über Sailers Leben und über die geschichtliche Stellung seines Werkes. Es tut einem wohl, diese wirklich gewissenhafte und kundige Abhandlung zu lesen, der meines Wissens nichts von Bedeutung aus der betreffenden Literatur entgangen ist. Nur hätte ich sehr gern ein ganz kleines Schriftchen benützt gesehen, das ganz ausgezeichnet in die Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung einführt: G. Seuffer, „Wesen und Entwicklungsgang des schwäbischen Dialektes und der schwäbischen Mundartdichtung", Bayreuth 1908. Für die umsichtige Benützung der Literatur spricht es, daß Owlglaß dort, wo er über Sailers Predigt vor der schwäbischen Landesgenossenschaft in Wien handelt, in einer Anmerkung auf Abrahams a Sancta Clara Predigten vor denselben Zuhörern hinweist. Bezüglich der geschichtlichen Stellung der mundartlichen, weltlichen und geistlichen Komödien Sailers ist aber sehr entschieden zu betonen, daß es sich hier nicht um eine historische Einzelheit handelt, sondern Sailer ist ein Typus. Er gehört in die ganze ungeheuer verzweigte Theatergeschichte des Alemannen und Bayern, in jene scharf ausgeprägte landschaftliche Bühnenkunst, die längs des ganzen Zuges der Alpen aus dem Barock herauswuchs und sich schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts tief ins Volk verbreiterte. Über tausende solcher Bauernaufführungen und Bauerndramen vom späten 17. bis Anfang des 19. Jahrhunderts in Schwaben und Bayern sind wir unterrichtet, teils durch erhaltene Texte, teils durch Zeugnisse über die Darstellung. So bestand am Burgberge bei dem Hammerwerk Kiefersfelden seit 1596 ein stehendes Dorftheater fast durch 300 Jahre; hier spielten die Schmiedegesellen Komödie und noch um 1800 schrieb der Kohlenbrenner Josef Schmalz aus Brixlegg für die Kiefersfeldner eine Reihe von Stücken: „Das Bayerland" —

[1]) Neu herausgegeben von Dr. Owlglaß. München o. J. (1913) Albert Langen. Mit einer Noten-beilage. Umschlagzeichnung von Wilhelm Schulz. Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark, Liebhaberausgabe 20 Mark.

Digitized by Google

die Verdienste dieser Zeitschrift wird man erst nach Jahrzehnten in ihrem ganzen Umfange abschätzen können — bringt dazu von E. Eid einen grundlegenden Beitrag. (14, 189 ff, 198 ff, 210 ff, 220 ff, 233 ff.) Ferner kennen wir aus dem 18. Jahrhundert bayerische Primizfestspiele, und welche Ausdehnung diese bäuerliche Bühnenkunst gerade in Tirol etwa genommen hat, erweist die Tatsache, daß wir hier aus 160 verschiedenen Orten von ungefähr 800 Volksaufführungen Kenntnis haben, und zwar allein aus den Jahren 1750—1800. Darüber unterrichten verschiedene Aufsätze in der gleichfalls ganz ausgezeichneten „Zeitschrift des Ferdinandeums". Sailer ist also weder ein Anfang noch eine Einzelheit, sondern beinahe der Abschluß, jedenfalls sind seine Bauernkomödien nur ein winziger Teil, Glieder der ungeheuern Entwicklung, die zwar gemeinbayerisch war, aber auch den oberschwäbischen Landschaften zukam. Ich möchte mit diesen Verweisen lediglich einige Teile in der Einleitung von Owlglaß ergänzen und, soweit es auf Sailers geschichtliche Stellung ankommt, berichtigen. Sailers Werke stellen ungefähr den Typus jener Volksdramatik dar, gegen die der Münchener Anton Bucher, 1746 geboren, in den achtziger Jahren seine glänzenden Satiren richtete. Die lateinischen Versprologe Sailers, die Owlglaß in Prosa verdeutscht, weisen noch deutlich auf den Zusammenhang dieser Volksbühnenkunst mit dem Barocktheater hin.

Owlglaß kennt die Mundart des vorderen Allgäus, seiner Heimat, und die Schreibweise der schwäbischen Mundart, wie er sie gibt, wird kaum ernsthaften Widerspruch finden können. Für das westliche Oberbayerisch ist diese ostschwäbische Mundart zumal in den Vokalen spielend leicht zu verstehen. Owlglaß fügt ein kleines mundartliches Wörterbuch bei, das sich nicht einfach an die ersten ältesten Wörterbücher zu Sailer anschließt, sondern auch die modernen schwäbischen Sammlungen heranzieht, auch das ein Beleg dafür, daß der Herausgeber sich die Arbeit nicht leicht machte, sondern wirklich solid und zuverlässig zu dienen sucht.

Es ist ein Heilswerk, daß unsere so künstlich geschaffene und künstlich erhaltene Schriftsprache, die von Jahr zu Jahr blasser und toter wird, aus dem ewigen Jungbrunnen der Mundarten, sei es im Norden, Süden, Osten und Westen mit neuem Leben gespeist wird. Es ist ein Heilswerk, daß das deutsche Schrifttum, die ganze deutsche Kultur beide Herzkammern offen hält für das Leben unzerstörbarer Besonderheiten, die in allen deutschen Landschaften wurzeln. Denn die vielfältigen Wunder deutscher Stammesindividualitäten haben das Reich und seine Kultur groß gemacht, zu allen Zeiten, ob die Führer Staufen, Habsburger oder Hohenzoller waren. Jede ehrliche, gewissenhafte Tat in dieser Richtung ist Verdienst an der Zukunft. Unter diesem Gesichtspunkte schätze ich die Neuausgabe von Owlglaß ein. Insbesondere ist es eine unabweisbare Pflicht der Wissenschaft, eine Ehrenschuld der oberdeutschen Stämme, daß die vielhundertjährige Kultur und Literatur Bayerns und Schwabens aus dem geschichtlichen Wirrsal von Unkenntnis, Geschichtsklitterung, gutmütiger Bequemlichkeit und üblem Willen gehoben wird. Neuausgaben verschollener Schätze sind das Erste und Wichtigste, denn sie bereiten Kenntnis und Interesse vor. Ein Verlag, der hier mit Opfersinn und mutigem Wagnis eingreifen würde, der würde eine Kulturtat schaffen. Aber es müßte unbefangen und vorurteilsfrei geschehen. Denn eben die Geschichte von vorgestern

Digitized by Google

darf nicht durch politische Schlagworte von heute, und seien sie für die Stunde noch so berechtigt, in den Streit des Tages gezerrt werden.

Josef Nadler (Freiburg i. d. Schweiz.)

„Kulturbilder aus Alt-München"[1].

Auf der Grundlage langjähriger archivalischer Forschung, schlicht und ungezwungen und doch mit warmherziger Anteilnahme und anziehendster Behaglichkeit, so wie vordem die Großväter alte Erinnerungen am flackernden Kaminfeuer austauschten, erzählt Trautmann in diesem neuesten Buch von verklungenen Menschenschicksalen und läßt Erinnerungen wiederaufleben, die einen erbaulichen Einblick gewähren in eine herrliche, kunsterfüllte Vergangenheit unserer „Vaterstadt" München und in die einfache, mitfühlende und herzgewinnende Sinnesart ihrer Bewohner, die ohne viel Worte Gutes geschaffen und Großes geleistet hat.

In der alten Fürstenfeldergasse, in der Körnspecker-, das ist der späteren Herzogspitalgasse, zur Spätzeit des 17., im ganzen Verlauf des 18. bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts kennt Trautmann jedes Haus und dessen Baugeschichte, den Bauherrn und seine Familie, ja bis ins kleinste eindringend die Schicksale der einzelnen Bewohner. Und wie plauderſam weiß der Verfasser Familienschicksale zu erzählen, mögen sie etwas Exotisches in sich tragen wie die des Michelangelo Galilei, eines Bruders des berühmten Galileo Galilei, oder des Hofsängers Anton Raaff, mögen sie etwas Stillversonnenes, Kunst- und Wissenschaftverklärtes haben wie ihre Träger die Ringseis, Schubert, Schelling; Oefele, Asam, Beich, Edlinger; Sustris, Gerhard — Namen, mit denen Kulturhöhen unseres engeren Heimatlandes verknüpft sind, oder mögen es die Schicksale stadtbekannter, volkstümlicher Persönlichkeiten sein, wie des Vogeldoktors Joseph Speckmayr, der Sporer Kathl, der herzhaften Bäckerstochter im Tal, die dem König Ludwig jedesmal, wenn er nach Italien fuhr, einen eigenhändig bereiteten, frischgebackenen Laib Münchener Hausbrotes an den Wagen bringen mußte und der der König getreulich zu wissen tat, wie lang besagter „Weck" ausgereicht und an welchem Ort das letzte Stück verzehrt wurde, oder des vorletzten Pollinger Propstes Franz Töpfl, eines Münchener Bürgersohns, der stadtbekannt war und gernbelacht wegen der mehr als ehrwürdigen Pollinger Staatskarosse, in der er in ziemlich antiker Garderobe, eiserne Schnallen an den Schuhen, seine feierlichen Auffahrten erledigte, der aber bei aller „Knickerigkeit" während der Hungerjahre von 1770—1772 täglich hundert Arme auf seine Kosten speisen ließ, der auch jenen prachtvollen Bibliothekraum in Polling baute und darinnen die 80000 Bände aufstellte, die er gesammelt hatte. Allerliebst und drollig zugleich liest sich das letzte Stück „Aus Frater Michaels Merkbüchlein", worin die scheinbar widersprechendsten „Tugenden" eines Laienbruders und Klosterpförtners: List und Verschlagenheit, Gewissenhaftigkeit und Treue gegen den Landesherrn, endlich Enthaltsamkeit die schwersten Belastungsproben zu bestehen haben.

Welche Quellen und Hilfsmittel der Verfasser wohl zumeist zu Rate gezogen hat? In erster Linie Jakob Sandtners, des Straubinger Drechslermeisters, Holz-

[1] I. Reihe, München, 1914; J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung (Schöpping), 208 Seiten, 8°, gebd. 4 M.

Digitized by Google

modell der Stadt München vom Jahre 1571, jene unvergleichliche Quelle zur Topographie und Baugeschichte Altmünchens (jetzt im Nationalmuseum), dann die Grundbücher der Stadt aus vier Jahrhunderten, Hausnummer für Hausnummer mit wahrem Bienenfleiß durchforscht und exzerpiert, dann sämtliche Taufbücher und Totenroteln der Altmünchener Pfarreien, dann das Münchener Stadtarchiv und die einschlägigen Regesten- und Urkundensammlungen, ferner das Kgl. Kreisarchiv und das Archiv des Kgl. Hauses nebst allen Hofzahlamtsrechnungen aus den genannten Jahrhunderten und — das wichtigste Werkzeug: ein fabelhaftes Lokalgedächtnis, in Architekturfragen den Kennerblick des Fachmanns und endlich bei aller schöpferischen Phantasie die unbedingte Zuverlässigkeit des historischen Forschers.

Kulturbilder aus Bayerns Vergangenheit „malte" man schon früher einmal, in den Anfängen der sechziger Jahre, als eben das neue Nationalmuseum, jenes erste, das heute noch in der Maximilianstraße steht, fertig geworden war; aber jene Produkte müssen ohne Ausnahme als unecht und verlogen bezeichnet werden. Kein Wunder, denn jener ganzen Richtung fehlte zwar nicht eine schwungvolle Begeisterung für das Blendende in der politischen und Kriegsgeschichte, wohl aber ganz und gar der Blick für das Schlichte, Echte in den einzelnen Kulturepochen. Was Trautmann gibt, ist Kleinkultur, gemalt mit hingebungsvollem Feinsinn.

Den Kulturmaler Karl Trautmann kennt der Münchener schon längst; aber was er uns durch seine gelungenen Abendvorträge in den verschiedensten fachwissenschaftlichen Vereinen in losen Bildern aufwies, hat er hier — dem Drängen seiner Freunde folgend — zum erstenmal in einen Band gesammelt. Wir danken ihm für diese Gabe und sehen mit Spannung der II. Reihe entgegen, die baldigst erscheinen und uns nach dem Rindermarkt, in die Theatiner- und Prannerstraße und andere führen wird. Ob nicht Trautmanns „Kulturbilder" für die librettodarbenden Dramatiker — ich denke dabei mehr an die Musiker — Stoff oder Anregung bieten könnten? Manch anziehende Persönlichkeit oder Begebenheit aus der Münchener Lokalgeschichte möchte einen dankbareren Stoff abgeben — vorausgesetzt, daß ein Genius ihn zu formen Lust hat — als etwa der aufgewärmte „Bürger als Edelmann".

Die innere Ausstattung des Buches ist geschmackvoll. 16 Tafeln Bilder, eines sogar in den Farben des Originals von George de Marée, ferner eine Anzahl Vignetten von der Hand Hans Stockmanns verleihen dem Ganzen einen besonderen Schmuck. Otto Kronseder, Straubing.

Miniaturen aus Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München.

Ein alter Wunsch der Kunsthistoriker ist auf die Publikation der großen, in unseren Bibliotheken ruhenden zeichnerischen und malerischen Schätze gerichtet. In München konnte man bis jetzt durch die verständige Mitwirkung des leider verstorbenen Photographen Teufel zwar einige Tausend Blatt Einzelaufnahmen aus Manuskripten der Staatsbibliothek haben: aber das war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Nun hat der Verlag Riehn und Tietze, der dieses Inventar von Teufel erworben hat, sich daran gemacht, wenigstens einen Teil der bedeutendsten Handschriften systematisch zu veröffentlichen und hat als Herausgeber den Münchner

Digitized by Google

Oberbibliothekar Georg Leidinger gewonnen, der der Vorstand der Handschriftenabteilung ist und die hier in Betracht kommenden Fragen wohl genauer kennt als irgend ein anderer.

Als erste der Handschriften wurde mit Recht einer der berühmten Bamberger Prachtcodices herausgegeben, der der Reichenauer oder vielleicht sogar der Sankt Galler Schule angehört, und den Leidinger mit einer wohl zu großen Vorsicht als „das sogenannte Evangeliarium Kaiser Ottos III." bezeichnet. Man sollte nicht glauben, daß dieses gewiß ungemein wichtige Buch bis jetzt noch nicht vollständig publiziert gewesen ist: nun liegen endlich alle seine Miniaturen in Abbildungen vor. Leidinger gibt im einleitenden Text die Geschichte des Manuskriptes, soweit wir sie kennen und auch eine vollständige Übersicht über die sehr verschiedenen Meinungen in bezug auf die Entstehungszeit; denn während die einen es für Otto III. gemacht sein lassen, schreiben die andern und nicht nur die Bamberger Lokalhistoriker es der Zeit Heinrichs II. zu. Leidinger läßt, wie der vorsichtig gewählte Titel zeigt, zwar die Frage offen, aber spricht sich doch für Böges Ansicht aus, daß das Buch für Otto III. gemacht sei und dessen Porträt enthalte. Es scheint auch mir, daß man schon wegen der schönen Altertümlichkeit des Stils, der noch etwas beinahe Saftiges hat, das Manuskript nicht nach dem Schluß des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung ansetzen darf.

Das zweite Heft gibt die Miniaturen eines sehr kleinen, mit altniederländischer Zierlichkeit ausgemalten flämischen Kalenders, der um 1520 gemacht ist. Das außerordentlich reizvolle Stück wird gewöhnlich der Brügger Schule zugeschrieben und in sehr engen Zusammenhang mit dem Breviarium Grimani gebracht, auch mit anderen Büchern, die ebenfalls der Brügger Schule angehören und an deren Entstehung der berühmte 1561 gestorbene Simon Bening beteiligt sein soll. Mir steht die Zugehörigkeit zur Brügger Schule nicht sicher; auch der Umstand, daß angeblich der Krahnenplatz von Alt-Brügge darin vorkommt, scheint mir nichts zu beweisen. Im allgemeinen geht der Charakter mehr nach dem Brüsseler und Antwerpener Stil zu, wie er sich um 1520 unter dem Einfluß von Barent van Orley ausgebildet hatte. Wenn wir aus der Geschichte der Malerei die nächste Parallele ziehen wollen, so käme wohl die merkwürdige Serie von Heiligenbildern mit scharf durchgeführten Architekturansichten in Betracht, die im rechten Seitenschiff der Jakobskirche von Antwerpen schlecht beleuchtet und wenig beachtet hängen. Die Verwandtschaft der Kompositionen mit dem Breviarium Grimani und anderen Brügger Kalendarien ist zwar gegeben, aber auch sie beweist nichts. Fast ebensogut könnte man das Buch mit dem hundert Jahr früher entstandenen Gebetbuch von Chantilly zusammenbringen, das auch ähnliche Kompositionen enthält, die ja teilweise für die Grimani-Künstler direkt oder indirekt vorbildlich gewesen sind. Bei den Kalendern spricht abergläubische Tradition so stark mit wie die künstlerische. Infolgedessen ist bei dem engen Zusammenhang der künstlerischen Hauptstätten vom alten Flandern und Brabant doppelt große Vorsicht geboten.

Von besonderem Interesse wird den Freunden alter bayerischer Kultur und Kunst das berühmte Turnierbuch sein, das alte ritterliche Kampfspiele aufzählt und in farbigen Abbildungen schildert, die Herzog Wilhelm IV. von Bayern mitgemacht

Digitized by Google

hat. Das interessante Werk ist um 1540 von einem nicht greifbaren Maler Hans Ostendorfer gemacht worden. Welcher von den drei Hans Ostendorfer, die laut der Forschungen von Hans Buchheit im 16. Jahrhundert für den Münchener Hof gearbeitet haben, war nicht sicher festzustellen: aber immerhin wird man nicht nur die Reproduktion des freilich mehr kulturgeschichtlich als künstlerisch interessanten Buches ebenso gern begrüßen wie den Text, in dem Leidinger viel neues Material beibringt.

Das vierte Heft gibt drei wertvolle armenische Bilder — Handschriften mit erläuterndem Text von Emil Glatzl. Karl Voll.

Von Bürkels Jahrbuch[1])

ist mit einiger Verspätung der Jahrgang 1912 abgeschlossen worden. Zugleich wird damit eine neue Ära für dieses Organ eingeleitet, die ihm durch staatliche Unterstützung hoffentlich die Zukunft sichert. Wir brauchen in unserem noch immer wenig regsamen bayerischen Betrieb der Kunstgeschichte eine Revue, die Veranlassung gibt, die Forschung zu beleben und ihre Resultate zu zeigen.

Es ist selbstverständlich, daß die Neuerwerbungen unserer Museen hierin die Leitung übernehmen. In der Tat muß wohl auch ein skeptischer und rückhaltender Beobachter zugeben, daß sich in den letzten Jahren sehr viele und kräftige Besserungen durchgesetzt haben. Die heillose Stagnation, unter der bei einem sehr mißverstandenen Sparsystem unsere Museen bis vor kurzer Zeit gelitten haben, ist gebrochen. Das neue Heft zeigt denn in den offiziellen Berichten über die Neuerwerbungen unserer Staatssammlungen auch manchen in jeder Hinsicht wichtigen Ankauf. Der bedeutendste Fall ist wohl die Erwerbung eines italienischen Familienporträts aus dem späten 15. Jahrhundert, das Walter Gräff in einer sehr umsichtigen Studie einem bis jetzt wenig bekannten Maler der Schule von Ferrara, dem Baldassare Estense, zuzuweisen sucht. Gewiß ist dieses Gruppenbild nicht so stark wie die Einzelbildnisse von der Hand des Cossa, auf die es zurückgeht: aber wir kennen in der gesamten italienischen Tafelmalerei der Zeit kein Gegenstück von solch herber Anschaulichkeit in der Schilderung der damaligen Menschen. Der künstlerische Wert des Bildes ist an sich nicht gering: aber ausnahmsweise darf man hier einmal sagen, daß den Wert der Tafel ihre Eigenschaft als eines unerhört starken Kulturdokumentes ausmacht.

Johannes Sieveking und Ernst Buschor haben eine zusammenfassende Studie über die Niobidengruppe gebracht, eine sehr dankenswerte Studie, wie man sie dem Münchner Jahrbuch öfters wünschen möchte. Unter anderem wird ein methodisch wichtiger aber vielleicht zu stark betonter Grundsatz nebenbei in dieser Studie aufgestellt, daß unsere Vorstellung über die Entwicklungsgeschichte der griechischen Plastik dadurch getrübt worden sei, daß wir noch immer als Werke der reifen oder spätarchaischen Zeit manche erst um Christi Geburt entstandenen künstlich archaisierenden Neuschöpfungen nehmen. So wird in dem Aufsatz behauptet, daß der kapitolinische Dornauszieher eine derartige Neuschöpfung und die Weiterbildung eines erst in hellenistischer Zeit geschaffenen Typus sei, also nicht, wie bisher angenommen wurde, dem 5. Jahrhundert angehöre. Ich bin nicht Archäologe und muß

[1]) Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst. 2. Halbband des Jahres 1912, München bei Georg Callwey.

Digitized by Google

mich hier vorsichtig zurückhalten, aber ich kann dem Herrn Verfasser in dieser Hinsicht nicht beipflichten. Die kapitolinische Bronze ist dermaßen rein und einheitlich, daß die eben behauptete Stilmischung mir unglaublich erscheint; auch zeigt der kauernde Jüngling von Olympia, daß in jener frohen Zeit solche Motive denkbar waren.

Sehr interessant sind die Ausführungen von Alois Grünwald über die Arbeitsweise einiger hervorragender Meister der Renaissance. Wenn er z. B. einen der sogenannten Sklaven von der Sixtinischen Decke des Michelangelo mit einer nahezu identischen weiblichen Figur auf einem hellenistischen Relief im Vatikan zusammenbringt, so kann man angesichts der überraschenden und weitgehenden Übereinstimmung sich kaum des Gedankens erwehren, daß Michelangelos Figur in Abhängigkeit von diesem Relief stehe. Und doch glaube ich hier nur an Zufall; wenn je Michelangelo das Relief gesehen hat, so bedeutete das ihm nur eine Auslösung einer schon in ihm ruhenden künstlerischen Idee, die sein persönliches Eigentum ist.

Sehr ausgiebig und reich an archivalischem und sonstigem positivem Material ist der Aufsatz von Uhde-Bernays über Anselm Feuerbachs Münchener Studienzeit. Man möchte nur wünschen, daß das gesamte 19. Jahrhundert noch rechtzeitig in dieser peinlich genauen Weise studiert werde, ehe die vielen noch fluktuierenden Nachrichten, die man da und dort sammeln kann, für immer zu Boden gesunken sind und im Schlamm der Vergessenheit untergehen. Karl Voll.

Unsere letzten Erdbeben.

Von Professor K. Rudel, Vorstand der Wetterwarte in Nürnberg.

Wir Süddeutsche erlebten kräftigere Bodenbewegungen in letzter Zeit am 16. November 1911 und am 20. Juli 1913. Durch seine Wirkungen erwies sich das Novemberbeben als das stärkere gegenüber dem Julibeben. Professor E. Rudolph in Straßburg teilte als Ergebnis seiner Untersuchungen über den Herd dieser Beben mit, das zweite Beben sei ein Nachbeben des ersten gewesen. Der Herd beider Beben lag bei Ebingen am Südostabhange der Rauhen Alb, nahe der Wasserscheide Rhein—Donau, und zwar in beträchtlicher Tiefe unter der Erdoberfläche.

Neuerdings ereigneten sich am 3. Februar 1914 Beben, deren Herd die Rauhe Alb war. Europäische Erdbebenwarten verzeichneten vom 30. Januar ab eine Woche lang kräftigere Bodenunruhe. Professor Belar, Leiter der Laibacher Warte, erklärt diese Bodenbewegungen als unmittelbare Ursachen der Grubenunglücke bei Dortmund und Dorsten. Dann wäre das Beben in der Rauhen Alb vom 3. Februar ebenfalls auf die Fernbebenausläufer des 30. Januar zurückzuführen, es würde als Relaisbeben zu diesem ungewöhnlich starken Fernbeben aufzufassen sein.

Im nördlichen Teile der Schwäbischen Alb bis zum bayerischen Ries um Nördlingen, wie südlich im Hegau ist eine Reihe längst erloschener Vulkane nachgewiesen. Da läge es nahe, den erwähnten Beben vulkanischen Ursprung unterzuschieben. Trotzdem zählt sie E. Rudolph den tektonischen Beben (begründet im Aufbau der Erdkruste) oder Auslösungsbeben zu. Gestützt wird diese Ansicht durch das Vorhandensein von Verwerfungsspalten in der Nähe Ebingens. Solche Bruch- oder Verwerfungsspalten legen stets untrüglich Zeugnis ab von früheren Bodenverschiebungen gewaltiger Beben, von ruckweisen Bewegungen riesiger Erdschollen.

Digitized by Google

Sie deuten unruhigen Untergrund an, sie finden sich immer nahe dem Herd solcher Beben, für die vulkanischer Ursprung schwer nachweisbar ist.

Hier sei auf weitere übereinstimmende Erscheinungen bei jenen zwei Beben aufmerksam gemacht, die geeignet sind, die Gründe dafür zu mehren, daß Auslösungsbeben vorliegen. Das Novemberbeben verlief einige Tage vor Neumond und ferner anderthalb Stunden vor dem Durchgang der Rauhen Alb durch den Mittagskreis (auf der Nachtseite der Erde), das Julibeben einige Tage nach Vollmond und eine Stunde nach dem Durchgange (am Tage). Um die Bedeutung dieser Tatsachen für den Eintritt von Auslösungsbeben würdigen zu können, müssen wir uns kurz mit der Mechanik dieser Art Beben beschäftigen.

Der Gesteinsmantel unserer Erde ist allenthalben von Spalten durchsetzt. Sie lassen sich langhin verfolgen. Weitklaffende Spalten bergen Ausfüllungen durch ortsfremde Stoffe teils von oben, meist von unten herrührend. In den tieferen Lagen dieser Füllungen finden sich zuweilen wertvolle Erze. Der Zusammenhang in den streichenden Schichten ist durch die Spaltung nicht nur einfach unterbrochen, die Schichten setzen sich jenseits der Spalten in höherer oder tieferer Lage fort. Derartige Versetzungen und Verwerfungen treten im Bergwerksbetrieb leider oft genug störend auf, das Wiederauffinden der kohlen- oder erzführenden Schichten jenseits von Spalten verursacht großen Kostenaufwand. Nach ausgedehnten, heftigen Erdbeben zeigten sich als Folgen von starken Bodenverschiebungen während derselben kilometerlange Verwerfungsspalten mit metergroßen wagrechten wie senkrechten Versetzungen, so besonders bei japanischen und kalifornischen Beben. Spaltenbildung ist zu beobachten jeden Winter bei starkem Frost in den Eisdecken unserer Seen. Mit Krachen öffnen sich solche Risse, die Eisfläche wird in Schollen zerlegt, zuweilen schieben sich die Schollen übereinander. Bei dem Durchkreuzen alter und neuer Risse sind seitliche Versetzungen wahrnehmbar. Die Ursache ist klar. Die Abkühlung des Eises ist von Raumminderung begleitet, dem Schrumpfen widersteht die Zugfestigkeit bis zu einem gewissen Maße, überschreitet die Spannung im Eise jene Bruchgrenze, so vollzieht sich die Verkleinerung plötzlich und sprungweise, es entstehen klaffende Spalten. Die Decke zerfällt in Schollen.

Die Erde als Ball im kalten Weltenraum unterliegt jedenfalls steter Abkühlung und Schrumpfung. Nun stellt die Erdfeste ein Gewölbe dar, das urgewaltige Spannungen birgt. Es ist durchsetzt von Spalten als Folgen früherer Entspannungen. Längs dieser Spalten, den Stellen geringsten Widerstandes gegen Verschiebungen, werden die wachsenden Druck- und Zugkräfte zuerst Bewegungen auslösen. Die von Spalten rings umgrenzte Erdscholle gerät nach längerer oder kürzerer Ruhezeit wieder einmal ins Schwanken, nach einem gewaltsamen Ruck oder einer Reihe solcher Zuckungen erreicht sie eine neue Gleichgewichtslage mit Restspannungen unterhalb der Bruchgrenze. Begreiflich ist, daß bei dem Vorgange starke Reibung überwunden werden muß, die dabei auftretenden zahlreichen Einzelstöße werden bis zum Ohre fortgepflanzt und als Donnern, Rollen, Knallen, Krachen, als Knistern und Knirschen empfunden.

Der Übergang von Ruhe zu Bewegung, die Auslösung erfordert durchaus nicht besonders große Kräfte. Irgend eine an sich ganz belanglose, geringfügige Zusatz-

Digitized by Google

kraft zu den schon vorhandenen Spannkräften bewirkt eben als „letzter Tropfen am Eimer" die Überschreitung der Grenze, das Auslösen der Bewegung. Die auslösende Ursache wird zuweilen außerhalb der Schrumpfung zu suchen sein.

Wir wissen, daß bei Voll- und Neumond verstärkte Gezeiten, die gefürchteten Springfluten einzutreten pflegen. Sonne, Mond und Erde liegen dabei nahe einer Geraden. Die Anziehungskraft des Mondes auf die Erde wird bei dieser Lage verstärkt durch jene von der Sonne ausgehende. Jahrelang fortgesetzte Beobachtungen an Erdbebenaufzeichnern und deren Studium haben nun ergeben, daß die Erdfeste ebenfalls eine Flutbewegung aufweist, welche Hebung und Senkung des Bodens um etwa zwei Dezimeter mit sich bringt. Auch vorübergehende Belastungen von Erdschollen wie plötzliche Entlastungen können Auslösungen reifer Spannungen bewirken. Wiederholt haben Erdbebenwellen von einem Herd auslaufend Spannungen an weitentlegenen Stellen der Erde ausgelöst und so Relaisbeben verursacht.

Die Beben vom 16. November 1911 und 20. Juli 1913 scheinen durch die sich gegenseitig verstärkende Mondsonnenflut ausgelöst worden zu sein. Die erste Auflösung brachte das stärkere Beben zustande, die noch verbleibende Restspannung wuchs wieder an, bis sie am 20. Juli aufs neue in Bewegung sich umzusetzen vermochte. Diese zwei Beben zeigten übereinstimmend weiterhin neben dem Hauptherd bei Ebingen ein Nebengebiet stärkster Erschütterung am Bodensee. Vielleicht dürfte die letztere als ein Relaisbeben des ersteren anzusehen sein.

Das Bodenseebecken gehört einer uralten Bruchspalte an, dem herzynischen Grabenbruch. Diese Verwerfungsspalte zusammen mit jener bei Ebingen begrenzt eine mächtige Erdscholle, deren Südrand dauernd starke Belastung und kräftigen Seitenschub von den Schweizer Voralpen, wachsende Belastung durch die vom jungstürmenden Rhein in den See als Abtrag des Schweizer Hochgebirgs gewälzten Schuttmassen, wechselnde Belastung seitens der Wassermasse des Bodensees erfährt. Der Seitenschub vermag wohl ein Zusammenpressen der weicheren, verhältnismäßig jungen Molasse des nördlichen Bodenseegeländes herbeizuführen, die alten harten Steinwälle des Jura der Rauhen Alb setzen solchen Wirkungen kräftigen Widerstand entgegen. Die Schubkräfte wandeln sich in Spannungen.

Am Nordrande der gepreßten Scholle türmen sich die Albberge, die durch das Wetter, besonders die Winterfröste fortgesetzt Abtrag erleiden. Der Untergrund wird fortgesetzt entlastet. Im Laufe der Jahre und Jahrhunderte wächst ein Drehmoment heran, das die Scholle zwischen Bodensee und Alb um eine westöstliche Achse zu kippen trachtet. Die Scholle will sich am Nordrande hebend, am Südrande absinkend losreißen. Unterstützt wurde dies Dauerbestreben im Juli vorigen Jahres durch das besondere Verhalten des Bodensees. Innerhalb sechs Tagen stieg der See um vier Dezimeter als Folge von Dauerregen. Aus solcher Höhenzunahme des Seespiegels rechnet sich eine Wasserzunahme von 200 Millionen Kubikmeter für den ganzen See, eine Mehrbelastung des Untergrundes um 4000 Millionen Zentner. Auch von diesem Gesichtspunkte aus dürfte die Anschauung berechtigt erscheinen, nach der das Julibeben zu den tektonischen, nicht aber zu den vulkanischen Beben zu zählen sei. Es wird verständlich, warum das Gebiet der Rauhen Alb Bebenherd bleibt, trotzdem die vulkanische Tätigkeit an der Ober-

Digitized by Google

fläche längst erloschen ist, warum ferner das Bodenseebecken zwei Erdbebenlinien aufweist.

Obwohl der Rhein ununterbrochen groben Schutt dem Seegrund zuführt, fein verteilten Gletscherschlamm dem Seewasser einverleibt, der bei Klärung des ruhig gewordenen Seewassers zu Boden sinkend diesen weiter beschwert, ist doch dauerndes Seichterwerden des Sees nicht wahrzunehmen längs des Südrandes, die Bregenzer Bucht neigt sogar zu einer Vertiefung, es sinkt also der Untergrund etwas stärker als der Seespiegel trotz der Ablagerungen, die ihn erhöhen. Daß der Seespiegel im Laufe der Jahre wirklich tieferen Höhenlagen zustrebt, ergab sich bei der Wiederholung von Präzisionsnivellierungen. Es ward ein Absinken festgestellt an dem Pegel zu Konstanz für die Zeit von 1817 bis 1890 im Betrage von 32 Zentimetern, für 1864 bis 1890 um 16, für 1874 bis 1890 um 9½ Zentimeter, ferner an der Höhenmarke im Bregenzer Hafen für die Zeit von 1869 bis 1895 um 10 Zentimeter. Die Unruhe der Erdscholle, in die der See gebettet, ist auch hieran zu erkennen.

Uneheliche Kinder.

Der Artikel über Kinderhandel in der Dezember-Nummer dieser Zeitschrift läßt mir, wie wahrscheinlich vielen anderen, keine Ruhe. Aber wie ich auch hin und her denke, ich finde kein besseres Mittel zum Kampfe dagegen als das, was ich schon in meinem Aufsatz über Gertrud Gensichens Liebesarbeit in der Januar-Nummer erwähnte: „Man sollte doch endlich aufhören, ein uneheliches Kind für eine Schande zu halten."

Man kann über die Notwendigkeit und Berechtigung der Ehe, wie sie heute ist, denken wie man will, von dem Augenblick an, wo neues Leben keimt, sollte nichts anderes maßgebend sein, als ihm möglichst günstige Bedingungen zu schaffen; denn nicht nur der einzelne leidet durch unser heutiges System; das Abschieben der Verantwortlichkeit, die Heimlichkeit und Unehrlichkeit des Verfahrens, später die Behandlung solcher Kinder sind Krankheiten am Körper der Gesamtheit.

Daß es viel mehr uneheliche Kinder aus guter Familie gibt, als man gewöhnlich annimmt, geht schon aus den vielen Anzeigen von belgischen Ärzten und Hebammen hervor, die sich in unseren großen Zeitungen finden. Ich hatte mich schon immer gewundert, was wohl nachher aus den Kindern würde. Die Schwierigkeiten unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, wodurch so vielen Menschen die Ehe erst spät oder gar nicht möglich ist, mögen an dem außerehelichen Verkehr schuld sein. Daß ein solches Verhältnis, wenn es sich um wirkliche Liebe handelt, höher steht, als die bloße Befriedigung des Triebes, gibt jeder ehrlich Denkende heute zu. Wie aber, wenn es Folgen hat? Zunächst wird solange wie möglich verheimlicht, oder es werden Mittel angewendet, die oft auch das Leben der Frau gefährden. Und wenn nachher nichts anderes mehr übrig bleibt, geht man ins Ausland und läßt das Kind in den Händen gewissenloser Leute — das weitere haben wir in der Dezember-Nummer dieser Zeitschrift gelesen.

Wie arbeiten wir dagegen? Immer wieder muß die öffentliche Meinung im angegebenen Sinne beeinflußt werden. In jeder größeren Stadt muß es Frauen geben, an die die unehelichen Mütter in ihrer Bedrängnis sich wenden können; es müssen

Digitized by Google

Heime eingerichtet werden, in denen sie ihre Entbindung abwarten können, in denen sie zugleich mütterliche Freundinnen finden, die ihnen, wenn sie noch nicht gelernt haben, sich ihr eigenes Brot zu verdienen, zu einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung helfen, damit sie für sich und ihr Kind sorgen können; die in ihnen das Verantwortlichkeitsgefühl dem Kinde gegenüber und die Unabhängigkeit von der Meinung der großen Masse stärken. Denn ist nicht ein Mensch viel wertvoller, der die Folgen seines Tuns auf sich nimmt und die Pflichten, die ihm zufallen, bis zum äußersten erfüllt, als jemand, der sich dem allen entzieht, um Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten zu entgehen? Ist nicht die Frau höher zu achten, die ihr Kind in ehrlicher Arbeit zu einem tüchtigen Menschen erzieht, als die, die es verleugnet und verläßt, um in ein Leben oberflächlicher Geselligkeit zurückzukehren?

Wo es sich um berufstätige Frauen handelt, darf von Entlassung natürlich keine Rede sein, sondern der Urlaub muß ebenso selbstverständlich gewährt werden, wie dem Manne, der eine militärische Übung macht. Unser neues Krankenkassengesetz sieht ja schon eine Unterstützung 14 Tage vor und 6 Wochen nach der Entbindung vor, ohne einen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Müttern zu machen.

Dann brauchen wir Kinderhorte, in denen die Frauen, die nicht zu Hause bleiben können, ihre Kinder gut aufgehoben wissen, Heime in der Art derer von G. Gensichen für die Kinder, deren Mütter ihre Pflicht aus dem einen oder anderen Grunde nicht tun können. Hierfür und für die Mütterheime eignen sich vielleicht die überall im Lande umher leerstehenden alten Herrenhäuser.

Woher sollen aber die Mittel kommen? Es gibt so viel Leute, die keine Kinder haben, die für sich oder ihre Frau ebenso viel brauchen, wie andere mit drei oder mehr Kindern. Diese sollte man heranziehen, oder vielmehr, die sollten freiwillig zu diesem Zweck besteuern. Wenn jeder Mensch, der 30 Jahre alt ist und 3000 M. Einkommen hat, aber keine eigenen Kinder erzieht oder hilfsbedürftige Angehörige unterstützt, 5 %, bei 5000 M. 10 % hergäbe, so käme schon viel zusammen, und jeder hätte nicht so viel abzugeben, wie ein eigenes Kind kostet. Man macht einmal eine Reise weniger, zieht sich etwas einfacher an. Allmählich wird dann diese freiwillige Steuer so selbstverständlich, daß kein anständiger Mensch sich ihr entzieht, oder sie wird als Gesetz denen auferlegt, deren soziales Gefühl zur Freiwilligkeit nicht stark genug ist.

Natürlich muß zum Unterhalt der Kinder der Vater beitragen, wie unser Gesetz das ja schon bestimmt. Ob nicht, wenn man die Schande von ihnen nimmt, solche Kinder, deren Mutter mit für sie arbeiten muß, im großen und ganzen tüchtigere Menschen werden, als andere, die sehen, wie die Mutter ihre freie Zeit mit Nichtigkeiten ausfüllt? Es würden so eine Reihe einfacher kleiner Haushaltungen geschaffen, die helfen könnten, ein Gegengewicht zu bilden gegen den überhand nehmenden Luxus.

Man klagt so viel über Geburtenrückgang, man setzt kostspielige Kommissionen ein, die mit viel gelehrtem Apparat nach den Gründen forschen sollen, und läßt gleichzeitig eine Menge Kinder umkommen, bloß weil sie bei ihrem Eintritt in die Welt die gesetzlichen und gesellschaftlichen Vorschriften nicht beachtet haben. In ein und derselben Zeitungsnummer fand ich auf der einen Seite den Bericht

Digitized by Google

über eine solche Kommission und auf der anderen, daß ein 19jähriges Dienstmädchen seine eben geborenen Zwillinge hatte verhungern lassen. Wenige Tage vorher hatte ein 15jähriges Mädchen, ein einziges Kind, sich aus dem Fenster gestürzt, weil sein Verführer sich verheiratete, und etwas später ein Mann sich und seine beiden kleinen Kinder umgebracht, weil er keine Arbeit fand. Wir können nicht alles Elend aus der Welt schaffen, aber wir können viel, wenn wir etwas einfacher und selbständiger denken und selbstverständlicher handeln wollten. Es wird ja glücklicherweise auch schon mancherlei getan, und wer das allgemeine Wohl in dem von mir angedeuteten Sinne fördern will, findet allerlei Bestrebungen, die der Unterstützung wert sind, so die Arbeit von G. Gensichen, die Bemühungen einer Dame in Erbach (Kinderglück, Hauptstraße 1), die uneheliche Kinder aus guten Familien ihrer gewissenlosen Pflegemutter fortnimmt, und so lange für sie sorgt, bis sie ablegen, was sie an Ungezogenheiten dort gelernt, oder an Krankheiten erworben haben, und zur Adoption in kinderlosen Familien empfohlen werden können. In Pankow-Berlin sind, nach einem Artikel im Berliner Tageblatt, zwei solcher Mutterheime: das Mutterschutzhaus Hartwigstraße 39, und das Mutterhospiz in der Neuen Schönholzerstraße 13, die Unterstützung und Nachahmung verdienen.

Zum Schluß noch ein paar Worte zur Frage der Adoption. Ich glaube, viele Enttäuschungen, die man an fremden Kindern erlebt, kommen daher, daß die Leute bei der Adoption nur an sich denken; das Haus scheint ihnen leer, sie wollen an dem Kind Freude haben, Staat damit machen können, und vergessen ganz, daß ein Kind eine Aufgabe ist, die sehr viel Selbstverleugnung fordert, manche Enttäuschung bringt, aber dann mehr Freude machen kann, als alles andere: die Freude an seiner Liebe und Dankbarkeit, die Freude, der Welt einen tüchtigen Menschen erzogen zu haben. Und dann meinen manche Menschen ein uneheliches Kind bringe ein so viel schlechteres Erbteil mit, als die andern. Ob sie damit recht haben? Menschen, die sich von ihrem Temperament, von einem starken Gefühl hinreißen lassen, die Schranken der Sitte zu überschreiten, sind nicht immer die schlechtesten. Frieda Mallinckrodt, M.-Gladbach.

Max Steiner.

Der Kampf gegen eine längst erledigte, unterwissenschaftliche „Philosophie" könnte als Kraftvergeudung mißbilligt werden, wenn er nicht durch künstlerische Form gerechtfertigt würde. Max Steiners Bücher[1]) gegen Materialismus und Monismus zu lesen, ist eine künstlerische Freude. Dieser Mann ist in einem Alter gestorben, in dem unsereiner seine letzten Examina macht. Und wenn er auch die Philosophie noch nicht bereichern konnte, so ist er doch selbst ein Philosoph gewesen, das edle Beispiel eines Philosophen aus Leidenschaft. Wir fühlen diese Leidenschaft in dem Rhythmus seines Stils, in den schlagenden Formulierungen, die ins Herz der Probleme treffen, in dem Wechselspiel seiner Antithesen, die — fern allem Ornamentalen — das Für und Wider ganzer Weltanschauungen gleichsam

[1]) 1. Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums; 2. Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen; 3. Die Welt der Aufklärung. (Erschienen bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin.) Das dritte wird durch einen ausgezeichneten Essay Kurt Hillers eingeleitet. (Anm. des Ref.)

Digitized by Google

prismatisch auffangen und zerlegen. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: daß ein Philosoph so künstlerisch, oder daß ein Künstler so sachlich schreibt. Aber eines weiß ich, daß diese Darstellungskunst jeden, der sich ihr nähert, sanft und nachdrücklich zu den Problemen führen wird, denen sie gewidmet ist. Das Bedürfnis nach Erkenntniskritik zu wecken, wird ihre schönste Wirkung sein. Solche Bücher haben uns bisher gefehlt, und die Häckel, Bölsche und Horneffer konnten mit ihrer demagogischen Beredsamkeit ungehindert in diese Lücke eintreten. „Ginge es nach mir", schrieb Houston Stewart Chamberlain an Steiner, als er dessen Hauptwerk „Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen" gelesen hatte, „so sollte das Buch bald in 200000 Exemplaren verbreitet sein." Ich füge hinzu, man sollte es möglichst oft verschenken, ja in Massen unter die Leute verteilen. Denn wenn der Monismus auch tot ist, so infiziert er doch noch im Verwesen genug widerstandsunfähige Naturen.

Oder um es mit einem Wort aus Steiners Hauptwerk zu sagen: „Wenn eine Oper längst nicht mehr dem Geschmacke des kunstsinnigen Publikums zusagt; wenn ihr Melodienschatz verblaßt, ihre Instrumentation veraltet erscheint: — der Drehorgelspieler der Vorstadt setzt sie von seinem Repertoir nicht ab. So gestaltet sich oft das Schicksal wissenschaftlicher Theorien, die erst nach ihrem Sturze von den politischen Drehorgelspielern als die modernste Errungenschaft dem Volke dargereicht werden."

Alexander Berrsche (München).

Vom Berliner Theater.

(Hauptmann und Wedekind.)

Und als sie nicht mehr konnten so — als ihre Hand den Griff ganz und gar verlernt hatte, dem die Gebilde des erlebten und erfühlten Lebens gehorchen; als sie gar kein Chaos mehr in sich trugen, sondern nur noch ambitiöse Erinnerungen an ihre gesammelten Werke: da griffen sie zu den Folianten der Vorzeit und machten mit den Kollegen des Altertums halbpart. Die Bibel der Griechen und die Bibel der Juden, Odysseus und Simson.

Seltsam, wie schnell die wohlgeformte Bläßlichkeit Hauptmanns einem aus der Erinnerung entwichen ist. Er hat immer ein Herz gehabt und in seinen besten Jahren eine schwere, merkwürdig eindringlich formulierende Zunge. Jetzt aber redet er geläufig und wohlgesetzt. Wohlredend! Sein Herz hat ihn auch im fremden Eigentum richtig geführt. Die Heimkehr nach langer Irrfahrt, nach der ewig ersehnten Heimat, ohne daß man das alt Vertraute und Geliebte erkennt: das ist doch schließlich das eindringlichste Symbol jeden Menschenlebens, das kein Punkt, sondern ein Kreis ist. Aber seine Größe liegt darin, daß es zugleich das einfachste, das am meisten vereinfachte ist. Es hat die großen, simpeln Linien der griechischen Landschaft, ohne romantische, verwinkelte Einzelheiten. Zehn Jahre der Irrfahrt, die Landung des Schlafenden und das geblendete Erwachen, wo das Auge den Strand eben nur als etwas Unerwartetes, Fremdes sieht, bis in den Wölbungen der Dünen, in der Form eines Olivenwäldchens oder in der Zierrat einer Sennhütte die Erinnerung aufwacht und die Vergangenheit die Leere der Gegenwart brausend erfüllt. Der zweite Schritt schon, den Hauptmann tut, ist fehl.

Aber es ist ja gar kein Schritt. Ist nur ein Schwanken, das sich der ganzen

Digitized by Google

Dichtung mitgeteilt hat. Hauptmann kann keinen Mann hinstellen. Das Maskuline mißrät ihm, er vermag es nur in Frauen mit starkem, annähernd männlichem Willen darzustellen. Die einzige Gestalt im „Bogen des Odysseus", die will, ist Leukone, die für beide Kraft haben muß, für den Vater und den Sohn, für Odysseus und Thelemach. Sie treibt Thelemach auf die Fahrt nach Sparta, treibt ihn gegen die Freier, erleuchtet ihn mit ihrer Erkenntnis: dieses ist Odysseus. Sie befeuert mit ihrem Glauben an seine Heimkehr den hoffnungsarmen Odysseus, lockt ihn durch ihren Instinkt aus der Bettlerhülle, gibt ihm, anbetend, die Königsgebärde wieder und öffnet den andern die blöden Augen. Rings aber um sie ist ein stetes Zagen, eine Unentschlossenheit des Herzens und des Instinkts, ein romantisches Schwanken und Versteckenspielen, das alles aus einem Irrtum, wenn nicht Unvermögen des Dichters herrührt: er hat das Unterbewußtsein in die Fabel des Stückes gezwungen. Was, eine letzte Welle geheimster Regungen, die Handlungen eines Menschen unmerklich bestimmt, das ist hier zur Handlung geworden. Statt der Seelen agieren die Körper.

Hauptmann hat für die seelische Verworrenheit des königlichen Landstreichers, der plötzlich wieder die Herrschaft an sich reißen soll, das bequemste Ausdrucksmittel verwandt: Geistesverwirrung. Odysseus hat die entschlossene, heldenhafte Sicherheit in langen Jahren steten Mißgeschicks verloren. Ihm fehlt der Glaube an seine Kraft, ja selbst der Glaube an das plötzlich zurückgekehrte Glück. Langsam erstarkt, hinter der Bettlermaske, der zermürbte Königssinn, immer wieder zurückgescheucht von Hindernissen und Erschwerungen, manchmal, wenn er den bettelhaften, beraubten Vater oder den bedrohten Sohn sieht, umschattet ihn eine irre Verzweiflung; Hauptmann aber macht ihn zum Geisteskranken und erlaubt ihm, in lichten Augenblicken, auch keinen anderen Einfall, als sich, aus Vorsicht, verrückt zu stellen. So überpinselt er die feinsten Stellen einfach mit einem Wahnsinnsrot, entkompliziert er die geheimnisvolle Wandlung vom hoffnungslosen Bettler zum königlichen Rächer, indem er ihn zwischen den Extremen hin- und herschleudert, und wenn ein Augenblick der Ruhe eintritt, sieht man voll Erstaunen: Tausend noch mal, jetzt ist es ja so weit!

Mehr noch: Hauptmann hat, da ihm Nuancen fehlen, einen Plakatanstrich gewählt, der ganz unbezeichnend ist. Der Wahnsinn sagt gar nicht, was in Odysseus eigentlich vorgeht. Er ist wie eine Art Nebengeräusch, aus dem man die Natur der arbeitenden Maschine nicht erkennen kann, sondern nur merkt, es sei etwas nicht in Ordnung. Edgar Gloster hat einen triftigen Grund, sich wahnsinnig zu stellen. Odysseus in seiner Bettlergestalt nicht. Und seine Anfälle wirklichen Irrsinns sind unmöglich: aus solcher Zerstörung erhebt sich kein edler Geist mehr. Aber das ist ja nur Hauptmanns allzu eindeutige Unbeholfenheit: er meint tiefste Verzagtheit und sagt Irrsinn. Plakatanstrich, aber mit bläßlichen Farben. Denn dies ist seltsam: so undifferenziert (nur schwankend, auf und ab) diese Dichtung ist, so blaß, so verschossen wirkt sie. Es gibt in Gottes Namen kein besseres Wort für diese erlernte Ruhe als klassizistisch und wenn man noch vornehm hinzusetzt, so ist damit ein lobender Hinweis auf den Geschmack gegeben. Das möchte für eine Übersetzung ausreichen, für eine Dichtung ist es zu arm. Und schließlich: wollte Hauptmann das

Digitized by Google

Symbol der Heimkehr des Odysseus mit heutigen Worten geben, so war nichts dagegen zu sagen. Warum aber dann diese griechischen Schulreminiszenzen? Diese aufgeklebten Embleme? Daß — ein Beispiel nur — über die alte Helena gespottet wird, mit der kaum mehr ein Helot schäkere. Hauptmann fühlt nicht, daß dieser Helot der Untertertia entstammt und erst unter Beihilfe abstrakter Überlegungen etwas Belastendes wird. Aber so ist das Ganze: Verwendung gelernter, gelehrter Dinge. Ein Oberlehrerdrama, wahrscheinlich ohne Quellenkenntnisse.

Die Aufführung im „Künstlertheater" war so schlecht, daß ich auf eine Analysierung verzichte. Ebenso wie ich die Nebenfiguren des Dramas, gänzlicher Gleichgültigkeit wegen, übergehe.

Kommt „Simson". Gälte bürgerliches Recht in der Literatur, so müßte Wedekind Konkurs anmelden. Es ist wie bei der „Franziska". Beim Lesen und nachher vor der Bühne hat man die grimmigste Lust, diese angstvoll gespreizte Unfähigkeit zu entlarven. Etwa nachzuweisen: wißt ihr, was der Untertitel „Scham und Eifersucht" soll? Gebt acht: Der eine, Simson, schämt sich wegen seiner Blindheit der Liebe Delilas: „Blind weiß ich nicht, wie ich auf andere wirke." Und ist, was der Starke nie war, eifersüchtig: „Vor Eifersucht heult der hungrige Bettler." Sein Gegenspieler aber, Og von Basan, der Oberste der Philister, schämt sich, weil er sehend ist: „Mein Augenlicht, das jede Sicherheit mir raubt, das mich zum Sklaven meines Schamgefühls entwürdigt", und ist eifersüchtig, weil er reich ist: „Wär' Simson reich, dann könnt' ich ... ihn überbieten ... so aber steigt er noch durch all mein Gold." Kurz, man dreht die Dinge um und es findet sich mit einem Male eine Bedeutung. Das alte wedekindische Spiel, in dem kein tieferer Sinn liegt. Aber Wedekind ruht nicht. Was ist Scham? frägt er dämonisch. Und gibt die verblüffende Antwort: ein Laster. Aber natürlich! Den möcht' ich sehen, der auf Wedekinds Spuren nicht nachweisen könnte, Päderastie sei eine Tugend. Die Fürsten der Philister waren auf Einladung Zeugen eines Liebeskampfes zwischen Simson und Delila. Inzwischen hat sie Wedekind draußen sexuell aufgeklärt und nun nahen sie aufs neue der Fürstin:

Der Jüngling schämt sich und die Jungfrau schämt sich,
Weil beide noch nicht wissen, wer sie sind.
— — — — — — — — — — — —
Wer, sagt mir, edle Fürsten, schämt sich denn?
Wer seinen Wert nicht kennt!

Es dürfte nicht verwundern, daß ein Fürst fernerhin bemerkt: Heut aber klettern wir zum Tier hinan! Kurz und gut! Die Eifersucht beklopft der Meister nicht weiter; er begnügt sich mit der ehernen Feststellung, daß der Mensch immer auf das eifersüchtig ist, was er nicht hat. Aber die Scham! Die beleuchtet er von allen Seiten und postuliert, der Starke schämt sich seiner Schwäche, der Schwache seiner offenkundigen Gefühle und der Plebs — tut, was man ihm sagt. Das alles ist aber so dürftig mit Fetzen der Simson-Legende behängt, diese flugsandigen Gedanken liegen so auf der Oberfläche, daß das Ganze wirkt, wie ein dramatischer Essay. Als habe Wedekind das Für und Wider einer Betrachtung in direkte Rede umgeschrieben und die Sprechenden, aus einer seltsamen Marotte heraus, nach Personen der Bibel genannt. Er hätte sein Personenregister ebensogut dem Berliner Adreß-

Digitized by Google

buch entnehmen können. Schon deswegen, weil es ihm nur um zwei Dinge zu tun ist: seine unsinnliche Sinnlichkeit loszuwerden und seine Gedankenspäne. Darnach sind ihm seine Personen ganz wurscht, wenn er nicht unfähig ist, Personen zu verlebendigen. Denn dramatisch, dichterisch gibt es nichts Hölzerneres als diese Puppe Simson. Der Erotiker Wedekind:

Simson: Jetzt, du Weib der Weiber,
Den kleinen Finger, straff zurückgebogen,
Mir auf die Haut gestellt.
(Delila tut es)
Gewittersturm
Durchrast den Körper. Komm, du sagst mir zu!

Der Dramatiker Wedekind, wenn er auf die Hauptsache kommen will.

Delila: Ein kleines Wort noch.
Simson: Schweig, und zeig dich hold!
Delila: Verrat' mir doch, worauf es denn beruht,
Daß du so stark bist.

Ist das gewandt oder nicht? Ist das nicht die Inspiration des Hugo Eichberg, Zigarrenimport, Jüdenstraße 18, und der Clementia Fetkenhauer, Dampf- und Handwäscherei, Neue Hochstraße 6? Oder nach der Scherung und Fesselung. Wenn Wilhelm Kunast, Siphon-Biervertrieb, Schillerpromenade 1, loslegt:

Ein Ruck! Die Fesseln springen
Nicht auf! Ein stärkrer Ruck! Die Fesseln halten
Mich fest. Der stärkste Ruck! Zeitlebens hab' ich
Nie soviel Kraft verbraucht — Ich spei darauf,
Ist man von Gott geweiht, sich abzuschinden?

So redet bei Wedekind der Held Simson nach der Katastrophe seines Lebens. Er numeriert die Rücke, die ihn retten sollen und stellt mild-humoristische, wehmütige Betrachtungen über den Wert des Gottgeweihtseins an. Dieser angebliche „Simson" ist Wedekind selbst, der seine Lahmheit überwinden will, um sich ganz toll zu benehmen und schließlich mit einer schwachen Schnoddrigkeit auf das Prokrustesbett seiner Einfällchen zurücksinkt. Ungekonnt und unernst: das ist der heutige Wedekind, der, wie ich höre, sich mit Kleist verglichen und unter bittern Anspielungen von einer Fahrt nach Wannsee gesprochen hat. Lieber Herr, Kleists Grab am Wannsee ist Gemeinde-Anlage und das Verunreinigen der Stelle daher verboten. Es gibt dort aber auch Berliner Bankiervillen. Ulrich Rauscher.

Lieder zum Singen.

Wenn die alten Schätze des deutschen Volksliedes wieder anfangen zu klingen, wenn Lieder endlich wieder nicht nur gelesen, sondern gesungen werden, wenn in unsere Geselligkeit im Haus und im Freien wieder ein Ton von Natur und harmloser Freude kommt, muß man die Wandervogelbewegung nennen, mag auch der eine oder andere einzelnes daran auszusetzen finden. Nachdem im Zupfgeigenhansl die deutschen, in der Sammlung „Unsere Lieder" die österreichischen Wandervögel ihre Ernte zusammengetragen haben, geben nun auch die Schweizer Wandervögel ihre „Fahrtenlieder" heraus (Trüb & Co., Aarau, M 1.75), die neben den genannten beiden Sammlungen ganz selbständig sind, insofern sie natürlich eine Menge schweizerischer mundartlicher Lieder bringen, auch einige französische,

Digitized by Google

und hübsche Tanz- und Reigengesänge. Nicht minder selbständig ist das „Volksliederbuch für die deutsche Jugend“ (Eugen Diederichs M 2.40), dem Ludwig Richters Holzschnitte zur besonderen Zier gereichen, und in dem der Freund des gesungenen Volksliedes ebenfalls eine Menge schöne Stücke findet, die er in anderen Sammlungen umsonst sucht. J. H.

Aus der modernen Festdichtung.

Posaunenklang und Dankgeläut' von Renate Pfannschmidt-Beutner.

1. Posaunenklang und Dankgeläut'
Schallt auf zum Zollernthrone;
Denn fünfundzwanzig Jahr' trägt heut'
Der Kaiser seine Krone.
Heil ihm! Er hat mit starker Hand
Sein stolzes Schiff geleitet,
Die Grenzen unserm Vaterland
Gefestigt und geweitet.

Folgen einige weitere Strophen im gleichen Stil.

Ludwigshymne.

Von Dr. G. St.

1. Dröhnet, Böller, läutet, Glocken,
Flattert, Banner, weiß und blau!
Laßt uns jubeln und frohlocken,
Ruft es laut in jedem Gau:
Heil dem Haus, das fest in Treuen
Unser Bayerland regiert,
Stark und edel, gleich dem Leuen,
Der sein blankes Wappen ziert!

2. König Ludwig, Dir vor allen
Soll in dieser Feierstund'
Unser Jubellied erschallen
Dankerfüllt aus Herz und Mund,
Deine biedere, schlichte Weise
Führt Dir alle Herzen zu,
Und in Gottesfurcht und Fleiße,
Leuchtest Deinem Volke Du usw.

Haus Wittelsbach.

Von L. Schandein.

Laßt des Jubels Lied erklingen
Heut im allvereinten Chor!

Digitized by Google

Auf der Freude goldnen Schwingen
Hebt das Herz sich hoch empor.
Herrlich noch im Geist der Ahnen
Blüht das teure Königshaus;
Laßt sie wehen, unsre Fahnen,
Rufet hochbegeistert aus:
„Heil sei dir, Haus Wittelsbach!"

Wo ein Stamm an schönen Taten
Tut's dem hohen Stamme gleich?
Fürsten echt von Gottes Gnaden,
Wie an Volkes Liebe reich.
Ihre Saat, sie steht in Garben,
Frohbeglückt in Hof und Haus:
Laßt sie leuchten unsere Farben
Rufet dankbegeistert aus usw.

Der dritte Vers bringt dann die letzte Steigerung: „Rufet gottbegeistert aus."

Königspsalm.

Schirmherr der Welt! vor deinem Thron
Kniet heut dein Volk mit Dank und Bitte.
Du unser Trost, du unser Lohn,
Sei gnädig heut in unsrer Mitte,
Dich suchen wir an diesem Freudentag
Mit Davids Sang, mit Davids Harfenschlag.
Herr, der König freuet sich in deiner Kraft,
Und wie sehr fröhlich ist er über deiner Hilfe,
Du gibst ihm seines Herzens Wunsch
Und weigerst nicht, was sein Mund bittet.
Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen,
Du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt.
Er bittet dich um das Leben,
So gibst du ihm langes Leben immer und ewiglich.
So sei dir denn Ruhm und Dank
Herr Gott von uns jubelnd bereitet.
Ruhm und Dank sei Gott,
Der schirmende Hände bisher
Ob König und Volk hat gebreitet.
Er lasse beide nimmer nicht,
Sei beiden Hort und Kraft und Licht
Daß nie ihr Stern sich neige
Und nun wach auf, du altes Lied,
Daß, was in tiefster Brust uns glüht,
Geflügelt aufwärts steige!

(Hugo Greiner.)

Digitized by Google

Heil unserm König, Heil!
Lang leben sei sein Teil!
Erhalt ihn Gott!
Gerecht und fromm und mild,
Ist er dein Ebenbild,
Gott, gib ihm Glück!

Treu hütet er den Thron,
Wahrheit ist seine Kron
Und Recht sein Schwert,
Von Vaterlieb' erfüllt
Regiert er groß und mild,
Heil sei ihm, Heil!

O heil'ge Flamme, glüh'!
Glüh' und verlösche nie
Fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
Voll Kraft für einen Mann
Fürs Vaterland.

Sei, bester König! hier
Recht lang des Volkes Zier,
Der Menschheit Stolz.
Der hohe Ruhm ist dein
Der deinen Lust zu sein
Heil, Herrscher, dir! (Harries.)

In den letzten Monaten sind diese und ähnliche Lieder immer wieder gesungen und gedruckt worden, auch bei den Feiern unsrer Schulen.

Daneben stehen dann altmodische Verse aus der Zeit der Freiheitskriege, von Arndt, Körner oder Schenckendorf. Ob die deutsche Jugend empfindet, daß wir's herrlich weit gebracht haben?

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Karl Theodor Heigel / Meine Erinnerungen an Bonaventura Genelli

Kurt Münzer / Térèse Favart. Erzählung

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Paul Sakmann / Ein schwäbischer Philosoph

Josef Steinmayer / Frederi Mistral

Josef Hofmiller / Französische Balladen

Hermann Kerschensteiner / Carl Ludwig Schleich

Mathilde von Kemnitz / Verheimlichung von Geschlechtskrankheiten

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg

P. Fromherz / Formenkram im Rechtsgang. Lehren aus einem Karlsruher Giftmordprozeß

Rundschau.

München, Juni 1914.

Vierteljährlich 4 M

Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

Beachtenswert für Verlobte!

Die von uns hergestellten Leinen, Tischzeuge und Handtücher sind aus den besten Garnen gearbeitet, garantiert nur Rasenbleiche, daher das beste, was herzustellen ist. Die Anfertigung von Bett- und Leibwäsche geschieht im eigenen Atelier und berechnen wir für Maßbestellungen nicht mehr als für Lagerwäsche. **Leinenhaus Fraenkel,** Theatinerstr. 17. **Handweberei in Leinen, Handtüchern und Tischzeugen,** sowie Lager nur erstklassiger Fabrikate.

❖❖ Brautausstattungs-Kataloge zu Diensten! ❖❖

Dr. med. Lahmann's
Nährsalz-Cacao

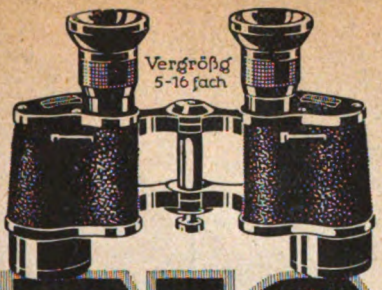
ist ein Cacaopulver, welches im Gegensatz zu dem nach der gebräuchlichen Methode hergestellten Cacaopulver **nicht mit Chemikalien** wie Pottasche, Magnesia etc. leichtlöslich gemacht wird. Die gleiche Wirkung der Leichtlöslichkeit erzielt Dr. Lahmann durch Behandlung des Pulvers mit seinem **Pflanzen-Nährsalz-Extrakt.** Dabei entsteht der Vorteil, daß dem Cacao wertvolle, aus Pflanzen herrührende **Blutbildungsstoffe (Nährsalze),** wie Kalk, Natron, Eisen, Kieselsäure, Phosphor etc. zugeführt werden. Das mit diesem **Dr. Lahmann'schen Nährsalz-Cacaopulver** hergestellte Getränk hat den wohltuendsten Einfluß auf Magen und Darm. Verstopfungen, sonst bei Cacaogenuß vielfach vorkommend, sind bei regelmäßigem Genuß von Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao gänzlich ausgeschlossen. **Seit annähernd 30 Jahren im Gebrauch,** hat er sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften viele Freunde über den ganzen Erdball erworben. Ausführliche Broschüren über sämtliche Dr. med. Lahmann'sche Nährsalzpräparate versenden die

Nur echt, wenn in Originalpackung und mit folgender Schutzmarke versehen.

Alleinigen Fabrikanten:
Hewel & Veithen
Kaiserl. Königl., Oesterr.-Ungar. Hoflieferanten, Köln und Wien.

Digitized by Google

CARL ZEISS JENA
BERLIN
HAMBURG
LONDON
MAILAND



CARL ZEISS JENA
PARIS
ST. PETERSBURG
TOKIO
WIEN

ZEISS
FELDSTECHER
FÜR · REISE · SPORT · JAGD
Hohe Lichtstärke · Grosses Gesichtsfeld
Zu beziehen zu Originalpreisen durch opt. Geschäfte
Prospekt T 341 kostenfrei

Gegr. 1788 — Ferd. Stemler — Gegr. 1788
Hof- u. Kammerlieferant
Friedrichsdorf (Taunus)

Stemler-Zwieback

Bestes diätetisches Nahrungsmittel
von unübertroffen delikatem Wohlgeschmack, wegen seiner Leichtverdaulichkeit u. Wohlbekömmlichkeit vielfach ärztlich empfohlen. Anerkennungen aus allen Welttheilen.
Grösste u. älteste Friedrichsdorfer Zwiebackfabrik

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang — Juni 1914 — Heft 9

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Karl Theodor Heigel / Meine Erinnerungen an Bonaventura Genelli 329

Kurt Münzer / Térèse Favart. Erzählung 335

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 347

Paul Sakmann / Ein schwäbischer Philosoph 395

Josef Steinmayer / Frederi Mistral . 413

Französische Balladen / Ins Nordfranzösische übersetzt von Josef Hofmiller . 428

Hermann Kerschensteiner / Carl Ludwig Schleich 434

Mathilde von Kemnitz / Verheimlichung von Geschlechtskrankheiten . . . 442

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg 446

Seite

P. Fromherz / Formenkram im Rechtsgang. Lehren aus einem Karlsruher Giftmordprozeß 451

Rundschau:

Anmerkungen / Von Dr. Fritz Endres . 461

Die Zustände im Hamburger Schlachthof 468

Schlözers Mexikanische Briefe . 469

Die Inselbücherei 470

Ritter von Langs „Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth" 470

Carl Peters über England . . . 471

Der letzte Elefant / Von Gerhard Duckama Knoop 472

Josef Hofmiller / Bücher des Monats XVIII

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:

WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Meine Erinnerungen an Bonaventura Genelli.

Von Karl Theodor Heigel.

Um dem Leser eine Enttäuschung zu ersparen, schicke ich die Erklärung voraus, daß es sich nur um Erinnerungen aus früher Jugendzeit handelt, um Erfahrungen und Erlebnisse eines Gymnasiasten. Ich war eben erst aus der Volksschule ausgetreten, als ich — im Herbst 1852 — in meiner Vaterstadt München zum erstenmal in das Haus Genelli kam. Ich brauche also nicht erst zu versichern, daß meine Erzählung zur Charakteristik des Künstlers nichts Neues bietet, doch ist sie vielleicht nicht völlig wertlos für das Bild des Menschen, da meines Wissens über die Persönlichkeit des „versprengten Hellenen" überhaupt nur dürftige Nachrichten vorliegen. Ich kann mich zwar nicht eines so bewundernswerten Gedächtnisses rühmen, wie Carl Spitteler, der schon über die Eindrücke seines ersten Lebensjahres eingehend zu berichten weiß, doch steht mir wenigstens ein Teil dessen, was ich im Hause Genelli gesehen und gehört habe, noch in frischen Farben vor der Seele.

Bonaventura Genelli war zwar ein geborener Berliner (geb. 1798), entstammte aber einer italienischen Familie, in welcher sich die Beschäftigung mit den bildenden Künsten seit langem fortgepflanzt hatte. Seit 1837 lebte er in München. Seiner hervorragenden Begabung und seiner interessanten Persönlichkeit wegen genoß er bei den Berufsgenossen hohe Achtung, doch stand er fernab von dem Künstlertreiben, wie es damals in der Isarstadt weit inniger und gemütvoller als heute entwickelt war. Er konnte sich ja niemals so recht einfinden in deutsches Leben und Schaffen. „Der Fisch gehört ins Wasser", — dieses Wort ist für seine Kunstauffassung charakteristisch — „der Künstler nach Rom!" Die ewige Stadt, wo er einen Teil seiner Jugendzeit zugebracht hatte, war und blieb seine geistige Heimat.

Teilweise erklärt sich diese Vereinsamung des Mannes auch aus der beklagenswerten Tatsache, daß er keinen Anteil hatte an den Arbeiten, die im Auftrag Ludwigs I. in ununterbrochener Reihe von den namhaftesten Münchener Künstlern ausgeführt wurden. Der König, den Jüngern der Kunst im allgemeinen so freundschaftlich zugetan, war und blieb dem großen Klassizisten, den ihm Cornelius warm empfohlen hatte, abgeneigt. Wahrscheinlich fühlte er sich abgestoßen durch das trotzige Selbstgefühl des Künstlers, der „selbst seine Gottheit mit der Gesinnung des eisernen Philosophen liebte, welcher keine Liebe von ihr zurückverlangt" (Max Jordan). Auch die Feindschaft, die Genelli dem süßlichen Nazarenertum offen entgegen-

Digitized by Google

brachte, vermutlich auch eine von Genelli mit lukianischer Kühnheit entworfene Karikatur mögen den Groll des Königs verschärft haben. Sogar die Wandgemälde zur Odyssee in der Residenz ließ er nicht, wie alle erwartet hatten, von Genelli, sondern nach Skizzen des in der antiken Welt gar nicht eingebürgerten Schwanthaler von Hiltensperger ausführen. Während in München zahlreiche Kirchen, Paläste und Museen mit monumentalem Freskenschmuck versehen wurden, erhielt ein Meister, der allein imstande gewesen wäre, Werke zu schaffen, wie die großen Freskomaler des Quattrocento, niemals auch nur den kleinsten Auftrag; er mußte sich damit begnügen, poetische Werke anderer zu illustrieren und Tafelbilder zu malen, die seinen höher strebenden Ehrgeiz nicht befriedigen konnten. Wie gern hätte er die Welt großer Ideen, die in seinem Busen wohnte, in monumentalen Werken zur Schau gebracht, doch, „weil mir Geld mangelt," schreibt er am 3. Juni 1852 an seinen Freund Rahl, „muß ich allerley Zeug machen, um mit den Meinen leben zu können, und was schmachvoll genug ist, meist Wiederholungen von Sachen, die ich schon öfter machen mußte". Um keinen Preis war er aber zu bewegen, dem Geschmack des Publikums, der Vorliebe für die „routinierte Stoffmalerei" Zugeständnisse zu machen. „Die Lumpen genieren mich!" sagte er doppelsinnig, indem er auf die seinem Stift immer beschwerlich fallenden Gewänder und auf die handfertigen Adepten seines Faches anspielte. Wie oft kamen die an Kunsthändler und Sammler zur Einsicht und Auswahl geschickten Blätter zurück! Als Rahl wieder einmal die vom Wiener Kunstverein abgelehnten Zeichnungen Genellis zurücksenden mußte, schrieb er dazu (8. Mai 1854): „Ich bedaure selbst von ganzem Herzen, geboren zu seyn zu einer Zeit, wo nur das Platte und Ordinäre regiert!" „Sie haben keine bleibende Stätte, die Kentauren", — so läßt Paul Heyse in der bekannten köstlichen Novelle den „letzten Kentaur" Genelli selbst klagen, — „in diesem miserabeln neunzehnten Jahrhundert" ... sie müssen sich immer ins Gesicht sagen lassen, daß sie „nur ein schamloser Anachronismus" seien, „eine todtgeborene und nur galvanisch belebte Reliquie aus der Zeit des Parthenonfrieses!" ...

Künstlers Erdenwallen! Phöbus' stolzes Roß muß unter dem nüchternen Gebot des Lebens den Nacken beugen! Erst seit Graf Schack von 1857 an den schnöd Verkannten mit Aufträgen bedachte, wurde dessen materielle Lage erträglicher. Man machte dem Gründer der berühmten Galerie daraus einen Vorwurf, daß er den für ihn arbeitenden Künstlern kärgliche Honorare zahlte, doch ist zu bedenken, daß ihm nur durch vorsichtigste Verwendung seiner Mittel ermöglicht war, immer wieder Bestellungen zu machen. Für Genelli war er geradezu der Retter, und nur

Digitized by Google

mit dankbarer Rührung kann man in Schacks Büchlein über die Entstehung seiner Galerie die innigen Worte lesen, die dem Verkehr zwischen dem „größten Meister der schönen Linie", dem Schöpfer des göttlich heiteren „Raubes der Europa", und dem verständnisvollen Mäzen gewidmet sind.

Auf welche Weise meine seit 1849 verwitwete Mutter mit der Familie Genelli bekannt wurde, weiß ich nicht. Vermutlich kamen, da sich die älteste Tochter des Künstlers, Gabriele, eine gefeierte Schönheit, der Bühne widmete, auch ihre Angehörigen mit dem Theatervölkchen in Berührung, und meine Mutter war die Witwe eines angesehenen Schauspielers vom Münchner Hoftheater.

Genelli wohnte damals in einem häßlichen Haus „am Graben" zwischen Josephs- und Sendlingertor. Ich kann mich noch recht gut daran erinnern, daß die Einrichtung der Zimmer ähnlich wie in unserem eigenen Quartier eine bunte Mischung aufwies. Neben einzelnen, vermutlich aus Italien mitgebrachten besseren Stücken standen die armseligsten Möbel, zerbrochene Rohrstühle u. dgl. Kahl und unwirtlich war auch das Atelier, als einzigen Schmuck hatte es eine Gardine von dunkelrotem Sammet, die offenbar dazu bestimmt war, die Konturen des Modells schärfer hervortreten zu lassen.

Dem Hausrat entsprach die Lebensführung der Familie, die nicht selten mit bitterster Not zu kämpfen hatte. Den größten Teil des Jahres hindurch war Schmalhans Küchenmeister. Hie und da aber, wenn ein größeres Honorar eingetroffen war, ging es ziemlich opulent her. Da gab es für uns Kinder Kuchen und Schokolade, und in Bogenhausen und im Dianabad wurde aufgetischt, was die einfachen Gasthäuser zu bieten hatten. Dann kam auch der alte Genelli selbst, der sich im allgemeinen selten blicken ließ und unermüdlich seiner Arbeit widmete, in den Kreis der Familie und ihrer Gäste. Er ließ dann wohl sogar mit einem gewissen Stolz goldene Füchse sehen. Einmal erzählte er dabei, daß ein französischer Dichter regelmäßig, wenn er eine Summe eingenommen hatte, zu zählen pflegte: *Un ami, deux amis* usw., mit der Erklärung: „Das sind die einzigen wertvollen Freunde, nur verlassen sie uns gar zu leicht." Auch eine andere Äußerung Genellis, die auf den scheinbar nur in seine eigene Kunstwelt eingekreisten Maler ein überraschendes Licht wirft, ist mir noch erinnerlich. „Schade, daß wir das schöne Geld für die Miete ausgeben müssen, — ich hätte gar zu gern das Bild von Schwind gekauft, das gerade im Kunstverein ausgestellt ist!" Das Wort bestätigt die Angabe Schacks, daß Genelli frei von Einseitigkeit und Neid, immer bereit gewesen sei, ernsthaftes, künstlerisches Streben anzuerkennen, auch wenn es anderen Zielen zusteuerte, als die ihm vorleuchteten.

Digitized by Google

Zum Verständnis der schöpferischen Tätigkeit Genellis ist es unerläßlich, zu beachten, daß er und seine ganze Familie so schöne Menschen waren, wie man sie selten zu sehen bekommt. Das waren wirklich die prachtvollen Gestalten, wie sie uns in seinen Bildern und Zeichnungen vor Augen treten. Genelli selbst, damals schon ein Fünfziger, war eine imposante Erscheinung. Er hat sich in seinen Kompositionen häufig selbst porträtiert; am bekanntesten ist der „Herkules Musagetes" in der Schackgalerie. Seine leuchtenden Adleraugen sind mir unvergeßlich! Die Gattin war eine stattliche Frau mit gütiger Miene, der einzige Sohn, Camillo, ein Apollino, blond und hochgewachsen, doch weniger kräftig gebaut als der Vater. Die ältere Tochter Gabriele, damals in Hamburg engagiert, zeichnete sich, wie schon erwähnt, durch seltene Schönheit aus, und auch die jüngere, Lätitia, die mit mir in gleichem Alter stehen mochte, war ein Mädchen von ungewöhnlichem Liebreiz. Ich empfand es als Auszeichnung, daß ich mit ihr spielen durfte, und stolz schritt ich, wenn wir einen gemeinsamen Spaziergang machten, an der Seite des Mädchens, dessen Anmut die Blicke aller Vorübergehenden auf sie zog. Ich sehe sie noch vor mir, das Ebenmaß ihrer Glieder, das edle Profil, das diademartig ums Haupt geschlungene, tiefschwarze Haar und — nicht zu vergessen! — den Strohhut mit langherabflatternden gelben Seidenbändern. —

Doch nicht einmal die reizende Gespielin übte auf mich so starke Anziehung, wie der Vater. „Der Grundzug seines Wesens", sagt Max Jordan in einem Nekrolog auf Genelli, „war Ernst und eine gewisse Schwermut, wie sie aller Schönheit innewohnt." Ich kann diesen Worten nur zustimmen. Das feierliche, ich möchte sagen, hieratische Auftreten des Künstlers flößte mir eine Ehrfurcht ein, wie sie mir weder vorher, noch später von einer andern Persönlichkeit eingeflößt wurde. Ich empfand in Gegenwart des gewöhnlich finster blickenden, schweigsamen Mannes zugleich Furcht und Freude; ich hatte wohl, mir selbst unbewußt, das Gefühl, daß diesem Dulder viel Unrecht geschehen sei im Leben —

Nur selten durfte ich im Atelier, das mir wie ein Allerheiligstes erschien, mich ein Viertelstündchen aufhalten. Welche Bilder damals auf den Staffeleien standen, weiß ich nicht zu sagen. Ich dummer Junge hatte ja für die edle Kunst Genellis, für die Schönheit seiner Gestalten, für die feine Poesie seiner Farbengebung noch kein Verständnis. Nur der Schöpfer, nicht sein Werk war für mich interessant.

Insbesondere eine an sich unbedeutende Episode brachte mich dem Meister näher. Natürlich wußte ich nicht, daß Genelli dem evangelischen Bekenntnis angehörte und daß in evangelischen Kreisen dem Tag des Namenspatrons keine Bedeutung beigemessen wird. Ich muß wohl

Digitized by Google

den Drang in mir gefühlt haben, dem Manne, der immer so ernst und traurig vor seiner Staffelei arbeitete, eine Freude zu machen. Deshalb begab ich mich, ohne meiner Mutter etwas davon zu sagen, am Tage Bonaventura (14. Juli) ins Atelier und überreichte dem erstaunt Aufblickenden ein — Blumensträußchen. Der Gefeierte war über den unerwarteten Beweis einer kindlichen Verehrung sichtlich erfreut, küßte mich auf Stirn und Wangen und dankte mit fröhlichen Worten. „Ja, jetzt muß ich aber auch dir etwas schenken," sagte er, „doch werde ich wohl etwas haben, was für dich paßt?" Er fing an, in seinen dichtgefüllten Mappen zu kramen, allein nichts wollte ihm passend erscheinen. Endlich händigte er mir eine leicht kolorierte Skizze ein. „Das habe ich vor vielen Jahren gemacht," sagte er, „aber ich glaube, es ist nicht ganz schlecht. Das schenke ich dir, es soll dich einmal, wenn wir nicht mehr beisammen sind, an mich erinnern!" Die Spende war — der Leser wird ungläubig den Kopf schütteln, aber es war wirklich und wahrhaftig — eine „Heuernte im Gebirg". Ich bemerke ausdrücklich, daß es sich nicht etwa um eine Arbeit des Sohnes Camillo handelte, der sich damals schon an Szenen aus dem bayrischen Volksleben versuchte. Das mir geschenkte Bildchen zeigte unverkennbar die Tatze des Löwen. Die mit Sensen und Rechen hantierenden oder mit den Pferden beschäftigten Bauernburschen waren nur verkleidete Achäer und Trojaner, und das Mädchen, das vom Heuwagen herabstieg und dabei ohne Verlegenheit intime Reize bloßstellte, war Helena in Schlierseer Gewandung.

Gewiß, ein Wagenbauer oder ein Buerkel würden eine Heuernte lebenswahrer dargestellt haben, doch das Gepräge des Genius, die feierliche Grazie einer Genellischen Komposition, ließ auch diese Augenblicksschöpfung nicht vermissen.

Leider kann ich das Bildchen nur aus der Erinnerung beschreiben, denn der Schatz, den ich jahrelang wie ein glückbringendes Amulett verehrte, wurde von mir während meiner Universitätszeit an einen Antiquar um einen Gulden, sage mit Worten, um einen Gulden verkauft.

Wer zwei, drei Tage lang sich nur mit schwarzem Kaffee und schlechten Zigarren fortgefristet hat und dann noch die Kraft besitzt, ein geliebtes Andenken festzuhalten, der werfe den ersten Stein auf mich! Ein besonders kritisches Hungerstadium ließ in mir auch die letzte Rücksicht schwinden. Das Herz war mir schwer, doch der Beutel gar zu leicht, — da gab ich das Bildchen hin! Die Niedrigkeit des Preises rechtfertigte mein Gönner Shylock damit, daß die Zeichnung nicht signiert sei. Als ob eine Zeichnung von der Hand Genellis einer Signatur bedurft hätte!

Wohin mag wohl mein teures Xenion gekommen sein! Unter den vielen,

Digitized by Google

in Böttchers Verzeichnis der Malerwerke des 19. Jahrhunderts aufgeführten Zeichnungen ist „mein" Genelli nicht genannt —

Leider nahmen meine Verehrung für den Meister und der freundschaftliche Verkehr mit der Familie überhaupt ein rasches Ende durch ein gar absonderliches Erlebnis. Noch während ich diese Zeilen niederschreibe, schwanke ich, ob ich den Vorgang in die Öffentlichkeit bringen soll oder nicht. Doch ich denke: da mit Ausnahme des Erzählers alle Beteiligten, auch meine liebe Gespielin, die sich später mit einem Engländer oder Amerikaner vermählte, längst der Rasen deckt, darf ich wohl ohne Scheu über das Abenteuer sprechen.

Genelli war gerade mit einer figurenreichen Komposition beschäftigt. Seit ich die Gunst des Alten gewonnen hatte, durfte ich sogar unangemeldet das Allerheiligste, das Atelier, besuchen, wo ich dann, ohne daß dabei geredet wurde, dem emsig Malenden zuschaute.

Als ich eines Tages wieder dorthin kam, blieb ich erstarrt unter der Türe stehen. Genelli zeichnete gerade nach dem Modell, das Modell war meine Freundin Lätitia, und Lätitia war völlig nackt. Ohne daß der Vater oder die Tochter mich bemerkt hatten, zog ich mich zurück und verließ eilends das Haus.

Ein Sturm von Empfindungen durchbrauste meine Brust.

Ich hatte noch nie einen nackten weiblichen Körper gesehen. Jetzt rief die mir jählings gebotene Augenweide nicht etwa ein Lustgefühl wach, sondern im ersten Augenblick lähmenden Schrecken, nach gewonnener Fassung Zorn und Entrüstung. Der nackte Körper ist uns im Leben so fremd geworden, daß wir in Hüllenlosigkeit von vornherein etwas Anstößiges, Unsittliches erblicken, mag auch an der Absichtslosigkeit der Schaustellung nicht zu zweifeln sein.

War es der geheimnisvolle Trieb natürlicher Scham, der mich das überraschende Schauspiel so peinlich empfinden ließ? War es der christliche Spiritualismus, der sich gegen den heidnischen Spuk auflehnte? War nicht etwa auch, was bei einem halbwüchsigen Bürschchen nicht ausgeschlossen ist, eine zum ersten Male auftauchende Begierde im Spiel, und damit im Zusammenhang die Empörung über eine Entwürdigung „meiner" Lätitia? Vermutlich wirkten alle diese Regungen und Wallungen zusammen auf mich ein, und die Stimme der Vernunft war noch zu schwach, um durchzudringen. Ohne Zweifel waren ja Vater und Tochter keuscher als ich, der sich stolz als Vertreter der Moral fühlte. Der Künstler hatte in sich die große Sinnlichkeit der Griechen aufgenommen und lebte ganz und gar in der sittlichen Anschauung der antiken Welt; es kam ihm sicherlich niemals der Gedanke, daß es unpassend wäre, den körperlichen Reiz des

Digitized by Google

eigenen Kindes im Bilde wiederzugeben, und ebenso wenig sah das züchtige Mädchen darin eine unerlaubte Zumutung.

Doch, wie gesagt, ich brachte seither dem Vater eine läppische Abneigung entgegen, und auch dem Mädchen gegenüber konnte ich nicht mehr eine unbefangene Haltung finden. Eine Saite war in mir zersprungen, ein Traum verflogen —

Obwohl ich meine Mutter in das sinnverwirrende Abenteuer nicht eingeweiht hatte, mußte sie doch bald bemerken, daß ich nur noch widerwillig im Hause Genelli verkehrte. Unsere Besuche wurden seltener und hörten endlich völlig auf.

Glücklicherweise ist anzunehmen, daß dem Meister die törichte Sinnesänderung seines jungen Freundes gar nicht zum Bewußtsein kam, so daß nur ich selbst den Schaden zu tragen hatte.

Térèse Favart.

Von Kurt Münzer in Zürich.

Die große Tragödin starb. In der Nacht, allein in dem vierfenstrigen Schlafzimmer, in dem Bett, in dem Könige geschlafen, Buchhalter geschwelgt, Statisten genossen hatten, war Térèse Favart vom Schlage getroffen worden. Sie hatte am selben Abend die Kameliendame gespielt, eines der Wunder der Welt, mit vollen siebzig Jahren schön, schlank, leidenschaftlich wie eine Vierzigjährige.

Für Stunden war sie gelähmt, sie konnte nicht am Glockenzug ziehen. Erst morgens um 8 Uhr — es war noch finster in diesem regnerischen Januaranfang — hörte nebenan Amélie, die Kammerfrau, das Stöhnen der Herrin.

Die Favart röchelte in ihrem Prachtbett, ihr Kopf war von den Spitzenkissen gesunken und lag auf der Ebenholzkante, das rotbraun gefärbte Haar, dünn, aber sehr lang, hing auf das Leopardenfell.

Amélie schrie auf, wollte davon, den Arzt rufen, die Leute holen, ehe sie noch ihrer Herrin beigestanden. Aber Térèse Favart sprach. Und Amélie entsetzte sich. Die Favart sprach, aber war das sie? Wo war ihre Stimme mit dem silbernen Klang, diese berühmte Stimme, die zwei Erdteile bezaubert hatte? Die die Theater gefüllt hatte mit Leuten, die ihre Sprache nicht verstanden, aber diese Stimme fühlten und lieben mußten. Eine Stimme, die die Dichter besungen hatten. Es hieß, daß sie Tiere mit ihr zähmen konnte, Schlangen seien ihr gefolgt wie sonst nur Flötenspiel. Vögel hätten vor ihr geschwiegen, um sich dann in ihrer Nachahmung

Digitized by Google

zu versuchen. Und jetzt — jetzt sprach sie rauh, zerrissen, dumpf — es war ein Männerbaß, ein schwerfälliges, heiseres Reden, ein Stammeln einer verwüsteten Kehle.

„Madame!" schrie Amélie. Das war furchtbarer als alles übrige.

„Bleibe hier," sagte die Favart. „Richte mich auf."

Amélie zitterte. Sie gehorchte. Sie hob den leichten schmalen Körper auf. Das Haupt war kraftlos. Aber schon bewegten sich wieder die Finger.

„Amélie!" Die Favart schien nicht zu hören, wie grauenvoll sich ihre Stimme verändert hatte. Sie sprach mühsam, aber pausenlos und bestimmt. „Amélie, hole niemand. Keinen Arzt, keinen Priester, keinen Journalisten. Laß niemand etwas wissen. Ich sterbe! Still, ruhig, höre. Ich will Frieden, in dieser letzten Stunde Frieden. Amélie, siebzig Jahre war es Kampf, Arbeit, Erregung, Unrast. Diese Stunde Ruhe, Ungestörtheit! Ich habe mir nichts weiter gewünscht. Wenn ich tot bin, sag's der Welt. Mit meinem Leichnam können sie auf Jahrmärkte ziehn, wenn sie wollen. Ach, ich weiß dann nichts mehr. Amélie, ans Telephon, rufe Emile, ihm sage die Wahrheit, nur ihm! Hast du verstanden? Es ist mein letzter Befehl. Heut mittag bin ich weit weg. Folge."

Amélie ging ans Telephon. Sie begriff nur halb. Es war nicht möglich. Sie, mit fünfzig Jahren, hatte sich dem Tode näher geglaubt als diese Siebzigjährige, die noch zweimal in der Woche spielte und auf Gastspielreisen ging.

Emile schlief noch. Amélie bestand darauf, daß der Diener ihn weckte. Sie hörte ihn fluchen.

„Madame stirbt," rief sie brutal. Sie haßte diesen Vampyr, an dem Madame starb. „Kommen Sie sofort."

Ein Aufschrei, Fragen, Rufe. Amélie, boshaft, haßerfüllt, hängte den Hörer an und läutete ab. Er mußte sich anziehen; immerhin, mit einem guten Auto konnte er in fünfunddreißig Minuten hier in Meudon sein.

Térèse Favart sah ihr entgegen. Sie konnte den Kopf noch nicht bewegen, aber die blauen Augen, gestern noch strahlend, heut getrübt, rollten.

„Kommt er?"

„Madame, sofort."

„Bleib hier. Amélie, ich kann dir nichts vermachen. Ich bin arm."

Amélie wußte alles. Sie diente seit dreißig Jahren dieser herrlichen Frau. Amélie hatte miterlebt. Sie setzte sich an das Bett und legte ihre Hand auf die arme kalte Stirn. Viele, viele Nächte, wenn Madame ihr Kopfweh hatte, hatte sie so gesessen, treu, liebend, aufopfernd, betend. Heut konnte sie nicht mehr helfen.

„Betest du, Amélie? Hast du ihm gesagt: Sofort! sofort!? Ah, er war

Digitized by Google

drei Tage nicht hier. Hat er eine neue Geliebte, Amelie? Wen, wen?"

Amélie wußte auch das. Aber heut log sie. Sie wußte nichts.

Die Favart lächelte. Es war ihr wundervolles Lächeln, das sie zu einem Mädchen, einer Jungfrau machte. Sie errötete, wenn sie lächelte. Jetzt, da Schminke, Creme, Puder von ihrem Gesicht gewischt waren, trat es lebhafter hervor. Noch floß das Blut.

„O meine kalten Füße."

Amélie stand auf und wurde tätig. Sie rieb die Füße. Die Füße waren schon tot. Sie erschauerte. Aber die Favart wollte keinen Arzt.

„Reibe doch, reibe, Amélie. Ich spüre nichts. Wo sind deine Hände?"

Sie konnte nichts mehr fühlen, die Füße waren starr und tot.

„Sieh, sieh," sagte sie in augenblicklicher Verwirrung.

Sie sah sich selbst, das sechsjährige Kind, das im Ballett die Bühne betrat, in einem Schmetterlingstanz. Ein kleiner blonder Engel, ein Mündchen wie eine Steinnelke, Augen wie Enzian. Seitdem hatte sie die Bühne nicht mehr verlassen. Mit achtzehn die Phädra in der *Comédie*. Und mit zwanzig berühmt. Sie lächelte. Die *grande promenade* ihrer Rollen und Erfolge setzte ein. Das Geld regnete auf sie hinab, sie kaufte Perlen, Villen, wilde Tiere, alte Bilder. Sie empfing Könige und war die Geliebte von Helden, Verbrechern, Prinzen und Dichtern. Sie bezauberte Europa, ließ Amerika rasen. Die Zeitungen lebten von ihr, sie fuhr im Extrazug, den ihr der Präsident stellte. Abordnungen holten sie ein. Orden schmückten ihre Knabenbrust. Sie war schlank, grazil wie ein Ephebe. Selbst ihr Kopf war jünglingshaft. Ihre Hände begeisterten die Bildhauer. Bilder von ihr hingen in den Museen der Welt, die größten Maler ergründeten dieses alters- und wesenlose Antlitz. Von Eva bis Maria, von Helena bis Salome trug sie alle Schönheiten, Charaktere und Leidenschaften in sich. Sie war boshaft und gütig, geizig und verschwenderisch, brutal und zart, grausam und demütig, feige und tollkühn. Ihr Gesicht spiegelte alles. Unergründlich wie die Sphinx säte sie Liebe, Verzweiflung, wohin sie blickte. Leichen lagen an ihrem Wege, ausgesogene Existenzen, unglückliche Selbstmörder. Nichts berührte sie. Auf dem Kothurn der Kunst überragte sie das Chaos ihres Lebens. Nichts gab es, was ihr etwas anhaben konnte. Aus wüsten Exzessen ging sie rein hervor, sie trug ihre Unschuld aus Ausschweifungen davon und ihre unzerstörbare Jugend aus der Flucht der Jahre.

„Amélie, Wasser."

Sie konnte den Kopf heben, die rechte Hand gehorchte schon. Zum letzten Male siegte der Wille dieser Frau. Amélie hoffte: es ist nicht so arg; mittags steht sie auf, lebt und spielt wieder am Freitag.

Digitized by Google

„Amélie, kann er noch nicht da sein? Wie viel Zeit ist um?"

Es war eine halbe Stunde vorüber. Amélie log.

„Zehn Minuten, Madame. Vor einer halben Stunde kann Monsieur nicht da sein."

Aber sie sah mit Schrecken: dieses Antlitz verfiel: jede Minute war ein Jahr, das sich in diese Züge grub. Die Zeit durchbrach — endlich! — diesen ungeheuren Willen und stürzte sich über ihr Opfer. Térèse Favart alterte. In einer Stunde war sie wahrhaft siebzig.

Amélie sagte:

„Madame, wenn Monsieur kommt —" Sie zögerte. „Soll ich — Madame vielleicht die Schminke, Puder —"

Térèse Favart schloß die Augen, schwieg. Indes sie dachte, gruben sich die so lange bezwungenen Falten um ihren Mund, und ihre Stirn, bisher weiß, klar, unschuldig, runzelte sich furchtbar.

„Nein," sagte die Tragödin. „Er soll mich sehen. Wahrheit! Wenn er mich nicht mehr liebt — Amélie, jetzt muß er mich lieben lernen. Wenn er sich vor mir entsetzt —"

Amélie horchte. Kein Auto hielt am Gartentor. Wo blieb er?

Die Favart fuhr fort, zu leben. Jahr für Jahr ging durch ihr Gedächtnis.

Als sie fünfzig war, wollte sie aufhören, nicht mehr spielen, in Ruhe und Frieden und sicherem Besitz an der blauen Küste leben. Sie machte eine Abschiedstournee — ein Jahr sollte sie dauern — durch die Städte und Länder ihrer Triumphe. Unterwegs erkrankte ihr Liebhaber, ihr Partner. Er starb. Sie suchte Ersatz. An einer kleinen Bühne dann entdeckte sie ihn. Emile Latour. Er war zwanzig Jahre, ein etwas fetter Antinous, kein Weiberheld, aber der Weiber Abgott. Er war schüchtern, ungeschickt, seine Jugend schien ihn zu behindern. Er stolperte über sich selbst. Die Favart engagierte ihn mit fabelhafter Gage. Sie trotzte allem Spott, den die Kritik über ihn ausgoß, sie kämpfte für ihn, erzog ihn. Nach zwei Jahren gab sie es auf. Er verließ die Bühne und bezog die erhöhte Gage von ihr als Rentner weiter. Das Schicksal hatte die Künstlerin ereilt: sie liebte! Nach einem wüsten Leben des Genusses, der gespielten Leidenschaften, der geheuchelten Räusche empfand sie zum ersten Male das Urtiefe, das Überwältigende. Die tausend Situationen der Liebe, die sie in fünfzig Jahren agiert hatte, verschmolzen nun in der einzigen echten. Sie liebte diesen jungen, indolenten, nicht ganz sauberen Menschen. Niemand entdeckte heute mehr seinen Zauber. Er trug sein Schicksal erst wie eine Last, dann wie eine Beute. Er verwandelte sich zusehends. Als die Favart am Ende der Tournee erklärte, nun beginne die Ruhe, ließ er es nicht zu. Wie, die fabelhaften Einnahmen sollten aufhören? Er sagte ein Wort, und sie de-

Digitized by Google

mütigte sich, ließ sich von der Presse verspotten und spielte weiter, nachdem sie so feierlich Abschied genommen hatte. Emile brauchte Geld. Er ließ es verschwinden wie Rauch, es zerfloß ihm in den Händen. Er spielte. Vielleicht hatte er geheime Lüste, die Tausende verschlangen. Er zehrte die Villen und Gärten der Tragödin auf, er verkaufte ihre Sammlungen, die Bilder, die alten Möbel, er verschleuderte die Autogramme von Königen und Künstlern, die sie in Truhen heilig gehalten. Und sie mußte spielen, spielen, um den ewigen Hunger dieses Ungeheuers stillen zu können. Er alterte, wurde korpulent, aus Antinous wurde Nero. Er liebte sie nicht, aber um sie leichter gefügig zu halten, heuchelte er es bisweilen. Wenn sie spielte, saß er mit einer andern in einer Loge, und sie agierte da unten, die sieben Schwerter der Liebe, Eifersucht, Verzweiflung, Ohnmacht, Verachtung, Beschämung und nochmal Liebe im Herzen. Aber sie konnte ihn nicht lassen. Für ihn spannte sie ihren Willen so unsagbar an. Ihr Wille erhielt sie jung, stark, schön. Für ihn! Sie mußte leben, verdienen, reizvoll sein. Für ihn! Sie liebte und ließ sich plündern. Sie verachtete und lag ihm zu Füßen. Sie durchschaute ihn und betete ihn an. Sie erwarb Unsummen, und er fraß sie. Sie beschränkte ihre Dienerschaft, ihre Mahlzeiten waren immer frugal gewesen, ihre Lebensweise mit kalten Bädern, Turnen und Sport oft puritanisch, sie versagte sich jeden Luxus. Sie verkaufte ihren Schmuck und trug Imitation. Sie behielt ein einziges Auto. Sie entließ den Sekretär; die Briefe wanderten in eine leere Stube; Berge häuften sich. Alles ging drunter und drüber, es wurde eine Existenz im Regellosen und Bankrottdrohen. Dieser Tod jetzt befreite sie.

So war sie in dieser Stunde angekommen.

„Emile," sagte sie. „Ich kann nicht sterben, Amélie. Er stirbt nicht mit. O meine Knie."

Schon erkalteten die Knie. Der Tod war unaufhaltsam.

„Amélie, drüben in der Kassette liegt das Rubinenkreuz. Es ist echt. Die unglückliche Königin Elisabeth gab mir's von ihrer Brust. Schnell, nimm es, nimm es. Ich habe nichts sonst. Hast du's? Alles andere ist Plunder, du weißt."

Amélie wußte. Sie hatte diese ganze Leidenschaft miterlebt, diese entwürdigende Leidenschaft. Wie hatte Madame einmal gesagt:

„Entwürdigend? Leidenschaft, und sei es die gemeinste, erhöht den von ihr Besessenen. Empfinden zu können, ist das Größte."

Es war heller geworden. 9 Uhr war vorbei. Es regnete, aber schon verloren die grünen Brokatgardinen ihre Farbe, der Tag stand dahinter. An den Wänden glühten still die elektrischen Kerzen. Die seidene Tapete, die goldene Lilie auf grünem Seidengrund, glänzte. Plötzlich schrie draußen, unten in der stillen Gartenstraße gellend und klagend eine Hupe.

Digitized by Google

„Emile!“ rief die Favart.

Sie richtete sich auf. Aber eine Greisin saß im Bett. Nun fieberte sie.

„Einen Spiegel, Amélie.“

Amélie zögerte. Aber sie mußte gehorchen. Und Térèse Favart schrie auf, sank hin, sie erkannte sich nicht. Das war entsetzlich, das ihr Gesicht, wie es dem Geliebten bleiben sollte?

„Schminke,“ ächzte sie, „Amélie, einen Schal. Die Lichter aus.“

Sie empörte sich. Sterbend noch Komödie spielen? War es nicht genug gewesen? Komödiantin bis zum letzten Atemzug? Es war unerträglich! Im Tode noch lügen? Nie, nie Mensch, einfach, wahr sein dürfen? Sie stieß den Schminkkasten aus Amélies Händen. Sie hatte Kraft. Ihre Augen waren wild.

„Wahrheit,“ sagte sie entschlossen. „Lauter Wahrheit. Es ist eine Probe — auf seine Liebe.“

Ihre Stimme krächzte widerlich.

Die Tür flog auf, Emile stürzte herein. Er war nachlässig angezogen, das Gesicht gedunsen, die Augen rot. Er hatte keine zwei Stunden geschlafen, er war in der lustigsten Gesellschaft gewesen. Er sah sich um.

„Niemand hier?“

Es war sein erstes Wort. Térèse lag, plötzlich schwach, in dem kolossalen Bett unter den zwei seidenen Decken, der purpurnen und der irisblauen. Sie sah ihn an. O, es war leicht, so zu sterben. Es war unmöglich, zu sterben.

„Ärzte,“ sagte Emile unwirsch zu Amélie. „Der Priester! Haben Sie für nichts gesorgt? Und was ist es? Was gab es?“

Amélie wies stumm auf das Bett. Glaubte er, sie sei schon tot? Er ging schnell — sein Gang war schön und leicht und frei — durch das große, lange, schmale Zimmer. Er prallte zurück.

„Térèse —“

Fragte er? Zweifelte er?

Die Sterbende sagte mit dem Geist, der sie nicht verließ:

„Kaum noch. Nicht mehr lange. Die letzte Maske der Favart. Erschrick nicht. Du kennst das Herz.“

Er erschrak, er entsetzte sich. Diese Stimme! Ein alter Mann krächzte da, und eine Greisin grinste ihn an. Das da hatte er einmal umarmt, geküßt? Er schüttelte sich, Ekel würgte ihn. Er war zu früh gekommen. Aber er hatte kommen müssen. Er sagte:

„Ich konnte nicht früher kommen.“ Er bezwang sich, um sprechen zu können. „Ich fuhr noch beim Figaro und Matin vor, um von deinem Unwohlsein Bericht zu geben.“

Digitized by Google

Die Zeitungen — Térèse Favart bäumte sich. Nein, man ließ sie nicht in Ruhe sterben. Er, den sie liebte, hetzte die Welt auf ihre letzte Szene, das Schauspiel ihres Todes.

Er war in den Redaktionen gewesen und hatte gesagt: „Sie stirbt, die Favart liegt im Sterben. Das Honorar für die Mitteilung später. Ich gebe Ihnen bald mehr Notizen. Ich telephoniere."

Térèse rührt den Arm, den rechten, der linke versagte.

„Emile, keinen Lärm."

Sie verstummte. Hatte sie je ihn um etwas gebeten?

Plötzlich gab es Stimmen draußen. Der erste Journalist.

„Amélie," sagte flehend die Sterbende.

Amélie verstand. Sie ging hinaus und nahm die Wache ein vor der Tür. Emile folgte. Er mußte telephonieren. Er fragte umsonst Amélie aus. Amélie schwieg. Sie wüßte nichts. Sie hörte ihn dem Figaro diktieren. Dann telephonierte er an die Ärzte, an Freunde, denen er das Diner, Souper absagte, an eine Dame, die er zum Lachen brachte; er lachte mit.

Dabei versäumte er viel Zeit. Er stürzte in das Zimmer zurück, er setzte sich an das Bett. Er nahm Térèses Hand. Sie schloß die Augen. Nein, er konnte sie nicht ansehen. Ja, das war der Tod, offenbar, maskenlos. Er beugte sich hinab und sagte:

„Hast du einen letzten Willen aufgesetzt?"

Es sah aus, als stürbe sie in diesem Augenblick. Ihre verfallenen Züge verfielen jäh noch mehr, erstarrten, der Unterkiefer sank hinab, die Augenlider gingen hoch. Es war furchtbar still. Und er glaubte, sie habe nicht gehört, und fragte zum zweiten Male.

Die Favart sagte:

„Wozu?"

Ihre widrige Stimme, heiser, röchelnd, knarrend, klang wie Hohn.

„Und ich?" schrie ihr Geliebter. „Und ich? Läßt du mich arm zurück?"

„Emile, was willst du?"

„Das da!" sagte er, erbittert, über Selbstverständliches noch reden zu müssen. „Dieses Landhaus, die Möbel, dein Vermögen, kurz: Deinen Besitz."

„Emile, alles ist längst dein."

„Also hast du — —"

„Nein."

„Sprich!" schrie er so laut, daß Amélie die Türe öffnete.

Das Herz der Greisin krampfte sich zusammen. Ihm, den sie mit diesen letzten Atemzügen noch liebte, mußte sie sterbend den letzten, den ersten Schmerz bereiten.

Digitized by Google

„Emile, alles hat dir gehört. Ich besitze nichts mehr. Ich bin arm. Auf das Haus habe ich Geld aufgenommen, die Möbel, die Bilder, alles, alles ist verpfändet. Wenn ich tot bin, muß der Konkurs eröffnet werden. Nichts bleibt, alles wird abgeholt werden. Verzeih mir. Ich liebe dich —"

„Dein Schmuck —"

„Ist falsch. Die echten Perlen hast du —"

Nein, sie sagte es nicht.

„Wo ist das Geld? Was hast du damit getan?" fragte er leise. Er sah aus, als wolle er sie schlagen.

Nein, sie sagte nicht: für dich. Sie liebte ihn, sie verzieh ihm. Er war bei ihr. — Aber daß er weiterlebte, indessen sie .... Nein, auch das war gut. Er sollte leben — Aber wovon? Wer würde nun für ihn sorgen? wer ihm die Million erwerben, die er noch brauchte? Entsetzlicher Gedanke! Er vergiftete ihr Sterben, er zerriß die Ruhe der letzten Stunde, er trieb sie auf und hoch.

„Emile," stöhnte sie. Sie richtete sich auf. „Emile, ich habe nichts. Und du —"

„Ja, ich!" sagte er erbittert. „An mich hast du nicht gedacht! Ins Elend hast du mich gehetzt, meinem Beruf entzogen. Was nun?"

Unten rollten Wagen und Autohupen gellten. Das erste Extrablatt hatte Paris alarmiert. Schon stürmte es die Treppe herauf, diese lichte, schöne Rokokotreppe des galanten Schlößchens, das seit zweihundert Jahren der Liebe gedient hatte. Journalisten kamen, Lieferanten, Bekannte, Freundinnen, das Personal des Theaters Favart, Damen der Gesellschaft. Das Telephon läutete ohne Aufhören, Telegramme liefen ein, Blumengebinde.

Amélie wachte an der Tür. Vor ihrer kleinen Person brandete der Aufruhr. Stumm stand sie da und wehrte alles und alle ab. Drei Ärzte erzwangen sich den Eintritt.

Unzweifelhaft, Térèse Flavart lag in der Agonie. Emile Latour stürmte durch den Saal, an allen vier Fenstern vorbei, er raufte sich fast die Haare. Er war betrogen. Konkurs über ihr Haus, ihr Theater, ihre Hinterlassenschaft. Nach zwanzig Jahren schwelgerischsten Lebens die Rückkehr ins Armselige ...

Unter dem Kokain lebte die Tragödin auf.

„Meine Herren," sagte sie zu den Ärzten, „ich habe kein Dakapo erbeten. Lassen Sie mich abtreten. Es ist spät."

Sie sah Emile.

„Emile," sagte sie. Ihre Stimme reinigte sich, stieg, klärte sich. „Emile, ich denke nach. Rufe Amélie."

Amélie kam, blieb an der Tür, die sie verteidigte.

Digitized by Google

„Amélie, verzeih mir. Du liebst mich, Amélie. Amélie, gib ihm das Rubinkreuz."

Emile steckte das Rubinkreuz achtlos in die Tasche, und die Kammerfrau kehrte an ihren Posten zurück. Stumm, starr heulte sie vor Erbarmen mit der geliebten Herrin innerlich auf.

Die Favart sagte:

„Meine Herren, geben Sie mir bis Mittag Leben?"

Ja, sie konnte noch zwei Stunden leben.

„Emile, komm her, Emile. Telephoniere an Pathé. Ein Apparat hierher, ein Mann zur Bedienung. Man soll mich kurbeln. Meinen Tod. Schließe einen Vertrag, günstig. Ich kann dir nichts anderes hinterlassen. Meinen Tod im Film. Eile! Sei besonnen und klug. Der Film ist unbezahlbar. Liebst du mich?"

Emile war nicht mehr da. Er hatte im Nu den Gedanken erfaßt.

Die Favart lag in ihren Kissen. Sie triumphierte. Ihr letzter Liebesgedanke war ihr größter. Sie gab ihr Letztes hin, die Einsamkeit des Sterbens.

„Amélie," sagte sie.

Sie mußte geschminkt werden. Den Spitzenschlafrock, darin sie gestern als Marguerite gestorben war. Frisiert. Alle Fenster enthüllt, damit das Licht genügt. Ihren Schmuck, den falschen. Und:

„Kokain, meine Herren, Äther, Kokain, eine Kochsalzlösung. O, ich kenne Ihr Metier. Ich habe hundert Tode studiert."

Sie lebte auf, von den Einspritzungen sowohl wie von ihrer inneren Erregung. Ihre letzte Szene! . . .

Und Amélie rieb sie ein, frisierte, schmückte sie. Dieser klassische Kopf mit dem schmalen Oval lebte noch einmal auf, während die Todesstarre schon die Beine hinaufkroch und den Unterleib bezwang.

Emile, der sich am Telephon gefaßt hatte, zitierte Apparat und Mechaniker und die Herren vom Bureau Pathé. Er kehrte in den Schlafsaal zurück, begann zu arrangieren, flehte die Ärzte an, das teure Leben zu erhalten.

„Meine Herren," sagte er zu den Ärzten, „ich bitte Sie um Ihre Bescheinigung, daß es der authentische, einzig echte Film sein wird, der die Sterbestunde der Favart verewigt. Ich habe auch einen Notar bestellt. Der Film gehört mir. Térèse, hörst du? Der Film ist mein."

„Dein," flüsterte sie, „dein."

Immer mehr klärte sich ihre Stimme. Die Verwandlung wurde vollkommen. Unter Amélies Händen belebte sich der Tod.

„Amélie, du weinst —"

Amélie sagte tonlos: „Ich liebe Madame."

„Amélie, du bist die Treue. Vergib mir."

Digitized by Google

„O, wenn ich, ich Madame je gekränkt habe —"

„Küsse mich, Amélie. Was wird aus dir?"

„O Madame —"

„Beruhige mich, Amélie."

Amélie log: „Ich ziehe zu meiner Schwester. Sie ist eine wohlhabende Witwe in Lyon."

Térèse Favart atmete auf.

Emile empfing den Notar. Zwei Herren von der Film-Firma kamen im Auto angerast. Zwei Zimmer waren voller Leute. Emile schob selbst die Journalisten beiseite. Man beriet in einem kleinen Gemach. Es wurde ein Streit. Es war 11 Uhr. Emile telephonierte an Gaumont.

„Fünfundsiebzig Prozent vom Reingewinn für mich," sagte er, „und nach der Aufnahme hunderttausend Franken in bar sofort."

Es war unannehmbar. Aber der Film war die Sensation, das Unerhörte, das Allerletzte. Er würde verboten werden und doch durchgesetzt. Sein Erfolg war nicht zu übersehen. Er bedeutete Millionen. Es war doch annehmbar. Emile setzte es durch. Der Vertrag wurde aufgesetzt. Madame Favart — Emile führte ihre Hand — unterschrieb, daß die Einnahmen des Films Emile Latour zufielen; es war sein Film, sie hatte nichts damit zu schaffen. Der Film mußte von ihrer Konkursmasse gerettet werden. Man war sehr vorsichtig. Emile vergaß nichts.

Die Vorbereitungen begannen. Das Mittagslicht, das durch die vier hohen Fenstertüren fiel, war gut. Madame führte die Regie. Die drei berühmten Ärzte agierten gern mit. Alle vergaßen, daß es sich hier um den richtigen Tod handelte.

Amélie, bleich, schwankend, konnte von der Mitwirkung nicht dispensiert werden.

Madame war schwach. Eine Einspritzung.

„Die letzte," sagte sie, „sonst wird der Film zu lang, zu eintönig."

Und dann sah sie sich um. Es war ihr Feldherrnblick. Das Dienstpersonal war um das Bett und im Hintergrunde arrangiert. Ein Mädchen, das eine Weinende am Fuße des Bettes vorstellte, ergänzte die Akteure.

„Anfangen," rief die Favart.

Und der Mann im Kittel begann die Kurbel zu drehen.

Mit klarer Stimme kommandierte Térèse Favart. Sie befahl die Ärzte an ihr Bett zur Untersuchung. Schnell, bestimmt, schrieb sie ihnen Bewegungen, Gesichtsausdruck vor. Sie ließ sie zurücktreten und rief Emile. Bei allem vergaß sie ihre Mimik nicht. Während ihre Hüften vereisten und die Hand des Todes zum erstenmal nach ihrem Herzen griff, sagte sie:

„Umarme mich. Küsse mich. Sinke auf die Knie. Emile, nicht wahr, jetzt wirst du mich lieben?"

Digitized by Google

Und während sie sich über den Hingesunkenen beugte und die Augen nach oben wandte, von Tränen überfließende Augen, sagte sie — und es sah aus wie Segen oder Gebet und würde die Zuschauer des Films am tiefsten erschüttern — sie sagte:

„Wir spielen ohne Probe. Es geht ausgezeichnet. Ich danke Ihnen. Emile, vergiß nicht, einzelne Räume des Hauses aufnehmen zu lassen, Gruppen der Leute, die draußen sind, arrangiere einige traurige Szenen. Dann die Wagenburg auf der Straße, schließlich das Begräbnis. Es wird sehr prunkend sein. Es kann ein Film von einer halben Stunde werden. Jetzt steh auf, geh gebeugt um das Bett herum, lehne dich verzweifelt an die Wand und weine, als sollte ich es nicht sehen. Amélie, jetzt kommst du."

Amélie schwankte herbei. Sie gehorchte. Aber sie war halbtot, kraftloser als die wirklich Sterbende.

„Amélie, sag mir Adieu. Dir brauche ich nichts vorzusagen, du spielst von selbst. Du, du fühlst ja Schmerz."

„Amélie, Sie verderben den Film!" sagte der schluchzende Emile zwischen den Fingern, zischend vor Wut. „Schick sie fort, Térèse, sie ist steif wie ein Stock."

„Emile," sagte Térèse, plötzlich ganz schwach. „Das erhärtet die Echtheit. Komm," rief sie unvermittelt schrill, „komm, liebst du mich? Sage, sprich! — Die Ärzte, Hilfe."

Sie vergaß zu spielen. Emile aber vergaß nicht. Er ordnete mit kurzen Worten die Gruppe der Ärzte, er selbst sank aufs neue am Lager hin.

Die Favart bezwang sich. Ihr Herz wurde kalt. Sie spürte es. O Sehnsucht, hinzusinken, die Augen zu schließen, die letzte Minute in Frieden zu sein und sich aufzulösen in Stille.

Aber auf einmal rief sie laut:

„Kurbelt! Kurbelt!"

Es war ihre alte Stimme. Eine silberne Glocke erklang. Das häßliche, tonlose, harte Wort schwang sich wie Gesang durchs Zimmer. Sie war jung, schön, strahlend, sie war achtzehn Jahr und trat auf die Bühne der *Comédie* und bezwang tausend Menschen mit dem ersten Aufschlag ihres Auges.

„Kurbelt," flüsterte sie.

In ihr Gesicht trat Ekel, Entsetzen, Grauen. Sie starb.

„Kurbelt!" rief Emile, über ihr Bett geworfen wie ein Wahnsinniger.

Wenn der Mechaniker im Angesicht des Todes zu drehen aufhörte? Alles, alles wäre umsonst gewesen!

Die Favart fiel jäh zurück. Die Ärzte, aller Haltung uneingedenk, beugten sich zu ihr hinab.

Digitized by Google

Sie flüsterte:

„Emile — Emile, küß mich."

Und Emile sagte:

„Unmöglich. Man muß dein Gesicht sehen. Die Hand."

Aber die Hand war schon kalt und tot. Sie spürte seinen Kuß nicht. Ins Nichts, ins Leere, ins Hoffnungslose atmete Térèse Favart ihre Seele aus.

Emile empfand das letzte Zucken.

„Kurbelt!" rief er.

Es war das letzte, was die Favart hörte. Ein Lächeln ging über ihr Gesicht, aber sie errötete nicht mehr.

Emile drückte ihr die Augen zu. Er schlug die Hände vors Gesicht.

„Schluß," sagte er zwischen den Fingern. „Fertig."

Er atmete tief auf. Welche Strapazen! Aber die Million war gerettet.

Die Herren gingen hinaus. Plötzlich verstummte das Schwatzen, Lärmen, Rauschen in den Zimmern. Man begriff.

Emile sagte dumpf:

„Térèse Favart, die Unsterbliche, ist tot."

Man ging auseinander. Autos rollten davon, Equipagen glitten unter dem trüben Himmel hinterher. Vor dem Gartengitter sammelte sich Volk.

Amélie entzündete zwei Kerzen. Sie ging hin und her und richtete das Zimmer, das für die Aufnahme arrangiert worden war.

Sie dachte, nun wäre es an der Zeit, daß die Tote wieder aufwachte.

Térèse Favart erstarrte unter Schminke und Puder.

Amélie wartete.

Aber Emile kam nicht mehr. Er war heimgefahren. Er kam noch zurecht zum Diner bei Voisin. Gottlob, er brauchte — vorläufig — seine Lebensführung in nichts einzuschränken. Um 4 Uhr konnte er auf der Banque de France die hunderttausend Franken abheben. Weiß Gott, diese Térèse, bei allen Fehlern und Unerträglichkeiten, war doch eine geniale Frau gewesen — diese famose letzte Eingebung!

Amélie bedeckte das Gesicht der Toten mit einem weißen Tuch. Es veränderte sich so furchtbar. Und dann trat sie die letzte Wache an.

Digitized by Google

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder.

III.

David kam eine Woche darauf; nur für wenige Tage.

Adonis fuhr mit Pirloccias Wägelchen nach Casalmaggiore um ihn abzuholen.

„Wie er wohl aussehen mag? Ob er sich verändert hat?" fragte er sich, während er das Pferdchen antrieb, daß es im Galopp dahinlief.

Rot und schief, wie ein sarkastisch lachendes Gesicht, stieg über dem Deich, an einem blaßlilafarbenen Himmel, der Mond auf; durch den aufwirbelnden Staub hindurch sah Adonis den Po, der den Mond bereits blutigrot widerspiegelte, und dachte an seinen ersten Fluchtversuch, an die Gestalt Davids mit den langen Haaren, und wie süß damals die Rückkehr mit ihm gewesen war.

Doch am Bahnhof hätte er den Sohn des Schwefelholzfabrikanten fast nicht wiedererkannt. David war kein Jüngling mehr: er war ein Mann geworden, hatte sich die Haare schneiden und den Bart wachsen lassen: einen langen, eckigen Bart, so schwarz, daß er wie gefärbt aussah. Mit seiner Raubvogelnase, den durch einen dunkeln Ring vergrößerten, wie Metall glänzenden Augen sah er wahrhaft elend aus: wie eine aus einem ägyptischen Sarkophag erstandene Figur. Adonis dachte an Carissimas Schwätzereien; doch er küßte David ohne Sorge und erlaubte ihm nicht, das Wägelchen zu lenken, wie jener wollte.

„Dann mußt du aber langsam fahren", sagte David, sich bis an die Ohren einhüllend. „Wird es auf dem Deich nicht zu feucht sein?"

„Feucht? Mir ist schrecklich heiß!" sagte Adonis lachend. Dann aber ward er traurig.

Er war ungewiß, ob er David nach dem Befinden seiner Braut fragen dürfe: ihm war es, als wäre die wahre Braut des Unglücklichen der Tod!

David jedoch fing sogleich selbst von seiner Braut zu sprechen an. Er schien sehr stolz über sein Glück und fragte, was man in Casalino davon sage.

„Man spricht von nichts anderm!" entgegnete Adonis. Es erschien ihm freundlich, seines bedauernswerten Gefährten Eitelkeit zu schmeicheln.

Der nun schon hochstehende gelbe Mond wanderte schräg über die Wälder am Ufer dahin und ließ das Wasser in milchweißen und bläulichen Farbentönen aufleuchten; zur Linken des Deiches, über einem silberigen Dunststreifen, der, wie eine von unsichtbaren Riesen erbaute Mauer, immer höher aufstieg, schimmerten grüngoldige Sterne.

Digitized by Google

„Ja," dachte Adonis, „er ist krank, das sieht man. Er muß sterben und er weiß das!"

Und es war ihm fast als hätte er hier in dem rattelnden Wägelchen eines von den Gespenstern, an die Caterina glaubte. Aber gerade darum empfand er noch größere Verehrung für David: jedes seiner Worte erschien ihm voll tiefer Bedeutung. Und doch redete er nur von den einfachsten Dingen.

„War es heiß in Casalino? Die Nächte schon feucht? Wer war jetzt dort? War die Marchesa schon angekommen?"

„Ja, ich sah sie, wie sie in die Kirche ging: sie ist sehr alt geworden!"

„Das war sie schon vor dreißig Jahren!" bemerkte David, der nie lachte, auch wenn er scherzte. „Erzähle mir, hast du auch die Enkelin gesehen?"

„Ja: in Weiß, wie immer. Sie sah aus wie eine Fliege in der Milch", sagte Adonis, durch des Freundes Beispiel ermutigt.

„Geht sie auch zur Kirche? Und was macht der Pfarrer? Warst du auch in der Kirche?"

„Ich? Nein . . . ich . . ."

Er hatte Lust, David gleich seine Absichten und Caterinas Versprechen mitzuteilen und ihn um Rat zu bitten. Doch jener unterbrach ihn:

„Erzähle doch, was gibt's Neues in Casalino, wer ist da?"

„Noch niemand. Sie kommen erst im September. Dann gibt's ja Geflügel und Obst genug!" sagte Adonis boshaft. „Nur ein kleiner Maler ist da, der die Kirche malt — Gott, was für Zeug! Grüne und gelbe Engel, violette Heilige und rote Bäume. Zukunftsmalerei, wahrhaftig!"

„Dann sind sie ja schön hereingefallen mit ihm! Und wie heißt der Maler?" „Monti. Ein kleiner Kerl aus Mantua . . . er stottert."

„Monti? Das ist ja ein Millionär!" sagte David und schien sich sehr zu amüsieren über diese Mitteilung. Er richtete sich auf, schaute nach Fossa Caprara hinüber, dessen Kirchtum hell vom Mond beschienen war, und strich mit der Hand über Adonis Schulter.

„Und von dir erzählst du mir nichts? Wann heiratest du? Sag' mir: bist du glücklich?"

Adonis fuhr zusammen. Davids Frage kam ihm gerade gelegen, und von neuem fühlte er sich von dem Verlangen erfaßt, ihm, wie einem älteren Bruder, all' seine Sorgen, Träume und Hoffnungen mitzuteilen und ihn, wie einst, um Hilfe und Rat zu bitten. Doch noch bevor er den Mund aufgetan hatte, schien David seine Frage vergessen zu haben.

„Was machst du, Junge?" schrie er plötzlich auf, weil Adonis, statt auf dem Deich zu bleiben, in den abschüssigen Weg nach Fossa Caprara einlenkte. „Du willst mich wohl umbringen? Fühlst du nicht, wie feucht es hier ist? Kehre um, oder fahre wenigstens langsam, du Teufelsjunge!"

Digitized by Google

„Aber nein, laß mich nur machen! Auf dem Deich ist es feuchter als hier", sagte Adonis, die Zügel anziehend. Das Pferdchen verlangte nichts besseres: langsam ging es die mit Bäumen bepflanzte Straße entlang, deren mit klarem Wasser gefüllte Gräben im Mondschein blinkten.

Das erinnerte Adonis an die Rückkehr von San Giovanni, nach seiner zweiten Flucht; er war traurig und würde nichts mehr gesagt haben, wäre sein Gefährte nicht in ihn gedrungen.

„Was willst du jetzt tun? Die pädagogische Hochschule besuchen?"

„Was weiß ich? Wie soll ich das anfangen? Niemand ist mir behilflich. Ich muß arbeiten."

„Aber was denken deine schmutzigen Verwandten nur?" schrie der andere, und es schien, als erwache in ihm der alte Groll gegen seine Nachbarn.

„Ach, sie haben an anderes zu denken", erwiderte Adonis traurig. „Übrigens liegt mir auch gar nichts daran. Ich bin zufrieden, daß ich die Stelle in Casalino bekomme. Ich will als Schullehrer leben und sterben!"

„Das gefällt mir nicht! Hast du keine höheren Pläne?"

„O doch!" rief Adonis aus. Und wieder drängten sich flammende Worte auf seine Lippen. Doch er hatte Bedenken, sie jetzt auszusprechen, er fühlte, daß Davids Gedanken nicht bei ihm waren und sagte sich: Er ist jetzt müde; ich will ein andermal von mir sprechen.

Doch der andere strich ihm nochmals über die Schulter, beinahe zärtlich, und wiederholte: „Wann heiratest du? Nicht zu früh, nicht wahr? Wie ist das Mädchen? Ist sie hübsch?"

„Sehr schön!" rief Adonis stolz. Doch dann fügte er leiser hinzu: „Sie ist aber nicht sehr intelligent, wenn auch nicht gerade dumm. Sie wird wenigstens tun, was ich will. Sie hat schon darein gewilligt, von der kirchlichen Trauung abzusehen . . ."

„So etwas hast du ihr vorgeschlagen?" fragte David verwundert. „Aber handelt sie mit Bewußtsein? Begreift sie, was sie tut?"

„Ich hoffe, ja! Auf jeden Fall tut sie es."

„Aus Liebe, gewiß!" sagte David. Adonis fühlte, daß jener recht hatte, und empfand doch einen leichten Ärger. Doch alsbald erinnerte er sich, daß er nicht zu disputieren gedachte, sondern den, den er als seinen Meister ansah, um Rat zu bitten, und fragte, ein wenig unsicher: „Habe ich recht getan?"

„Was soll ich dir sagen, Lieber? Ich müßte zuvor das Mädchen kennen. Ist sie kirchlich gesinnt?"

„Bis zum Aberglauben sogar!"

„Ah, gut!" sagte David mit leisem Spott. „Und du liebst sie, nicht wahr? Du wenigstens weißt, was du tust?"

„Mir scheint, ja!" entgegnete Adonis lebhaft. „Ich liebe sie, und sie

Digitized by Google

liebt mich. Wir haben immer zusammen gelebt, in Armut und Mißgeschick, und sind bereits durch stärkere Bande als die Liebe miteinander verknüpft. Ich würde sie nicht verlassen, auch wenn ich sie haßte."

„Aber das ist nicht gerade der richtige Anfang für eine freie Verbindung."

„Es ist der Anfang der Gerechtigkeit! Ich betrachte Caterina als eine Schwester. Sie hat in trüben Tagen zu mir gehalten und mich lieb gehabt, als niemand mir Liebe erwies. Wir waren Geschwister noch bevor ein Liebespaar aus uns wurde. Sie ist gleichsam mein Gewissen. Von ihr lassen, würde heißen, meine Grundsätze aufgeben!"

„So paß' auf, daß du nicht das Opfer wirst! Manchmal wird man ein Opfer des eigenen Gewissens!" sagte David mit Nachdruck. „Da ich das Mädchen nicht kenne, kann ich dir nicht sagen, ob du gut oder schlecht handeltest, indem du von ihr ein Opfer forderteſt, dessen Größe sie vielleicht nicht begreift. Gib aber acht, daß nicht aller Schaden dir zur Last fällt. Wenn die Frau geistig unentwickelt ist, so ist es nötig, ihren Glauben zu respektieren. Von einer Pflanze, die schon Früchte angesetzt hat, reißt man nicht die Blätter ab . . ."

„Gerade!" rief Adonis, der sich auf das verstand. „Man nimmt die Blätter fort, damit die Früchte besser reifen!"

Dann aber reute ihn, was er gesagt: er wollte ja Rat erbitten und nicht streiten! „Habe ich also schlecht daran getan? Dann kann ich es ja wieder gut machen . . ."

„Hüte dich wohl! Man muß nie widerrufen! Sie würde den Respekt verlieren, den sie vor dir haben soll. Das Heilmittel wäre schlimmer als das Übel . . ."

David hielt inne, weil das Pferd stehen blieb. Auf der weißen Straße erschien die dunkle Gestalt *La Müton's*.

In den folgenden Tagen sahen die beiden Nachbarn sich häufig, machten lange Spaziergänge auf dem Deich und gingen auch zusammen fischen. David sprach beständig von seiner Braut, machte sich auch ein wenig lustig über ihre Verwandten, und Adonis erkannte, daß er an ganz anderes dachte als an sterben.

Adonis lachte dazu, doch von Tag zu Tag fühlte er sein Zutrauen zu David schwinden. Es war ihm, als gehöre dieser bereits zu einer andern Rasse: Er war jetzt ein reicher Mann, doch nicht unglücklich, wie Adonis sich alle reichen Leute vorstellte. Immerhin bewahrte er seine Bewunderung für ihn und betrachtete ihn als einen wahrhaft überlegenen Geist.

Eines abends indes gesellte sich in der kleinen Schenke „Zum Vizekönig" der Kirchenmaler zu ihnen. Er war ein origineller Kauz: er stotterte und hatte doch eine stechende Zunge. Über alle Leute redete er Böses

Digitized by Google

und erklärte, er selbst sei ein Mystiker und wolle in Armut leben. David hielt ihn ein wenig zum besten und spielte immer auf seine Millionen an.

„Wir opfern unsere Seele, um unsern Leib zu bewahren", sagte der mystische Maler. „Wir gleichen dem Bauer, der, um seinen Mantel nicht abzunutzen, lieber fror." „Er tat also nach deiner Lehre!" sagte David.

Und Adonis fand, daß der Maler, wie antipathisch er auch war, recht habe. Ein andermal forderte David seine zwei jungen Freunde auf, ihn zur Marchesa zu begleiten. Beide lehnten ab. Nachdem sie allein geblieben waren, fing der Maler an, Davids Verhalten zu tadeln. Er sagte, jener wolle eine reiche Frau heiraten, ohne daß er in sie verliebt sei, nur ihres Reichtums wegen.

„So sind sie alle! Egoisten und nicht Sozialisten! Donnerwetter, so nehmt doch nur einen anderen Namen an, und niemand wird euch mehr behelligen!" Adonis errötete vor Ärger, nicht über die Ansicht des Malers, sondern wegen der Kränkung Davids.

„Das ist nicht möglich!" rief er. „Er ist sogar sehr verliebt, und seine Braut ist eine sehr schöne Dame."

„Ja, die Schönen gerade, die heiratet man aus Interesse; und das um so lieber, wenn sie reich sind!"

„Aber David ... David!" sagte Adonis.

Und er dachte daran, wie er sich als Knabe erzürnt hatte, wenn er jemand von seinem Nachbar Übles reden hörte. Zwischen ihm und dem Maler entstand ein lebhafter Wortwechsel: beide jedoch blieben maßvoll und gegenseitig höflich.

„Warum nicht?" entgegnete Adonis auf einen Einwurf von des andern Seite. „Die feineren Menschen sollten mehr noch als die andern unsern Idealen nachstreben. Wer sorgt sich mehr um seinen Mantel als eben jener Bauer? Heutzutage allerdings verbrauchen wir neun Zehntel unserer physischen und geistigen Kräfte damit, unsern Unterhalt zu verschaffen: an dem Tage, wo dieses Problem durch die Gesamtheit gelöst sein wird, wird erst das wahre geistige Leben für die Menschen anfangen. Wissen Sie, wer das gesagt hat? Wagner!"

„Ich verabscheue Wagner!"

Adonis machte eine Gebärde des Staunens, und der andere fügte hinzu:

„Für mich ist Wagner wie das Meer: sehr schön und sehr langweilig. Ich hasse sie alle beide!"

„Und ich liebe das Meer leidenschaftlich!" sagte Adonis, um dem Maler zu widersprechen. Er hatte das Meer nie gesehen!

IV.

Um Mitte August nahmen die Theateraufführungen ihren Anfang. Die Schauspieler waren — der eine durch eigene, der andere durch ererbte

Digitized by Google

Neigung — sämtlich vom heiligen Feuer der Kunst beseelt; und zu den übrigen kam ein Komiker, als Überrest einer Gesellschaft untersten Ranges.

Während der Zwischenakte spielte ein ehemaliger Inhaber eines Puppentheaters auf einer Harmonika. Candido, der „Maler", spielte den ersten Liebhaber, und Celeste, die Studentin, war die verteufeltste und schelmischste Primadonna, die man sich nur vorstellen kann. Aus Liebe zur Kunst gab Adonis sich bisweilen dazu her eine zweite weibliche Rolle zu übernehmen, und Celeste belohnte ihn dafür, indem sie ihn während der Vorstellung umarmte und küßte — und mitunter auch hinter den Kulissen. Er ließ es geschehen — aber einen Monat früher hätte ihm das viel mehr Spaß gemacht. Jetzt dachte er an Caterina als an seine Gattin und war entschlossen, sie nicht zu hintergehen. Und in solcher Nähe entdeckte er überdies viele Fehler an Celeste; besonders verzieh er ihr ihren Leichtsinn und ihre Koketterie nicht. Sie schaute jetzt nach ihm, weil der Kirchenmaler fort war.

Anfänglich hatten die Vorstellungen keinen großen Erfolg. Der Ex-Komiker, der den künstlerischen Leiter abgab, war ein romantischer, äußerst eitler Schauspieler. Er wollte durchaus Stücke aufführen, die seine Paradepferde gewesen waren in der elend von ihm verlorenen Schlacht — und die Leute langweilten sich. Aber eines Tages, während die Gesellschaft beriet, was sie nun spielen sollte, und Adonis *La Morte civile* vorschlug, erhob sich Candido, nahm seine Papiermütze ab und schaute in sie hinein, als ob er darin eine Idee zu finden hoffe.

„Wenn es erlaubt ist, möchte ich auch das Meine sagen. *El gh' è* eine sehr lustige Komödie, die ich einmal als Kind in Mezzano gesehen habe. *El gh' è* in dieser Komödie eine Person, die mit einem Degen in der Hand herauskommt und ganz fürchterlich spricht:

Con questa spada in mano,
Faccio scommessa un paolo,
Che taglio la testa a Golo . . .

Was für ein Effekt, mit Verlaub zu sagen! Die Weiber wußten sich vor Lachen nicht zu lassen. Laßt uns das geben!"

„Aber wenn du den Titel nicht mehr weißt!" sagte Adonis.

Candido biß in seine Mütze. „Warte! Es kam ein schrecklich böser Mensch darin vor, der die Leute quälte. Ach, es war so schön, so schön wie im Puppentheater!"

„Aber wenn du doch den Titel nicht mehr weißt!" wiederholte Adonis ungeduldig. Da sagte der Ex-Komiker geringschätzig: „Es ist Der Tyrann von Padua!" Und Adonis ging nach Viadana auf die Suche nach dem Textbuch; er fand es und zur Belohnung wollte er die schönste Rolle für sich: die des Mannes mit dem Degen.

Digitized by Google

Der Erfolg war großartig. Und von jenem Abend an war das Schicksal der Vorstellungen gesichert, und ihr Ruhm verbreitete sich in der Umgegend.

Der Polizeikommissar von Viadana platzte herein und erklärte die Gesellschaft in Kontravention, weil sie weder die Theatersteuer bezahlt, noch die gesetzlichen Vorschriften für die Eröffnung eines Theaters erfüllt hatte.

Eines Abends, zu Anfang September, ging Adonis zu Caterina, um sie und einige ihrer Freundinnen zum Theater abzuholen.

Die Alte brummte; auf der Türschwelle sitzend erklärte sie, sie werde sich nicht von da fortrühren, bis Caterina nicht wieder da sei, und verlangte von den andern Mädchen das Versprechen, daß sie die Verlobten nicht einen Augenblick allein lassen würden. Kaum aber waren sie in der Gasse, so blieben die beiden Liebenden zurück, während die Mädchen singend vorausgingen. Doch Adonis war an jenem Abend unruhig, beinahe traurig. Die erste Glut war gedämpft, und er betrachtete Caterina jetzt als seine Frau: nun, so mußte man eben nicht immer Torheiten treiben, sondern mitunter auch von ernsten Dingen sprechen.

„Laß sie gehen!" sagte er zu Caterina, die lachte und die Freundinnen rief. „Höre, Pirloccia ist abgereist."

Sie hörte auf zu lachen, erinnerte sich und fuhr zusammen.

„Kaum war er fort, so habe ich mit der Tante gesprochen", berichtete Adonis. „Mit dem Lehrer habe ich mich verständigt: er will seine Stelle nicht aufgeben, solange ich nicht meine Studien beendet habe. Also wenn ich in zwei Jahren nichts Besseres finde, dann werde ich immer die Stelle in Casalino bekommen. Er konnte es kaum glauben, daß er noch bleiben kann, der habgierige alte Mann!"

„Und was sagte Tognina?"

„Sie sagte, ich wäre verrückt, und sie könnte mir nicht einen Centesimo mehr schicken. Aber ich hab' es ihr auch gesagt, und das gehörig! Sie hat sogar geweint. Aber ..."

Er schwieg, ungewöhnlich ernst. Caterina begriff, daß er nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte. „Aber?" fragte sie besorgt.

„Es wäre vielleicht besser, ich hätte die Stelle jetzt gleich angenommen. Ich bin es müde, auf anderer Kosten zu leben!"

„Das sollst du auch nicht! Wenn es sein muß, verkaufen wir das Haus: die Großmutter will ..."

„Keine Dummheiten!" fuhr er ärgerlich auf. „Aber das ist es auch nicht. Ich werde arbeiten und mit sehr wenigem auskommen. Aber Pirloccia wird immer wieder sagen, ich sei ein Faullenzer."

„Und du fürchtest das Männchen? den Kreisel?" sagte Caterina stolz. „Du? Wenn er sich herausnimmt, ein einziges Wort zu sagen und seine Nase

Digitized by Google

in unsere Sachen zu stecken, dann kriegt er von mir Ohrfeigen, daß ihm hören und sehen vergeht! Ich bin dazu imstande!"

Er lachte; doch sie war wirklich gereizt und fuhr fort, Drohungen gegen seine Verwandten vorzubringen.

Als sie den Deich erreicht hatten, nahm Adonis ihren Arm und preßte sich an sie. Er wünschte, sie möchte schweigen und ihn die Süßigkeit dieses ihres ersten Abendspazierganges auskosten lassen.

Über dem Glück des Augenblicks hätte er die Gemeinheiten des Lebens vergessen mögen, die Niedrigkeit des geistigen Milieus, in dem er hier lebte, und die Erinnerungen an die Vergangenheit, die immer wieder in seinem Herzen aufstiegen. Aber Caterina gerade erinnerte ihn an das, was der Knabe mit dem häßlichen Mantel dem Mädchen mit dem Shawl anvertraut hatte.

„Ja, mein Schatz," räsonnierte sie weiter, „ich bin imstande, das Männchen zu ohrfeigen. Und auch deine schöne Tante! Haben sie dich nicht genug gequält? Jetzt sollen sie uns wenigstens in Ruhe lassen!"

„Ja, ja, aber nun hör' auf davon!" bat er.

„Warum? Glaubst du, ich wüßte nicht, was du heut' abend hast? Glaubst du, ich könnte das nicht erraten? Ich lese es dir aus den Augen. Du hast kein Vertrauen zu mir; aber ich bin nicht so dumm . . ."

„Was ist das diesen Abend mit dir, Caterina?" sagte er. „Auch du fängst an, mich zu quälen?"

„Ah, ich quäle dich? Gut so, ja, das will ich auch. Mußt du immer der Herr sein, immer?"

„So laß mich wenigstens an das denken, was ich im Theater zu sagen habe", rief er da ärgerlich.

Sie kamen zu spät.

Man hörte den melancholischen Klang der Harmonika, mit der der alte Puppenspieler durch den Ort zog, einen ländlichen Tanz aufspielend. Der Ton benachrichtigte die Leute von dem Beginn der Vorstellung. Alle traten an die Haustüren und riefen einander zu: *„Gh' è la recita!* Die Männer zahlen drei Soldi Eintritt, die Frauen zwei."

Die Nachricht, daß die Frauen eine Vergünstigung genießen sollten, lockte viele von ihnen zum Theater: und wo die Weiber hingehen, dahin eilen die Männer nur um so lieber!

Auf der Wiese bei der Kirche erwartete Golo ungeduldig seinen Mörder. Golo war Candido: in Rot und Schwarz gekleidet, wie ein Teufel, trug er auf dem Kopf seine Papiermütze, um den „Helm" aus vergoldeter Pappe nicht zu verderben, der während der Aufführung sein Stolz war.

„Schnell! Schnell!" rief er Adonis zu, sobald er ihn sah.

Digitized by Google

„Was ist? Brennt's?" fragte Caterina.

„Ach, das wär' auch der Mühe wert! Es ist so voll heute abend! So voll! Schnell, Adonis, zieh dich an; ich werde deinen Frauenzimmern Plätze verschaffen."

Und er eilte ihnen voraus.

Das Theater war die ehemalige Stallung des Palazzo Dargenti, und Adonis fürchtete, die Marchesa möchte von einem Augenblick zum andern Befehl geben, sie zu schließen. Doch ein Ereignis, das an diesem Abende eintrat, zerstreute seine Besorgnisse.

Das Lokal hatte zwei Eingänge: einen großen nach der Straße und eine kleine Tür nach der Wiese hin, die nur den „Künstlern" diente.

Durch den weiten Torbogen an der Straße konnte man das Innere des Theaters überblicken. Der Kassierer an seinem Tischchen beim Eingang ließ Golo und die ihm folgenden Damen passieren. Das Publikum lärmte vor Ungeduld. Und zwischen dem auf- und abwogen der schwarzen und grauen Filzhüte erschien manch hübscher Frauenkopf, auf dessen rötlichen oder braunen Haaren goldene Reflexe schimmerten.

Die schmutzigen Wände entlang zogen sich seltsame Dekorationen aus Weinlaub, Bändern und breiten Streifen Goldpapiers.

Wenige Petroleumlampen beleuchteten das Durcheinander von Menschen und Dingen; große Schatten irrten an der Decke umher, und im Hintergrund verhüllte ein kleiner Vorhang aus grober grauer Leinwand die Bühne.

Während Golo seine Damen zu ihren Plätzen führte, eilte Adonis sich anzukleiden. Die bereits fertigen „Künstler" murrten über seine Verspätung, und der als Tyrann gekleidete Ex-Komiker sagte hochmütig: „Das Publikum lärmt. Man darf seine Geduld nicht erschöpfen, sonst stehe ich nicht für den Erfolg!" Hinter einem Bettuch, das als Wandschirm diente, hatte Celeste sich angekleidet. „Signor Adonis?" rief sie jetzt herüber. „Hören Sie mich? Machen Sie schnell! Ich weiß etwas! Ich weiß etwas!"

„Mein Gott, was ist denn?" sagte er ungeduldig.

Das Fräulein stieg auf einen Stuhl, und ihre Stirn und die leuchtenden, schelmischen Augen erschienen über dem Bettuch.

„Sehen Sie mich nicht an! Sehen Sie mich nicht an!" schrie Adonis, der sich eben auskleidete.

„Ich weiß etwas! Aber etwas Schönes! Machen Sie schnell, dann sag' ich's Ihnen! Aber nur Ihnen. Schnell!" wiederholte sie. „Heute abend ..."

„So sagen Sie doch!"

„Kommen Sie her! Ich will es nur Ihnen sagen."

Der Tyrann grinste.

Halb angekleidet trat Adonis in das Ankleidezimmer der Primadonna;

Digitized by Google

sie sprang von ihrem Stuhl herunter, umhalste ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Heute abend kommen... die Marchesa und Maddalena Dargenti!"

Adonis errötete vor Vergnügen, küßte das Fräulein, zog sie mit sich und sagte, sich verbeugend: „Meine Herrschaften, heute abend werden wir vornehme Zuschauer haben! Die Marchesa . . . die Signorina. Das Schicksal unseres Unternehmens ist gesichert."

„Donnerwetter!" rief der Tyrann und lief unruhig hin und her, während die übrigen Schauspieler einander ansahen und vor Freude und Angst lachten wie die Kinder.

Die „vornehmen Zuschauer" zögerten. Das Publikum wurde ernstlich ungeduldig, als endlich zwei Gestalten am Eingang erschienen. Die eine war dick und dunkel gekleidet, mit einem behäbigen, roten Gesicht, weißen Haaren und einer goldenen Brille; die andere zart und weiß. Um den schlanken, bräunlichen Hals trug sie eine Perlenschnur, und zwischen den über der Stirn gescheitelten, an den Schläfen sich bauschenden dunkeln Haaren erschien ihr blasses, strenges Gesicht mit den länglichen, halbgeschlossenen Augen nur um so schmaler.

Alle Filzhüte und alle braunen und goldigen Köpfe wandten sich dem Eingang zu; eine plötzliche Stille entstand, und Adonis, der durch ein Loch im Vorhang spähte, sah, wie der Kassierer vor den beiden Damen herging bis zur ersten Reihe der „reservierten Plätze". Einige Zuschauer sprangen auf, man hörte ein Knarren von Bänken, ein verworrenes Geräusch; dann stimmte die das Orchester vorstellende Harmonika die *Marcia Reale*, den Königsmarsch an, wie beim Eintritt einer Königin!

Adonis war erregt: er wußte nicht, weshalb, aber er war erregt.

Manche Zuschauer blickten noch nach dem Eingang hin, weil sie glaubten, auch die Marchesa würde kommen. Immer noch finster, betrachtete Caterina die beiden Damen; und während Maddalena gleichgültig vor sich hin sah, wendete die Signora Maria sich lächelnd hierhin und dorthin, gleichsam als wolle sie all den braven Leuten die Grüße der Marchesa übermitteln und deren Abwesenheit entschuldigen.

Die Schauspieler waren so aufgeregt über die ungewohnte Ehre, daß sie die komischsten Verstöße begingen und das Publikum über die Maßen belustigten. Adonis jedoch war erschrocken und sah nach Maddalena Dargenti hinüber. Auch sie lachte: und mit den Grübchen in den Wangen, den über den schimmernden Zähnen geöffneten Lippen sah sie so hübsch aus, daß er von ihrem Anblick bezaubert war. Ein einziger Augenblick!

Auch sie sah ihn an. Ihre Blicke begegneten einander. Ihre gewöhnlich halbgeschlossenen Augen öffneten sich weit und schauten in die seinen. Und er empfand einen Schwindel, es war ihm, als habe er diese Augen schon

Digitized by Google

gesehen, als sei er diesem Blick schon begegnet, an einem fernen Ort, in einem früheren Leben, in einem Land voll Lieblichkeit und Wonne, das eines Tages im Traum an ihm vorübergezogen sei . . .

Jetzt, nachdem er Caterina und ihre Freundinnen nach Hause begleitet, kommt er noch einmal.

Sie war eifersüchtig gewesen auf die „Primadonna".

„Sie hat dich wahrhaftig geküßt, die da! So ein unverschämtes Geschöpf habe ich in meinem Leben nicht gesehen!"

„Was macht's denn, wenn sie mich küßt? Weißt du nicht, daß im Theater den Künstlern alles erlaubt ist? Wie könnte man es sonst gut spielen?"

„Aber die andern hat sie nicht geküßt, nein! Auch ihren Mann nicht!"

„Weil sie den nicht mochte! Sie wollte eben mich."

„Ah, sie wollte dich, wahrhaftig? Paß auf, sonst schlage ich ihr den Kopf kaput!"

„Was für wilde Gelüste hast du heute Abend nur, Caterina!"

„Du gehörst mir!" sagte sie und drückte seinen Arm, scherzend, doch voller Leidenschaft. „Du gehörst mir, ja! und nicht den andern!"

„Brauchst keine Angst zu haben!" entgegnete er spöttisch und melancholisch zugleich. „Niemand denkt daran, mich zu stehlen."

„So? Aber sie alle sehen nach dir, ja alle, weil du schön bist. Auch Maddalena Dargenti hat dich angesehen! Aber die ist häßlich!"

Er antwortet nicht gleich; dann sagt er leise, als fürchte er seine Gedanken zu verraten: „Wenn sie lacht, ist sie schön, und ihre Augen gleichen denen Andromaches."

Er erschauert vor Vergnügen bei der Erinnerung an den Blick Maddalenas. Und als er nun über den Deich heimwärts geht, sieht er immer jene länglichen, liebkosenden Augen vor sich, die sich während der Vorstellung mehrmals in die seinen tauchten. Es war gleichsam als riefe sie ihn leise mit ihrem Blick, daß er hinsehen mußte, und jedesmal empfand er ein Gefühl von Schwindel; es war ihm als sollte er versinken in einen Abgrund von Licht. Und nun wandert er da, am Rand des Deichs, und es ist ihm als schwebe er zwischen dem lichten Fluß und dem vom Vollmond erhellten lichten Himmel. Und er denkt an sie, wie er nie an eine andere gedacht hat. Sie! Er wagt es nicht, sie beim Namen zu nennen. Sie: das Mysterium einer unbekannten Welt; das Traumbild alles Unerreichbaren.

Fast weiß er von sich selbst nicht mehr: etwas Unerklärliches geht in ihm vor. Er ist ein anderer geworden: wiederum hat er sein Alltagskleid ausgezogen und ein ungewohntes Gewand angelegt, weit glänzender als das, das er auf der Bühne trug, ein leichtes Gewand, gewoben aus den duftigen, wehenden Schleiern der Mondnacht: das Kleid der Phantasie.

Digitized by Google

So wird auch er zu einer Gestalt, die wir alle einmal an irgend einem Mondscheinabend darstellten; eine wundersame Gestalt, die wandert und weiß nicht wohin; die geht und glaubt zu fliegen; die auf der Zauberbühne einer Mondlandschaft ein Spiel ohne Worte vollführt, dessen Sinn nur die zuschauenden Sterne verstehen.

An die Stelle gelangt, wo der grüne Fußsteig vom Deich abzweigt, erwacht er aus seinem Traum. Die Worte Caterinas kommen ihm in den Sinn: Alle sehen nach dir, weil du schön bist!

Ach! ich kenne sie nun, die Weiber! rühmt er sich vor sich selbst. Alle Koketten, wahrhaftig! Aber auch ich seh' sie mir an! Eh, mir scheint, dazu haben wir die Augen!

Er denkt auch an Celeste: ja, auch die schaut nach ihm, nun, da sie ihren Maler nicht mehr hat! Aber ihre Koketterie ist ihm jetzt zuwider; sie sieht nur deshalb nach ihm hin, weil sie nicht weiß, mit wem sie sonst kokettieren soll. Dies Jahr ist ja niemand da: alle sind zu den Wahlen dagewesen, und einmal im Jahr ist genug! Die Mädchen langweilen sich somit. Auch sie muß wohl betreffs Anbetern völlig auf dem Trockenen sein, wenn sie Gefallen daran findet, nach einem armseligen Dorfschulmeister zu schauen.

„Eh, bin ich denn ein Spielzeug?" protestiert er bei sich. „Ich werde ihr nicht erlauben, mit mir zu spielen."

Wie er aber im Schatten des Pfads die Augen Maddalenas wieder vor sich sieht, versinkt er aufs neue in den lieblichen und geheimnisvollen Traum, der ihn den Deich entlang begleitet hat.

Vor dem Parktor bleibt er stehen. Die Schatten der Pappeln legen sich weit hin über die vom Mond beleuchtete Wiese; auf dem dunkeln Gewölk der Parkbäume zeichnet sich der helle Palazzo mit den Schattenlinien seiner Gesimse, Loggien und Balkone ab wie gemalt.

Die blauen Vasen auf der Brüstung beim Eingang funkeln im Mondlicht, und aus dem Garten steigt starker Blumenduft auf. Alles ist noch wie in der weit entlegenen Zeit, da er, an die Eisenstäbe des Tores geklammert, neugierig und mit Verlangen hier hineinschaute, die Augen auf die Schatten des Parkes geheftet. Jetzt ist es ihm, als wäre er wieder zum Kinde geworden; doch der Zauber, den dieser Wunderpalast jetzt umschließt, ist stärker, lockender. Vielleicht ist auch das nur eine Täuschung, denkt er; der Träumer bleibt ein Kind: sein ganzes Leben ist fortdauernde Kindheit.

Als er am folgenden Morgen erwachte, suchte er unwillkürlich seinen Traum wieder zu fassen, wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekam, danach sucht, sobald es die Augen auftut. Aber während der Nacht hat jemand es ihm fortgenommen.

Digitized by Google

In dem Halbdunkel des wüsten Raumes erschienen Maddalenas Augen nicht: der Ort war ihrer nicht würdig. Zuerst fühlte Adonis sich beschämt; dann fand er seinen Stolz wieder. Er erinnerte sich des ihm von Agostino berichteten Ausspruchs des Schmieds; er dachte an David, der eine schönere und reichere Frau als Maddalena heiratete, und folgerte daraus: in der Welt sei alles möglich. Alsbald aber ärgerte er sich über sich selbst, dachte an Caterina, die nie mit jemand kokettierte, obwohl viele nach ihr schauten, und schämte sich seiner Phantastereien. Er hatte ja nicht mehr das Recht, Leichtfertigkeiten zu begehen: würde Caterina sich das je erlauben, so würde er sehr darunter leiden — weshalb also dürfte er es tun?

Verstimmt stand er auf, ging und schaute in seinen kleinen, zerkratzten Spiegel. Schön? Nein, das schien ihm nicht. Vielleicht wenn er lächelte? Er lächelte seinem Spiegelbilde zu und sagte sich selbst: Wie häßlich!

Später, als er an der kleinen Tür des „Theaters" stand, sah er die Marchesa und Maddalena über die Wiese kommen. Zum erstenmal bemerkte er, daß sie mager war, unentwickelt und ein wenig steif wie die Großmutter. Mit ihrem kurzen Kleid, den mageren Armen und der flachen Brust sah sie noch wie ein Backfisch aus.

Nein, sie erweckte kein Verlangen. Jetzt bildete Adonis sich etwas darauf ein, weibliche Reize zu kennen. Hatte er doch eine schöne Geliebte! Eine Geliebte! Ja, darauf war er stolz und Caterina dankbar, daß sie ihm auch diese Befriedigung gewährt hatte: in der Erwartung, seine treue Gefährtin zu werden, seine heimliche Geliebte gewesen zu sein.

Maddalena und ihre Großmutter erstiegen die Stufen und traten in die Kirche. Maddalena tat ihm leid, denn David hatte ihm gesagt, nur der Großmutter zuliebe ginge sie in die Kirche. Ja, jetzt erinnerte er sich an alles, was David von ihr gesagt hatte. Sie war ein wenig sonderbar, wie alle Dargentis. Die Großmutter mißtraute ihr, und sie liebte die Großmutter nicht; doch es war auch möglich, daß nicht alles zutraf, was David gesagt hatte.

„Und zudem: was geht das mich an?" fragte Adonis sich. Und er wollte sich entfernen — doch er wußte nicht mehr, wohin er hatte gehen wollen.

An dem Abend war keine Vorstellung; um zu Caterina zu gehen, war es noch zu früh. Er ging in das „Theater" hinein, brachte einiges in Ordnung und trat dann wieder an die kleine Tür. Über die jetzt einsame Wiese kam ein dicker, blonder junger Mann auf einem Fahrrad und hielt vor dem Parktor an: jedenfalls einer der gewohnten Gäste der Marchesa. Vielleicht war er im Palazzo zu Tisch geladen, und vielleicht würde Maddalena am Abend mit ihm kokettieren! . . .

Jusfin kam und öffnete: anscheinend sagte er, die Damen seien in der Kirche, denn der junge Mann übergab dem Ex-Jäger sein Rad und ging

Digitized by Google

zum Eingang der Kirche hinüber. Adonis betrachtete ihn unverwandt, und es schien ihm, als habe der junge Mann mit seinem roten Gesicht, dem steifen Schnurrbart und den von schweren Lidern halb verborgenen Augen das Aussehen eines Genußmenschen, eines Eroberers; er empfand ein unbestimmtes Unbehagen, ein Gefühl, das ihm fremd war: fast als hätte er den Unbekannten beneidet!

Während seines Besuches bei Caterina lachte und schwatzte er mehr als sonst, und da sie die Stimme und die Gesten der am Abend zuvor gesehenen Schauspieler in überraschender Weise nachahmte, sagte er zur Suppèi: „Aber laßt sie doch einmal mit uns spielen, Großmutter! Seht nur, wie gut sie es macht!" Die Alte schüttelte den Kopf und brummte.

„So laßt sie wenigstens wieder mitkommen!" bat er. „Morgen wird es noch schöner sein als sonst: die Kapelle wird spielen. Vielleicht kommt auch Signorina Dargenti wieder ... Und noch andere Damen aus Cicognara und Casalmaggiore", setzte er schnell hinzu, weil er fürchtete, seinen heimlichen Wunsch, Maddalena wiederzusehen, verraten zu haben.

„Dann ziehe ich mein himmelblaues Kleid an!" sagte Caterina.

„Du bleibst zu Hause, mein Herz! Nicht alle Tage ist Festtag!"

Caterina entgegnete so lebhaft, daß die Alte ihr mit einer Ohrfeige drohte. Um sie zu versöhnen, sagte Adonis scherzend, „er wolle Caterina heimlich holen, wenn die Großmutter schlafe."

„Ich schlafe mit offenen Augen, mein Herz", rühmte sie sich. „Tust du Böses, so bemerke ich's, und tust du Gutes, so bemerke ich's ebensowohl. Meine Seele umkreist dich wie ein Irrwisch."

„Gott, wie ich mich fürchte!" sagte er lachend. „Ach, darum also hörte ich letzthin abends, als ich eine Ameise tot trat, ein Brausen um mich. Das waret ihr!" „Auch die Ameisen müssen leben!" entgegnete sie und hob den Stock. „Und wenn wir Böses tun, so ist wirklich ein Irrwisch um uns her. Unser Gewissen, Herz; wirklich unser gutes Gewissen!"

Und sie nahm ihren Hut ab wie zum Gruß dieses unsichtbaren Geistes. Unter dem Laubdach sitzend, plauderten die beiden Liebenden weiter und machten sich heimlich lustig über die gepriesene Umsicht der Großmutter. Adonis ging so weit, daß er Caterina vorschlug, wirklich zum Theater zu kommen, wenn die Alte schliefe.

„Wenn du kommst, dann fangen wir später an. Sag' ja, Schatz!" „Es wäre so hübsch!" bat er, von einer Lust nach Abenteuern erfaßt. „Ich hole dich und bringe dich nachher wieder nach Hause."

Aber Caterina war nicht dazu bereit.

Die Alte saß auf der Türschwelle und rauchte; und da sie bemerkte, daß die beiden jungen Leute mehr als sonst flüsterten und sich aneinander-

Digitized by Google

schmiegten, gebot sie Caterina, in der Küche aufzuräumen, etwas, das sie sonst zu tun pflegte, wenn Adonis da war.

Caterina murrte, doch sie gehorchte. Sie ging hinein, aber sie arbeitete unwillig und lärmte mehr als nötig, und die Alte schalt.

Adonis schaute zum Mond auf, hörte dem Wortwechsel der beiden zu, und obwohl er an die rauhe Art der Alten gewöhnt war, ärgerte er sich über sie und ein wenig auch über Caterina.

„Aber so sei doch still!" rief er ihr endlich zu.

Caterina verstummte, und auch die Alte schwieg; und in der Stille des mondhellen Abends war nur das trübselige Gezirp der Grillen zu hören.

Und plötzlich, wie durch eine optische Täuschung, sah Adonis die sanften, schmachtenden Augen Maddalenas wieder vor sich. Er wies die Vision, die er nicht herbeigerufen, von sich — doch die Gedanken, die ihn beschäftigten, vermochte er nicht abzuweisen.

Einige Tage vergingen. Wie sehr auch Adonis überzeugt war, daß wir die Augen haben um zu sehen, wagte er doch kaum, die seinen zu Maddalena zu erheben, wenn er ihr auf der Wiese bei der Kirche begegnete oder sie in der alten Kutsche der Großmutter erblickte.

Doch auch sie sah nicht nach ihm hin.

Es war als sähe sie überhaupt niemanden. Die Signora Maria mußte für die Großmutter wie für die Enkelin die Leute ansehen und grüßen. Wenn Maddalena zu Fuß ausging, so ging sie mit ihrem leichten Schritt wie im Traum dahin, und nach dem strengen, beinahe harten Ausdruck ihres Gesichts zu urteilen, mußten ihre Gedanken ernste, ja hochmütige sein.

Eines abends kam sie wieder ins „Theater", in Begleitung zweier Herren und einer jungen Dame, den Gästen der Marchesa. Alle vier, die Herren wie die Damen, waren weiß gekleidet, und das Theater schien ein helleres, heitereres Aussehen zu gewinnen, als die elegante Gruppe eintrat.

Diesmal waren die „Künstler" unbefangener. Die Harmonika stimmte einen Tanz an, und alle Gesichter erschienen vergnügt. Nur Adonis spielte diesmal schlecht, und es schien, als täte er es aus Trotz.

Auch seine Mutter, Eva und Reno waren zugegen, und die grauen, scheuen Augen des letztern wandten sich keinen Augenblick von dem Gesicht des Bruders. Auch die Mutter betrachtete ihn mit Bewunderung. Und er schämte sich seiner Familie nicht: im Gegenteil; aber die Anwesenheit seiner armen Mutter und des bedauernswerten Bruders führte ihm seine eigene Lage und das Betrübende seines bescheidenen Daseins vor Augen.

Er dachte bei sich: „Das muß ein Ende haben! Warum agiere ich hier wie ein Zigeuner? Warum soll ich diese „vornehmen Zuschauer" amüsieren? Ich pfeife auf sie!"

Digitized by Google

Nie blickte er hinunter, ins Publikum. Und als Celeste auftrat, ihre prachtvollen Haare gelöst und das Gesicht wirklich kunstvoll zurechtgemacht, nahm er sich vor, sich ihr gegenüber recht leidenschaftlich zu zeigen; doch alsbald sah er, daß die Tochter des Tyrannen den „vornehmen Zuschauern" in die Augen stach, und daß einer der Herren auch seinerseits die Blicke der Schauspielerin sogleich auf sich zog.

„Passen Sie auf und kümmern Sie sich nicht um den Narren: er ist ja doch verheiratet!" flüsterte Adonis ihr ärgerlich zu. Aber Celeste warf ihm einen spöttischen Blick zu und statt aller Antwort schaute sie wieder nach jenem Bewunderer hin. Ach, sie quälte sich nicht mit unnützen Bedenken, mit denen man ja nur Zeit verliert.

Und wie durch ihr Beispiel angesteckt, sah Adonis, fast ohne es zu wollen, nach Signorina Dargenti hin.

Sie hielt die Augen gesenkt und schien zerstreut. Kaum aber sah er sie an, so öffneten sich die langen, schmeichelnden Augen wie unwiderstehlich angezogen, und ihr Blick begegnete dem, der sie suchte.

Adonis vergingen fast die Sinne, so durchdringend war jener Blick. Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, sah wo anders hin; aber überall sah er ihre Augen. Und wie um dem Zwang zu entfliehen, sah er noch einmal hin, hoffend und fürchtend, sie würde seinen Blick nicht mehr erwidern: Immer erwiderte sie ihn.

Auch am folgenden Tage begegnete er Maddalena, die fast täglich die alte Schwester des Pfarrers besuchte. Obwohl sie allein war, wagte er nicht, sie anzusehen. Nein: hatte er auch inmitten der Menge ihren Blick zu suchen gewagt, in der Einsamkeit der Wiese vermochte er seine Augen nicht vor ihr aufzuschlagen. Er fürchtete sich: er fürchtete, sie möchte ihn ansehen — er fürchtete, sie möchte ihn nicht ansehen. Eine aus Gewissensbissen, Furcht und Verlangen gemischte Beklemmung quälte ihn.

Er wagte zu glauben, Maddalena liebe ihn — aber er freute sich nicht darüber. Er fühlte Mitleid mit ihr und dachte: Weiß sie nicht, daß ich verlobt bin? Weiß sie das nicht? Und weiß sie ebensowenig, daß ich nicht einmal zum Zeitvertreib mit ihr liebeln kann? Warum hält sie sich nicht an die Gäste ihrer Großmutter? Mag sie doch mit denen kokettieren! Ich bin nicht von ihrer Art. Und ist sie launenhaft, ich bin es nicht.

Ein anderesmal meinte er, gerade des Gegensatzes wegen sähe Maddalena nach ihm: weil er arm war, von anderer Art, und ihr fernstand. Eh, die Weiber sind alle launisch, namentlich in Maddalenas Alter! Sie lieben das Romantische, sentimentale Abenteuer. Und wiederum betrachtete er Maddalena als ein Kind und hielt sie für ein wenig degeneriert wie alle Dargentis.

Gewiß sah sie ihn nur zum Zeitvertreib an, um sich zu amüsieren. Dieser

Digitized by Google

Gedanke demütigte ihn — und doch fand er Gefallen daran, sich damit zu quälen: so bestrafte er sich für seine beginnende Untreue gegen Caterina.

Und so geschah es, daß er mit Verlangen und Bedauern zugleich an seine Abreise zu denken anfing. Alles mußte ein Ende haben. Die Nächte wurden schon kühl, und manchmal, wenn er von dem gewohnten Stelldichein kam, lag schon ein leichter, lichter Nebel über seinem Wege, durch dessen Schleier die Sterne noch sichtbar waren. Über dem Fluß und den Feldern schwebten graue Dünste; und mitunter malte er sich aus, er ginge nicht über den Deich, sondern auf einer Brücke über einen unermeßlichen runden Teich. Und es war ihm als erhöben sich an den beiden Enden der Brücke zwei Phantome, deren jedes ihn mit Zaubergewalt an sich zöge; und er ginge wie ein Weberschiffchen, herüber und hinüber von dem einen zum andern, und webte das graue Gespinst seiner zwecklosen Jugend.

Und eines Tages reiste Maddalena ab, und er hörte sagen, sie habe sich mit einem reichen Grundbesitzer aus Casalmaggiore verlobt: eben dem Blonden, der ihm unwillkürlich Eifersucht eingeflößt hatte.

Er empfand weder Freude noch Schmerz; er war gewiß, Maddalena heirate ohne Liebe, und fühlte Mitleid mit ihr; dennoch mischte sich in dieses Mitleid ein leiser Groll.

Der mutmaßliche Bräutigam war nicht von Adel und auch nicht schön; aber was soll man sagen, — dachte Adonis — es sind schwere Zeiten, auch für adelige und reiche junge Damen. Wieviele von ihnen bleiben nicht sitzen? Die Männer ihres Standes wollen lieber frei bleiben, in Paris oder Monte Carlo leben, oder nach Amerika gehen, auf der Suche nach Milliarden; die adeligen Fräuleins müssen sich oft mit bürgerlichen Gutsbesitzern begnügen, und manchmal gar mit aus dem Nichts hervorgegangen Industriellen, mit Professoren, ja selbst mit Beamten!

Und diese, sagte er zu sich selbst, machen keineswegs ein gutes Geschäft; sie werden sozusagen zu Sklaven und sind den Launen ihrer Frauen unterworfen. Ach, der dicke Blonde, der Maddalena heiraten soll, glaubt wohl, er hat eine schöne Eroberung gemacht? Dann soll er den Luxusgegenstand nur ja in Ehren halten! Aber er wird schon früh genug zur Einsicht kommen! Sie wird ihn nicht lieben, er ist zu dick und rot für sie — und sie liebt die Jungen von zwanzig, die so fein und schlank sind wie sie selbst: wie kann man denn nur einen Dicken in Liebe umfassen? Arme Maddalena, armes Kind! Die Heirat hat sicher die Großmutter in die Reihe gebracht, die alte, blinde Frau, die noch mit achtzig Jahren umherspaziert, wie ein junges Mädchen gekleidet. Arme, liebe Maddalena ...

So sprach eine Stimme aus dem Nebel: eine ferne, klagende Stimme.

Digitized by Google

Er lauschte ihr und da er inne ward, daß die Stimme aus seinem Herzen aufstieg, schalt er sich aufs neue einen Toren, ja einen Degenerierten.

Ich bin ja wie ein zehnjähriges Kind! Weil sie mich zwei oder dreimal angesehen hat, bin ich zum Narren geworden! Und ist es nicht möglich, daß sie kurzsichtig ist und mich angesehen hat ohne es zu bemerken? Und ich Einfaltspinsel strich um den Park herum wie da ich noch glaubte, da drinnen gäbe es Wunderdinge! Wie albern ein Mann doch sein kann! Weil eine Frau ihn ansieht, wird er alsbald zum Kinde und vergißt seine Pflichten wie seine Grundsätze. Und dann wollen wir den Anspruch erheben, die Welt und die Gesellschaft zu reformieren! Wir, wir, die nicht leben können, wenn wir nicht an Weiberschürzen hängen! Ach, wir sollen doch erst uns selbst reformieren und unser Tierfell abstreifen . . .

Doch als er bemerkte, daß er ernstlich unwillig war, mußte er über sich selbst lachen. Er sagte sich, daß er sich noch nicht eingebildet habe, ein Reformator zu sein, sondern sich stets damit begnügt habe, von einer neuen Welt zu träumen, deren Gesetze Gerechtigkeit und Liebe wären: und nun war er beinahe wild geworden, nur weil ein reiches Mädchen ihm einen Liebesblick zugeworfen hatte!

Am Vorabend seiner Abreise, nachdem er, wie er häufig tat, bei seiner Mutter gewesen war, ging er nach Casale, traf aber die alte Suppèi allein an. „Wo ist Caterina? Warum ist sie ausgegangen? Warum hat sie nicht auf mich gewartet?"

„Das Buch der Warum ist noch nicht geschrieben!" entgegnete sie in ihrer gewohnten rauhen Weise. „Komm herein, ich will dir etwas Schönes zeigen." Drinnen öffnete sie die Kommode und fing an, darin zu suchen. Seit einigen Tagen litt sie an starkem Husten, gedachte einer Luftröhrenentzündung, die sie vor zehn Jahren durchgemacht, und glaubte, wiederum Anzeichen davon zu verspüren.

„Wie hab' ich mich damals mit dem Feind umhergeschlagen! Aber er hat sich hier versteckt gehalten, hörst du mein Herz?" und sie klopfte an ihre Brust. „Aber nun ist meine Stunde gekommen. Im rechten Augenblick muß auch die Suppèi mit ihrem Hut, ihrem Stock, ihrer Pfeife umfallen wie eine Marionette. Ja, die Stunde kommt für uns alle, Schatz! Und was bleibt alsdann von uns? Die guten Werke. Darum sollst du, bevor du fortgehst, mir einen Gefallen tun. Du sollst an meinen Sohn Giorgio schreiben. Caterina will es nicht tun. Sie sagt: „Warum wollt Ihr ihm Euren Tod anzeigen, bevor er erfolgt?"

„Laßt doch diese häßlichen Gedanken fahren, Großmutter", rief Adonis. „Ihr werdet vielleicht länger leben als wir. Und wo ist das Schöne, das Ihr mir zeigen wolltet?"

Digitized by Google

„Gleich, gleich", sagte sie, die Schubladen öffnend und schließend, aus denen ein starker Tabakgeruch aufstieg. „Du möchtest mit Caterina spazieren gehen; nun frage ich dich: willst du immer mit ihr gehen? Der Mann siehst du, ist oft härter als ein Stück Holz. Der Stock geht immer mit dem, der seiner bedarf, aber der Mann wechselt seinen Sinn wie seinen Anzug!" Und sie warf einen Seitenblick auf den modischen Anzug Adonis'.

„Aber was habt ihr heute für Gedanken, Großmutter!" sagte er und trat an das Fenster um nach Caterina auszuschauen. „Laßt uns doch lieber vergnügt sein! Jetzt gehe ich fort, nachher komm' ich wieder, dann bekomme ich die Stelle, wir heiraten, und es wird nicht mehr gebrummt!"

„Ihr könntet ebensogut auch jetzt heiraten!" sagte die Alte, immer noch suchend. „Die Stelle wird sich schon finden!"

Sie kehrte sich zu ihm, bedeutete ihm näherzutreten und zeigte ihm in einer Schachtel einige Goldmünzen. Er empfand einen seltsamen Eindruck, eine Art Schwindel, wie wenn ein längst vergangenes Geschehnis, etwas unserm Erdenleben Vorangegangenes, uns undeutlich in Erinnerung kommt. Die goldenen Münzen der Suppèi erinnerten ihn plötzlich an ein Säckchen mit Goldstücken und an einen Gang nach Viadana, unter dem Mantel des Onkels. Er sah sich wieder als Kind, tausend vergessene Dinge kamen ihm in den Sinn, und wie im Traum hörte er die Worte der Alten. „Die gehören Caterina, weißt du! Es ist ihr Verdienst. Sie ist so fleißig wie eine Ameise und hat das alles beiseite gelegt. Da sagt' ich ihr: Geh' zur Pirloccina und bitte sie, dir deine Bankscheine in Goldstücke umzuwechseln; so wird sie sehen, daß du keine Bettlerin bist. Und sie hat sie ihr gewechselt. Und nun mein Herz, da deine Tante dir nicht beistehen will, nimm diese Schachtel. Nimm sie! Eh, kannst du die Hände nicht rühren? Caterina hat nicht eher Ruhe, bis du sie nimmst!"

Er sah sie an und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Die Alte hustete und blickte starr auf das Geld; und er begriff ihr Mißtrauen, ihre Großmut, ihre Arglosigkeit. Was sollte er darauf erwidern?

„Wir sprechen noch darüber, Großmutter!"

Sie machte die Schachtel wieder zu, faßte ihn beim Arm und sah ihn mit ihren wasserblauen, rotgeäderten Augen fest an.

„Weise es nicht zurück!" gebot sie ihm. „Du würdest Caterina großen Kummer bereiten, wenn du es zurückwiesest. Du glaubst das Mädchen zu kennen, aber du irrst dich. Sie ist körperlich kräftig, aber sehr empfindlich. Denke an das, was die Alte dir sagt! Auch die kindischsten Alten wissen weit mehr als die Jungen, selbst wenn diese Lehrer sind!"

Trotz dieses Beweises menschlicher Güte blieb Adonis traurig bis zu seiner Abreise. Der Herbst macht selbst die Zwanzigjährigen sentimental.

Digitized by Google

Dichter wird der Nebel über dem Deich; durch die Dunstschleier bei Sonnenuntergang erscheinen die gelben Bäume und Gesträuche wie blasse, ferne Flammen. Die Blätter fallen und werden so dunkel wie falsches Gold. Und so sinken auch die menschlichen Hoffnungen dahin: sie schienen reines Gold und waren statt dessen gemeines Metall. Illusionen, Hoffnungen, Träume fallen, wie die Blätter vom Baum. Und was ist der Mensch anderes als ein Baum? Er kommt zur Welt, manchmal durch Zufall, oft auf unfruchtbarem Boden, bedeckt sich mit Blättern, blüht und trägt Frucht, je nach der Pflege, die ihm zuteil wird. Oft auch verwildert er; niemand wartet seiner; seine Blüten sind schön, doch wenn er ja Früchte trägt, sind sie herb. Und der Frühling kommt für solchen Wildwuchs fast stets nur einmal: sind die Blätter gefallen, so wachsen keine neuen mehr!

Das waren Adonis' Gedanken, als er von der kleinen Tür des „Theaters" aus auf die vom Nebel umhüllten Pappeln sah und Jusfin erwartete, um ihm die Schlüssel der Stallung zu übergeben. Und es ist überflüssig, zu erwähnen, daß er sich zu dem Wildwuchs zählte!

Groß und dunkel kam der ehemalige Jäger durch den Nebel. Das wenigstens war ein Baum, der trotz des vorgerückten Herbstes seine Blätter bewahrte. „Seht gefälligst nach; es ist nichts verdorben!"

Jusfin untersuchte insbesondere die Schlösser der beiden Zugänge. Und dann nahm er die Schlüssel an sich.

„Nun habt Ihr gesehen, Ihr alter, einfältiger Mann! Es kostete solche Mühe, bis Ihr die Schlüssel herausrücktet! Und immer wieder habt Ihr gebrummt: Ihr bringt doch nichts zustande! Und nun? Nun sind wir sogar in die Zeitung gekommen!"

V.

Die Betrachtungen der Zwanzigjährigen indes sind fast immer irrig; auch der wilde Obstbaum blüht nicht nur ein einzigesmal.

Wieder war ein Jahr vorübergegangen mit seiner bunten Folge von Illusionen, Verdrießlichkeiten und Hoffnungen. Als Adonis, nachdem er sein erstes Jahr an der pädagogischen Hochschule zurückgelegt, wieder von Casalmaggiore über den Deich nach Casalino ging, sagte er sich: Auch in diesen Ferien will ich mich amüsieren. Ich will ein paar Stunden geben, aber es wird mir noch Zeit genug übrigbleiben. Ich will fischen gehen und auch wieder Theater spielen. So werde ich das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.

Sobald er angelangt war, suchte er die Tante auf, der es nicht gut ging. Carissima folgte ihm in Togninas Zimmer, und er empfand eine Regung von Mitleid und Widerwillen zugleich, als er die Kranke sah. Die nie

Digitized by Google

beachteten Gichtschmerzen zernagten den Körper, wie die Feuchtigkeit das Gestein zernagt, und sie erschien noch kleiner, dunkler und steifer als früher.

„Tante! Tante!“ rief er, sich über sie beugend.

Sie sah ihn an mit Augen voller Angst, wie sie ihn nie zuvor angesehen hatte, und er hatte den Eindruck, daß sie ihm etwas sagen wolle. Aber Carissima schien sie zu beobachten, und er hatte keine Lust, lange in dem warmen, dumpfen Zimmer zu verweilen.

Tognina sagte mit heiserer Stimme: „Die Krankheit dringt zum Herzen vor: sie ist schon ganz nahe. Die Türen stehen offen.“

Die Türen wohin? In die Ewigkeit? Er hatte keine Lust, an die Ewigkeit zu denken.

„Laßt doch den Arzt kommen!“ sagte er vorwurfsvoll. „Wer wird denn heutzutage nicht von solchen Übeln geheilt?“

Und er ging in sein wüstes, staubiges Zimmer hinauf, wie alle gesunden Leute überzeugt, daß auch die schwersten Kranken genesen können.

Sogar die alte Suppèi war genesen: sie hatte den Feind überwunden, sie hustete nicht mehr und dachte nicht mehr an den Tod. Als Adonis kam, stritt sie gerade mit der Mutter des verstorbenen Marco.

„Ich bin arm, aber mein Gewissen ist so rein wie frisch gewaschenes Linnen! Ich habe keine Farben, um mir die Seele zu färben!“ schrie die Alte mit ihrer rauhen Stimme. Doch sobald sie den jungen Mann sah, beruhigte sie sich.

Jenseit der Hecke stand die Frau des Färbers, noch immer frisch und hübsch, und murrte vor sich hin; auch sie sah Adonis, betrachtete und erkannte ihn, regte sich aber nicht auf und grüßte ihn nicht einmal.

An der Tür erschien Caterina, und Adonis rief: „Wie groß und dick du bist! Ich kann dich ja bald nicht mehr in die Arme nehmen!“

„So nehme ich dich in die meinen!“ erwiderte sie prompt.

Und dann ging das Schwatzen, Lachen und Erzählen an.

„Dein David hat geheiratet und ist im Frühling acht Tage mit seiner jungen Frau in Casalino gewesen. Du sagtest, sie wäre schön! Aber sie ist häßlich: ganz dunkel, mit einem langen Gesicht und einem Paar böser Augen. *La Müton* fragt noch heute alle Leute, ob die Kleider der jungen Frau oder die der Marchesa schöner seien! Und auch Scipio, der Jude, hat sich verheiratet: weißt du mit wem? Mit Regina, der Tochter Belluß'. Aber um ihretwillen hat er sich nicht taufen lassen. Nun, sie hätt' ihn auch genommen wenn er ein Türke gewesen wäre!“

„Da sieht man, wie er in dich verliebt war!“

„Eh, wenn ich nur wollte, ließ er noch heute die Frau im Stich!“ rühmte sie sich gelassen.

Digitized by Google

Sie schien glücklich zu sein, glücklich und heiter — doch mitunter betrachtete sie Adonis mit unruhigem Blick. Und es schien, als habe sie ihm etwas von Wichtigkeit zu sagen.

Er sah verlangend nach ihr hin, mitunter aber schlossen seine Augen sich halb und wurden noch einmal zu den Schelmenaugen des kleinen Adonis.

„Rate, was ich dir mitgebracht habe?"

„Eh, ich hatte es dir ja geschrieben, daß ich gern einen neuen Fächer haben wollte, weil der andere zerbrochen ist."

Er tat als habe er es vergessen und gab ihr endlich eine kleine Schachtel, die sie sogleich öffnete.

„Seht doch, seht doch, Großmutter!"

Mit geringschätziger Miene kam die Alte heran, gewiß, daß er wieder Geld weggeworfen hätte, um irgendeinen kleinen Schmuckgegenstand zu kaufen. „Was ist das?" rief Caterina, Adonis erstaunt und vorwurfsvoll ansehend. Und die Alte erblickte in der Schachtel die zehn Goldstücke, die sie in Caterinas Namen ihrem Verlobten vor seiner Abreise übergeben hatte.

Er hatte sie nicht angerührt, sondern von dem wenigen gelebt, das die Tante ihm heimlich geschickt hatte, und die Schulgelder mit der Einnahme aus den Theatervorstellungen bestritten.

„Großmutter?" fragte Caterina, auf die Goldstücke deutend.

„Nun, Herz, nimm sie nur! Wenn er wieder fortgeht, kannst du sie ihm ja wieder schenken!"

„Und er sie mir wieder, wenn er zurückkommt!" sagte sie spöttisch. „Da war der Fächer doch besser! Geld werden wir genug bekommen, wenn du willst!" fügte sie hinzu und betrachtete Adonis mit geheimnisvoller Miene.

Caterina besaß ein Geheimnis. Doch sie wartete den gelegenen Augenblick ab, um es mitzuteilen. Nach den ersten Küssen, abends im stillen Stübchen, sagte sie behutsam, als fürchte sie, ihren Geliebten allzusehr zu erregen: „Ich muß dir etwas sagen, etwas sehr Schönes! Höre, du ... du bist reich!"

„Wie? Was? Das ist nun schon das zweitemal, daß du mir das sagst! Warum?" entgegnete er, neugierig und unsicher. Und er ward rot trotz der Dunkelheit: verworrene Erinnerungen und vage Gewissensbisse zogen ihm durch die Seele.

Doch Caterina fuhr fort: „Höre! Letzthin ließ Dirke, die Frau Agostinos, mich rufen, ganz heimlich, und ich ging hin. Ich traf sie barfüßig, mit zerzaustem Haar, die Kinder schrien, und das ganze Haus war in Unordnung. Sie fing an, sich gegen mich über Tognina zu beklagen, über Pirloccia und über Carissima. Und dann sagte sie: „Es ist Zeit, daß ich einmal spreche, denn Agostino ist ein Einfaltspinsel und weiß sein eigenes

Digitized by Google

Interesse nicht wahrzunehmen. Ich wollte auf Adonis warten, aber ich fürchte, er würde mich nicht anhören; auch er ist allzugut. Und da habe ich gedacht, ich wollte mich an dich wenden, Caterina." Und dann sagte sie mir, Tognina habe ihr Testament gemacht. Ist es wahr, daß sie schreiben kann?"

„Ja, das ist wahr. Und dann?"

„Dann hat sie ihr Testament gemacht, aber vor dem Notar. Sie hat es nur unterschrieben. Sie hat Pirloccia die Nutznießung von ihrem ganzen Vermögen vermacht, und wenn er stirbt, soll es unter Marco, Fiorina und Fiorello geteilt werden. Agostino und dir nichts. Und nun, hat Dirke gesagt, überwachen die Pirloccias Tognina wie eine Gefangene. Sie fürchten, sie könnte mit dir davon sprechen ... Aber das ist noch alles nichts, höre nur weiter. Ich sagte, ach meine Liebe, wir brauchen Togninas Erbe nicht. Adonis wird sie nicht behelligen. Da sagte Dirke, wenn ich schwören wollte, es niemand zu sagen außer dir, so wollte sie mir ein Geheimnis anvertrauen. Und da sagte sie mir, dein Onkel Giovanni habe ein Testament zu deinen Gunsten gemacht und dich zum Universalerben eingesetzt, mit der Verpflichtung, der Tognina so und so viel auszuzahlen so lange sie lebte und sie immer bei dir zu behalten. Aber Pirloccia wußte, daß seine Schwester seit vielen Jahren ein Testament Giovannis in Händen hatte, und im Einverständnis mit ihr zerriß er das zu deinen Gunsten, das doch das letzte war. Dirke versicherte, Agostino habe die Beweise für alles und sei bereit, sie dir zu geben; und sie sagte noch, viele wüßten von dieser Geschichte, auch deine Mutter ..."

Erstaunt hörte Adonis zu und schwieg.

„Und was willst du jetzt tun?" fragte sie.

„Dirke ist boshaft", sagte er endlich. „Sie ist tückisch! „Sie kann diese ganze Geschichte erfunden haben um sich zu rächen, wenn es wahr ist, daß Tognina ein Testament zugunsten der andern gemacht hat."

Da wurde Caterina, die erwartet hatte, er werde die Sache anders aufnehmen, unruhig.

„Hör' einmal", sagte sie. „Du willst nie etwas glauben! Wenn es aber doch wahr wäre? Du mußt mit Tognina sprechen, du mußt ihr sagen: aber seht ihr nicht, daß es mit euch zu Ende geht ..."

Er unterbrach sie: „Ich werde schon selbst sehen, was ich zu tun habe!"

„Ja, du bist der Rechte!" entgegnete sie erregt.

„Caterina!" bat er. „Wenn ich dich um etwas bitte, so wirst du es tun, nicht wahr? Versprich mir, mit niemand über diese Sache zu reden und zu tun, was ich dir sagen werde. Versprich es mir! Du kannst ein Geheimnis bewahren, wenn du willst!"

Digitized by Google

Diese Worte schmeichelten ihr.

„Ja, ja", erwiderte sie und küßte ihn. „Alles was du willst. Glaube nur nicht, ich wollte Togninas Vermögen haben! Es ist deinetwegen, nur deinetwegen . . . Denke nur daran, wie sie dich gequält haben: und du . . . du warst der Herr!"

Er erbebte, als wäre Caterinas Stimme — wie er manchmal dachte — die Stimme seines Gewissens.

Er meinte zu träumen, hier in dem dunkeln Stübchen, und tausend Erinnerungen zogen ihm durch den Sinn, anfänglich verworren, dann immer deutlicher, sich aneinanderreihend wie die Glieder einer langen Kette. Und was ihn am stärksten packte, war der seltsame Eindruck, den er damals beim Anblick der Goldmünzen empfunden, die die Tante Caterina eingewechselt hatte: durch dieselbe Macht der Erinnerung, die ihm gesagt hatte, daß diese Münzen „sein waren", stiegen jetzt tausend andere Erinnerungen aus der Tiefe des Unbewußten auf und verursachten ihm beinahe ein physisches Übelbefinden, Bestürzung und Schmerz.

Während Caterina seine von kaltem Schweiß bedeckten Hände drückte, sprach er abgerissene Worte, wie im Traum.

„Es wird schon wahr sein! Jetzt erinnere ich mich an alles! Dir darf ich es sagen, denn du kannst schweigen. Mein Onkel sagte immer: Alles ist dein! Und auch meine Mutter muß davon wissen. Pirloccia war in des Onkels Zimmer, als dieser starb. Aber ich fürchtete mich und war meiner Mutter nicht gefolgt. Und nachher muß sie wohl auch Angst gehabt haben, denn sie sagte nichts mehr. Und Pirloccia wurde der Herr. Ja, ich hatte immer das Gefühl, die Tante hätte Gewissensbisse; auch heute sah sie mich so sonderbar an. Und David sprach heimlich mit ihr, als sie mich nicht mehr in die Schule gehen lassen wollten. Auch er wußte es also! . . Auch er! Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit gibt es überhaupt nicht! Nichts von alledem! Das ist es, was mich schmerzt, nichts anderes. Auch er, auch er! Alle sind ungerecht gewesen gegen mich . ."

„Ich habe dich aber immer lieb gehabt", sagte Caterina und streichelte seine Hand. „Du ja, du allein!" erwiderte er und strich sich mit ihrer Hand über die Augen. „Gott! Gott! Was tust du, Adonis? Du weinst, Lieber? Aber warum nur?"

Er antwortete nicht. Was hätte er ihr sagen sollen? Wie ihr das Gefühl von Dunkel und Leere erklären, das ihn überwältigte? Wie ihr erklären, warum er, da er nun wußte, daß er reich werden könnte, statt sich dessen zu freuen, weinte?

Langsamen Schrittes ging er den so oft gemachten Weg heimwärts, ohne es zu bemerken, wie die weite Landschaft im Mondlicht schlummerte

Digitized by Google

und im Schlummer zu lächeln schien. Er achtete nur auf seine innere Welt, und es war ihm als träume er einen düsteren Traum. Er litt so sehr wie damals, als Pirloccia ihn im Schlaf überfallen hatte; und wie damals hätte er aufschreien mögen und aus den unbekannten Tiefen des Lebens eine Erscheinung, ein Licht, irgendein Zeichen aufrufen, die ihm den Weg zeigen möchten zu einer Stätte der Gerechtigkeit. Doch nein, Gerechtigkeit gab es nicht mehr, und darum hatte er geweint!

Doch wie er sich dem Hause näherte, war es ihm als erwache er aus seinem häßlichen Traum und er sagte sich: Vielleicht ist alles nicht wahr. Ich will mit der Tante sprechen, ihr sagen: Es ist mir nicht um das Geld zu tun; ich will gar nichts. Aber sagt mir, daß diese ganze Geschichte nicht wahr ist; sagt mir, daß ihr nicht einen Toten betrogen habt; daß es solche Schlechtigkeit auf der Welt nicht gibt. Sagt mir, daß David keinen Teil hat an diesem Verbrechen. Anderes verlange ich nicht, Tante!

In der Vorhalle verweilte er einen Augenblick und rief sich die Erinnerung an eine längst vergangene Nacht zurück.

Auch jetzt brannte das Licht vor der Nische des Simon Juda: nichts ringsum war verändert. Und die Gestalten tauchten vor ihm auf, die sich damals schweigsam und düster hier umherbewegt; er sah das schwarze Männchen wieder neben dem Bett des Sterbenden sitzen wie ein böser Gnom, aus der Welt der Toten hier eingedrungen um den Geist des Riesen mit sich zu nehmen. Und wieder fing er an zu zweifeln.

Behutsam stieg er die Treppe hinauf: wie er es in jener weit zurückliegenden Nacht getan. Auf dem Vorplatz angelangt, stutzte er: vor der Zimmertür Togninas lag Marco auf einer Matratze. Während Adonis vorüberging, hob jener den Kopf und sagte verschlafen: „Mit der Tante steht es schlecht . . ."

Adonis antwortete nicht; aber er dachte, Caterinas Erzählung müsse wohl wahr sein.

Die Pirloccias bewachten die Tante wie eine Gefangene, ohne Zweifel aus Angst, sie möchte das begangene Böse bereuen.

Er schlief diese Nacht wenig. Mit den Gedanken verfolgte er noch einmal die vergangenen Jahre und erinnerte sich an alles. Er sah sich wieder als Kind auf der kleinen Düne der Poinsel sitzen, vom Geheimnis der Einsamkeit umgeben. Ja, auch die Hasen im Buschwerk und die Schnecken im Gesträuch waren weniger einsam gewesen als er. Und an jenem Abend war ihm ein Gerechter erschienen, ein Beschützer! Und nun war auch das nur ein Wahn gewesen, eine kindliche Täuschung! Also nichts im Leben ist wahr; alles ist Wahn und Trug; und die Menschen gleichen alle dem kleinen Knaben mit seinem Bündelchen, der um jeden Preis fliehen wollte

Digitized by Google

und davon träumte, an eine Stätte der Liebe und des Friedens zu gelangen und nicht weiter kam als auf eine öde Insel oder an einen Kreuzweg, wo er andern Elenden, andern Flüchtlingen begegnete.

In aller Frühe stand er auf, aber er versuchte nicht einmal zur Tante zu gelangen. Es widerstrebte ihm, zu lauschen und bei ihr einzudringen wie bei einem Gefangenen, dem man durch List ein Geheimnis entreißen möchte.

Und im übrigen war er jetzt fast gewiß, daß sie leugnen würde. Er ging in die Küche hinunter und traf die Zia Elena beim Feueranzünden. Als sie sein blasses Gesicht und die schweren Augenlider sah, erschrak sie und fragte ihn, was ihm fehle.

„Nichts! Ich habe gestern abend zuviel getrunken! Jetzt will ich spazieren gehen. Wer ist draußen im Feld? Agostino?"

„Agostino arbeitet nicht mehr hier. Weißt du das nicht?"

Er suchte hier und da umher in der Küche wie als Kind.

„Sie schrieben mir ja nie etwas!" sagte er.

„Ja, Agostino ist mit seinem Vater auseinander, und diesmal im Ernst. Er kommt nicht mehr zu uns. Und das andere weißt du auch nicht?"

„Was ist denn noch?"

„Es scheint, daß Fiorello deine Schwester Eva heiraten will. Und Fiorina ist ganz versessen auf Francesco, ja!"

„Auch davon wußte ich nichts!" sagte er. „Aber jetzt gehe ich gleich zu meiner Mutter."

Und er machte sich auf, wie in früheren Tagen, zu dem Häuschen seiner armen Geschwister; ja, wie in früheren Tagen, wann er zur Mutter eilte, um bei ihr Gerechtigkeit zu suchen.

Die Mutter schöpfte Wasser am Brunnen: sie war noch immer hübsch und frisch, aber nicht mehr barfuß und hatte ein neues Mieder an. Ja, bessere Tage kamen nun auch für sie, und schönere Tage waren nahe. Und sie war auch in den Tagen der Not frisch und heiter gewesen — warum sollte sie es jetzt nicht sein?

„Wie gut du aussiehst!" sagte sie und küßte Adonis ohne ihn zu umarmen, um ihn nicht mit ihren nassen und schmutzigen Händen zu berühren. „Bist du gestern angekommen?"

„Ja, gestern. Ich wollte gleich kommen, aber ich bin zu Caterina gegangen, und da ist mir's zu spät geworden."

Die Mutter klagte nicht; sie war nicht eifersüchtig: man ist ja nicht eifersüchtig, wenn man jemand nicht allzu lieb hat.

„Laß uns in die Küche gehen", sagte sie und ging mit dem Eimer voraus. „Die Jungens sind schon fort, und Eva ist Milch holen gegangen. Auch Reno arbeitet jetzt: er hat eine kleine Maschine gekauft um Tomaten

Digitized by Google

einzumachen, damit zieht er in den Dörfern umher. Er ist so klug, der kleine Kerl und auch geschickt, ja! Die Maschine ging nicht recht, da hat er sie in Ordnung gebracht und verbessert, auch einen größeren Trichter eingesetzt, und nun geht sie prächtig. Er ist wirklich tüchtig. Und er sagt, er wolle nach Amerika gehen."

„Das freut mich!" erwiderte Adonis. In der Küche waren die Wände rosa und himmelblau gestrichen; auf dem Tische stand ein Glas mit duftenden wilden Lilien, so gelb und leuchtend wie Gold.

Adonis betrachtete die Wände, er betrachtete die Blumen, und es war ihm als wäre er an einem fremden Ort. Warum war er gekommen? Was wollte er hier? War das seine Mutter, jene Frau mit dem Eimer, die von ihren fleißigen Kindern sprach? Und wo waren diese Geschwister? Dachten sie an ihn? Nein, sicher nicht: Francesco dachte an Fiorina, Eva an Fiorello; seine Geschwister taten sich mit seinen Feinden zusammen. Und er war ein Fremder für sie, vielleicht ein Feind: er, der davon geträumt hatte, ihr Beschützer zu sein. Ach, sie hatten es nicht mehr nötig, seine Brosamen aufzulesen: sie hatten Flügel bekommen und flogen besser als er. Und selbst dem kleinen Schwächling waren ein Paar Flügelchen gewachsen, die ihn vielleicht in das Glücksland tragen würden.

Adonis wußte nicht, ob er sich freuen oder betrüben sollte. Warum war er gekommen? Er erinnerte sich nicht mehr: er hörte das Geplauder der Mutter, aber er verspürte eine unbestimmte Unruhe, wie wenn man jemand zuhört, der uns zu täuschen sucht.

„Mama," fragte er plötzlich, „warum habt Ihr mir nie geschrieben, daß Eva und Francesco Liebschaften mit den Kindern Pirloccias haben? Ich denke, Eva kann doch schreiben! Bin ich vielleicht ein Feind?"

Die Mutter kehrte sich zum Kamin, um den Kochtopf über das Feuer zu hängen. Sicher nur darum: nicht um seinem Blick auszuweichen.

„Wir warteten auf dein Kommen; auf dem Papier kann man ja nicht alles sagen, was man möchte."

Er nahm eine Blume aus dem Glase und betrachtete sie lange, mit einem nachdenklichen, abwesenden Kinderblick. Und er empfand ein Verlangen zu fliehen, in das Gebüsch am Flußufer oder auf die grünen Pfade hinauszueilen, wie er als Kind getan, wann er sich auf die Erde warf und das Gefühl hatte, das Gras wäre seine rechte Mutter und die Blumen seine wirklichen Geschwister.

„Mama," sagte er dann, und seine Stimme klang anders als sonst, „ich möchte nur eines wissen. Aber sagt mir die Wahrheit. Ist es wahr, daß David, der Sohn des Schwefelholzfabrikanten wußte, daß der Onkel Giovanni ein Testament zu meinen Gunsten gemacht hatte?"

Digitized by Google

Die Frau richtete sich auf und wandte sich lebhaft um, dunkelrot im Gesicht. Adonis trat auf sie zu und nahm ihre noch feuchte Hand in die seinen.

„Mama, ich schwöre Euch beim Andenken des Vaters, ich werde nichts sagen, nichts tun! Wenn Fiorina und Fiorello Francesco und Eva heiraten, so ist das so gut, als wenn das Vermögen mir wieder zufiele. Ich bin ebenso zufrieden. Ich bin nicht böse, das wißt Ihr! Ich habe Euch nie Verdruß bereitet, nicht wahr? Und jetzt will ich wahrhaftig nicht damit anfangen. Aber sagt mir nur das eine . . . sagt mir, ob es wahr ist . . . daß Ihr das alles wußtet . . . und ob es wahr ist, daß auch David es wußte. Tut mir den Gefallen, Mama! Ich habe Euch nie um etwas gebeten, Mama! Aber tut das für mich!"

Sie zog sanft ihre Hand aus der des Sohnes, wischte sie an der Schürze ab, blickte auf ihre Schürze und ging dann nach der Tür. Adonis folgte ihr.

„Ich weiß nichts Gewisses", sagte sie leise. „Wer alles wußte, das war der Ackerknecht. Er war ein frommer Mann und log wohl nicht. Er also hat gesagt, eines Sonntags hätte Giovanni David rufen lassen, um ihm das Testament zu zeigen und ihn zu fragen, ob es so richtig sei. Und David kam gleich. Tognina war nicht zu Hause. Und Giovanni schickte den Knecht in den Keller und befahl ihm, eine Flasche alten Wein zu bringen; aber der Knecht war neugierig, blieb an der Tür stehen und lauschte. Giovanni, sagte er, entfaltete ein Papier und gab es David zum lesen. Und der sagte: Es ist alles in Ordnung, nur müßt ihr einen Vormund für den Jungen ernennen. Aber Giovanni antwortete, ach, ich will doch nicht gleich sterben! Wir wollen hoffen, daß Adonis groß ist, wenn er meinen Besitz erbt. So erzählte der Knecht. Und bevor er starb, es mögen jetzt fünf Jahre sein, versicherte er mir, daß das alles wahr wäre. Er sagte, Giovanni habe Tognina nichts vermachen wollen, weil diese sich vom Bruder alles aus der Hand nehmen lassen würde. Was konnten wir aber tun, sag'? Was hätten wir tun sollen? Weißt du noch, Pirloccia wollte mich ins Gefängnis bringen. Und wer noch davon weiß, ist Jusfin. Er war zugegen, als sein Bruder, der Knecht, die Sache erzählte. Geh' nur einmal zu Jusfin, Adonis . . ."

„Genug, genug!" sagte er. Er ging nicht zu Jusfin. Wozu noch? Er hatte genug an dem, was er gehört.

In den folgenden Tagen lebte er traurig dahin, wie von einem körperlichen Leiden geplagt. Die Hitze war erdrückend: das Himmelsgewölbe sah aus als wäre es von Metall, und die Luft war so von Staub erfüllt, daß man kaum atmen konnte. Auf Adonis lag es wie ein Alp, und es war ihm als wäre er plötzlich gealtert und nahe daran zu sterben, oder blind und lahm zu werden, was noch schlimmer ist!

Und eines Tages konnte er nicht mehr widerstehen: er wandte sich an

Digitized by Google

David wie der Kranke an den Arzt, den er verabscheut und auf den er dennoch hofft. Er berichtete ihm die ganze Sache.

„Aber ich kann an das alles nicht glauben, fügte er dann hinzu. Es ist gewiß nicht wahr. Sagen Sie es mir, daß es nicht wahr ist: sagen Sie mir nur ein Wort, und ich werde wieder ruhig werden und mit Vertrauen in das Leben blicken. Sie kennen mich, nicht wahr? Ich bin ein Kind; ich bin ein Greis. Ich habe soviel gelitten, immerzu, aber ich habe Leid und Ungerechtigkeit als eine Fügung des Schicksals hingenommen und fast mit Freude diese beiden Glieder der Kette erfaßt, die mich mit andern Schicksalsgenossen verband. Und ich habe immer gedacht, in dieser Verkettung durch das Leid beruhe gerade unsere Kraft, die Kraft von uns Niedrigen, von uns Sklaven, die die Zukunft aufbauen. Ja, ich bin zufrieden, daß ich gelitten habe und Verlassenheit, Ungerechtigkeit und Armut kennen gelernt. Und mitunter habe ich auch den Becher der Freude von mir gewiesen und unterlassen zu trinken, wenn ich durstig war, gleich den Rittern im Märchen, die aus den verzauberten Quellen nicht trinken mochten, um nicht zu vergessen wer sie waren und was sie zu tun hatten. Ich will bei denen stehen, die leiden; bei all' denen, die aus dem Schatten der Vergangenheit kommen und dem Licht der Zukunft entgegengehen.

Aber damit ich noch an diese Zukunft glauben und mit meinen Brüdern zusammengehen kann, muß ich auch an sie glauben. Sie haben es so oft gesagt: das Licht ist in uns wie das Feuer in dem krummen, dürren Ast, wie der Lichtglanz in der düsteren Wolke."

David antwortete nicht.

Da fing Adonis in Wahrheit an zu verzweifeln.

Eines abends hörte die Tante ihn über den Vorplatz gehen und rief ihn mit kläglicher Stimme.

„Was wollt Ihr?" fragte er von der Tür her, ohne näherzutreten.

Marco sprang sofort auf, kam ebenfalls an die Tür und fragte angelegentlich: „Fühlt Ihr Euch nicht wohl, Tante?"

„Warst du bei Caterina?" fragte sie Adonis. „Ja? Willst du ihr nicht sagen, sie möchte Sonntag zu Tisch kommen?"

„Ich will es ihr sagen", entgegnete er kühl.

Er ging und hatte wieder das Gefühl, daß die Tante ihm etwas sagen wolle.

Und eines Tages bemerkte er gar, daß Carissimas Ältester ihm von fern folgte, vielleicht um zu beobachten, ob er zu Agostino ginge, dessen Frau ihn fortwährend quälte, doch mit der Tante zu reden.

Er schwieg voll Verachtung und ging sowohl dem Albino wie seiner zornigen Frau aus dem Wege; doch die heuchlerischen Aufmerksamkeiten von seite Carissimas und der Söhne Pirloccias reizten ihn manchmal.

Digitized by Google

Eines Tages schlug die Schneiderin ihm vor, jetzt, da Tognina es nicht mehr gewahr würde, möge er das Zimmer des Onkels Giovanni beziehen.

Aber er lehnte das ab: jenes große, luftige Zimmer, in dem sich ihm die Geheimnisse des Todes und des Lebens offenbart hatten, erschien ihm gleichsam geheiligt.

Nach wie vor schlief er in seiner wüsten Kammer. Auch hier war Pirloccia schon eingedrungen und hatte hinter der Tür einen Haufen Besenstiele aufgespeichert. Adonis protestierte nicht dagegen: mehr als je kam er sich wie ein Zugvogel vor, in diesem Hause, das doch das seine war. Er verlangte fort. Wohin, das wußte er nicht. Auch der Gedanke in Caterinas Häuschen zuwohnen, mit der rauchenden, brummenden Alten, war ihm zuwider.

Er träumte von einem Häuschen inmitten einer Poinsel, wie er es als Kind getan; doch jetzt verursachten ihm solche Träumereien keine Freude mehr, weil er sich bewußt war, daß es eben Träume waren! Alles erschien ihm als Täuschung, und er kam so weit, daß er selbst daran zweifelte, ob er Caterina liebe und sie ihn. Wirkliche Liebe gab es ja nicht: alles in der Welt war Lüge, endloser Zweifel.

Er gedachte der Eindrücke seiner Kindheit, wann die geringsten Dinge ihm Staunen erregten und alles ihm groß und geheimnisvoll erschien. Er erinnerte sich, wie er eines abends einen hohen Pfahl betrachtet hatte, der ihm wie eine Brücke zwischen der dunklen Erde und dem klaren Himmel vorgekommen war. So ist es mit allem im Leben, dachte er jetzt. Große Dinge? Berührungspunkte zwischen der Wirklichkeit und der Unendlichkeit? Faule Pfähle, die jeden Augenblick umfallen können. Und warum dann leben? Zum erstenmal in seinem Leben dachte er willig an den Tod. Ja, fortgehen, weit fort, zu einer geheimnisvollen Insel oder zu der im Fluß begrabenen Stadt. Wozu leben? Es war ihm als wäre schon etwas in ihm gestorben und der überlebende Teil litte darunter, daß er das Erstorbene mit sich schleppen müsse. Einst hatte er das Leben geliebt, wie ein Kind die Mutter liebt, auch die, die ihm keine Liebe widmet; aber nun hatten sie auch diese Liebe in ihm ertötet.

So lebte er dahin. Wann er sich abends zu Caterina begab, lachte und plauderte er nicht mehr. Machte sie Andeutungen inbezug auf die Sache mit dem Testament, so wurde er ärgerlich. Einmal jedoch schien er aus seiner Betäubung zu erwachen. Caterina flocht um jene Zeit Binsenmatten für einen Händler aus Casal Bellotto, der sie alle drei oder vier Tage abholte. Eines Tages begleitete ihn ein Pferdehändler aus Kroatien, ein schöner, großer Mann mit frischem Gesicht und einem mächtigen blonden Schnurrbart.

Der Kroate betrachtete Caterina, wie sie so stark und hübsch aussah mit ihrem schwarzen Kopftuch und den kurzen Röcken, und sagte in schlechtem

Digitized by Google

Italieniſch, er ſuche für den ganzen Winter eine Magd, weil ſeine Frau niederkommen ſolle. „Und er bezahlt gut", ſagte der Mattenhändler, dem Kroaten auf die Schulter klopfend. „Ja, gut: zehn Gulden den Monat, einige Geſchenke und die Reiſe bezahlt." „Dann gehe ich mit!" ſagte Caterina ſcherzend.

Die Großmutter erhob drohend ihren Stock. Als die Männer fort waren, zankten die beiden Frauen miteinander, und zankten noch, als Adonis kam.

Aus Trotz verſicherte Caterina, ſie werde als Magd nach Kroatien gehen.

„Ich fürchte mich nicht vor der Reiſe!" ſagte ſie. „Als Kind bin ich ſo viel in der Welt umhergezogen: warum ſollt' ich mich fürchten? Arbeiten gehen iſt ſo gut wie beten gehen."

„Sei ſtill!" rief er. Und es überkam ihn ein nervöſes Zittern. Ach, er war all' dieſer Gemeinheiten ſo überdrüſſig! Und als er mit Caterina allein war, packte er ſie bei den Armen und biß die Zähne zuſammen, ſtumm: es ſah aus als wolle er die Arme, die ihn ſo manchesmal umfangen hatten, zerbrechen und zugleich die ſeinen in einem verzweifelten Wutanfall.

Caterina erſchrak: ſtatt ſich zu wehren, erzitterte ſie unter den Händen, die ſie mißhandelten.

„Gott! Gott! Was haſt du? Sag was haſt du?" ſtammelte ſie entſetzt.

Und wie ſinnlos ſchrie er: „Ah du willſt Magd werden? Mit einem Fremden gehen? . . . Ja, die Zigeunerin bleibt immer Zigeunerin! Und du willſt fortgehen, weil du mich nicht liebſt, weil ich dir die Reichtümer nicht ſchaffe, von denen du träumſt! Ihr ſeid alle gleich, alle, alle! So geh' nur! Mach, daß du fortkommſt! Auch ich werde gehen, weit fort, an einen Ort, wo die Menſchen nicht gemein und habgierig ſind, in ein ſchönes Land, viel, viel ſchöner als dieſes! Geh! So geh doch!" wiederholte er und ſchob ſie der Türe zu.

Nachdem ſie ihre erſte Betroffenheit überwunden hatte, faßte Caterina nun ihn bei den Armen und ſchüttelte ihn, wie um ihn aus ſeinem böſen Traum aufzuwecken.

„Komm doch zu dir! du träumſt! du phantaſierſt!"

Er ſchien in der Tat zu erwachen. Wie ein früheresmal ging er hinaus und ſetzte ſich auf die Türſchwelle.

Sie kam ihm nach, nahm ſeine Hand und fragte: „Was habe ich dir getan? Weil ich einen Scherz gemacht, mißhandelſt du mich? Ich weiß aber, was es iſt: du biſt meiner überdrüſſig!"

Er antwortete nicht, und ſie wiederholte traurig: „Ja, du biſt meiner überdrüſſig, und ich weiß auch warum! . . ."

Ihm war es als wenn ihn ein kühler Hauch anwehe; er ſah Caterina an, näherte ſein Geſicht dem ihren und forderte: „Sage mir ſogleich, was

Digitized by Google

du meinſt." „Nichts!" „Caterina, ſage mir ſogleich, was du meinſt, oder ich gehe fort, und du ſiehſt mich nicht wieder!"

Wieder packte er ſie beim Arm. Da erhob Caterina den Kopf, blickte in die ſtille Nacht hinaus und ſagte: „Nun gut! du haſt geſagt, ich wollte das deine haben, den Beſitz deiner Tante. Und ich ſage dir dagegen, du biſt es, der mich nicht mehr will . . . weil ich arm und unwiſſend bin . . . Wie kann man eine Zigeunerin gern haben?" ſagte ſie grollend, erhob die Stimme und vergaß aller Klugheit. Die Zigeunerin iſt Zigeunerin geblieben! Und ſie hat nichts: ſie iſt ſchlecht gekleidet und trägt noch immer Zoccoli an den Füßen. Und du . . . du liebſt die zierlichen Schuhe! Und du kannſt reich werden!"

„Iſt es nur möglich, daß du ſo denkſt?" ſagte er, verzweifelt den Kopf ſchüttelnd. „Du phantaſierſt wohl?"

„Wenn du phantaſierſt, kann ich es ja auch tun!" fuhr ſie mit wachſendem Trotz fort. „Ich bin ja eine Zigeunerin! Das haſt du geſagt. Und wer biſt du? Denke einmal nach. Wie oft haſt du mir geſagt, wir wären von derſelben Raſſe! Ich habe weder Vater noch Mutter. Und du? Dein Vater iſt Pirloccias Stock geweſen! Damals ſagteſt du mir, wir wären Geſchwiſter . . . und jetzt . . . jetzt, wo keiner dich mehr mißhandelt, jetzt bin ich wieder eine Zigeunerin geworden!"

„Aber ſo ſei doch ſtill!" rief er, aufſpringend. „Sei ſtill, oder ich gehe!"

„So geh doch! Heute oder morgen wirſt du doch von mir gehen! Aber eines ſage ich dir. Ich werde dir folgen! Du weißt, die Toten kommen wieder! Wenn du es am wenigſten erwarteſt, wirſt du mich neben dir ſehen. Ich werde dein Schatten ſein! Und nun geh!"

„Ja, es iſt beſſer, daß ich gehe; heute Abend iſt mit dir nicht zu reden", ſagte er. Und er machte einige Schritte, dann hielt er inne, ſah nach Caterina zurück, die noch auf der Schwelle ſaß, das Geſicht in der Schürze verborgen, und kam wieder zu ihr.

„Was machſt du?" ſagte er, beugte ſich über ſie und nahm ihr die Schürze vom Geſicht. „Jetzt tu' mir aber den Gefallen und höre auf!"

Er ſetzte ſich wieder neben ſie, und ſo verharrten ſie wohl eine halbe Stunde lang, einander nahe, doch ſtumm; ſie ſtritten nicht mehr, aber ſie küßten ſich auch nicht, ſondern ſchienen ein jedes den eigenen Gedanken und Vorſtellungen zu lauſchen.

Der Auguſt ging zu Ende, die Luft wurde friſcher, und in Caſalino trafen die Gäſte ein, die alljährlich zur Traubenzeit nicht verfehlten, den muntern Ort mit ihrer Gegenwart zu beehren. Die Einwohner von Caſalino ſind kühn und unternehmend. Sie gehen nach Paris, nach London, nach Amerika. Viele haben Erfolg, und auch die Frauen tun ſich her-

Digitized by Google

vor. Die feine Modistin, die jeden Herbst nach Casalino kam und ihren Kundinnen vorredete, sie käme soeben mit den neuesten Moden aus Paris, kaufte dieses Jahr einen größeren Grundbesitz an, obwohl sie ursprünglich keinen Soldo besessen hatte. Ein Vetter von ihr, der in Neuyork einen Gasthof besaß, war weniger glücklich: auch er war im Juli einmal nach Casalino herübergekommen, doch bei seiner Rückkehr nach Amerika mit dem *Sirio* untergegangen.

Seit einem Monat sprach man in Casalino von nichts anderm. In seinem wüsten, mit Kürbissen und Kartoffeln vollgestopften Zimmer auf das Bett hingestreckt, las Adonis mit fast krankhafter Aufmerksamkeit alle Berichte über den Schiffbruch des *Sirio*.

Seit einiger Zeit fand er an solcher düsteren Lektüre Gefallen; es war als empfände er ein Bedürfnis zu leiden, sich zu quälen. Er verspürte wieder das Gefühl trostloser Einsamkeit, das ihn als Kind so bedrückt hatte. Es war ihm als wäre er allein auf der Welt. Auch Caterina hatte an ihm gezweifelt. Sie kannte ihn nicht. Keiner kannte die Tiefen seiner einsamen Seele. Unwillkürlich suchte er die Gemeinschaft mit andern, ihm fernen Wesen, die litten wie er: und ward es nicht gewahr, daß er jene suchte, um sich über seinen eigenen Kummer zu trösten, wie er auch kein Auge mehr hatte für das Leben voller Arbeit und Hoffnung, das ihn umgab. Denn im September arbeitet in Casalino alles.

Vom frühen Morgen an ertönt lautes, lebendiges Treiben. Eine Männerstimme singt in melancholischem Ton:

Ci han promesso una dimane ...
La diman s'aspetta ancor ...

Es klingt wie der Gesang eines Menschen, der schon am Morgen müde ist; vielleicht ist der Sänger selbst sich dessen gar nicht bewußt: aber es ist eine ganze Bevölkerung, ein ganzes Land, deren Empfinden sein Lied wiedergibt. Und doch ist das Wetter schön, die Leute sind zufrieden und arbeiten mit Vergnügen.

Ja, das Wetter ist fast zu schön: seit fünfzig Tagen hat es nicht geregnet, die Wassergräben sind trocken, von den Bäumen fallen die Blätter wie im Spätherbst; die verbrannten Gräser haben keinen Duft mehr; der Fluß ist so niedrig, daß man ihn nur von einigen Punkten des Deiches aus durch die vergilbten Weiden hindurch sieht. Es ist als hielte er hin und wieder in seinem Laufe inne, um rosige und grüne, von Sandbänken und Gebüsch umgebene große Teiche zu bilden. Auf dem Deich und den Straßen liegt der Staub so hoch, daß man darin einsinkt wie im Schnee: die ganze Luft ist davon erfüllt, und die schnell vorüberfahrenden Karren sind gleichsam in eine Wolke gelblichen Rauches gehüllt.

Digitized by Google

Der Deich ist im September sehr belebt: Karren, Wagen, Radfahrer kommen daher. Leute, die nicht gerade eilig sind, aber sich auch nicht damit aufhalten um sich zu schauen oder sich um den Staub zu kümmern, außer um der großen Dürre willen.

Da kommen Kaufleute, die von Dorf zu Dorf ziehen, Besenbinder, die ihr Material einkaufen wollen, Händler mit Matten, mit Getreide, mit Weintrauben, Zwischenhändler, Makler, Pferdehändler, die die Pferdehändler aus Kroatien aufsuchen; lauter Männer, die sich auf ihren Vorteil verstehen und den Kunden beim Rock fassen, wenn er vor Abschluß des Geschäfts Miene macht zu gehen; Leute, die mehr an Geld als an Poesie denken, mehr an das irdische Heil als an das himmlische.

Auch die Frauen arbeiten. Haben sie nicht in den Feldern zu tun, mit der Mais- oder Traubenernte, so arbeiten sie zu Hause, flechten Matten oder Seile aus Binsen, nähen die Besen, weben die Leinwand.

Selbst die Alten und die Kinder arbeiten; diese flechten die dünne Weidenrinde zu Borten für Hüte; die Alten glätten die Besenstiele, drehen die Maschine zum Aushülsen der Maiskolben, pressen den blutroten dicken Saft der Tomaten zum Einkochen aus.

Und während so allenthalben die Arbeit ihren Gang geht, ziehen auf den staubigen Wegen Gruppen von rot oder schwarz gekleideten Kindern einher, deren Gesichter von Traubensaft gefärbt sind.

Erst wenn der Mond rot und groß aus den violetten Dünsten am Horizont aufsteigt, ruht die Arbeit. Und regungslos steht alsdann die Natur. Nur durch die hochaufgeschossenen Halme des wilden Hafers am Flußufer geht ein leises Zittern, und sie neigen sich zu einander, wie um sich das Geheimnis jener Stunde mitzuteilen; eine Pappel aber, die einsam aus dichtem Unterholz aufragt, regt sich, als wolle sie Einspruch erheben gegen die Unbeweglichkeit, die Erstarrung der Dinge ringsum.

An keinem Ort der weiten Ebene ist die Poesie des Abends so voll Geheimnis wie hier am Flußufer, zwischen den Sandbänken und Zwergpappeln, am Fuße des Deiches, der, von unten gesehen, wie ein Hügel erscheint. Alles ist Täuschung: hier hat die Welt ein Ende, an diesem Zauberkreis von Ruhe und Frieden. Nur der rinnende Strom gurgelt hin und wieder; doch es ist als käme dieser Laut von fernher, aus einer andern Welt gleichsam, oder von der im Flusse begrabenen Stadt. Und wenn, wie es bisweilen geschieht, nach Sonnenuntergang im Westen acht breite rosige Strahlen aufleuchten, sich fächerförmig bis zum Zenith dehnen und im Osten widerspiegeln: dann erscheint der ganze Himmel von wahrhaft märchenhafter Schönheit.

Eine mit Holz beladene große Barke gleitet den Fluß hinab; die Schiffer

Digitized by Google

zünden das Feuer für die Abendmahlzeit an, der eine nimmt die Harmonika zur Hand, ein anderer singt:

Deh, vieni nel mio giardino . . .

Und auch auf der dunkeln Linie des Deiches zeichnet sich der Umriß einer Gestalt ab. Jemand pfeift die melancholische Weise, die am Morgen erklang; es ist als hätte die müde Stimme des Sängers sich nun zu leisem Pfeifen abgeschwächt, das dann auch ferner und ferner ertönt und endlich, wie vom Frieden der Stunde überwältigt, in dem großen Schweigen erlischt.

An einem solchen Abend stand Adonis am Flußufer, als er sah wie Pigoß zu seinem Boot eilte, es reinigte und die Sitzbretter und Ruder zurechtlegte. Er sollte wohl eine Person von Bedeutung einnehmen: vielleicht den Präfekturbeamten, der sich seiner Verwandtschaft mit den Dargentis rühmte, vielleicht David! Adonis zog sich in das Ufergebüsch zurück und setzte sich auf den noch warmen Sand. Ja, seit zwei Tagen wich er einer Begegnung mit dem Sohn des Schwefelholzfabrikanten aus: David sollte es merken, daß er ihn verachtete.

Es vergingen einige Minuten. An dem noch von rosigen Strahlen gefurchten Himmel ging der Mond auf und spiegelte sich rund und klar in dem stillen Wasser.

Auf dem weißen Sande, der sich bis zu dem Akaziengehölz erstreckte, durch das sich ein Fußpfad schlängelte, wuchsen vereinzelte Büschel hellgrünen Heidekrauts und hochstielige, leuchtende Feuerlilien.

Auf einmal hörte Adonis die Stimmen verschiedener Personen, die sich dem Ufer näherten.

Ja: die eine war die heisere, nasale Stimme Davids, die andere die klare und klingende eines gesunden Menschen, der mit sich und dem Leben zufrieden ist. „Für mich bleiben die Kroaten immer Kroaten", sagte diese Stimme. „Ihnen zufolge ist das Unrecht auf unserer Seite. Aber die Polizei, ich sage, die Polizei . . ." „Deiner Meinung nach brauchten wir also einen guten Krieg! Ach, einen guten Krieg! . . ." sagte die nasale Stimme in spöttischem Ton.

„Hanswurst!" sagte Adonis vor sich hin. „Das ist nun der Sohn des Schwefelholzmannes, der mit dem Regierungsrat und der Signorina Dargenti spazieren geht und wenn es nottut sogar die Kroaten verteidigt!"

Die Stimmen kamen näher, und jetzt hörte er auch die Stimme Maddalenas: jene ein wenig verschleierte Stimme, die von weit her zu kommen schien und so melancholischen Klang hatte.

Obwohl er dem Punkte fern war, dem sie zuschritten, streckte Adonis sich auf den Sand hin: er wollte nicht gesehen werden. Jene Stimmen glücklicher Menschen reizten ihn; es war ihm als machten sie das Schwei-

Digitized by Google

gen, das um ihn und in ihm herrschte, nur noch schwermütiger. Er fühlte sich wieder allein auf der Welt, wie an jenem Abend auf der öden Insel: auf dem weißen Sande gewahrte er nur die leichten Spuren eines Vogels, eines Hasen. Doch während jene Stimmen nun vom Ufer her herüberklangen, hörte er plötzlich ein leises Knirschen des Sandes in seiner Nähe und fühlte eine unbestimmte Unruhe, wie wenn dieses Geräusch die Nähe eines anderen Wesens verkündete. Er wendete den Kopf und sprang auf: Ja, da vor ihm, zwischen dem blühenden Strauchwerk, stand Maddalena.

Wie ein geheimnisvolles Wesen, eine durch ein zauberisches Naturspiel hervorgebrachte Dämmerungserscheinung war sie hier vor ihm aufgetaucht gleich dem Abendstern am Himmel.

Der Mond legte einen Heiligenschein um ihren Kopf, den ein rosa Kreppschleier umhüllte, so zart wie die Dunststreifen am Horizont. In der einen Hand hielt sie einen Strauß gelber Blumen; mit der andern suchte sie den zähen Stengel einer Lilie zu brechen.

Adonis sah sie an, und sie sah schon nach ihm hin, ohne Verwunderung, ohne Scheu, mit sanftem, gleichsam lächelndem Blick. Es war als wolle sie ihn freundlich auffordern, ihr zu helfen, die Blume zu brechen, die ihren zarten Fingern widerstand.

Es war nur ein Augenblick: ihm aber erschien es wie ein Zeitraum, der genügte, ihn den Ort vergessen zu lassen, wo er sich befand, wie die Gedanken, die ihn zuvor betrübt. Dann ging sie, leicht und leise, wie sie gekommen war.

Er warf sich aufs neue auf den Sand, dachte nicht daran ihr zu folgen, sie wiederzusehen. Sie war ja da, vor ihm: anderes sah er nicht auf der Welt. Etwas Ähnliches hatte er nie empfunden. So lag er eine Weile ohne sich zu regen und lauschte den Stimmen, die sich vom Ufer entfernten. Es war ihm als träumte er, und als jene Stimmen verhallt waren, fragte er sich, ob Maddalenas Erscheinung Wirklichkeit gewesen sei. Und mit einem Male sprang er auf, in der törichten Hoffnung, das schöne Trugbild könnte sich erneuern. Doch er sah nur die Fußspuren Maddalenas, deutlich erkennbar auf dem weißen Sand. Und diesen Spuren folgend, gelangte er zu dem schmalen Pfade, wo die kleinen sich mit den großen von Männerstiefeln mischten. Hin und wieder gewahrte er auch die Spur eines großen nackten Fußes, die ihn an die großen Füße Caterinas erinnerte und an die Worte, die sie ihm eines abends gesagt. Ja, nun war es so gekommen: er ging den Spuren der zierlichen Schuhe nach wie die Katze den Spuren des Vogels.

Endlich regnet es. Im Kamin leuchtet eine gelbe Flamme; in der Vorhalle kauern die Kinder, als lärmende Gefangene, unter Pirloccias rotem Regenschirm.

Digitized by Google

Mit schmutzigen Schuhen und feuchten Kleidern kam Adonis nach Hause und stellte sich vor den Kamin.

„Hat niemand nach mir gefragt?“ „Niemand.“

Er setzte sich, seine Kleider fingen an zu dampfen, und ihm war kalt. Nicht vierundzwanzig Stunden, nein, Monate und Monate deuchte es ihm, seit ihm Maddalena am Flußufer erschienen war. Jetzt war alles Kälte und Dunkelheit: nur ein Blitz erleuchtete von Zeit zu Zeit mit feurigem Schein den grauen Hintergrund des Fensters.

Adonis lauschte. Durch den prasselnden Regen hindurch meinte er einen Schritt auf dem Hofe zu hören. Wenn er das wäre? Er wollte ihn nicht sehen, er mied ihn und erwartete ihn dennoch, und der Gedanke, noch einmal mit ihm zusammenzutreffen, machte ihn fast krank vor Aufregung.

Doch David dachte gar nicht an ihn. Niemand kam. Nur stieg einige Minuten vor Tisch mit Hilfe der Schwester Tognina ganz, ganz langsam die Treppe herunter und setzte sich in der Küche in eine Ecke. Es ging ihr ein wenig besser. Adonis betrachtete sie verstohlen, und wieder schien es ihm als ob sie ihn traurig ansehe. Er blickte wieder in die Flamme und spann seine Träumerei weiter. Er haßte die Tante nicht; er haßte nicht einmal mehr Pirloccia. Waren das Menschen, seines Hasses wert? Nein, sie verdienten eher Mitleid als Haß.

Sie wußten ja nicht, was sie taten; sie waren keine Menschen; sie waren Wesen von untergeordneter Gattung, nur von ihrer Raubgier geleitet. Niemand hatte sie erzogen. Er mußte seinen Groll für andere aufsparen.

„Warst du bei Caterina?“ fragte die Tante mit einem Blick auf seine schmutzigen Schuhe.

„Nein“, erwiderte er trocken.

Sie tat den Mund nicht mehr auf; zusammengesunken saß sie auf ihrem Stuhl wie ein krankes Kind.

In seiner Träumerei sah er Caterina vor sich, wie sie unter der Tür Matten flocht. Mit ihrem schwarzen Kopftuch, den kurzen Röcken und den bloßen Füßen in den Holzpantoffeln hatte sie wirklich etwas von einer Zigeunerin an sich; ihre kräftigen Hände, die die Binsen ineinander flochten als wären es Seidenfäden, verrieten, daß sie ein Wesen war, das, wenn es wollte, seinen Teil an den Gütern des Lebens ohne Beihilfe zu erfassen vermochte.

Auch sie, auch sie! dachte er. Alle suchen das Ihre — nur ich bin ein Tor.

Und plötzlich verschwand das schwarze Kopftuch und die Binsenmatte; im hellen Schein der Flamme erschien ein rosafarbener Kreppschleier, lächelten die sanften Augen, die er so lange schon kannte, so lange! Und diesmal wies er ihren Blick nicht von sich; wieder verspürte er einen leisen

Digitized by Google

Schwindel, ein süßes Vergessen. Diesem linden, süßen Gefühl aber folgte der Schmerz. Er ward inne, daß er der Untreue fähig sei, er meinte, auch er sei schlau und berechnend wie jene, die er als weit unter ihm stehend betrachtete. Doch es war nur ein Augenblick: dann fühlte er wieder, wie sehr er litt und hoffte nur noch auf sich selbst. Das aber erkannte er nicht, daß seiner Hoffnung nun mehr Stolz als Güte innewohnte.

Nach dem Essen gingen die Kinder zu Bett, und eine Weile blieben die Tante, Fiorina und Adonis in der Küche allein. Er begriff, daß Togninа, die ihn mit ihrem seltsamen Blick unablässig ansah, ihm etwas sagen wollte.

„Hilf mir die Treppe hinauf", sagte sie, sich mühsam erhebend. Er nahm sie sogleich beim Arm, aber Fiorina, die wohl die gleiche Weisung hatte, nahm das Licht und folgte ihnen.

„Gib mir das Licht", sagte Adonis.

„Nein, nein, ich gehe mit, ich muß doch hinauf."

Und sie stieg vor ihnen her die Treppe hinauf. Die kleine Frau preßte den Arm des Neffen.

„Wie es regnet!" sagte sie mit ihrer eintönigen Stimme. „Der Regen wird mir wirklich gut tun!"

„Aber warum bleibt Ihr nicht im Bett, wenn es regnet?" fragte er, sie geduldig mit sich ziehend.

„O, ich werde schon im Bett bleiben! Daran ist nicht zu zweifeln."

Über das Geländer gebeugt, ließ Fiorina sie nicht aus dem Auge. Er war empört, und kaum waren sie oben, so sagte er nochmals: „Gib mir das Licht!"

Aber das Mädchen öffnete die Tür zum Zimmer Togninas, stellte das Licht auf die Kommode und fing an, das Bett herzurichten.

„Rufe Elena!" sagte Togninа.

„Ich werd' Euch schon helfen, Tante; jetzt ziehe ich Euch die Schuhe aus."

„Aber so geh doch!" rief Adonis und versuchte sie hinauszuschieben.

Fiorina richtete sich auf und blickte mit ihren grünen Augen zornig durch das zerzauste Haar.

„Geh du nur!" entgegnete sie.

Sie standen einander gegenüber wie als Kinder, bereit sich zu zanken und zu kratzen.

„Geht alle beide!" sagte die kleine Frau. Dann rief sie: „Elena! Elena!"

Adonis ging. Aber sein Herz klopfte vor Zorn und vor Hoffnung. Und von dem Augenblick an hatte er nur den einen Gedanken: die Tante einmal allein zu treffen.

„Was soll ich nur tun?" fragte er sich. „Sie hat Angst zu sterben und möchte ihr Unrecht gut machen. Was soll ich nur tun?"

Digitized by Google

Er wachte lange, und phantaſtiſche wie verfängliche Ideen zogen ihm durch den Kopf. Er fragte ſich, ob er, wenn er es unterließe die Wahrheit aufzudecken, ſich nicht zum Mitſchuldigen gemeiner Verbrecher mache, ſei es auch in anſcheinend edler Abſicht. Und ohne es zu wollen, gelangte er von Gedanke zu Gedanke, wie auf den engen Pfaden eines Labyrinths, zu traurigen und dunkeln Stellen.

Und wie alle Nächte des Jahres, ſo verging auch dieſe: Wind und Regen hörten auf, und die Hähne krähten. Ihre Stimmen hatten einen friſchen Klang, und noch bevor Adonis aufſtand, wußte er, daß es ein ſchöner Tag war. Es war ihm als habe er lange geſchlafen, mehr denn eine Nacht, und ſei nun munter und leicht erwacht wie als Kind. Er ſprang aus dem Bett und zog die Fenſterklappe auf. Über den Scheunendächern leuchtete eine goldene Wolke ſo hell als wäre dort ein Loch im Himmel, durch das man in eine goldene Ferne ſähe.

Mit den kurzbeinigen Enten und den aufgeplüſterten Truthühnern um die Wette patſchten ſchon die Kinder im Kot umher.

Siſon, der Seiler, redete laut zu dem Schmied, dem er ſeinen Hausflur vermietet hatte: der Blaſebalg puſtete ſchon, das glühende Eiſen ſprühte Funken unter dem Hammer des großen Mannes mit dem roten Geſicht, der ausſah als wäre auch er aus Eiſen und Feuer gemacht; das Leben rings umher erwachte, und in der Luft, in dem Rufen der Kinder wie in den Stimmen der Alten lag ein freudiger Klang: Alle ſchienen die Erfriſchung, die Verjüngung der Natur froh zu empfinden.

Mit nackten Füßen ging Adonis auf den großen Hof und bis auf die Straße: die Bäume hingen voller Perlen; eine weiße Gans ſah von fern aus wie ein Schwan. Wie ſchön iſt doch das Leben! Und wir Toren ſcheuen uns, ihm ins Geſicht zu ſehen, gleich dem Jüngling, der ſich vor einer ſchönen Frau fürchtet.

Adonis verſpürte Luſt, über die Gräben zu ſpringen. Doch in dem Augenblick gerade ging die Tür des Nachbarhauſes auf, und heraus trat ein hagerer Mann mit gelbem Geſicht und tief in ihren Höhlen liegenden Augen. Adonis ſah ihn an und errötete. Es war ihm als ſei der Schwefelholzfabrikant wieder auferſtanden, nachdem er ſich in der andern Welt ausgewachſen und als Herr gekleidet und, damit man ihn nicht wiedererkenne, ſich einen ſchwarzen, falſchen Bart zugelegt habe.

„Wie geht's, du Menſchenſcheuer? Seit zwei Tagen ſchon ſuche ich nach dir."

Adonis ließ ſich auch küſſen; es war ihm als käme ein Leichengeruch aus dem fahlen Munde des Unglücklichen. Ach, wie könnte er gegen jenen noch Groll hegen?

Digitized by Google

Um sich zu entschuldigen, log er. „Ich war auswärts ... Und jetzt wollte ich zu Ihnen kommen. Wie geht's? Wie geht es Ihrer Frau?"

„Laß uns ein wenig auf und ab gehen. Uns geht es sehr gut. Meine Frau ist in Salsomaggiore geblieben. Komm doch!"

„Ich bin barfuß."

„Ach, fürchtest du dich, barfuß zu gehen? Das ist gesund. Und nun sag' mir, was du machst."

Er lief mehr als er ging: er wollte sich wohl erwärmen.

Adonis folgte ihm, verwirrt, erstaunt, mit bloßen Füßen und bloßem Kopf, die lockigen Haare in die Stirn hängend. Er dachte: „Jetzt wird er von dem Brief anfangen. Ja, darum hat er nicht geantwortet! Er wollte mit mir darüber sprechen."

David ging und sprach sehr schnell, fragte und hörte nicht auf die Antworten seines Gefährten. Seine Stimme war laut und heiser, mitunter aber erlosch sie, als habe er zuviel gesprochen, und er lächelte nie.

Nach vielen andern Fragen tat er eine, die Adonis erregte.

„Wirst du dies Jahr auch wieder Theater spielen? Willst du am Sonntag im Palozzo Dargenti spielen?"

„Spielen? Was? Nein, dieses Jahr wird nicht Theater gespielt!" entgegnete Adonis und sah David ganz erschrocken an.

„Aber nein, mein Freund, sie möchten dich allein haben. Sie wollen auf der kleinen Bühne im Palazzo etwas aufführen. Verstehst du?"

Er hatte verstanden: und er betrachtete seine bloßen, mit Kot bespritzten Füße mit dem bestürzten, ängstlichen Blick Eines, der einen Vorschlag gehört, von dem seine ganze Zukunft abhängen kann.

„Mich möchten sie haben?" sagte er plötzlich, stolz den Kopf erhebend. „Aber ich will nicht. Ich habe gar kein Verlangen mich zu amüsieren!"

„Was ist dir denn passiert?" fragte der andere, wendete den Kopf und betrachtete Adonis. „Wenn du dich jetzt nicht amüsierst, wann willst du es tun?"

„Was mir passiert ist? Das wissen Sie ja."

„Ich weiß das? Woher soll ich das wissen?"

„Ich habe Ihnen doch geschrieben, anfangs Juli."

David blieb stehen und zog die Brauen zusammen.

„Anfangs Juli? Ich habe nichts erhalten. Aber gar nichts! Was schriebst du mir denn?"

„Das will ich Ihnen ein anderesmal sagen. Dummheiten!" sagte Adonis verächtlich. Und er schüttelte die Locken aus dem erblaßten Gesicht und bemerkte, daß von den Bäumen, statt Perlen, schmutziges Wasser tropfte, und daß die einem Schwan gleichende Gans ein häßliches, schmutziges Tier war.

„Er lügt", sagte er bei sich. „Alles ist Lüge!"

Digitized by Google

Und doch suchte er David während der wenigen Tage, die dieser noch im Orte verweilte, wiederholt auf, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und diskutierte mit ihm. Er verachtete ihn, fühlte aber dennoch Mitleid mit ihm. Und es kam ein Tag, an dem er, der sich jetzt für höherstehend erachtete als den Mann, der ihm einst fast fromme Scheu eingeflößt hatte, jenen nicht nur verachtete und bemitleidete, sondern sogar verlachte.

„Er redet wie ein Bauer, der den Vorwärts liest", dachte er. Und er vergaß, daß David „so gesprochen" hatte, noch bevor die sozialistischen Blätter von den Bauern gelesen wurden.

Übrigens sprach David auch von andern Dingen. Er war nicht heiter, aber auch durchaus nicht schweigsam. Es war als verspüre er ein Bedürfnis zu sprechen, um sich zu zerstreuen und von seinen Gedanken abzulenken. Adonis bemerkte, daß er mit leiser Ironie von seiner Frau sprach, wie er von Maddalena und von der alten Marchesa sprach: und er hatte den Eindruck, dem Sohn des im Elend verstorbenen Schwefelholzmannes sei, wie im Herzen der Stiefmutter, ein Bodensatz von Groll und Racheverlangen gegen „die Glücklichen der Erde" verblieben.

Dennoch lauschte er mit gespannter Aufmerksamkeit, wenn jener von Maddalena sprach. „Das ist ein sonderbares Geschöpf, mein Freund! Zwischen ihr und der Großmutter liegt ein ganzer historischer Zeitabschnitt. Die Alte ist bigott: sie hat Angst vor allem Neuen und eine blinde Verehrung für die Vergangenheit. Und dabei ist sie noch frivol, trotz ihrer achtzig Jahre! Und Maddalena verzeiht ihr diese Schwächen nicht — die Großmutter ihrerseits hat wenig Vertrauen in die Enkelin. Ich glaube, sie hat Angst, daß die heute oder morgen einmal auf und davon geht."

„Nun, sie wird sich verheiraten", sagte Adonis mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Sagten Sie nicht, sie wäre verlobt?"

„Es scheint, das ist zu Wasser geworden."

„Aber in wie fern ist sie sonderbar?"

„Eh, das wirst du wohl selbst wissen!"

„Ich? Wenn ich doch noch nie mit ihr gesprochen habe?"

„Aber sie angesehen, he?" sagte der andere listig.

Adonis errötete. Ah, also was er sich selbst nicht zu gestehen wagte, das war den andern schon bekannt?

„Ich schwöre Ihnen ... ich schwöre Ihnen ... ich kenne sie nicht. Ich hab' ihr noch nie ins Gesicht gesehen."

„Nun, wenn du sie kennen lernen willst, dann komm morgen mit uns; wir wollen eine Bootfahrt machen und im Wald frühstücken. Wir sind nur wenige. Willst du?"

„Ich werde mitkommen", erwiderte er, um unbefangen zu erscheinen.

Digitized by Google

Aber er war erregt, und ein seltsamer Gedanke kam ihm. Er bildete sich ein, David wolle ihn mit Maddalena zusammenbringen, um ihn in etwa für das Unrecht zu entschädigen, das er ihm zugefügt.

„Und warum sollt' ich sie nicht kennen lernen?" sagte er sich mit Stolz. „Sollte ich mich etwa fürchten! Nein, wenn sie sich amüsieren will, dann kann ich's ja auch tun."

Im Grunde jedoch empfand er ein krankhaftes Entzücken. Maddalena war für ihn ein Geheimnis, und Davids unbestimmte Äußerungen, statt ihre Gestalt zu beleuchten, hüllten sie in einen interessanten Schleier. Und er verspürte ein Verlangen, Maddalena in der Nähe zu sehen, wie er einst darnach verlangt hatte, das Innere des Palastes und die Tiefen des Parkes kennen zu lernen.

Bei der Rückkehr vom Spaziergang lud David ihn zum Abendbrot ein und sagte ihm recht merkwürdige Dinge; Adonis hörte ihm mit Mißtrauen zu, aber er meinte, er amüsierte sich so gut, wie er es bei irgendeinem wohlgesetzten Monolog nur hätte tun können.

„Mein Lieber," sagte David unter anderm, „wir müssen uns über uns selbst erheben, über unsern eigenen Kopf hinaus, wenn das möglich ist. Von da oben sehen wir die andern und vergessen uns selbst. Von da oben können wir dem Leben recht ins Gesicht sehen. Und das Leben, lieber Freund, ist eine schlaue Händlerin mit Trugbildern und Täuschungen; sie hat ihrer von jeder Sorte und zu jedem Preis: kostspielige Täuschungen und Trugbilder zu einem Soldo das Stück. Man muß sich nur hüten, solches Zeug zu kaufen. Wir brauchen anderes! Warum mißtraust du dem Leben bereits? Ohne Zweifel, weil du als Kind ihm irgendein Spielzeug abgekauft hast, in der Meinung, ein Ding zu erstehen, das dich amüsieren werde und dir gleichzeitig nützlich sein. Und in einem schönen Augenblick ist das Spielzeug zerbrochen. Oder vielmehr, du hast es selbst zerbrochen! Du glaubtest, es wäre ein großer roter Ball oder gar eine kleine Sonne — und statt dessen war es nur eine bunte Blase. Und darum grollst du nun dem Leben! Aber es tut nur seine Schuldigkeit, lieber Freund, denn sonst wäre es eben nicht das Leben. Und das deine Schüler zu lehren, das ist deine Bahn. Du aber sagst: ach, was für eine Bahn! Welche möchtest du dann einschlagen? frage ich. Was möchtest du dann werden? Ein Dichter? Ja, das ist was Rechtes, mein Lieber! Ein Dichter! Das ist mit das größte und verlockendste Spielzeug des Lebens. Oder was sonst möchtest du werden? Apostel? Nur zu! Dafür ist es noch früh genug!"

„Aber ich bin ein Ignorant!"

„Um so besser! So kannst du dich mit den Ignoranten verständigen! Die Gebildeten pfeifen auf die Apostel!"

Digitized by Google

Und dann gab er ihm an, was er seine Schüler lehren müsse.

„Die Wahrheit. Keine Illusionen. Es gibt kein schlimmeres Gepäck als Illusionen. Der Mensch soll kein sogenanntes Ideal haben, sondern ein bestimmtes Ziel. Du mußt deinen Jungens sagen: Seht euch den Horizont an: das da ist eine Wolke, die aussieht wie ein Berg. Hütet euch wohl davor, euch in den Kopf zu setzen dorthin zu gehen: ihr würdet nie hinkommen. Bleibet hier; seht, der Boden um euch ist festes Land. Bearbeitet das! Und wenn der von euch gepflegte Birnbaum und Weinstock Frucht tragen, so eßt die Birne und trinkt den Wein und hütet euch wohl, phantastische Bücher zu lesen! Das empfehle ich dir!"

Adonis lachte spöttisch. „Eh, wir leben in einer Zeit, wo auch die Kleinen sehen, daß die Wolken keine Berge sind!" Doch kaum war er in seinem wüsten Zimmer, so öffnete er das Fenster und fing an zu pfeifen und zu träumen. An dem wie Sammet weichen Himmel leuchteten die Sterne des großen Bären; die Luft roch nach Most und nach frisch geschnittener Mohrenhirse. Und von fern her kam der Gesang der Maisschneiderinnen, der wie ein Chor im Weidengebüsch am Flußufer versammelter Waldjungfern klang.

„Was wird morgen geschehen?" dachte er und wunderte sich, daß ein solches Abenteuer so einfach zuwege kommen könne.

Dann legte er sich nieder, löschte das Licht, konnte aber nicht einschlafen. Er meinte schon im Walde zu sein, zwischen den geraden, grauen Pappeln. Auf einmal war er mit Maddalena allein: sie suchte Blumen und sah ihn von Zeit zu Zeit an. Und er wagte es, sich ihr zu nähern und ihr zu sagen: „Wissen Sie nicht, daß ich heiraten soll? Oder vielmehr, daß ich schon eine Frau habe? Es ist das arme Mädchen, nach dem Sie eines Tages Ihren Schuh warfen." Dann aber ärgerte er sich über seine Träumerei. „Kann man solche Dinge überhaupt sagen?"

„Nein mein Freund! Wir wollen schlafen!" sagte er bei sich und suchte auf andere Gedanken zu kommen. Wie sollte er es fertig bringen, einmal mit der Tante allein zu sprechen? Das war sehr schwer. Er machte phantastische Pläne. Am ersten Tage, an dem die Tante sich wohler fühlen würde, wollte er sich das Wägelchen des Wirtes leihen und es so schlau anfangen, daß Tognina mit ihm spazieren führe. Dann konnte Niemand sie belauschen. Wenn es nötig war und ihr recht, so war er bereit, sie zu Caterina oder sonst wohin zu bringen, sie zu verbergen und zu beschützen. Was würde dann geschehen? Und seine Geschwister? Er schickte sich also ganz vergnügt an, jene zu ruinieren. Nein, er mußte abwarten, mit Vorsicht handeln. Die Zeit ist unser Herr und Gebieter. Das wußte er schon. Und während er über die unvorhergesehenen Dinge nachdachte, die eintreten könnten, war er wieder bei m o r g e n angelangt.

Digitized by Google

Vor Tag wachte er auf. Es schien ihm, als würde es ein feuchter, kalter Tag werden: vielleicht würde gar nichts aus dem Ausflug! Traurig sah er sich in seinem Zimmer um und dachte wieder an Maddalena, aber diesmal mit Groll. Sie lag in einem blauen, freundlichen Zimmer, wie es die Zimmer der reichen Mädchen doch sicher sein mußten; oder in einem mit gewirkten Tapeten behangenen Saal, wie er sich die Räume im Palazzo Dargenti noch immer vorstellte. Und er wachte zwischen Kürbissen und Besenstielen auf. Er beneidete Maddalena nicht und erachtete sie nicht für glücklich darum, weil ihr Bett mit Seide gedeckt war; aber er verzieh ihr nicht, daß sie die Ruhe seines Gewissens getrübt hatte.

Fast wäre er nicht gegangen. Entschloß sich dann aber doch. Und es war ihm als wäre er wieder in die düstere Gleichgültigkeit der vorigen Tage versunken. Gerade weil er nichts mehr fühlte, ging er. Auf dem Deich war noch niemand zu sehen, obwohl es schon neun vorüber war; aber Pigoß reinigte sein Boot, in das er zwei Stühle gestellt hatte: der Ausflug war also nicht aufgeschoben.

Adonis mußte eine gute Weile warten. Es war ein lauer Tag, der Himmel verschleiert, das Wasser milchfarben. Und in der tiefen Stille des beginnenden Herbstes lag über allen Dingen ringsum ein phantastischer Zauber. Das Buschwerk auf den Inseln und das Ufergehölz spiegelten sich regungslos in dem milchigen Wasser, mit unbestimmten Umrissen wie abends bei Mondschein. Die Natur und selbst die Figur des Schiffers mit den silbernen Haaren und wasserblauen Augen erschienen so zart getönt wie ein Pastellbild.

„Kommst du auch mit?" fragte der Alte, indem er ein Sitzbrett zurechtlegte. „Hast du gestern die Zeitung gelesen? Was sagte sie von dem untergegangenen Schiff?"

„Sie haben jetzt auch die Leiche eines Bischofs geborgen. An den Kleidern konnten sie ihn erkennen."

„Auch ein Bischof!" sagte der andere betroffen. „So etwas Schreckliches habe ich mein Leben lang nicht gehört! Haben sie auch die Leiche unseres Landsmannes aufgefunden?"

Adonis hörte nicht mehr. Er sah Jusfin, wie er groß und stattlich in seinem Jägerkostüm daherkam, an jeder Hand einen Korb.

„Kommt die Marchesa auch mit?" fragte Pigoß.

Jusfin stellte die Körbe auf den Sand und statt aller Antwort deutete er mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. Auch grüßte er weder Adonis, noch Adonis ihn. Gleich darauf kam der Seminarist dahergeflattert, vergnügt und atemlos wie ein junger Hund, die großen, kastanienbraunen Augen voller Freude. Da er nicht sah, wen er suchte, sprang er den Deich wieder hinauf.

Digitized by Google

„Da kommen sie!“ verkündete Jusfin endlich und nahm die Körbe wieder auf.

Die Gesellschaft bestand aus dem Regierungsrat, der ein munterer und lebhafter Mann war und der Tochter des Präfekturrates, einer stillen Blondine mit verschmitzten Augen, die sich an Maddalena anschmiegte und sich auf deren Gesellschaft etwas zugute zu tun schien. Diese selbst kam mit ihrem leichten Schritt und ihrem zerstreuten Ausdruck daher und schien jener nicht allzuviel Aufmerksamkeit zu schenken.

Adonis fühlte sich ganz ruhig; er fragte sich nur, ob David ihn Maddalena, mit der er doch noch nie gesprochen hatte, vorstellen würde oder nicht.

Doch David bekümmerte sich um die Körbe, sorgte dafür, daß sie im Boote feststanden und erklärte, er nehme sie unter seinen Schutz.

Die beiden Damen nahmen auf den Stühlen Platz, die Herren auf den Sitzbrettern, Jusfin half Pigoß rudern, und das Boot setzte sich in Bewegung.

Niemand sprach: es war als ständen alle unter dem Eindruck des feierlichen Schweigens, das über dem Flusse waltete.

Adonis blickte in die Ferne und sagte sich: Da ist sie nun, hier vor mir. Ja, da ist sie, und ich fühle nichts mehr. Sie ist ein Wesen wie alle andern.

An jenem Tage erschien Maddalena fast häßlich; ihre Miene war finster, und der Regierungsrat fragte sie scherzend, an was sie dächte.

„Sie denkt an ihre Rolle,“ sagte der Seminarist, der die jungen Damen und namentlich die Blondine dreist betrachtete.

„O nein! Ich fürchte sogar, aus unserer Aufführung wird nichts werden, denn meine Großmutter ist nicht wohl“, sagte Maddalena. Dann blickte sie nach einer Sandbank hinüber und rief lebhafter: „Seht doch den schönen Vogel da! Er scheint verwundet.“

„Ah, den schwarzen mit der weißen Brust da auf dem Sande? Nein, verwundet ist er nicht.“

Sie fingen an darüber zu streiten, was für ein Vogel es wäre. Niemand wußte es, nicht einmal Jusfin.

„Ich will ihn fangen“, sagte Pigoß, das Boot dorthin lenkend.

„Ja, fang' ihn nur! Der ist gesünder als wir“, sagte Jusfin, während Pigoß sich die Hosen aufstreifte.

Der Vogel blieb unbeweglich sitzen und schien den Schiffer nicht zu bemerken, der mit seinen braunen Beinen durch das seichte Wasser watete; mit einem Male aber flog er auf.

Jusfin winkte ihm mit der Hand einen Abschiedsgruß nach, und Maddalena sagte spöttisch: „Das freut mich!“

Adonis war im Begriff zu fragen, warum sie alsdann Pigoß nicht verwehrt habe, den Vogel zu fangen — aber er wagte es nicht.

Digitized by Google

Das Boot steuerte wieder der Strömung zu, ließ sich eine Strecke abwärts treiben und fuhr dann quer über zu dem bewaldeten Ufer einer Insel. Nachdem die Ausflügler ausgestiegen waren, suchten sie den Fußpfad, der zu einer nahen Hütte führen sollte, bei der sie frühstücken wollten.

Alle behaupteten, den Pfad zu kennen, niemand wußte ihn zu finden, und endlich hatten sie sich völlig zerstreut. Adonis ging in einiger Entfernung hinter Jusfin her, der, seine Körbe schwenkend, die Zweige der Akazien zur Seite bog, um Maddalena Durchgang zu verschaffen. Sie folgte der hohen Gestalt des alten Jägers und bezeigte weder Vergnügen, noch Mißfallen, noch Müdigkeit.

Wie Adonis in seiner „Novelle" berichtet hatte, liebte er das dichte Gebüsch nicht sehr, dessen weicher Boden von fetten Kräutern und stacheligen Blüten überwuchert ist, und über dem immer ein Dunstschleier liegt. An jenem Tage aber war er ganz hingenommen von der Poesie der schwermutvollen Naturstimmung, und jene zwei Gestalten, die zwischen dem Grau und Grün des Strauchwerks da vor ihm bald auftauchten, bald verschwanden, lockten ihn wie zwei Märchengestalten.

Wohin ging es? Er wußte es nicht. Er hörte Pfeifen, Rufen und Axtschläge jenseits des Buschwalds. Aus der Ferne rief David nach den Gefährten. Hin und wieder erschien die schwarze Gestalt des Seminaristen zwischen den grauen Stämmen der Pappeln. Jusfin blieb stehen, schaute sich mit wichtiger Miene um, bemerkte Adonis und wartete auf ihn. Gekränkt darüber, daß niemand auf ihn — der doch allein den Weg kannte — gehört hatte, sann er darauf, den andern einen Streich zu spielen, um sich zu rächen.

„Hier fängt der Pfad an, da!" sagte er. „Nun gehen Sie beide voraus bis zu der Hütte, und wenn die andern kommen, dann sagen Sie ihnen, Sie hätten mich nicht mehr gesehen. Das wird sie erschrecken, denn sie werden glauben, ich hätte mich mit den Körben verirrt!"

Und er sah Maddalena an, um ihre Zustimmung zu erbitten.

Sie willigte ein, doch sie sagte mit einer Lebhaftigkeit, die Adonis in Erstaunen setzte: „Gut, aber bleibt nicht zu lange aus! Ich habe Hunger! Und Sie?" wandte sie sich zu Adonis.

„Ich auch", erwiderte er errötend.

Nun war er ja mit ihr allein, wie er es erträumt hatte! Aber sie dachte nicht daran, Blumen zu pflücken — deren es übrigens dort auch keine gab.

Der Fußpfad führte geradeaus durch den Wald, der von dieser Stelle an der Familie des Seminaristen gehörte. Sie sahen die Hütte aus dürren Ästen und jenseit eine Strecke weißen Sandes, die das andere Ende der Insel bezeichnete.

Digitized by Google

„Sind Sie nie hier gewesen?" fragte Maddalena.

„Nein, nein!" entgegnete er und folgte ihr, entzückt und erschrocken, mit ihr allein zu sein. Und wider seinen Willen klopfte ihm das Herz.

Jetzt wird sie mich ansehen! dachte er, jenen Blick fürchtend und hoffend. Und sie, die zu ihm sprach als hätte sie ihn schon lange gekannt, sah ihn wirklich von Zeit zu Zeit an; aber nicht mit dem Blick, den er erhofft und gefürchtet hatte. War es denn möglich, daß diese sanften, freundlichen Kinderaugen die selben waren, die schon mit solcher Glut in die seinen geblickt hatten?

Und er wunderte sich über ihre harmlosen und zwecklosen Worte.

„Jusfin tut ganz recht daran, sie zu strafen", sagte sie. „Ich freue mich darüber, besonders wegen des Seminaristen, der nicht einmal den eigenen Wald kennt.."

„Er denkt an anderes!" sagte Adonis spöttisch.

Doch sie tat als verstände sie seine Anspielung nicht und fing an, von dem Vogel zu reden, der den alten Pigoß zum Besten gehabt. Die andern das Pouser bewohnenden Vögel kannte sie: die Knäkente, die Amseln, Elstern und Regenpfeifer — den aber hatte sie nie gesehen. Sie interessierte sich sehr für Naturgeschichte und besaß ein schönes deutsches Werk mit farbigen Abbildungen. Auch Physik interessierte sie, vor allem aber Chemie. Sie hätte aber auch gern Medizin studiert. Die Signora Maria, die lange Zeit eine Klinik geleitet, hatte sie schon vieles gelehrt.

„Ohne daß meine Großmutter davon wußte, trat ich auch in eine Schule für Krankenpflegerinnen ein. Die kranken Kinder hatten mich gern, aber sie rochen so unangenehm."

„Blieben Sie lange in dieser Schule?" fragte er sehr ernsthaft.

„Zwei Tage!" erwiderte sie und brach in Lachen aus, wie wenn sie eines lustigen Abenteuers gedächte. „Nachher haben sie auf mich aufgepaßt."

Sie hörten die Stimme Davids. Adonis blieb stehen, und sie sah sich nach ihm um. So standen sie einander dicht gegenüber. Sie lachte noch und sah sehr hübsch aus.

Und er dachte bei sich: „Ist das die Sphinx, die ich sprechen zu hören Verlangen trug? Hätte sie sich nicht wie ein Kind gebärdet, so würde ich sie einfach für dumm halten. Dann aber fragte er sich, was Maddalena wohl getan haben würde, wenn er sie geküßt hätte? Und eine plötzliche Versuchung verwirrte ihm fast die Sinne. Sie stand da vor ihm: er brauchte nur den Arm auszustrecken . . . Aber er konnte nicht. Er sah sie nur an, mit verwandeltem Blick und traurigem Gesicht. Und sie erwiderte diesen Blick sofort: auch ihre Augen waren jetzt andere, sanft und tief und feurig. Da wandelte sich bei ihm die Versuchung zu Verlangen. Und in dem Augenblick kamen die andern heran.

Digitized by Google

Er war wie gebannt. Von Entzücken? Von Schmerz? Es war wohl beides: die Furcht vor Unbekanntem und das Verlangen darnach. Wie der erste und der letzte Liebende sehnte er sich nach einem völligen Alleinsein mit ihr im Schatten des den Liebenden holden Waldes; und gleichzeitig war es ihm lieb, daß die Gefährten anlangten.

Alle schrien und zankten sich. David bemerkte sogleich die Abwesenheit Jusfins.

„Wir haben ihn nicht mehr gesehen!" sagte Adonis, und seine Stimme klang erregt.

Doch David begriff den Scherz sogleich und fing an zu rufen: „Nun ist's genug, Alter! Kommt nur heraus, und Euch soll verziehen werden!"

Während des ländlichen Frühstücks unter den Pappeln vermieden Adonis und Maddalena es, einander anzusehen. Sie aß und trank ruhig und lächelte zu den Scherzen des Regierungsrats; doch Adonis bemerkte, daß sie wenig sprach, während sie in der kurzen Zeit mit ihm so redselig gewesen war.

Auch er schien ruhig, obwohl er es nicht war; er sah sie da vor sich, auf einem Haufen Binsen sitzend, und obwohl sie ihm nicht mehr als das rätselhafte Wesen seiner romantischen Träume erschien, als das unter den Parkbäumen wandelnde weißgekleidete Mädchen, das vielleicht durch eine sehnsuchtsvolle Erinnerung an die Träume seiner Kindheit seine Phantasie erregt hatte, konnte er doch nicht zur Ruhe kommen.

Und seine Erregung wuchs, als der Regierungsrat anfing, über die Erzählung von Paris und Helena zu scherzen. Auch er hatte eine Abschrift davon gelesen. Und bei dem Abschreiben und Wiederabschreiben hatten ihre Bewunderinnen den Sinn der Liebesworte manchmal sehr komisch entstellt. Adonis tat, als amüsiere ihn das; doch als auch Maddalena sagte, daß sie die Erzählung gelesen habe, wurde er ganz still und hätte weinen mögen.

Als die Gesellschaft dann den Fußpfad weiter verfolgte, um einen Punkt zu suchen, von dem aus man die Einmündung der Parma sehen könnte, streckte er sich auf das Sumpfgras hin, stellte sich vor sich selbst kalt und gleichgültig und zwang sich, an Caterina zu denken. Die Erinnerung an sein erstes Liebesabenteuer hatte ihn verletzt und zu sich selbst zurückgeführt. „Wenn Catarina wüßte! Aber sie soll es nie erfahren."

Er schloß die Augen und stellte sie sich vor, wie sie damals im Walde gesessen hatte, den großen Fuß auf dem Sande ausgestreckt. Aber die Erinnerung an ihren ersten Kuß erregte ihn nicht mehr. Er fühlte vielmehr einen leisen Groll in seinem Herzen aufsteigen, gleich dem bitteren Duft aus dem Kelch einer Giftblume. Und er fragte sich nach dem: „Warum?" Vielleicht weil das Band, das ihn an Caterina fesselt, ihm verbietet, Maddalena zu lieben? Nein, auch Maddalena gilt sein Groll. Denn er muß

Digitized by Google

daran denken, wie er einmal Nachts, in der einsamen Melonenpflanzung hätte aufschreien mögen wie ein gehetzter Hund, weil Maddalena und der ehemalige Jäger, der alte Barbar, Caterina mißhandelt hatten.

Er haßt auch Jusfin; auch den Regierungsrat, der die Geschichte von Paris ausgekramt hat. Es ist ihm als machten sie alle sich über ihn lustig. Ja, immer haben sie sich über ihn lustig gemacht! Auch Maddalena, die nicht weiß wie sie ihre Zeit hinbringen soll, will sich nur amüsieren, gerade wie da sie die armen Kinder pflegte, die „so schlechten Geruch verbreiteten".

Den Geruch des Elends.

(Schluß folgt.)

Ein schwäbischer Philosoph.

Von Paul Sakmann in Stuttgart.

In Nordheim am Neckar ist vor drei Jahren ein schwäbischer Landpfarrer aus dem Leben geschieden, dessen Namen bis jetzt über einen verhältnismäßig kleinen fachwissenschaftlichen Kreis nicht hinausgedrungen ist und der es doch verdient, daß seiner in diesen Blättern gedacht werde, die sich mit zur Aufgabe gesetzt haben, Früchte süddeutschen Geisteslebens einem größeren gesamtdeutschen Kreise zu vermitteln. Man fürchte nicht, hier einen jener Nachrufe auf Lokalgrößen lesen zu müssen, in denen man, zum Ausdruck seiner Teilnahme und um Hinterbliebene zu trösten, in den Tönen möglichst hoch greift. Eine Lokalgröße war Alfred Hoffmann (1865—1911) nicht, sondern etwas anderes und, wie wir zu zeigen hoffen, etwas Besseres. Freilich schwingt in dem, was hier gesagt wird, eine lokalpatriotische Saite mit.

Daß auf philosophischem Gebiet der Vergleich von einst und jetzt etwas Schmerzliches hat für den Schwaben, werden die anderen deutschen Stämme verstehen können. Einst, in den Tagen der dichterischen und philosophischen Klassiker, haben wir die Reichssturmfahne vorangetragen. Von den Tagen Schillers an bis zu den großen Nachfahren der Hegelschen Philosophie, D. F. Strauß und F. Vischer, spielten wir eine Rolle, die im Vergleich mit der Größe unseres Stammes unverhältnismäßig bedeutend war. Die Umwandlung des deutschen Geistes, eine Folge der Verlegung des politischen Schwerpunktes nach Norden durch die großen Kriege, sowie die technisch-gesellschaftliche Entwicklung haben uns ins Hintertreffen gedrängt. Oder vielmehr richtiger gesagt: das bewundernde Staunen über das Fremde, das hier machtvoll aufkam, hat dem schwäbischen Geist den Atem des stolzen Selbstbewußtseins benommen, der bis dahin seine Schöpfungen durchhauchte. Wohl ist auch nach dem Tode von Strauß und Vischer bei uns weitergearbeitet worden und nicht untüchtig

Digitized by Google

— seines Fleißes darf man sich ja rühmen, auch als Stamm — aber es ist, Ausnahmen abgerechnet, geschehen sozusagen in der Schülerstellung, in der Nachfolge von Lehrgemeinschaften, die uns wesensfremd sind. So erhob denn wohl mancher unter uns, im Blick auf die Philosophie, die unmutige Frage: Ist denn im Schwabenlande verklungen aller Sang? Soll die Fähigkeit, die wir in Grundlegung und Ausbau der spekulativen Philosophie und der Religionskritik bewiesen haben, die Schöpfung eines weltgeschichtlichen Augenblicks gewesen sein, eines Augenblicks, der nie wiederkehrt? Man wird uns daher verstehen, daß wir uns freuen, wenn irgendwo ein neues Reis am alten Philosophenstamm auszuschlagen scheint. So sehen wir Alfred Hoffmann an.

Doch noch bin ich nicht fertig mit einleitenden Bekenntnissen. Ich will nur gleich gestehen, daß ich zum Ganzen des Hoffmannschen Philosophierens kein Verhältnis habe gewinnen können. Oft habe ich die Feder, die schon eingetaucht war für diesen Aufsatz, wieder niedergelegt, um durch erneutes Studium mehr ins Klare zu kommen. Hoffmann schreibt nämlich schwer, partienweise sogar fürchterlich schwer. Zwar kurz faßt er sich, äußerst kurz. Seine beiden Hauptwerke, die Ethik (1897) und die Gültigkeit der Moral (1907) überschreiten beide kaum hundert Seiten. Dieses Verdienst kann nicht hoch genug angeschlagen werden, heute zumal, da man sich, je berühmter man wird, in um so umfangreicheren Wälzern ergeht, denen man immer neue Wälzer nachfolgen läßt. Er selbst allerdings stellt seine Kürze als eine Sache der Not dar: „Man bedenke, daß es unsereinem nicht, wie den anerkannten Meistern der Wissenschaft, erlaubt ist, sich in mehreren Bänden zu explizieren, man muß sein Gewebe so zusammendrängen, daß es schließlich in einer Nußschale Platz hat, wie Aschenbrödels Kleid." Wir rechnen ihm dankbar diese Kürze als Tugend an und wünschten ihm hierin recht viele Nachfolger. Nur kann man auch Tugend zu weit treiben. Denn es ist unglaublich, welche Gedankenmassen in diese dünnen Bändchen zusammengepreßt sind. Hier ist nicht Geistesnahrung, die man ohne weiteres verspeisen kann; man muß sie einnehmen, wie man Essenzen einnimmt.

Und dann ist es Hoffmann nachgegangen, daß seine Studienjahre in eine Zeit fielen, in der der Neukantianismus das Tübinger Stift erobert hatte, in der bei uns das Kantische Evangelium in seiner Landessprache, der Kantischen, gepredigt wurde. Nun läßt sich bekanntlich zur Rechtfertigung, ja zum Lob von Kants persönlichem Stil dies und das sagen. Aber es ist schwerlich zu viel gesagt, wenn man behauptet, wo Kant der Form nach eingewirkt hat, wo namentlich die Kantschule längere Zeit ihre Zelte aufgeschlagen hat, da hat dieser Stil verwüstend gewirkt. Jawohl! Kant ist schuld, wenn unsere philosophischen Klassiker, die gehaltvollsten der Weltliteratur, ohne Wörterbuch, ohne Erläuterungsschriften, ohne Übersetzung, auch für Deutsche heute unlesbar sind. Oder wer liest sie denn noch, sie selbst, außer denen, die Bücher und Abhandlungen aus

Digitized by Google

ihnen machen? Als Rümelin seinem Freunde Robert Mayer, so erzählt er in seinen Reden und Aufsätzen, Hegels Logik und Naturphilosophie zum Lesen gab, habe dieser ihm beides nach wenigen Tagen zurückgebracht mit der Bemerkung, daß er keine Silbe davon verstanden habe und nichts davon verstehen würde, auch wenn er hundert Jahre darin läse. Und es liegt nicht an der Schwierigkeit und Tiefe der Denkfragen. Sigwart, der Logiker, der in der Fähigkeit, Abstraktes zu erfassen, uns gewöhnlichen Denkern doch sicher um einiges voraus war, wollte einmal das Hauptwerk eines unserer großen Neukantianer über Kant lesen; er habe es nach den ersten Seiten in die Ecke geworfen, hat er mir selbst gesagt. Nun schreibt Hoffmann zwar nicht den spezifischen Neukantianerstil; er hat seinen eigenen Stil, der, wie die Proben zeigen werden, sobald er warm wird, ästhetisch höchst reizvoll werden kann. Aber dabei bleibt es, daß er es etwas zu leicht nahm mit der Pflicht, die dem Schriftsteller gebietet, sich mit seinem Leser zu verständigen. Und das ist sicher auf die Jahre seiner Jugendstudien zurückzuführen. Man hätte ihn eine Zeitlang in die Schule des französischen *écrivains* schicken sollen, falls er es freilich darin ausgehalten hätte. Hier könnte der Deutsche, in bezug auf Form, immer noch am meisten lernen, mehr noch vielleicht als selbst bei den Alten.

Doch nun endlich zur Sache. Ich unterscheide drei Gedankengruppen in Hoffmanns System. Die eine, die grundlegende, möchte ich, mit dem Vorbehalt der Ungenauigkeit, die erkenntnistheoretische nennen. Sie schließt sich um Hoffmanns zweites Hauptwerk, die „Begründung der Ethik", zusammen. Da behandelt er die Probleme Bewußtsein, Ich, Zeit. Hier haben wir es ohne Frage mit dem Tiefsten seiner Gedankenerzeugung zu tun, mit dem, was den Meistern der Wissenschaft Nüsse zu knacken geben wird, Nüsse, die sich nicht als taub erweisen werden. Ich sehe hier davon ab, weil die S. M. keine Fachzeitschrift sind, weil mir selbst das Atmen in solchen Höhen der Abstraktion schwer fällt und weil ich den Gipfel noch nicht erklommen habe, von dem sich eine bequeme Übersicht über das ganze Gebiet geben ließe. Zur Orientierung sei nur soviel gesagt.

Wenn ein etwas gewöhnliches Bild gestattet ist, so kann man sich den erkenntnistheoretischen Gedankenverlauf als eine Art von Drehscheibenbewegung vorstellen. Der Ausgangspunkt ist der naive Realismus, den man häufig definiert findet als den Glauben an zwei Welten, eine subjektive und eine objektive, und an die Übereinstimmung dieser Welten nach Art des Verhältnisses von Original und Kopie. Das ist falsch. Der naive Mensch kennt nur eine und zwar eine solide Welt. Von einer Zweiheit dieser Welt, von einer Spaltung in Objektivität und Subjektivität, hat er keine Ahnung. Darin besteht eben seine Naivität. Die erkenntnistheoretische Unschuld hat man dann verloren, wenn die Ahnung auftaucht, daß diese Welt nicht so solid ist, daß viel-

Digitized by Google

mehr etwas daran Zutat unserer Subjektivität ist. Diese Subjektivität, einmal entdeckt, frißt dann immer weiter um sich und verzehrt immer größere Stücke von der soliden Welt. Erst werden die durch unsere Sinne gegebenen Eigenschaften als Wirkungen unserer Sinnesausstattung erkannt, während die stereometrischen Raumformen der Dinge und der zeitliche Verlauf ihrer Veränderungen unerschüttert stehen bleiben. So der sogenannte naturwissenschaftliche Realismus. Die Drehscheibe, einmal im Zug, hält aber nicht an. Auch Raum und Zeit werden als etwas nicht dingliches, werden als eine bloße Form unseres Anschauens erkannt. Wird dann weiter auch noch die Neigung, die wir in uns finden, unsere Eindrücke zu Dingen zu gestalten und sie nach dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zu ordnen, als eine bloße Form unseres Denkens durchschaut, so bleibt von der einst so soliden Welt nur noch ein Unbekanntes, ein X, das „Ding an sich" übrig, ein Ding, dem ich mit dem Erkennen nun natürlich nicht mehr beikommen kann; ich kann es, wenn überhaupt, nur auf dem Wege der „praktischen Vernunft" entdecken. Dies die lange herrschende Auffassung der Kantschen Erkenntnistheorie. Nun kann man der Drehscheibe noch einen letzten Ruck geben. Und das tut Hoffmann mit Fichte und anderen absoluten Idealisten. Da wird denn auch das außerhalb des Erkennens liegende unbekannte Objekt aufgezehrt — nichts scheint Hoffmann „seltsamer, als mit der Stange der theoretischen oder praktischen Vernunft im Nebel herumzufahren, um dabei gelegentlich auf das Ding an sich zu stoßen". Wenn aber alles „subjektiv" wird, wenn das Ich das Objekt, die Welt als seine Vorstellung schafft, dann verschwindet auch der Gegensatz Subjekt — Objekt, der die erkenntnistheoretische Entwicklung beherrscht hat; wir sind in gewissem Sinne wieder an unsern Ausgangspunkt zurückgekehrt. Denn als Solipsismus dürfen wir uns diesen letzten Standpunkt durchaus nicht denken. Das menschliche Individuum ist nach Hoffmann zunächst gar nicht Bewußtseinssubjekt, sondern Bewußtseinsinhalt. Einzelbewußtsein ist durchaus etwas Sekundäres; es ist eingebettet in ein allgemeines Bewußtseinselement, in dem auch das Bewußtlose gegeben ist. Denn so ist der Sachverhalt durchaus nicht zu denken, daß Bewußtsein hier und da produziert würde und da und dort wieder verschwände, sondern so: das eigene Individuum ist mit anderen Individuen und ihren Gedanken beisammen in einer Art von Gesamtbewußtsein, das nicht erst durch das Zusammenwirken der Einzelnbewußtseine geschaffen wurde, sondern vielmehr die Vorbedingung zu deren Entstehung bildet. Das Bewußtsein ist nicht im Menschen, sondern der Mensch ist im Bewußtsein. Es ist eine durchaus verdrehte Meinung als ob die Welt in meinem Kopfe sei und das Ich in der Textur des Gehirns sitze, wie die Spinne im Netz. Die Abgrenzung der „Innen- und Außenwelt", sowie der Individualbewußtseine gegeneinander ist nicht eine Voraussetzung, sondern schon ein Stadium des

Digitized by Google

moralischen Prozesses. Wie Hoffmann diese Gedanken weiter spinnt, will und kann ich nicht weiter ausführen; für meine Augen sind diese Fäden zu fein.

Zweitens handelt es sich um den Bau, den Hoffmann auf diesem Grund errichtet, seine Weltanschauung, seinen Glauben, sein System. Er gehört zu dem systemgestaltenden Typus der Philosophen. „Philosophie ist System oder sie ist gar nichts"; darin ist er mit Hegel einig. Den Aufriß dieses Systems hat er uns in seinem ersten Hauptwerk gegeben. Wenn ich den Versuch wage, es nachzuzeichnen, so tue ich es nicht ohne den Wunsch, es möchte einer seiner Freunde oder Gesinnungsgenossen nach mir kommen, der es besser machte. Hoffmanns Philosophieren zielt ausgesprochenermaßen auf Rechtfertigung der christlichen Weltanschauung ab. Ich stehe in dem Lager, das Hoffmann bekämpft. Nun ist es erfahrungsmäßig bei allem Willen zur Objektivität dem Gegner wohl nie ganz möglich, die Gründe der Überzeugung des Gegners in der ganzen Kraft, die sie für ihn haben mögen, zu sehen.

Der Mensch nach Hoffmann ist Wille, bloß Wille; nicht etwa das erkennbare oder nicht erkennbare Subjekt aller seiner Seelenkräfte, Subjekt des Wollens und des Erkennens. Denn Wille ist die tiefste, eigentlich die einzige Realität der Welt. Die Welt selbst hat nicht etwa Realität für sich, unabhängig vom menschlichen Willen und gleichgültig gegen ihn. Sie ist bloß Werkzeug eines Willens, des höchsten; sie ist bloß Mittel zur Übung des menschlichen Willens. Sie ist also nicht anzusehen als ein System von Kräften und Trieben, quellend aus einer Urkraft. Der Begriff der Ursache wird zu dem des Mittels degradiert. Hoffmanns Grundbegriff ist der Zweck; aus dem höchsten Zweck ist die Welt zu verstehen; sonst hätte sie keinen „Sinn". Will man ein Schlagwort, so könnte man von teleologischem Voluntarismus reden, der aber, wie man sieht, mit Schopenhauers „Welt als Wille" nichts zu tun hat, sondern in nächster Verwandtschaft mit Fichte steht. Höchster Zweck nun ist der erziehende Verkehr des höchsten Willens mit dem Einzel-, Gemein- und Gesamtwillen; christlich geredet etwa ein Reich Gottes, dessen König der Vater Jesu Christi ist.

Fragen wir nach der Begründung einer metaphysischen Behauptung von so ungeheurer Kühnheit, so bekommen wir zwei Antworten: Nur so hat die Welt einen „Sinn". Das will bei Hoffmann besagen: Nur so kann man die menschlichen Betätigungen, die des Einzelmenschen und die der Gemeinschaften, als Mittel zu einem Zweck auffassen. Und da zeichnet uns denn unser Philosoph einen durch seine Geschlossenheit imponierenden Aufriß vor. Jeder Geistesfunktion: Empfindung und Vorstellung, Phantasie, Verstand und Vernunft; jeder Gemeinschaft: Familie, Staat, Sitte, Gesellschaft; jedem Lebensgebiet: Wissenschaft, Kunst, Technik, Religion — all diesen Größen wird sozusagen ihr geometrischer Ort bestimmt, überall wird nachgewiesen, welchen Beitrag jede einzelne zum Ganzen — seinem Ganzen — leistet; wie sie stets über sich

Digitized by Google

hinausweist auf das Ganze — sein Ganzes. Die geistigen Funktionen werden in ein Verhältnis gesetzt, worin die Religion als ihr Abschluß erscheint. Die Kraft dieses einheitlichen Vernunftsystems nimmt uns, ob wir wollen oder nicht, gefangen[1]). Aber schließlich fragen wir doch ungeduldig, ob es denn auch in der Wirklichkeit verankert, ob es mehr als bloße luftige Spekulation sei. Diese Frage würde uns Hoffmann verweisen; sie beruhe, würde er sagen, auf einem falschen Wahrheitsbegriff, in dem wir befangen seien. Wahrheit bestehe eben nicht, wie wir meinen, in irgendeiner Übereinstimmung unserer Ideen mit der Wirklichkeit. Damit sind wir wohl an der Streitfrage angelangt, die im Geisteskampf von heute die Richtungen am schärfsten scheidet: Hat die Kantsche Erkenntnisrevolution die Tragweite, daß die Welt ganz als in den Menschengeist hineingezogen zu denken ist, so daß freie Bahn geschaffen ist für die Postulate menschlicher Bedürftigkeit; nach dem Kantwort, das Paulsen in den Mittelpunkt stellt: „Ich habe das Wissen weggeräumt, um dem Glauben Raum zu schaffen." Oder wie ein Kantianer sich ausdrückt: Bei der Entscheidung in den Weltanschauungsfragen sei es erlaubt, diejenige Lösung zu hoffen und zu glauben, die das Herz sich wünscht und die der Sinn begehrt. Oder aber, steht die Sache nicht vielmehr folgendermaßen: Es ist zwar durch Kant und seine Vorgänger die naive Hoffnung des menschlichen Erkenntnisstrebens, es könne zum rein Objektiven vordringen, auf immer zerstört worden; denn in unsere Subjektivität sind und bleiben wir eingeschlossen. Eben weil die von uns erkannte Welt die von uns erkannte ist, ist sie nicht die Welt, wie sie an sich ist. Aber mit dieser Reflexion ist doch nicht das Dasein einer von uns unabhängigen Realität weggeschafft. Erkennen können wir vielmehr nur soweit dieses Objektive mit unserer Subjektivität zusammenwirkt. Nur soweit unsere Erkenntnisfragen eine Antwort erhalten aus jener von uns unabhängigen Welt, haben wir das Recht, etwas zu behaupten. Wer seinen Wünschen folgt, versündigt sich an der Männlichkeit wie an der Reinheit des Denkens. Und darum hat es mit dem alten Wahrheitsbegriff zwar seine Schwierigkeit, aber doch auch seine Richtigkeit.

Im übrigen will es uns scheinen, als ob Hoffmann nicht so ohne weiteres in die Reihe der postulierenden Denker sich einstellen wolle. Denn er gibt auf jene Entscheidungsfrage noch eine zweite Antwort. Religion ist nach ihm wesentlich Deutung. Und nun verlangt er, neben der „Vernünftigkeit" dieser Deutung doch auch noch einen Grund für ihre subjektive Gewißheit. Früher war es bei den Theologen beliebte Art, einem die Entscheidung für den Glauben ins Gewissen zu schieben, das heißt irgendwie, feiner oder gröber, anzudeuten,

[1]) Nebenbei! Man sieht, daß diese Art von Apologetik etwas ganz anderes ist als die landläufige agitatorische, welche bei irgendeinem der sieben Welträtsel, womöglich bei allen sieben, mit Triumphgeschrei die Unzulänglichkeit der Profanwissenschaft nachzuweisen sich bemüht.

Digitized by Google

daß der „Unglaube“ mit unsittlicher Lebenshaltung zusammenhänge oder zu unsittlichen Folgen führe, vor denen man sich nur retten könne entweder durch eine glückliche Inkonsequenz oder weil man noch unter der Einwirkung christlicher Erziehung und Sitte stehe. Neuerdings zieht man sich etwas mystisch, aber auch etwas undeutlich auf das „Erlebnis“ zurück. Der Ausdruck hat so sehr Anklang gefunden, daß heute jeder Konzert- und Theaterrezensent, der etwas auf sich hält, den jeweiligen Abend als Erlebnis bezeichnet; ähnlich wie uns seit kurzem von jedem angeblich guten Buch versichert wird, es sei eine „Tat“. Bei Hoffmann weiß man wenigstens, woran man ist. Wenn auch er die Gewißheit des Glaubens auf das Erlebnis gründet — er braucht übrigens meines Wissens diesen Ausdruck nicht —, so sagt er uns deutlich, was er meint. Er meint „die individuelle Erfahrung eines Verkehrs mit dem Weltwillen, die Überzeugung, auf die eigenen Anfragen, Bedürfnisse, Leistungen eine unverkennbare Reaktion von seiner Seite aufweisen zu können. Ein wirkliches Geschehen tritt mit einem Moment unseres eigentümlichen Vorstellungsverlaufs so zusammen, daß es als Antwort hierauf verständlich ist“. Gemeint ist offenbar Gebetserhörung, Vorsehungsfügung, Gewissensoffenbarung.

Schade, daß er an diesem wichtigsten Punkt so kurz ist. Ich wenigstens habe bei ihm keine Antwort gefunden auf die Fragen, die sich uns hier auf die Lippen drängen: Wie willst du diese doch erst durch Deutung zustande gekommenen Erfahrungen vor der Gefahr bewahren, mit schöner Illusion zusammenzufließen? Mit welchem Recht isolierst du sie von der denkenden Betrachtung der ganzen Erfahrung und stellst dich hier auf den schmalen Grund deines privaten Ich? Hier gilt es doch sein Ich zu erweitern, das Eigenschicksal zusammenzunehmen mit den Schicksalen aller fühlenden Wesen, soweit sie uns zugänglich sind, wenn wir uns nicht trügerische Vorstellungen machen wollen über den „Sinn des Weltwillens“. Und von da weiter: Läßt sich dann wirklich das gesamte Menschenschicksal, natürlich nicht bloß das durchschnittsmäßige, sondern auch das problematische, das niederdrückend tragische, wie Volkelt es nennt, als Ausfluß eines väterlichen Liebeswillens deuten, ehrlicherweise deuten? Das Menschenschicksal natürlich so, wie es uns gegeben ist, ohne die in jenem vielbeliebten, fehlerhaften Denkzirkel hinzugedachte, hinzupostulierte jenseitige Ausgleichswelt.

Niemand kann es mehr bedauern als ich selbst, daß ich hier nur diese meine Fragen einwandsweise vorlegen kann, ohne die Antworten beigeben zu können, die Hoffmann darauf bereit gehabt hätte. Denn ich zweifle keinen Augenblick, daß er sich diese Einwände auch gemacht hat; und wenn ich auch nicht annehme, daß er eine wirkliche Widerlegung für sie gehabt hätte, so glaube ich doch, daß keiner der lebenden Theologen und Philosophen imstande gewesen wäre, so geistesmächtig wie er den religiösen Standpunkt, den er nun einmal einnahm, gegen diese Angriffe zu decken. Denn als *primus inter pares* dürfte Alfred Hoff-

Digitized by Google

mann daſtehen mit ſeiner theologiſchen Philoſophie. Dieſer Verſuch einer Rettung des Chriſtentums durch Unterführung mit einer Zweckphiloſophie iſt heute bei den Geiſteswiſſenſchaftlern ſehr beliebt. Hoffmann könnte, wenn er noch lebte, nun ſehen, wie er nicht mit ſeinen Schriften, aber doch mit ſeinen Gedanken durchdringt. Und wenn dann auch einmal dieſe Phaſe unſerer Weltanſchauungsbewegung hinter uns liegt, ſo wird der Hiſtoriker ſeiner gedenken müſſen; nicht als des erfolgreichſten Vertreters dieſer Gruppe, aber als desjenigen Denkers, der am tiefſten gebohrt, am ſcharfſinnigſten die Begriffe entwickelt hat.

Und doch, die eigentliche Stärke und Urſprünglichkeit Hoffmanns erſchließt ſich uns nicht auf dieſem Gebiet, wo er als Theologe nun einmal gebundene Marſchroute hat. Man mag ſagen, was man will, gewiſſe mögliche Denkergebniſſe ſind doch von vornherein dem Theologen auch einer freien Kirche verboten. Das Denken aber gedeiht am beſten in der Luft bedingungsloſer Freiheit. Darum wirkt Hoffmanns kräftige Eigenart da am friſcheſten, wo er ganz frei iſt; und das iſt der Fall in einer dritten Gedankenreihe, die ich die kulturphiloſophiſche nennen möchte. Ich kenne keinen zeitgenöſſiſchen Philoſophen, der mit ſo einem zuſammenſchauenden Überblick aus ſolcher Höhe die menſchlichen Gemeinſchaften und ihre Kulturbetätigungen umſpannt und der zugleich mit ſo energiſchem, urſprünglichem Denken in die Probleme der Einzelgebiete eindringt. Das gemahnt wahrhaftig an keinen Geringeren als an Hegel. Da kann unſere Zeit, die ſich in aphoriſtiſchem Denken zerfaſert oder ſich an hohler Rhetorik berauſcht, wieder einmal lernen, welche Kraft im ſyſtematiſchen Denken liegen kann. Dieſe Urteile werden manchem hoch gegriffen ſcheinen. Bei dem, der ſich die Mühe genommen hat, ſich in Hoffmanns Schriften zu vertiefen, glaube ich Zuſtimmung zu finden. Und auch dem Leſer dieſer Zeilen hoffe ich einen Eindruck von dieſer Denkergröße zu geben, wenn ich ihn auf dem Gebiet, da er ſich uns am leichteſten erſchließt, ausgiebiger zum Wort kommen laſſe. Wenden wir uns alſo dem Kulturphiloſophen und Kulturkritiker zu.

Ich muß leider hier wieder das Feinſte übergehen, als zu ſubtil, zu ſehr ins Methodiſche, Fachmäßige führend, nämlich die Einreihung der einzelnen Funktionen, Lebensgebiete und Gemeinſchaften in das große Zweck- und Wertſyſtem. Hier intereſſiert uns doch mehr, wie er konkret über Konkretes denkt. Der Syſtematiker wird trotzdem überall herausſchauen.

Anregend und eigenartig iſt Hoffmanns Äſthetik. Er rechnet die Kräfte, die bei Schöpfung und Genuß eines Kunſtwerkes in Übung kommen, nämlich Einbildungs- und Anſchauungskraft, durchaus unter die theoretiſchen Geiſteskräfte. Kunſtgenuß iſt ihm gar nicht weſentlich ein Fühlen[1]), obwohl natür-

[1]) Bezeichnend für dieſen Willensphiloſophen iſt überhaupt eine Abneigung gegen das Gefühl, die ſo weit geht, daß er es ſogar als Triebkraft bei der Motivation des Handelns ausſchaltet.

Digitized by Google

lich von spezifischen Gefühlen begleitet, sondern ein Schauen, also etwas Theoretisches im strengen Sinn des Wortes. Im Gegensatz zu der Abklatschtheorie des Naturalismus, im Gegensatz auch zu den Illusionstheorien, welche von der Kunst irgendwie Erzeugung eines schönen Scheins verlangen, sieht Hoffmann das Wesen der Kunst nicht in der Abbildung einer fertigen Wirklichkeit, sondern in der Erschaffung neuer Realität, eben für die Anschauung. Das läßt sich sogar an einem, ganz nach den Formeln des Naturalismus geschaffenen, photographiemäßig getreuen Natur- oder Seelengemälde nachweisen. „Selbst die Photographie z. B. eines mir nahestehenden Menschen unterscheidet sich ja von diesem selbst in ihrer Bedeutung für mich darin, daß ich sie in ruhiger Versenkung beschaue, während das sonst im Verkehr mit ihm — es müßte sich denn um Liebesleute handeln — nicht die vorherrschende geistige Tätigkeit ist." „Die Geschichte von Zeuxis Trauben ist kein Ehrenzeugnis für seine Malerei." Der Unterschied eines Kunstwerkes von einem anderen Objekt liegt darin, daß es nur zum Beschauen da ist, daß es überhaupt nur für den Beschauenden etwas ist.

Hier stoßen wir auf die unverrückbare Grenzlinie, die Kunst und Kunstgewerbe scheidet. „Was zu anderem Gebrauch da ist, vom Zuckerhasen des Kindes bis zum modernsten Kunstgewerbeerzeugnis wird nie zum reinen Kunstwerk werden: weder der Sessel, dem man nachrühmt, wie er unwiderstehlich zum Sitzen und nicht bloß zum Beschauen einlade, und wenn er auch vom Professor der berühmtesten Kunstschule gezeichnet wäre; noch das Plakat, das über sich hinaus auf eine Fahrradausstellung oder das beste Hühneraugenmittel hinweist, — und wenn es der Chef der Symbolisten selbst ergrübelt hätte." Die scheinbare Gegeninstanz, die Architektur, für deren Erzeugnisse der Benützungswert wesentlich ist, ist genauer betrachtet nur eine Bestätigung dafür, daß der eigentliche Kunstgenuß von der Benützbarkeit unabhängig ist: „denn wer hat mehr Kunstgenuß z. B. von einem prächtigen Börsengebäude, der Fremde, der es bewundert oder dessen täglicher Besucher?"

Wenn Hoffmann, wie wir eben gesehen, Einbildungs- und Anschauungskraft, diese wichtigsten Kräfte der Kunst zu den im strengen Sinn theoretischen rechnet, so gehört er doch nicht zu denen, die der Kunst die Aufgabe stellen, eine Weltanschauung darzustellen oder auszubreiten. Fehlt ihr doch die Möglichkeit der zusammenhängenden Darstellung und ist es doch erst der schematische, lückenlose Zusammenhang, der Stimmungen und Werturteile zu Bestandteilen einer Weltanschauung macht. Die Kunst ist nicht dazu da, um Probleme der Weltanschauung zu lösen, sondern sie schafft selbst Probleme für die Weltanschauung. Diese ablehnende Haltung hindert Hoffmann nun aber nicht, enge Berührungen zwischen dem Denken einerseits, dem künstlerischen Schaffen und Genießen andererseits an ihrem Ort anzuerkennen. Im Drama z. B. ist Welt-

Digitized by Google

anschauung allerdings nicht Zweck, aber Voraussetzung des Schaffens und Genießens. Im Drama muß der Weltlauf, der im Kampf der Einzelwillen endgültig entscheidende Schicksalswille einen Charakter haben, so gut wie die handelnden Personen. So sind bewußt oder unbewußt zusammenhängende Vorstellungen über das Verhältnis menschlicher Zwecke und Kräfte zu den Absichten des Weltlaufes für den Dichter notwendiges Erfordernis. „Wo der tragische Held nicht wie die hochaufsteigende Welle am Fels der tragischen Notwendigkeit scheitert, sondern als ein starker — oder auch nur aufgeregter — Mensch mit den klemmenden und schneidenden Banden ursächlicher Notwendigkeit sich müde ringt; wo man das Spiel des Schicksals nicht mehr mit Laune zu verstehen, sondern nur mit dem Ernst eines Professors bitter anzuklagen weiß: da ist für Tragödie wie Komödie großen Stils kein Boden mehr. Ebenso ist dem Drama die sichere Wirkung versagt, wo der Dichter bei seinem Publikum gar keine oder bei jedem einzelnen eine verschiedene Weltanschauung voraussetzen muß, und wo auch das Publikum mit Erstaunen mit jedem Stück des Dichters dessen Weltanschauung nicht bloß werden, sondern wechseln sieht."

Auch in der Lyrik ist und bleibt Gedankendichtung eine der höchsten Formen der Poesie und ist von unkünstlerischer Didaktik leicht zu unterscheiden; dadurch nämlich, daß in ihr nicht zu einem schon fertigen Gedankengerüste eine poetische Draperie erfunden wurde, daß vielmehr der ganze Zusammenhang des Gedichtes geschaut, in poetischer Ideenassoziation konzipiert wurde. Es gibt hier einen unfehlbaren Kanon, das Richtige vom Falschen zu unterscheiden. Will der Schriftsteller ein Wissen, eine Erfahrung, eine Einsicht mitteilen, und nicht bloß Wirklichkeit, will er über den Kreis der anschaubaren Wirklichkeit hinaus uns eine Theorie über diese Wirklichkeit nahebringen, dann ist der Boden der Kunst verlassen; mag auch die Kritik von einem solchen Kunstwerk noch so sehr rühmen: „es werde uns hier ein psychologisches, resp. soziales Problem ergreifend ans Herz gelegt, es werde uns eine vergangene Kulturepoche vors Auge gezaubert u. s. w." Denn die Theorie, namentlich wenn sie immer noch moderner als modern sein will, trifft immer auf schon vorhandene, religiöse oder gemeinphilosophische, soziale oder psychologische Theorien im Kopf des Hörers oder Lesers; der selbständig denkende zumal wird durch jede solche, wenn auch unaufdringliche, Theorie gereizt, sich die historische oder gegenwärtige Welt einmal darauf anzusehen, ob jener Roman oder jenes Drama wirklich ein treuer Ausschnitt derselben ist; es erwacht also die Frage: wirklich oder unwirklich, gültig oder ungültig; damit ist aber der Kunst der Garaus gemacht; nicht weil „der schöne Schein" zerstört wurde, sondern weil das ästhetische Interesse durch ein anderes, verstandesmäßig praktisches verdrängt wurde. In der Kunst gilt es, Wirklichkeit zu geben, nicht gegebene Wirklichkeit zu erklären, was Aufgabe der Wissenschaft ist.

Digitized by Google

Was können wir nun aber vernünftigerweise vom Künstler fordern? Allein dieses, daß er mir gibt, was er allein sieht, was ich daher ohne ihn nicht sehen würde, daß er also meine Welt bereichert. Dies kann geschehen, indem er mich sehen lehrt, wie reich schon die vorhandene Wirklichkeit ist. Und zwar beruht hierin das Recht des modernen Naturalismus, der die wichtige, sozusagen erziehliche Aufgabe hatte, sehen zu lehren, was an den Dingen ist, fühlen zu lehren, was jeder in sich hat, und der das Verdienst hatte, zu zeigen, daß auch die alltäglichsten Objekte beschaubar sind. „Diese Erziehung ist freilich, wie jede, nur dazu bestimmt, sich selbst überflüssig zu machen; und wer dadurch geschult ist, wird schließlich Anschauungen und Gefühle nicht mehr im Bild, sondern aus erster Hand wollen. So werde ich dem Künstler besonders dankbar sein, wenn er mich solche Gestalten und Ereignisse schauen läßt, welche eine andere Stimmung, eine andere Luft mit sich führen, als sie mich alle Tage umweht. Die eigentlich göttliche Kunst wird daher doch darin bestehen, neue Wirklichkeit, aber auch neue Wirklichkeit zu schaffen, Gestalten, die einfach da sind, und die, weil sie mit ihrer Stimmung zugleich geschaffen sind, auch notwendig diese Stimmung allgemein hervorbringen. So jede künstlerische Gestalt, die nicht bloß Ausfüllung eines Schemas, sondern von resistentem Fleisch und Bein ist; sie hat gegenüber der ästhetischen Funktion die volle Geltung der Wirklichkeit, und auch das mit ihr gemein, daß sie ästhetisch unerschöpflich und unergründlich ist."

Die Forderung, die wir an den Stoff des Künstlers machen, ist daher auch nur die eine, daß uns der Stoff nicht aus der Anschauung herausreiße. Ausgeschlossen ist also das Lüsterne, das Ekelhafte, das Sensationelle; alles was den Wunsch erregt, daß etwas wirklich oder nicht wirklich, für mich wirklich wäre. Beispiele: „Die Ermordung Cäsars oder Fieskos auf der Bühne ist freilich ein gräßlicher Vorgang, aber doch beschaubar, weil uns der Dichter die innere Notwendigkeit der Katastrophe vorher klargemacht hat; es vollzieht sich hier ein Schicksalswille, dem gegenüber ehrfurchtsvolle Zurückhaltung sich ziemt. Gelingt es dem Maler, in einem grauenhaften Vorgang etwas von dem Schicksalsmäßigen desselben durchblicken zu lassen, so hat er das gleiche Recht wie der Dichter. Ein Strolch, der ein Kind ermordet, wäre ein unerlaubter Vorwurf; käme aber darin etwas von dem fatalistisch geheimnisvollen Grausen zum Ausdruck wie in der Hebbelschen Ballade „Dem Knaben träumt", so ist das Bild beschaubar."

„Wie es der Künstler angreift, uns Wirklichkeit zu geben, ist seine Sache und macht seine Technik aus. Das Verständnis für diese ist keineswegs ein Teil des Kunstgenusses. Die Herren Kunstkritiker sollen deshalb ja nicht meinen, sie tun uns einen Gefallen, wenn sie uns die virtuose Technik eines Malers oder Musikers detaillieren. Diese hat das ihre vollkommen geleistet, wenn man sie über dem Hören und Sehen ganz vergißt."

Digitized by Google

Hier sieht Hoffmann eine Gefahr für unser heutiges Kunstleben; sicher mit Recht. Man kann seinen Warnungen nur weiteste Verbreitung und allerseits ernste Beherzigung wünschen. Er sagt: „Es wäre der Tod der Kunst, wenn es dem „Fachmann" gelänge, sich dauernd zwischen den Künstler und das große Publikum zu schieben, wenn es dem „Laien" nicht mehr erlaubt sein soll, Kunsturteile zu fällen; und es ist doch nicht mehr so weit bis dahin, zu einer Zeit, wo es kaum dem Bühnendichter mehr möglich ist, sich unmittelbar an einen großen Kreis zu wenden, wo der unmaßgebliche Biedermann erst andern Tags aus der Zeitung erfährt, wie ihm das angehörte Theater- oder Tonstück gefallen hat. Es ist auch gewiß nicht der Vorteil der Künstler, wenn sie, nach Cliquenweise, unter sich ausmachen, was in der Kunst „schön" oder „groß" oder „zeitgemäß" sein soll, und dann diese Anschauungen weniger durch die unmittelbare Wirkung ihrer Kunstwerke, als durch das vorbereitende und begleitende Räsonnement der Kunstverständigen durchzusetzen suchen. Es mag ja dann wohl eintreten, was Lichtenberg einmal von der Kantschen Philosophie sagt: manche meinen, Kant habe recht, bloß weil sie ihn nach langer Mühe endlich verstanden haben; aber eine künstlerische Wirkung ist das nicht. — Das Publikum ist freilich auch selbst schuld; es hat sich schon so gewöhnt, seinen Kunstgenuß mit kunst- und kunsthistorischen Notizen, biographischen Anekdoten usw. zu würzen, daß es die „Sachverständigen" dabei nicht entbehren kann: namentlich, da es im Kunstwerk immer zugleich den Künstler mitgenießen will. Das wäre zwar einem unverbildeten Gemüt nicht einmal gegenüber der Lyrik Bedürfnis; es ist ja recht nett, in Herrn Hans, Kurt oder Anatole „eine liebenswürdige dichterische Individualität kennen zu lernen". Aber ob dieser Hans, Kurt oder Anatole wirklich so heißt, ob er in Berlin oder Posemuckel lebt, ob er die besungene, glückliche Liebe wirklich erlebt hat, das sollte für den Geschmack am Kunstwerk gleichgültig sein; es ist nicht Zweck der Kunst, unseren gesellschaftlichen Bekanntenkreis zu erweitern. Wie die Dinge liegen, ist es aber kein Wunder, wenn der Künstler sich nicht damit begnügt, andern eine Welt zu geben, worin sie „leiden und weinen, genießen und sich freuen" können, sondern daß er sich auch noch persönlich zur Beweihräucherung durch den Mund der Kunstverständigen ausbietet."

Nun einige Sätze aus seiner Staats- und Geschichtsphilosophie:

Ein Volk hat sein Daseinsrecht in seiner zum Bewußtsein erhobenen Eigenart, die als Aufgabe gefaßt das Volk zu gemeinsamer Tat zusammenschließt; es hat seinen Zusammenhalt im gemeinsamen Bewußtsein seiner Geschichte. Den rechten Zusammenhalt gibt aber nur die „lebendige und natürliche" Tradition, deren Träger Väter und Großväter sind, die mit ihrer Geschichte schon ihrer Personen wegen die Nachkommen interessieren. Sie ist weit überlegen „der künstlichen oder toten Tradition", deren Träger Professoren und

Digitized by Google

Schullehrer sind. Diese letztere ist das Arbeitsgebiet der Geschichtsforschung, bei der Hoffmann zwei Arten unterscheidet, eine pragmatische und eine romantische Geschichtsbetrachtung. Die erstere geht einfach auf Feststellung der Tatsachen aus, um von da, wie alle Verstandsarbeit, zu Gesetzen und schließlich zu praktisch verwendbaren „Lehren der Geschichte" weiterzuschreiten. Mit seinen „Lehren" verfängt sich freilich der Historiker in einem fatalen Kreisschluß: „Die Lehren der Geschichte sollen mir zum Verständnis der Gegenwart verhelfen, und doch muß ich, um sie verwerten zu können, sie der Gegenwart anpassen, also diese schon vorher verstehen; daher diese Lehren, wenn auch von den berühmtesten Geschichtskennern formuliert, doch immer delphischen Orakelsprüchen gleichen, die beim Nichteintreffen die Auskunft lassen: ihr habt sie eben auf eure gegenwärtige Lage falsch angewendet." Ganz andere Erfolge hat die romantische Geschichtsbetrachtung, die nicht mit dem Verstand arbeitet, sondern mit der ästhetischen Funktion, will sagen mit unserer Fähigkeit, Selbstleben ins Objekt einzutragen, uns in räumlich und zeitlich Fernes einzuleben.

Das Bedürfnis, diese Fähigkeit am Historischen als solchem zu üben, ist heute in dem Grade popularisiert, daß keinem Vereinsausflug mehr die Würze historischer Reminiszenzen fehlen darf . . „Man möchte diesem Zustand gegenüber fast die reinliche Arbeitsteilung früherer Zeiten zurückwünschen zwischen denen, welche Geschichte machen, denen, welche darüber reflektieren, und denen, welche sie einfach erleben, denn heutzutage, wo diese drei Kategorien sozusagen untereinandergeschüttelt worden sind, kommt neben dieser künstlich gesteigerten Einheit des Gemeinbewußtseins nach rückwärts das Fehlen eines einheitlich gewollten Ziels nach vorwärts um so deutlicher zum Vorschein; und vor lauter Nacherleben der Geschichte vergißt man ganz, daß man ja auch in der Gegenwart Geschichte erlebt." Damit hängt der „greisenhafte Zug der Gegenwart" zusammen; er besteht darin, daß man in geschichtlichen Erinnerungen statt in Zukunftsträumen zu schwelgen liebt, und daß man sich von den Verhältnissen weiterstoßen, anstatt von einem bewußten Ziel anziehen läßt. Aber wo man sich mit der Festhaltung der Tradition begnügt, wo: „wir welle bliwwe, wat wir sinn" zur Nationalhymne wird, da kommt man nicht mehr auf gegen Völker von auch noch so bedenklicher Vergangenheit, die aber eine Zukunft haben, weil sie sich eine solche setzen. So viel steht jedenfalls fest: diese künstliche „Versenkung in die Geschichte", diese Erweiterung des historischen Bewußtseins über die disperatesten Zeitalter und Nationen kann die mehr und mehr entschwundene echte Volkstradition niemals ersetzen. — So schrieb Hoffmann im Jahr 1897. Wir sind seitdem wahrlich nicht „jugendlicher" geworden. Aber Hoffmann zeigt uns den einzig rechten Weg dazu: Etwas weniger organisierte Großtueret mit dem Heldentum und den Freiheitstaten unserer Vergangenheit und etwas mehr Bereitwilligkeit zu eigener Mannesleistung in unserer Gegenwart.

Digitized by Google

Welche Stellung nimmt Hoffmann der Ethiker zu den Bestrebungen ein, die die moderne Zeit bezeichnen? Für den modernen Menschen ist charakteristisch: die Parteinahme für das Recht des Einzelnen in seinem Ringen mit der Gemeinschaft (der heutige Sozialismus ist vielleicht nur eine scheinbare Ausnahme von dieser Regel), ferner der Ruf: Autonomie gegen Autorität! und eine Zurückdrängung der gewachsenen, der natürlichen, der Lebensgemeinschaften, namentlich der Familie, der Sitte, des Volkes, durch die freigebildeten, geistigen und technischen Arbeitsgemeinschaften. Hoffmann ist in allen diesen drei Hinsichten eingestandenermaßen unmodern. Nicht als ob es ihm an Weltoffenheit mangelte! Und wenn er urteilt, spricht er aus der Kenntnis der Sachlage heraus. Er war lange Jahre Referent des Theologischen Jahresberichtes für Ethik, er hat als solcher, von seinem stillen Albdorf aus, eine unabsehbare Masse von Literatur überschaut, und, wie seine knappen, schlagenden Charakteristiken beweisen, fast spielend leicht geistig bewältigt. Wer sich in seinen Sympathien mehr zu den neueren als zu den alten Mächten hingezogen fühlt, der wird doch gut daran tun, sich mit Hoffmanns Kulturkritik auseinanderzusetzen. So z. B. wenn er mannigfach für den mißkannten und unterschätzten Wert der Sitte kämpft und es seltsam findet, wenn man „nach beliebter Weise die Sitte als etwas Minderwertiges der Gesinnung entgegenstellt". Die Sittlichkeit wurzelt nach ihm nicht in der Autonomie des individuellen Gewissens, sondern im Anschluß an die Sitte; jeder habe sich der Tradition seines Sittenkreises einzuordnen. Wer die Sitte gering schätze, meint er, verkenne ganz die Machtverhältnisse auf dem Gebiet der Leidenschaften. „Die Aufklärer haben in mancher Beziehung recht, wenn sie die Verurteilung durch die Sitte gern nach dem Einzelfall gemildert und vor allem auf die eigentlich Verantwortlichen gerichtet sehen möchten. Aber sie verkennen leicht, daß gegenüber einer so blinden Macht, wie z. B. dem Geschlechtstrieb, der sein Maß eben nicht in sich selbst trägt, auch mit einer gewaltigen Massenwirkung der Sitte begegnet werden muß, auf die Gefahr hin, daß deren Verdikt da und dort auch irrational ausfallen wird." (Wenn nur — dieses Fragezeichen sei in der Klammer gestattet — dieses „da und dort" nicht so häufig wäre? Wenn nur die Sitte nicht gar so oft das schwache Gretchen in den Abgrund der Infamie stieße, ohne dem Verführer Faust das Geringste von seiner Ehre zu nehmen, ja ohne auch nur den Mephistos das Mäntelchen der Respektabilität herunterzureißen.)

Dem freudigen Entwicklungs- und Fortschrittsglauben der modernen Menschen gibt unser Kritiker gern zu bedenken, daß es keine „Evolution" gibt ohne „Dissolution": „Der moderne Mensch möchte gern Spinoza nachsprechen: *homo liber de nulla re minus cogitat quam de morte.* Er fürchtet sich zwar vor allerlei Bazillen und Vergiftungen, aber vor dem Tode: lächerlich! Lebt er doch fort im gemeinsamen Zukunftsziele, an dem er auch mitgewirkt, und

Digitized by Google

an dessen einstiger Erreichung nur blinder Aberglaube zweifeln kann. Der Welttod freilich — die Wissenschaft behauptet ja das einstige Aufhören menschlichen und schließlich allen Lebens, also darf man nicht widersprechen — aber es ist doch immerhin noch ein schöner Gedanke, daß einmal in Saus und Braus noch das Infusoriengesindel jubilieren wird; und wenn einmal alles vorbei sein wird, so ist es doch einmal bei der Erreichung des Zukunftsideals schön gewesen. Und zu was sich überhaupt solche Gedanken machen; die Zeit schreitet ja fort, so müssen auch wir mit der Zeit fortschreiten: das ist ja klar!"

Auch sonst bekommt der Mensch unserer Zeit, in welcher es „ungewöhnlich viel Narren, aber keine Originale mehr gibt" manches ins Stammbuch. „Der moderne Mensch ist nicht der von Gewissensbissen gefolterte, abgefallene Sünder, wie man es gern auf den Kanzeln schildert, noch weniger der nach Licht und Freiheit ringende Heros der Reklamebilder, er gleicht mehr dem Mann im Syrerland in seinem Brunnenloch!" Ein gutes Wort über den einreißenden Amerikanismus: „Wenn einem der Einfall kommt, er könne den letzten Radlerrekord noch um ein paar Kilometer übertreffen, so nennt er das einen neuen Gedanken; und wenn einer gehört hat, der Mensch soll kein Fleisch essen, und er spitzt es dahin zu, er soll sich nur von Äpfeln nähren, so nennt er dies eine originelle Idee." — „Die sogenannten ‚einsamen Menschen' der Moderne sind oft nur verzogene Menschen, die sich in der Gesellschaft nicht behaglich fühlen, und doch eine Gesellschaft, ja eine Großstadt brauchen, um sich auszuleben."

„Der moderne Mensch — worunter man doch eigentlich immer den Großstädter versteht — gefährdet seine Bildungsmöglichkeit durch allzugroße ‚Gleichzeitigkeit', oder das Bestreben, an allem Anteil haben, alles mitmachen zu wollen. Zur Last der Vergangenheit und Verantwortung für die Zukunft hin will er sich noch in alle noch so fremdartigen Zustände neben ihm hineinempfinden. Nicht das Recht auf qualitative Individualität übt er — man verkennt ganz seine Psyche, wenn man sich so ausdrückt — sondern dasjenige auf quantitative Individualität nimmt er in Anspruch: weil Nr. 233578 dabei war und davon reden kann, will er als Nr. 233579 auch dabei sein und davon reden können, und zwar jetzt schon, ob jung oder alt, arm oder reich —; weil er in allen Zeiten zugleich leben will, hat er freilich keine Zeit, wenigstens keine eigene."

Als Probe seiner Denkart sei hier ein Abschnitt aus einem pastoraltheologischen Aufsatz hergesetzt über die Frage „Zeitgemäß oder zeitlos", in dem er gegen die viel geforderte „zeitgemäße Verkündigung des Evangeliums" Stellung nimmt. Dieser Auszug diene zugleich als Probe für den Stil, den Hoffmann schreibt, wenn er aus den abstrakten Gefilden heruntersteigt, einen Stil von prachtvoller Eigenart, voll von treffenden Bildern, mit vielen, ins Schwarze treffenden Pfeilen, vom Rhythmus der Leidenschaft bewegt, plastisch, farbensatt,

Digitized by Google

gedrungen, einen Stil, wie ihn die Stilisten ersten Ranges schreiben, bei denen jedes Adjektiv sitzt. Schade, daß dieser Stil nur bei den Gelegenheiten auftaucht, bei denen in den Vorlesungen des Professors das erscheint, was wir in Tübingen seinerzeit die Expauke nannten. Doch hören wir ihn:

„Damit ist gewiß nicht geholfen, wenn ein Prediger nicht die moderne, sondern die Sprache Kanaans oder der Blut- und Wundentheologie redet, und das gegenwärtige Zeitalter als solches an sein Dasein durch fortwährendes *O tempora! o mores!* immer wieder erinnert. Vielmehr wie bei einem Kunstwerk gerade der grelle Widerspruch gegen die „Wirklichkeit" mich in diese Wirklichkeit zurückwirft, anstatt daß ich sie darüber vergessen sollte, so auch ein solches geflissentliches Bekämpfen der Gegenwart. Aber bei dem allmählich alle Lustra wechselnden Zeitgeschmack muß es doch auch dem „zeitgemäßesten" Prediger allmählich schwer werden, sich wieder anzupassen; wenn er „alle modernen Bewegungen begrüßt", so ist er doch bald in der Lage des Bürgermeisters einer Großstadt, der bald die Tagung eines Vereins für Feuerbestattung, bald eine solche des Kongresses für innere Mission, bald die Gewerkschaften, bald den Bauernbund, bald den Antialkoholkongreß, bald ein Sängerfest „in seinen Mauern willkommen heißen" und ihnen wohlwollendes Interesse entgegenbringen muß. Und dazu kommt, daß alle spezifisch „modernen Bewegungen", sei's Schulreform, sei's soziale Frage, sei's Herrenmoral, sei's Feminismus, sei's Nationalismus, teils außerhalb der Kirche, teils ausdrücklich im Gegensatz zu ihr entstanden sind; und da macht es doch leicht den Eindruck, als ob die Kirche dann hintennach alle diese Bewegungen einzufangen sucht mit der Reklame: „wir haben das alles auch von alters her auf Lager, können es nach modernem Geschmack verändern, wir liefern solider und billiger als jede Konkurrenz." — Macht doch auch die Kirche regelmäßig die Erfahrung, wenn sie bei solchen Bewegungen mittut, daß früher oder später ein Schritt kommt, den sie nicht mehr mitmachen kann, ohne die ganze Tradition zu verleugnen. Es klingt ja schön, wenn man aus der Not eine Tugend machend, erklärt: es komme nach derzeitigen protestantischen Grundsätzen nichts auf die kirchliche Institution, alles auf die Persönlichkeit des kirchlichen Vertreters an; aber es ist kein Zustand, wenn es nächstens auf die den Zeitgenossen mehr oder minder sympathische Person der Geistlichen ankommt, ob eine Gemeinde noch an den lieben Gott glauben will oder nicht. Und wenn der Geistliche für seine Person sich gewiß darauf beschränken kann und soll, Diener zu sein: für seine Kirche darf er auf einen Platz außerhalb der Arbeitsgemeinschaft nicht verzichten. Herrschen soll eine christliche Kirche gewiß nicht wollen; aber imponieren, als eine Selbstgenügsamkeit, darf und muß sie, oder sie verdient, auch als evangelische, den Namen Kirche nicht mehr."

„Eine Entlastung aber sollte dargeboten werden auch dem modernen Hörer.

Digitized by Google

Die haben eine solche freilich nicht nötig, — und es gibt deren nicht bloß unter dem „organisierten Proletariat“ — welchen die Klassen- und Standesmoral ihr Gewissen ist, und Weltanschauung die Wissenschaft in der Westentasche, die sie nur gelegentlich durch Zeitungsberichte über die neuesten naturwissenschaftlichen und medizinischen Fortschritte bereichern. Wenn sie je einer, auch „zeitgemäßen“ Predigt zuhören, werden sie daraus doch nur entnehmen das „Dogma vom Beruf“; und sie sind sich ohnehin mit Wonne bewußt, durch ihre Stellung innerhalb der Arbeitsteilung ganz von selbst die „bessere Zukunft“, den „Fortschritt“ mitzuverwirklichen. Sie sind verhältnismäßig gut daran. Aber wer ein „ganzer moderner Mensch“ sein will, wie auch wieder Angehörige aller Klassen, besonders aber im Mittelstand, der wird sich nicht bloß für die Verwirklichung des Fortschritts an seiner eigenen Arbeitsteilungsstelle, sondern auch für die Sicherheit desselben im ganzen interessieren. Dafür wird er dann aber auch freilich für alle Zweige desselben verantwortlich gemacht. Bei allen Kongreß- und Vereinsvorträgen, in allerlei Zeitungsartikeln und Broschüren fühlt er sich durchbohrend angeblickt: willst du mitschuldig sein, daß diese himmelschreiend rückständigen Verhältnisse noch fortdauern? Und kommt er dann in eine Kirche seiner Richtung, so hört er abermals, daß er für all das verantwortlich sei, und zwar dazu noch im Namen Gottes, der sich für die Verwirklichung des modernen Kultur- und Humanitätsideals speziell interessiere, diese Verwirklichung freilich seinerseits der Arbeit „religiös-sittlicher Persönlichkeiten“ überlassen müsse. Das ist nun doch ein wenig zu viel für den guten Modernen.“

„Manchem kommt es daher auch schon vor, als sei es ein kleiner Widerspruch, die Laster der Armut, die Prostitution, das Verbrechen rein auf das Milieu zu schieben, und dann ihn, der doch auch nur das Produkt seiner Verhältnisse ist, für all das moralisch verantwortlich zu machen. Deshalb ruft er vor allem nach Reform der Gesetzgebung, um auf diese Weise die persönliche Verantwortung los zu werden. Andere gestehen offen ihre Überbürdung mit solcher Verantwortlichkeit, kokettieren dann freilich gerne mit ihrem daraus entsprungenen Weltschmerz, ihrer dekadenten Nervosität, sei es tragisch *à la* Hamlet:

Die Welt ist aus den Fugen; wehe mir zu denken
Daß ich geboren ward, sie einzurenken.

sei es heiter *à la* Goethe:

Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch,
Wir wollen sie nicht balsamieren.

„Endlich gibt es auch solche, welche sich aus ihrer Kindheit erinnern, daß sie eine Seele haben, was sie sich derzeit dann freilich, um doch modern zu bleiben, lieber von Buddhisten und Theosophen, Okkultisten und Spiritisten, als in einer christlichen Kirche sagen lassen; und daß sie eigentlich doch vor allem, wenn nicht ausschließlich für diese Seele verantwortlich seien. Echt

Digitized by Google

modern ist dann freilich, daß, wer so seine Seele entdeckt hat, es selten unterlassen kann, sofort in irgendeiner Form der Welt zuzurufen: Freuet euch mit mir, ich habe mein Ich, meine Persönlichkeit und dergleichen gefunden, dadurch „Gleichgesinnte" anzulocken, und nun mit diesen, wenn nicht einen Verein, so doch eine literarische oder gesellschaftliche Clique zu gründen; und man kann darauf rechnen, daß sie dann der „Gegenwart", welche sie noch eben in allen Tonarten heruntermachten, versprechen: wenn ihr nur uns gelten und obenaufkommen lasset, so garantieren wir der ganzen Welt die Verwirklichung einer idealen Zukunft". So „lesbar" schreibt Hoffmann freilich nicht immer. Im allgemeinen hat sein Stil die harte Sprödigkeit eines Spinoza oder Hegel. Aber auch das hat er mit den beiden, namentlich mit dem letzteren gemeinsam: für die Wanderung über die Durststrecken der Abstraktion entschädigt von Zeit zu Zeit ein aufblitzendes Wort voll Esprit, ein Steinchen, das zum Bau gehört und doch funkelt wie ein Aphorismus. Man gestatte nur ein paar Belege: „Der Pantheismus ist der Versuch, es Gott nachzufühlen, wie es ihm in seinem Universum zu Mute ist." — Gegen den Versuch, Geist und Wille aus der Wirklichkeit ganz auszumerzen durch Reduktion des Wirklichen auf rein mechanische Verhältnisse: „Diesen Versuch kann ich nur mit der Meinung jenes Hebelschen Juden vergleichen: weil man mit zwei Pferden in einer Stunde, mit vier in einer halben ans Ziel komme, so solle man acht anspannen, dann brauche man gar nicht abzufahren." — Über gewisse Versuche, die soziale Frage zu lösen: „Daß die Reise um die Kulturwelt der eine als bequemer Passagier, der andere als Heizer der Maschine mitmacht, ist gewiß irrational: wenn dies aber nur so geändert werden könnte, daß künftig jeder Bahnbedienstete ist, aber mit dem Recht, ablösungsweise dann und wann ein Stündchen als Passagier zu fungieren: so wäre kaum viel dabei gewonnen." — Aus der Pädagogik: „Erzählungen sollen der Phantasie noch etwas übrig lassen; sie sollen eine Nahrung für ein Feuer, nicht für einen Magen sein." — „Wahrhaft gebildet ist, wer sich selbst die beste Gesellschaft ist, weil er einen Extrakt von dem, was er bei andern finden könnte, bei sich selbst trägt." — Gegen das Schlagwort von der „Kunst für die Schule!": „Diese Art Kunst wartet nicht wie die Göttin im Heiligtum, bis man zu ihr kommt, sondern läßt ihre Stimme hören auf den Gassen (was freilich ihre einzige Ähnlichkeit mit der Weisheit ist). Von der andern Seite naht der Mann der Allschule; unsere Kinderschaft, die wir nur zu warten und zu hüten pflegten, deren Duft zu genießen wir zufrieden waren, hat er für sich gepflückt und ins Knopfloch gesteckt. Kein Wunder, daß alles mit Staunen auf den wichtigen Mann sieht, daß er mit Dame Kunst sich begegnet, daß sie sich verständnisinnig in die Arme schließen:

Ach! nur die junge Rose, die seine Brust geschmückt,
Die arme Bundesgenossin, sie wurde fast zerdrückt."

Digitized by Google

Wem diese Proben Appetit nach Mehr gemacht haben, dem darf ich vielleicht noch mit einem Rate dienen. Er beginne nicht mit den kondensierten systematischen Schriften, der „Ethik" und der „Gültigkeit der Moral", sondern etwa mit der Sammlung posthumer Aufsätze über Dichtkunst, Bildungsfragen, Probleme des Einzel- und Gesamtbewußtseins, betitelt „aus der Welt des Sinns" (Tübingen, J. C. B. Mohr 1911). Dort findet er eine von der Hand eines Freundes (Pfarrer R. Zeller) liebevoll und feinsinnig gezeichnete biographische Skizze. Man lernt darin den geistesmächtigen, tiefen Denker als edlen, schlichten, männlich-frohen Menschen kennen, der sich auch nicht im mindesten verbittern ließ durch den Vergleich seiner Erfolglosigkeit mit den Erfolgen so mancher anderen, die geistig nicht wert waren, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Solange der deutsche Boden noch solche Landpfarrer hervorbringt, so lange wird unser Volk von dem Riß verschont bleiben, der romanischen Nationen so viel zu schaffen macht, dem Riß zwischen Klerikalismus und Antiklerikalismus. — In dem genannten Werke wird man auch ein Verzeichnis der sonst erschienenen Aufsätze Hoffmanns finden, von denen gerade die kleinen, in ganz abgelegenen Organen veröffentlichten zu den schriftstellerisch vollendetsten gehören und sich zur Einführung in ihn am besten eignen. Man lasse sich nur nicht zu früh durch die Schwierigkeiten abschrecken. Denn in gewissem Sinn ist Hoffmann sogar im höchsten Grade zeitgemäß. Wer sich mit seiner Zeit auf dem Laufenden halten will, muß sich durch so viel Geschwätz hindurchlesen, Kunstgeschwätz, Religionsgeschwätz, und neuerdings leider auch Philosophiegeschwätz: eine breite Wasserflut großer Worte mit dem Untergrund des seichtesten Denkens; hochpathetische Reden, denen — sieht man genauer zu — ein höchst triviales Leben entspricht. Wer sich daran müde und verdrießlich gelesen hat, wird in Alfred Hoffmann seinen Mann finden. Wo er ihn auch aufschlägt, er wird nicht auf einen Satz stoßen, hinter dem nicht langes und umfassendes Nachdenken stünde, nicht auf einen Ausdruck der Überzeugung, der nicht zurückwiese auf den dahinterstehenden charaktervollen Mann.

Frederi Mistral.

Von Josef Steinmayer.

Jene auserlesene, über alle Zeiten und Völker verstreute Menschenart, die wir als Dichter verehren, hat ihren vollgemessenen Anteil an dem bunten Wechsel von Lust und Leid, von Licht und Schatten im menschlichen Dasein; auch unter ihnen gibt es Schmerzenskinder, deren Leben und Dichten, trotz mancher Augenblicke tiefen Glückes, von irgendeinem unheilbaren Leid verdüstert wird, und Sonnenkinder, deren Dasein und Schaffen, mag es noch so reich an Kämpfen und Mühen

Digitized by Google

sein, der Abglanz unerschöpflicher Kraft und Fülle vergoldet. Zu diesen Sonnenkindern gehört auch jener Mann, den die Provence soeben verloren hat.

Vor acht Jahren hat der damals 76 jährige Greis Erinnerungen aus seiner Kindheit und Jugend veröffentlicht. Zwei Bildnisse schmücken dieses Buch: das eine bietet die feinen und doch energischen, träumerischen und doch lebensvollen Züge des Jünglings, das andere zeigt einen freundlichen, klugen und rüstigen Greis. Wenn wir die beiden Bilder vergleichen und an das stolze Lebenswerk denken, das dazwischen liegt, so ist es, als ob von fern her eine wohlklingende Stimme an unser Ohr dränge: „Wenn ihr den Jüngling ansieht, der so vieles kühn erstrebte, und den Greis, der so manches davon erreicht hat, so vergeßt nicht, daß ich das alles nur vollbringen konnte, weil ich stets die Treue gewahrt habe: mir selber, meinem Volk und meinem Werke. Wollt ihr aber wissen, was alles vorausgehen mußte, damit es so kommen konnte, so hört mir ein wenig zu: ich weiß viele alte, kleine und feine Geschichten, bald lustige, bald nachdenkliche, mitunter auch schwermütige Dinge, von jenen fernen Tagen an, in deren Dämmerschein meine ersten Erinnerungen zurückreichen, bis zu dem Jahre, da ich in der Jugend Vollkraft den Provenzalen meine Mireio geschenkt habe . . ."

Die „Erinnerungen" versetzen uns in die Landschaft am östlichen Ufer der unteren Rhone, mitten in eine breite, fruchtbare Ebene, die sich von der Durance im Norden langsam nach Süden dem Meere zu senkt. Bis ans Meer können freilich unsere Blicke nicht reichen: eine lange Hügelkette schließt in duftigem Blau den Horizont nach Süden hin ab: es sind die felsenreichen Alpinen, an deren Fuß Caius Marius einst die Teutonen erwartet und geschlagen hat. In dieser Ebene liegen einige Ortschaften: das Dorf Maillane, das jetzt etwa 1400 Einwohner zählt; das freundliche Städtchen Saint-Remy mit seinen Gärtnereien; südlich davon stehen zwei schöne Denkmäler als einzige Reste einer Römerstadt: ein Triumphbogen mit vielen Figuren und ein hochragendes Mausoleum. Im fernen verschwimmenden Westen drüben an der Rhone haben wir uns von Norden nach Süden die Städte Avignon, Tarascon (gegenüber Beaucaire) und Arles zu denken. Eine halbe Stunde von Maillane gegen Saint-Remy zu, liegt mitten in den Feldern, von Zypressen, Platanen und Ulmen umgeben, der „Richterhof", auf dem unser Frederi als Sohn eines arbeitsamen und wohlhabenden, aus Saint-Remy stammenden Großbauern am hellen Nachmittag von Mariä Geburt (8. September) 1830 zur Welt kam. Seine Mutter war die zweite Frau des Bauern; als Witwer von 55 Jahren hatte er das junge Mädchen zum ersten Male gesehen, als sie, obgleich von wohlhabender Familie, auf seinem Felde schüchtern die liegen gebliebenen Ähren auflas, weil sie gleich ihren sieben Geschwistern nach dem Geheiß des Vaters, des lebenslustigen Bürgermeisters Poulinet, das Geld zu „überflüssigem" Putz sich selber verdienen sollte. Meister Frances hatte trotz des großen Altersunterschiedes seine Wahl gut getroffen; die ersten Abschnitte der „Erinnerungen" zeigen deutlich, welch schönes arbeitsvolles Leben die beiden führten und wie naturgemäß und verständig sie ihre Kinder erzogen. Acht Jahre lang konnte der kleine Frederi nach Herzenslust in Feld und Flur sich tummeln und die Naturschönheit der Heimat auf sich wirken lassen. Vor allem war es ein Wassergraben in der Nähe des Hofes, dessen reiche Tier- und Pflanzenwelt seine Aufmerksamkeit

Digitized by Google

auf sich zog; so daß er an einem schönen Sommernachmittag dreimal in einer Stunde ins Wasser fiel, nur weil ihn die goldgelben Blumen der Schwertlilien so unwiderstehlich lockten. Nicht minder fesselte ihn das bunte Nacheinander der harten und doch frohen ländlichen Arbeiten: das Pflügen, die Aussaat, die Schafschur, das Mähen, die Aufzucht der Seidenraupen, die Getreide-Ernte, das Dreschen, endlich die Wein- und die Oliven-Lese; das alles besorgte in malerischem Treiben eine bunte fröhliche Schar von Landarbeitern, überwacht von dem ernsten und würdevollen, doch freundlichen Hausvater. Und gab es endlich auf dem Hofe ruhige Zeiten, wo die Hausfrau am Spinnrad saß, dann schmiegte sich Frederi eng an die Mutter und lauschte atemlos auf die Märchen und Sagen und Lieder, die ihm die Mutter in jenem frischen, herben, würzigen Dialekte erzählte, der die kräftige und zugleich feine Art des provenzalischen Volkes so getreulich widerspiegelt. Dazu kam endlich der Zauberreiz der großen Jahresfeste, besonders der Weihnachtszeit mit ihren sinnigen Bräuchen und des Dreikönigsfestes mit dem feierlichen Aufzug der Könige vor der Krippe.

Dies ungebundene Leben wurde freilich gestört, als Frederi im achten Jahre in die Schule kam; und man begreift, daß er mitunter dem Beispiel anderer Jungen nicht widerstehen konnte und sich mit ihnen im Freien herumtrieb statt in die Schule zu gehen. Daher beschlossen die Eltern, den Knaben in das zwei Stunden entfernte alte Kloster Saint-Michel de Frigoulet („Thymiansheim") zu schicken, in dessen verlassenen Räumen ein alter Junggeselle ein Knabenpensionat errichtet hatte. Das Kloster selbst liegt zwar auf einer öden Anhöhe, aber die felsigen Hügel ringsum waren mit Thymian, Rosmarin, Affodill, Buchs und Lawendel bewachsen, so daß in der sommerlichen Sonnenglut berauschende Düfte von ihnen ausströmten. An den Donnerstagen und in den Erholungsstunden durften sich die Knaben auf den Hügeln und in den Höhlen und Schluchten herumtreiben. Aber die Anstalt wurde bald aufgelöst, und Frederi kam nach Avignon in ein Pensionat unweit der Stätte des einstigen Klarakloster, in dessen Kapelle Petrarca am 6. April 1327 zum ersten Male seine Laura erblickte. Der Knabe fühlte sich in dem Häuserhaufen der Stadt so unbehaglich wie das gefangene Vöglein im Käfig; er vermißte die freie würzige Luft und die Ungebundenheit der Heimat. Ein Sonnenstrahl fiel in diese trübe Stimmung: Als die Kinder in der Pfarrkirche zum ersten Abendmahl vorbereitet wurden, kam Frederi als letzter der Knaben-Abteilung neben das erste der Mädchen zu sitzen, ein feines Kind mit rosigen Wangen; und aus dem vertraulichen Geflüster der beiden erwuchs eine flüchtige Kinderliebe, die freilich mit der Abendmahlsfeier ihr Ende fand, da man das Mädchen in eine Klosterschule brachte. Das Heimweh des Knaben nahm zu, und zuletzt stellte sich ein Fieber ein, von dem ihn eine im hellen September-Mondschein gemachte Wallfahrt zur Kapelle des Bauernheiligen Gent befreite. Von da ab besuchte er als Pensionatszögling das Gymnasium zu Avignon 1843—47; er machte recht gute Fortschritte, so daß er in einem Jahr alle Preise seiner Klasse errang. Aber das Heimweh und ein unbestimmter Drang nach einem Ideal, das in blauer Ferne am Horizont schimmerte und lockte, ließ ihm keine Ruhe; und so verließ er an einem schönen Nachmittag heimlich die Anstalt, um in einem nahen Kloster den Frieden zu suchen; aber der Gedanke an seine Mutter lenkte plötzlich seine Schritte der Heimat zu. Der kleine

Digitized by Google

Ausreißer mußte zwar nach Avignon zurück, hatte aber doch erreicht, daß man ihn in ein anderes Pensionat brachte. Und das wurde von entscheidender Bedeutung für sein Leben: denn in dieses Institut kam bald darauf ein neuer Lehrer, Joseph Roumanille, der, in Saint Remy als Gärtnerssohn geboren, schon seit Jahren für seine Mutter Gedichte in seiner Mundart schrieb. Das war an und für sich nichts Neues; denn provenzalische Verse zu machen hatte man nie aufgehört. Aber während man jahrhundertelang den Dialekt vorwiegend (von Weihnachtsliedern und dergleichen abgesehen) zu mehr oder minder derben Späßen verwendet hatte, war Roumanille der erste, der sich der lebendigen Rhone-Mundart bediente, um in würdiger, schlichter und frischer Form auch die edelsten, ernstesten und feinsten Regungen des Herzens zu besingen. „Obgleich ein Altersunterschied von zwölf Jahren bestand, war doch er erfreut, einen Vertrauten seiner Muse zu finden, der wohl vorbereitet war, sie zu verstehen, und ich war entzückt, das Heiligtum betreten zu dürfen, das ich mit der Seele suchte; so reichten wir uns die Hand als Kinder desselben Gottes und befreundeten uns unter einem so glücklichen Sterne, daß wir ein halbes Jahrhundert lang am selben heimatlichem Werke zusammen gearbeitet haben, ohne daß unser Eifer oder unsere Zuneigung jemals nachgelassen haben"; Roumanilles letzter Gedanke vor seinem Tode war seinem Freunde gewidmet.

Zunächst galt es, die geliebte Muttersprache von den Flecken und dem fremden Aufputz zu befreien, die ihr Äußeres entstellten; daher machten sich die beiden Freunde daran, die Rechtschreibung nach geschichtlichen und lautlichen Gesichtspunkten einheitlich zu gestalten und die verderbten, unechten und französifierten Sprachformen zu beseitigen: „wir einigten uns, die Mundart rein und so zu schreiben, wie die von äußeren Einflüssen unberührten Volkskreise sie sprechen". Mit diesen Ideen kamen die Neuerer schön an: von Avignon bis Marseille erhob sich gegen sie alles, was am alten Schlendrian festhielt; aber zuletzt blieb der Sieg doch dem besonnenen Fortschritt und der begeisterten Liebe, dem Talente Roumanilles und dem Genius Mistrals. Roumanille gab seine Lehrerstelle auf und wurde Korrektor in einer Avignoner Buchdruckerei; so fand er bald Gelegenheit, seine erste Gedichtsammlung zu veröffentlichen (Die Gänseblümchen, 1847). Seine Begeisterung galt nicht nur dem Schönen, sondern allem, was gut, gerecht und wahrhaft fromm war; er dichtete Weihnachtslieder, schrieb Gedichte zur Förderung gemeinnütziger Zwecke und wirkte in Zeitungsartikeln und sonstigen Schriften für Belehrung weiter Kreise in politischen und sozialen Dingen.

Inzwischen hatte Mistral im August 1847 seine Gymnasialstudien beendet, zu Nimes die Bachelier-Prüfung bestanden und weilte nun in Muße ein Jahr lang im väterlichen Haus. Da brach die Februar-Revolution aus, die in dem sonst so friedlichen Dorf den alten Zwist der Roten und Weißen wieder belebte. Auch Mistral wurde von der Bewegung mit fortgerissen: er dichtete ein antiroyalistisches Lied und tanzte am Abend des Fastnacht-Dienstags in Hemdärmeln und mit rotem Gürtel angetan die Carmagnole mit. Aber die Enttäuschung kam gar bald: die Metzeleien der Junitage fielen wie kalter Reif auf die jugendlichen Freiheitsträume; und was an politischer Erregung noch in ihm war, beseitigte der Blick auf die weite, freie, sonnige und im stillen so tätige Natur rings um ihn, die Ordnung und der Friede

Digitized by Google

des ländlichen Lebens, in das er verflochten war. Er begann eine idyllische Dichtung „Die Ernten", wovon nur die Ballade von der August-Schönen erhalten blieb; sie behandelt das Motiv von dem toten Geliebten, der die Braut entführt; das rhythmisch fein gegliederte Gedicht ist weit lyrischer gehalten als unsere germanischen Balladen.

Im Spätsommer desselben Jahres begann eine eigenartige Liebesgeschichte: ein zartes Stadtfräulein, das ihn schon seit Jahren heimlich liebte, suchte nunmehr seine Gegenliebe zu erringen; aber der Jüngling, der ein anderes Schönheitsideal in sich trug, konnte ihre Liebe nicht erwidern; so dauerte die Korrespondenz drei Jahre lang fort, bis das arme Mädchen sich in ihr Geschick ergab; sie trat in ein Kloster und starb nach einigen Jahren. Der Abschiedsbrief, den der Schmerz einer unerwiderten schwärmerischen Liebe durchbebt, gleicht in dem sonnigen Buch einer bleichen Wolke, deren Schatten plötzlich über den blauen Sommerhimmel gleitet.

Vom Herbste 1848 an widmete sich Mistral drei Jahre lang dem Rechtsstudium in Aix, der alten Hauptstadt der Provence. Die zahlreichen Erinnerungen an eine glänzende Vergangenheit, welche besonders in den Spielen am Fronleichnamsfest wieder aufgefrischt wurden, machten tiefen Eindruck auf ihn. Die Zeit war geteilt zwischen dem Studium und dem *Gai-Sabé*, der „fröhlichen Wissenschaft", die in heiteren Vereinigungen und auf gemeinsamen Streifzügen durch die Provence nicht zu kurz kam. Roumanille, der inzwischen in Avignon eine rege Tätigkeit entfaltete, scharte die alten und jungen Trubadure um sich, und so entstand die Gedichtsammlung *„Li prouvençalo"* (1852), zu der Mistral zehn Stücke beitrug.

An einem schönen Herbstabend des Jahres 1851 kam der junge Lizentiat nach Hause zurück, diesmal sozusagen für immer; denn von da an hat Mistral den Aufenthalt in der Heimat nur durch kleine Reisen unterbrochen. „Und nun, — zu jener Stunde war ich 21 Jahre alt, — stand ich auf der Schwelle des Vaterhauses, den Blick auf die Alpinen gerichtet, und gelobte mir selber feierlich: erstens, das Stammesgefühl in der Provence wieder zu heben und zu beleben, das ich unter der widernatürlichen und falschen Erziehung aller Schulen schwinden sah; zweitens, diese Wiederbelebung durch die Auffrischung der angestammten, heimischen Sprache anzubahnen, die alle Schulen bis auf den Tod bekämpfen; drittens, durch den Hauch und die Flamme der göttlichen Dichtkunst dem Provenzalischen wieder Geltung und Verbreitung zu verschaffen."

Nach der Veröffentlichung der „Provenzalischen Gedichte" traten einige der Beiträger, darunter auch Mistral, in brieflichen Verkehr miteinander, und am 29. August 1852 fand die erste Versammlung der Trubadure in Arles statt, wo sie sich persönlich kennen lernten. Schon viel stärker wurde die zweite Versammlung zu Aix besucht (21. August 1853), wo sich auch drei junge Dichterinnen einfanden; Mistral trug das kurz vorher während der Erntezeit entstandene Gedicht „Des Schnitters Ende" vor. Bald darauf erschien eine zweite Blütenlese „Die Wallfahrt der Trubadure". Nunmehr trafen sich die jungen Dichter fast alle Sonntage in Avignon oder Saint-Remy oder Maillane oder sonstwo, am liebsten auf dem schön gelegenen Schlößchen Font-Segugne bei Avignon, das der Familie Giera gehörte. Hier fand sich am 21. Mai 1854, einem Sonntag und dem Fest der heiligen Estella, „mitten im Lenz des Lebens und des Jahres", eine fröhliche Gesellschaft von sieben jungen

Digitized by Google

Dichtern zusammen und taufte sich als Bund der „Felibre": *li set felibre* hatte Mistral in einer alten Legende gefunden und als „Schriftkundige" gedeutet, doch ist die ursprüngliche Bedeutung und Herkunft des Wortes noch unbekannt. Die Sieben von Segugno waren Theodor Aubanel aus Avignon (1829—86), Jean Brunet aus Avignon (1823—94), Paul Giera aus Avignon (1816—61), Anselm Mathieu (1828—95) aus Châteauneuf-du-Pape, Mistral, Roumanille und Alfons Tavan (1833—1905), ein schlichter Bauer aus dem nahen Châteauneuf-de-Gadagne; alle sieben sind dem Bunde und den Bundesgenossen in unwandelbarer Freundschaft treu geblieben bis zum letzten Augenblick ihres Lebens. Als Organ gründeten sie einen Volkskalender, dessen Redaktion Roumanille übernahm. Der „*Armanau Prouvençau per lou bel an de Dieu 1855*" wurde in 500 Exemplaren gedruckt; heute, wo 60 Jahrgänge vorliegen, beträgt die durchschnittliche Auflage 10000 Exemplare, was nach Mistrals eigener Schätzung auf etwa 50000 Leser schließen läßt. Diese 60 Bände enthalten zahlreiche Gedichte und Lieder, die Chronik des Felibrebundes und viele Geschichten, Sagen, Legenden, Anekdoten und Schwänke, die alle unmittelbar dem Volke abgelauscht und in seiner eigenen Ausdrucksweise wiedergegeben sind: „Die ganze Überlieferung, der ganze Humor, der ganze Geist des Volkes sind darin vereinigt; und wenn das provenzalische Volk eines Tages aussterben sollte, so würde man seine ganze Art und sein ganzes Wesen unverfälscht im Kalender der Felibre wiederfinden."

Freud und Leid sind oft eng vereint: im Jahre 1855 starb Mistrals 84jähriger Vater, und der Dichter mußte das Haus, in dem er geboren und herangewachsen war, mit einem andern in Maillane vertauschen, das ihm als Erbe zufiel. Hier verlebte er zwanzig glückliche Jahre mit der zärtlich verehrten Mutter; erst auf ihr Drängen entschloß er sich im reifen Mannesalter von 46 Jahren eine Frau heimzuführen und vermählte sich mit einer 22jährigen Burgunderin, Maria Rivière, die ihm nicht nur eine treulich sorgende Hausfrau wurde, sondern auch seinem Schaffen mit regem Anteil und Verständnis folgte. In dieser glücklichen Häuslichkeit entfaltete er eine unermüdliche Tätigkeit für die Wiedergeburt des provenzalischen Volkstums: einerseits durch seine Dichtungen und sein Wörterbuch, andrerseits durch die stetige Festigung und Ausbreitung des Felibrebundes innerhalb und außerhalb Frankreichs, so daß er in seiner Jubiläumskantate 1904 stolz singen konnte:

„foundavian dins l'espaci	„Wir gründeten im weiten Raume
l'Empèri dou Soulèu"	das Reich der Sonne."

Mistral hat drei Epen von je 12 Gesängen geschrieben: Mireio 1859, Calendau 1866, Sang vom Rhonestrom 1897; eine Versnovelle Nerto 1884 und ein Drama „Die Königin Johanna" 1890; die besten seiner früheren lyrischen Gedichte hat er in der Sammlung „Die Goldinseln" vereinigt 1874. Sein großes Wörterbuch „Der Schatz des Felibertums", das nach jahrzehntelanger mühsamer und aufopfernder Sammeltätigkeit in zwei stattlichen Quartbänden von François Vidal zu Aix 1879—86 herausgegeben wurde, umfaßt nicht nur den gesamten neuprovenzalischen Wortschatz in den verschiedenen Dialektformen, sondern auch eine Menge geschichtlicher und geographischer Denkwürdigkeiten. Seinen Entwicklungsgang von der frühesten Kindheit bis zum Erscheinen der Mireio schilderte er 1906 in den köstlich

Digitized by Google

frischen „Erinnerungen und Erzählungen"; im selben Jahre erschien ein Blütenstrauß von Ansprachen, die er 1868—1904 gehalten, und von Beiträgen zu der Zeitschrift „Aioli" aus den Jahren 1891—99 unter dem Titel „Reden und Äußerungen". Seine letzten Jahre waren der Übersetzung der „Genesis" und der Zusammenstellung einer Auswahl seiner späteren lyrischen Gedichte gewidmet („Die Olivenernte").

Die provenzalische Bewegung machte rasche und stetige Fortschritte. Der Feliberbund wurde 1862 durch ein einfaches Statut in sieben Sektionen geteilt; das Jahr 1876 brachte eine feste Organisation: ein Konsistorium von 29 Mitgliedern *(majourau)* und ein *capoulié* (als erster Mistral, später Roumanille und Gras, gegenwärtig Pierre Devoluy-Paul Groslong); die Statuten von 1881 und 1905 enthielten einige Änderungen; unterm 14. April 1877 wurde die Gesellschaft vom Staate anerkannt. Schon 1862 wurden nach dem Vorbild von Barcelona die ersten Blumenspiele in Frankreich beim St. Anna-Fest zu Apt (in Vaucluse) gefeiert; weitere Dichter-Wettstreite wurden zu Aix 1864 und 69, zu Apt 1870, zu Toulon 1873 veranstaltet. Dazu kamen Feste, bei denen die Zusammengehörigkeit der lateinischen Rasse besonders betont wurde: Nachdem man 1859 in Barcelona die katalanischen Blumenfeste eingeführt hatte, schrieb Mistral im August 1861 ein Sirventes „An die katalanischen Trubadure", das auf die gemeinsamen Traditionen und auf das neue gemeinsame Ziel der Pflege der Muttersprache hinwies. Verschiedene katalanische Dichter erwiderten zustimmend, und so bildeten sich rege freundschaftliche Beziehungen heraus; 1867 wurde Victor Balaguer in der Provence gastfreundlich empfangen und gefeiert. Zum Dank dafür übersandten katalanische Patrizier einen silbernen Becher, der seitdem beim alljährlichen Bankett am St. Estella-Fest die Runde macht. Im Mai 1868 kam Mistral mit einigen andern Felibern zu den Barceloner Blumenspielen, und im September erwiderten die Katalanen den Besuch in Mistrals Heimat. Sechs Jahre später bahnte das Petrarka-Jubiläum zu Avignon und Vaucluse engere geistige Beziehungen zwischen Italienern und Provenzalen an, die im nächsten Jahre beim Liebfrauenfest zu Forcalquier gefestigt wurden. Im Jahr 1876 begann die Doppelreihe der jährlichen und der alle sieben Jahre gefeierten Blumenspiele: 1876 und 77 fanden sie zu Avignon statt, 1878 zu Montpellier; hier errang der katalanische Dichter José Marti y Folguera den Lorbeerkranz, Königin des Festes war Mistrals junge Frau Maria.

Auf diesen Versammlungen, die ihn durch ganz Südfrankreich von den Alpen bis zu den Pyrenäen führten (so wurde 1901 das Fest zu Pau gefeiert), mahnte Mistral in begeisterten, eindringlichen Worten, der Heimat und dem heimischen Volkstum treu zu bleiben und auf ihre glänzende und tatenfrohe Vergangenheit stolz zu sein. Um seinen Landsleuten diese Vergangenheit auch sichtbar vor die Augen zu stellen und für die kommenden Geschlechter festzuhalten, gründete er in Arles ein volkskundliches Museum, das ein getreues Abbild des alten provenzalischen Volkslebens bietet. Und gleichwie Bismarck sagte: „Hat der deutsche Gedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben", so dachte und handelte auch Mistral für den provenzalischen Gedanken. Er veranstaltete 1903 in Arles ein Jungfrauenfest *(festo vierginenco)* für die Bewahrung der arlesischen Tracht, das 1904 in größerem Maß-

Digitized by Google

stab gefeiert wurde: in den Ruinen des Theaters, wo in einer Septembernacht 1877 Aubanel, zwischen den zwei grauen, vom vollen Mondlicht überfluteten Säulen auf einem Marmorblock stehend, der ergriffenen Menge seine „Venus von Arles" vorgetragen hatte, scharte sich am Ostermontag im hellen Sonnenschein ein Zug von 400 Mädchen zwischen 14 und 16 Jahren in der alten Tracht um den verehrten Greis, der sie als die Zierde, die Freude, den Stolz und Ruhm des Landes pries. Das gleiche Jahr brachte noch zwei weitere Feste: das 50jährige Jubiläum der Gründung des Feliberbundes im Mai, und am 13. August die Einweihung des Roumanille-Denkmals in Avignon, wobei Mistral in bewegten Worten seinen besten Jugendfreund feierte. Fünf Jahre später wurde ihm selber, anläßlich des 50jährigen Jubiläums, ein Denkmal in Arles errichtet. Auch sonst fehlte es nicht an Ehrungen: schon 1861 hatte die Akademie die „Mireio" preisgekrönt, 1890 erhielt er einen Preis der *Académie des Inscriptions et belles-lettres* und 1905 einen Teil des Nobelpreises, den er für sein Museum verwendete. Was ihm aber eine tiefere und reinere Freude bereitete als diese Ehrungen, war die spontane Herzlichkeit, mit der seine Landsleute ihm Treue für Treue vergalten, die begeisterte Huldigung, die man ihm zollte, sobald er in der Öffentlichkeit erschien und zu reden begann, und vor allem die stolze Gewißheit, daß sein Werk bestehen bleibe, daß die Gestalten, die er geschaffen, Vincen und Mireio, Nerto, Esterello und Calendau, so lange leben werden wie das Provenzalentum selber.

An seinem ersten Epos arbeitete Mistral sieben Jahre lang: im Herbst 1851 begonnen, wurde „Mireio" im Sommer 1858 abgeschlossen und zu Mariä Lichtmeß 1859 herausgegeben. Der Plan der Handlung war sehr einfach: „Ich hatte mir vorgenommen, zwischen zwei schönen provenzalischen Naturkindern in verschiedener Lebenslage eine Liebschaft entkeimen zu lassen; dann sollte der Knäuel am Boden hinlaufen und aufs Geratewohl in das buntbewegte Leben hineinlaufen." Er brauchte also nur das Leben und Treiben seiner ländlichen Umgebung zu schildern, die Menschen um ihn herum reden und handeln zu lassen, wie sie naturgemäß reden und handeln mußten, er brauchte alle diese Gestalten und Vorgänge nur noch mit seinem und starkem Empfinden zu durchdringen, zu läutern und zu verklären, so war die ländliche Liebes-Idylle mit allem Beiwerk fertig.

Der Gang der Handlung ist kurz dieser: Ein armer Korbmacher kommt mit seinem 16jährigen Sohn Vinzenz eines Abends zu einem reichen Bauern, bei dem sie gute Aufnahme und Arbeit finden. Mireio, die 15jährige Tochter des Großbauern, fragt voll kindlicher Neugier den Knaben, was er auf der Wanderschaft alles gesehen habe. Vinzenz erzählt anschaulich und lebhaft vom Fang der Kantharide und der Blutegel, von der Heilung eines blinden Knaben am Schrein der heiligen drei Marien, von einem Wettlauf zu Nimes, an dem er teilgenommen. Mireio ist davon so sehr entzückt, daß sie ihm ihr ganzes Leben lang zuhören möchte. Am andern Morgen pflückt Mireio auf einem Maulbeerbaum sitzend gerade die Blätter ab, als Vinzenz vorbeikommt; sie ruft ihn an, er klettert auf den Baum und hilft ihr pflücken, es kommt zur Aussprache, die beiden gestehen sich ihre Liebe. Mireio weist drei wohlhabende Freier ab. Einer von ihnen trifft mit Vinzenz zusammen, vom Wortstreit kommt es zum Ringkampf, in dem

Digitized by Google

Vinzenz siegt; aber der Unterliegende stößt ihn verräterisch mit dem Dreizack nieder, entflieht und findet nachts in den Wellen der Rhone seinen Tod. Vinzenz wird schwer verletzt von Hirten aufgefunden, auf den Bauernhof und dann in Begleitung Mireios in die Feenhöhle gebracht, wo ihn eine alte Zauberin heilt. Auf sein dringendes Bitten hin hält sein Vater für ihn bei dem Bauern um Mireio an, wird aber höhnisch abgewiesen. In ihrer Verzweiflung flieht Mireio nachts aus dem Vaterhaus, um in der Grabkirche der heiligen drei Marien die Erfüllung ihres Herzenswunsches zu erflehen. In fliegender Hast durcheilt sie einen ganzen Tag lang die öde Crau und gelangt am nächsten Tag über die Rhone in die Camargue, wo sie in der Sonnenhitze der Schlag trifft. Mühsam rafft sie sich auf und schleppt sich zur Kirche, wo sie inbrünstig betend in Ohnmacht sinkt. Inzwischen treffen ihre Eltern und Vinzenz ein, aber es ist schon zu spät: Mireio erliegt dem Übermaß der inneren Erregung und der körperlichen Erschöpfung.

Schon im Stoffe liegt bei aller Schlichtheit etwas Poetisches, das jedes jugendliche und jung gebliebene Herz fesselt; aber im letzten Grunde beruht der Zauberreiz der Dichtung doch wohl darauf, daß sich Natur und Kunst in ihr getroffen und in eins verschmolzen haben wie kaum in einer anderen epischen Dichtung des vorigen Jahrhunderts. Die ganze weite Landschaft an der unteren Rhone und das Bild der Beschäftigungen ihrer Bewohner im Lauf der Jahreszeiten ziehen mit greifbarer Deutlichkeit am Auge des Lesers vorbei; der Wohllaut der biegsam-geschmeidigen und doch wieder kräftig-sonoren Sprache und der leichte, wechselnde Fluß des Rhythmus umschmeichelt sein Ohr wie das sommerliche Wellenspiel im See; die Gliederung des Ganzen, das Eingreifen und die Charakteristik der einzelnen Personen befriedigen das ästhetische Proportionsbedürfnis in vollem Maße. Die Sprache Mistrals hat zum Grundstock die Mundart, die an der untern Rhone gesprochen wird. Aber auch hier ist die Natur in ihrer ureigensten Entwicklung gerade durch die Kunst gefördert und emporgehoben, geklärt und geläutert worden. Der Wortschatz des gemeinen Mannes hat oft sehr bezeichnende und treffende Bilder und Wendungen, aber er ist naturgemäß nicht umfangreich. Dieser Dürftigkeit steht bei Mistral eine außerordentliche Fülle der Ausdrucksmittel gegenüber, die dadurch zustande kam, daß der Dichter alle in seiner Mundart latent vorhandenen Ausdrucks- und Wortbildungsmöglichkeiten bewußt und systematisch in reichstem Maße auszunützen verstand. Ein winziges Beispiel: um Wangen, Wiesen, Alpen, Wellen als „frisch" zu bezeichnen, verwendet er die verschiedensten Ableitungen: *sa caro afrescoulido, dins li pradello frescouleto, dins li Aupo fresqueirouso, dis oundo enfresqueirado.* Das klingt hübscher als das einfache *fresco*, bietet Abwechslung und Gelegenheit zu immer neuen Reimen. Ob nun aber Mistral aus altem Sprachgut schöpfte oder neues darnach formte, immer geschah dies so, daß es zum übrigen heimischen Material paßte und kein Flickwerk und Mischmasch entstand. Er handelte damit ganz im Geiste Ronsards, der drei Jahrhunderte früher in dem „Abriß der Dichtkunst" empfohlen hatte, alte Wörter nicht ohne weiteres zu verwerfen, die charakteristischen Ausdrücke der verschiedenen Berufe zu verwenden und die „bezeichnendsten Wörter der Mundarten Frankreichs geschickt zu wählen und anzupassen", ebenso wie er im Vorwort zur Franciade die

Digitized by Google

Dichter ermutigt hatte, „sich die weise Kühnheit herauszunehmen, neue Wörter zu erfinden, gesetzt, daß sie nach einem vom Volke schon angenommenen Muster gemodelt und geformt sind."

Auch der Genius kann den glücklichen Zufall nicht entbehren. Für Mistral bestand er darin, daß der Unterrichtsminister Fortoul 1852 den Plan einer Sammlung der französischen Volkslieder ausarbeitete. Zu den Schriftstellern, die er zu diesem Zwecke aussandte, gehörte der aus dem Arelatischen stammende Dichter Adolf Dumas, der am 5. Februar 1856 nach Maillane zu Mistral kam; dieser las ihm ein Stück aus Mireio vor, das Dumas sehr gut gefiel. Im August 1858 nahm Mistral die inzwischen vollendete Dichtung auf seine erste Reise nach Paris mit und trug Dumas das ganze Gedicht in drei Tagen vor. Dumas war davon so entzückt, daß er das Erscheinen der Dichtung sofort in der „Gazette de France" ankündigte und den jungen Dichter seinem Freunde Lamartine vorstellte. Da ihn dieser sehr freundlich aufnahm, sandte ihm Mistral im Februar 1859 das erste gedruckte Exemplar der Mireio, worauf Lamartine im nächsten Monat die 40. Unterhaltung seines „Literaturkurses" ausschließlich der Mireio widmete und dem Verfasser reiches Lob und volle Anerkennung aussprach. Damit war Mistrals literarischer Ruf begründet, und sein Erstlingswerk hatte den ungewöhnlichen Erfolg, ein halbes Hundert von Übertragungen zu erfahren: 26 in südfranzösische Mundarten und in die französische Schriftsprache, 25 in die verschiedenen Kultursprachen Europas. Von den drei deutschen Übersetzungen ist die beste die im Versmaß des Originals gehaltene Übertragung von August Bertuch, deren fünfte, mit Mistrals Bildnis geschmückte Auflage 1910 bei Cotta erschienen und Paul Heyse zugeeignet ist, als „dem Hochmeister des erlauchten Bundes deutscher Dichtkunst mit romanischer Sprachwissenschaft".

Wenige Jahre nach dem Erscheinen der Dichtung unternahm es Charles Gounod, der sich gerade um diese Zeit an einigen idyllischen Stoffen versucht hatte, „Mireio" in Musik zu setzen und verweilte zu diesem Zweck im Frühjahr 1863 in Saint-Remy; die Oper wurde 1864 vollendet und aufgeführt. Gounod hat jedoch den Ausgang in der Weise umgestaltet, daß der Konflikt glücklich gelöst wird.

Wäre Mistral nur ein Talent gewesen, so hätte ihn wohl der Erfolg der „Mireio" veranlaßt, auch weiterhin derlei hübsche Bilder aus dem provenzalischen Bauern- und Hirtenleben zu schreiben. Aber der Genius drängt vorwärts und aufwärts: er wollte ja seinen Landsleuten keineswegs bloß ein Spiegelbild ihres gegenwärtigen Winkeldaseins geben, er wollte ihnen auch den Ruhmesglanz ihrer großen Vergangenheit vor die Augen führen und zeigen, wie auch das Kind des Volkes durch männliches, beharrlich-kühnes Ringen in den Glanz des höheren Lebens emporwachsen kann. Aus dieser Grundstimmung heraus entstand in abermals siebenjähriger Arbeit das zweite Epos, nach seinem Helden „Calendau" (Weihnachtskind) genannt.

Eines Tages streift Calendau, ein junger Fischer aus der Hafenstadt Cassis (südöstlich von Marseille), auf der Jagd über die Höhen hinter seiner Heimat; plötzlich erblickt er auf einem Felsen über sich im Sonnenglanz eine herrliche Frauengestalt, die ebenso rasch verschwindet. Auch ein zweites Mal flieht sie, das dritte Mal hält sie zwar stand, weist ihn aber geringschätzig zurück. Er läßt sich jedoch nicht entmutigen und beschließt, alles zu tun, um die Gegenliebe der vermeintlichen Fee

Digitized by Google

Esterello zu erringen. Freilich schlägt er zunächst falsche Wege ein: da er meint, die Geliebte durch Reichtum gewinnen zu können, bietet er ihr nach einem glücklichen Fischfang kostbares Geschmeide an; sie verschmäht es und verweist ihn auf die feinere Liebesauffassung der Trubadure. Er versucht es daher mit einer ritterlichen Tat: er siegt im See-Wettkampf, ein Nebenbuhler hetzt aber die Menge gegen ihn auf, er muß fliehen und wird von Esterello getröstet: im Unglück zeigt sich erst die rechte Tapferkeit. Um seine Kraft und Gewandtheit zu zeigen, erklimmt er den steilen Ventour, fällt neun Tage lang mit eigener Hand die Lärchenbäume auf der Bergeshöhe und holt von einem fast unzugänglichen Felsen unter Lebensgefahr den Honig wilder Bienen herab. Da ihm aber auch dies nur den Tadel und Spott der Geliebten einträgt, kommt er endlich auf den richtigen Weg des gemeinnützigen Wirkens: er stiftet Frieden zwischen zwei streitenden Parteien und nimmt einen gefährlichen Räuber gefangen. Dadurch gewinnt er die Neigung Esterellos, aber ihre Hand ist nicht mehr frei: als einsame Waise hatte die Prinzessin dem ungestümen Werben eines Grafen nachgegeben; da sie aber noch am Hochzeitstag von seinem eigenen Vater hört, daß er nur ein roher Raubritter ist, flieht sie in derselben Nacht in die Gebirgswildnis. Um sie zu rächen, eilt Calendau zur Burg des Grafen, wird aber dort niedergeschlagen und ins Gefängnis geworfen. Der Raubritter zieht aus, um sich der Prinzessin zu bemächtigen; doch gelingt es Calendau, zu entfliehen und zu der Prinzessin zu gelangen; der Raubritter steckt den Bergwald in Brand, kommt aber dabei um, während die Einwohner von Cassis das Liebespaar aus der Gefahr befreien.

In diese einfache Handlung, hinter deren buntem Spiel der Wirklichkeit immer wieder eine tiefere Symbolik hervorleuchtet, ist nicht nur eine Reihe glänzender Landschaftsbilder von der provenzalischen Küste und ihrem Hinterland eingefügt, sondern auch an verschiedenen passenden Stellen die ganze Geschichte der Provence eingeflochten, von den Urzeiten bis zur Glanzzeit des ritterlich-höfischen Wesens und der Trubadure; und da auch die sprachliche Form in geduldiger, unablässig bessernder und feilender Arbeit zur Vollendung gediehen ist, kann man „Calendau" als das größte und schönste Epos eines freilich in dieser Dichtungsart armen Jahrhunderts bezeichnen. Gleichwohl hatte die Dichtung zunächst nicht den Erfolg wie Mireio, worüber Mistral im Vorwort zu den „Goldinseln" sagt: „Trotz des Wohlwollens fast der ganzen Presse war das Publikum im allgemeinen für Calendau weniger eingenommen als für Mireio; nicht als ob das erstere Gedicht weniger Poesie enthielte, sondern weil in Mireio die Natur vorherrscht und im anderen nach meiner Ansicht die Phantasie. Gleichwohl habe ich die Zuversicht, daß, wenn eines Tages dieses Land nicht mehr durch eine falsche Erziehung entmännlicht ist, es recht viele gibt, die Vergnügen daran haben werden, Calendau zu lesen."

Auch von diesem Epos, das Portal mit Recht das „Nationalgedicht der Provence" nennt, gibt es eine gute deutsche Übersetzung im Versmaß des Originals, von dem Felibergenossen Dr. Hans Weiske, einem Schüler Suchiers, der sich ebenfalls im Lande selber mit dem Neuprovenzalischen vertraut gemacht und durch die Übertragung provenzalischer Lieder von Charloun Rieu für diese größere und schwere Arbeit vorgeschult hatte; wir verdanken ihm ferner eine Schulausgabe des Reise-

Digitized by Google

tagebuchs „*La Terre provençale*“ des Felibers Paul Marieton, das sehr geeignet ist, unsere Jugend mit den Schauplätzen der Dichtungen Mistrals bekannt zu machen.

Erst dreißig Jahre nach dem „Calendau“ erschien die dritte epische Verserzählung: der „Sang vom Rhonestrom“. Die Handlung ist wiederum höchst einfach: ein Schiffsherr fährt mit seinen sieben Barken von Lyon zur Messe nach Beaucaire; in sein Schiff steigen der Prinz von Oranien, später einige Venetianerinnen, die auf der Messe von Beaucaire singen wollen, endlich die „Anglore“ (Eidechse), die Tochter eines Piloten an der Mündung der Ardeche; auf der Rückfahrt wird eine Barke von einem Dampfer angefahren und dadurch die ganze Flottille vernichtet, wobei der Prinz von Oranien mit Anglore umkommt. Die Erzählung ist ein Werk des Greisenalters: die Kraft der Vision und Phantasie, die Kunst des Erzählens ist die gleiche geblieben, aber das Gemüt schafft nicht mehr mit. In „Mireio“ liegt das feiner selbst noch ungewisse Sehnen des Frühlings, in „Calendau“ die Sommerglut des Lebensmittags; das Rhonelied ist wie ein durchsichtig heller Herbst-Nachmittag, der mit dem Nebelschleier des Symbolischen endet: der Prinz von Oranien ist der Genius des Rhone, die Langlore die Rhone-Fee, ihre Liebe ein „Mysterium“, ihr und der Flotte Untergang ein Symbol der Verdrängung der alten Barkenschiffahrt durch die Dampfschiffahrt. Auch der Rhythmus ist nicht mehr so lebendig: an Stelle der epischen Strophe, in deren sieben Zeilen fünf vierfüßige Jamben mit zwei Alexandrinern sich verbinden, ist die Einförmigkeit des fünffüßigen Jambus mit weiblichem Ausgang getreten, die nur gelegentlich durch ein Lied unterbrochen wird.

Welch reiche Mannigfaltigkeit der Rhythmik dem Dichter in jüngeren Jahren zu Gebote stand, zeigt die herrliche Sammlung „Die Goldinseln“, welche Gedichte aus den Jahren 1848 bis 1886 umfaßt. Von den einleitenden Liedern sind besonders beachtenswert das „Sonnenlied“ (mit der Melodie von Bizet), das nach einer alten Weihnachtsmelodie gesungene Bundeslied „Der Becher“ und „Die guten Provenzalen“, in dem sich das Vertrauen auf die provenzalische Wiedergeburt ausspricht. Der „Tambur von Arcole“ ist ein schöner Beitrag zum Napoleonkultus: es schildert zunächst die Schlacht, dann die überwältigenden Eindrücke des Veteranen, der, elend und verlassen in der Hauptstadt umherirrend, plötzlich vor dem Giebelrelief des Pantheon steht und seine eigene Figur neben der Napoleons erkennt. Von den Romanzen ist die bezeichnendste der „Renegat“: in die Gefangenschaft der Türken geraten, ist ein Provenzale zum Muslim geworden, wird aber von einem provenzalischen Lied so ergriffen, daß er alles verläßt und in die Heimat zurückkehrt. Unter den Sirventes hat die „Gräfin“ (d. h. die Provence) wegen der scharfen Spitze gegen die Zentralisation Aufsehen erregt; auch dieses Lied wird nach einer alten Weihnachtsmelodie von Saboly gesungen. Darauf folgen „Träume“, „Klagelieder“ (darunter eine dankerfüllte Elegie auf Lamartine und ein melancholischer, rhythmisch schöner Rückblick auf die entschwundene Jugend), Sonette, Hochzeitslieder, Grüße und einige humoristische Stücke.

Eine vollständige deutsche Übersetzung der Goldinseln ist noch nicht erschienen. Eine Auswahl von F. Steinitz (Hendel, Halle) kann nicht sonderlich empfohlen werden, da dem Übersetzer gerade das fehlt, was den Hauptreiz der Gedichte aus-

Digitized by Google

macht: die meisterhafte Geschicklichkeit in der Handhabung der Sprache. Zudem übersetzte Steinitz nicht aus dem Provenzalischen, sondern aus dem Französischen, wie ein drolliges Mißverständnis im Becherlied beweist. Weit besser ist die Übertragung von Bertuch, die zwölf Gedichte bietet. Ebenso lobenswert ist Bertuchs Übersetzung der ersten zwei Kapitel der „Erinnerungen", während die vollständig Verdeutschung dieses Buches, die E. von Kraatz im Verlag von Grethlein veröffentlicht hat, den Eindruck einer etwas eilfertigen und flüchtigen, mit mäßiger Sprachbeherrschung erledigten Arbeit macht, die nicht direkt aus dem provenzalischen sondern aus dem französischen Text übersetzt ist und daher nicht überall die Stimmung und den Ton des Originals richtig erfaßt und wiedergibt.

Derselbe Band von Bertuch, der als zweiter Band der „Ausgewählten Werke Mistrals" gedacht ist, enthält eine wohlgelungene Übertragung der Versnovelle „Nerto", die uns ins Jahr 1399 und an den päpstlichen Hof zu Avignon zurückversetzt. Aus alten Sagen und Legenden hat Mistral eine echt mittelalterliche Erzählung geschaffen:

Nerto (die „Myrte") ist die zur holden Jungfrau erblühte Tochter des Barons von Chateau-Renard, einer Burg bei Avignon am linken Ufer der Durance. Auf dem Sterbebette gesteht der Baron seiner Tochter, daß er in einer schlimmen Nacht beim Würfelspiel all sein Hab und Gut verspielt und, um wieder Geld zu bekommen, sie selber dem Teufel verschrieben habe: die Zeit sei jetzt um, die einzige Rettung sei vielleicht das Eingreifen des Papstes, den sie zunächst aus seiner Bedrängnis durch die Franzosen retten könne, indem sie ihn durch einen geheimen unterirdischen Gang von der Papstburg nach Chateau-Renard führe. Der befreite Papst rät ihr, in ein Kloster zu gehen. Nerto nimmt den Schleier, wird aber von Rodiger, dem Neffen des Papstes, aus dem Kloster entführt; in dem dabei entstehenden Kampfgetümmel verlieren sich die beiden, um sich später in einem spukhaften Teufelsschloß wiederzufinden; schon triumphiert der böse Geist, da ruft Rodiger die Dreifaltigkeit an: im Sturmgebraus bricht der Spuk zusammen, vom Blitz getroffen sinkt das Liebespaar hin und wird in den Himmel aufgenommen.

In die düstere Geschichte leuchtet beständig die Sonne hinein: der Glanz des päpstlichen Hofes und die Vermählungsfeierlichkeiten des Königs der Provence geben bunte Bilder, und die Zuversicht auf den endgültigen Sieg des Guten, dem das Böse zuletzt weichen muß, erhellt und durchwärmt die ganze Erzählung.

Drei herrliche Frauengestalten hat Mistrals Phantasie geschaffen: das Bauernmädchen Mireio, die Prinzessin Esterello, das Burgfräulein Nerto. Eine vierte Gestalt, die ihn zeitlebens beschäftigte, ist eine von der Sage umwobene geschichtliche Persönlichkeit: die Königin Johanna von Neapel. Ein Sprößling des Hauses Anjou, war diese Fürstin ihrem Großvater 1343 auf dem Throne von Neapel gefolgt. Mit ihrem ersten Gatten, ihrem Vetter Andreas von Ungarn, den ihr Großvater ihr aufgedrängt hatte, lebte sie bei der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere in beständigem Unfrieden; und als Andreas im September 1345 erdrosselt aufgefunden wurde, bezeichnete das Gerücht sie als Mitschuldige des Verbrechens. Als Ludwig von Ungarn mit einem starken Heer nach Italien zog, um den Tod seines Bruders zu rächen, flüchtete Johanna mit ihrem zweiten Gemahl 1347 nach ihrem Stamm-

Digitized by Google

land, in die Provence. Nur fünf Jahre dauerte ihr Aufenthalt in der Heimat (schon 1352 konnte sie nach dem Abzug der Ungarn nach Neapel zurückzukehren): und doch reichte der Zauber ihrer Persönlichkeit und der Glanz ihrer Hofhaltung in dieser kurzen Zeit hin, um ihr Andenken in der Provence bis auf den heutigen Tag lebendig zu erhalten. Schon 1868 hatte ihr Mistral eine in die „Goldinseln" aufgenommene Romanze gewidmet; und nachdem er sich eingehend mit der auf sie bezüglichen Literatur befaßt hatte, trat er 1890 mit einem fünfaktigen Versdrama „Die Königin Johanna" vor die Öffentlichkeit Für die Wahl der dramatischen Form war wohl zunächst der Umstand bestimmend, daß die acht früheren Bearbeitungen des Stoffes ebenfalls Bühnenstücke waren (nämlich drei französische, drei italienische, ein ungarisches und eine englische Trilogie von W. Savage Landor; auch die zehnte, deutsche Bearbeitung von Hanna Rademacher[1]) 1911, ist ein Drama, behandelt jedoch nicht Johannas Verhältnis zu Andreas, sondern ihr letztes Lebensjahr). Indessen spricht für die dramatische Behandlung eigentlich nur der Umstand, daß dabei auch Haupt- und Staatsaktionen mit Massenaufgebot zu schildern sind; der Entwicklung und Vertiefung des rein psychologischen Problemes dagegen ist die Tragödienform wohl eher hinderlich als förderlich geworden. Wie dem auch sein mag, auf jeden Fall hat Mistral auch in diesem Rahmen seine glänzende Darstellungsgabe bewährt, wie ein kurzer Überblick zeigen mag:

Der erste Akt führt uns in den Garten des Palastes zu Neapel. Während Johanna sich mit einem provenzalischen Trubadur über die Provence unterhält, tritt Andreas ein; sein Gespräch mit Johanna offenbart die Unverträglichkeit der beiderseitigen Charakterneigungen, Andreas fühlt sich zurückgesetzt, sein ehemaliger Hofmeister Frater Robert bestärkt ihn in dieser eifersüchtigen Stimmung. Um seine Stellung zu festigen, verteilt im zweiten Akt Andreas die wichtigsten Kronämter an seine ungarischen Magnaten; die provenzalischen Edelleute lassen sich nur durch Johannas Eingreifen beschwichtigen und beraten über eine Abwehr dieser Übergriffe, die Königin eröffnet ihr bedrücktes Herz dem sie liebenden Prinzen von Tarent. Der dritte Akt versetzt uns nach Aversa, wo die vom Papst angebahnte Versöhnung der beiden Ehegatten gefeiert wird; in der Nacht wird Andreas aus dem Schlafgemach gerufen und erdrosselt. Der vierte Akt zeigt das Schiff der fliehenden Königin auf der Überfahrt von Neapel nach Marseille, wo die Bürger ihr huldigen. Im letzten Akt erscheint Johanna im Gerichtssaal des Palastes zu Avignon und erzählt vor dem Papst, den Großen und dem Volke ihr ganzes Leben und Verhältnis zu Andreas; der Papst spricht sie frei, Frater Robert aber spricht nochmals seinen Fluch über sie aus, wird jedoch getötet.

Zu den Denkmälern, die noch heute an die Königin Johanna erinnern, gehört das sechseckige Tempelchen im Quellgrund zu Les Baux, das man den „Pavillon der Königin Johanna" nennt. Von diesem Liebestempel hat Mistral auf dem Friedhof zu Maillane eine Nachbildung errichten lassen, über deren Kuppel sich ein Kreuz erhebt; es ist sein Grabdenkmal, das er sich vor einigen Jahren bauen ließ und in dem er nunmehr seine letzte Ruhestätte hat. Die heidnische Schönheit und das christliche Kreuz: diese beiden Dinge, die ja auch in der Geschichte seiner Heimat

[1]) Über Hanna Rademacher schrieb Professor Muncker im Novemberheft 1907.

Digitized by Google

aufeinander gefolgt sind und sich verschmolzen haben, hat Mistral niemals als Widersprüche, sondern als Ergänzung und Steigerung empfunden, als Ausflüsse eines und desselben mächtigen Lebensgefühles und starken Lebenswillens; die Schönheit bedeutete ihm den Vollendungsglanz des irdischen Lebens, das Kreuz den Glanz der Jenseitshoffnung, die dem Erdenleben erhöhten Sinn und Wert, Halt und Trost zu bieten vermag. Und wenn man bedenkt, wie oft in romanischen Ländern das Marienbild die Venusstatue abgelöst hat, so kann man eine Art Symbolik darin erblicken, daß der Sänger der Schönheit, die ihm der göttliche Strahl ist, der die Welt erleuchtet, an einem Marientag geboren und gestorben ist.

Die Regierung hatte sich erboten, ein Nationalbegräbnis für den Dichter zu veranstalten; die Familie hat jedoch abgelehnt, da sie wohl wußte, wie wenig dies dem Sinn des Mannes entsprach, der, wie Fournel erzählt, einmal meinte: „Wenn ich auf den Friedhof hinauskomme, so möchte ich hinter mir eine Herde Schafe und zu beiden Seiten meine zwei Hunde haben." Die Hunde und die Schafe, der Tempel der Königin Johanna mit dem Feliberstern und den schönen Mädchengesichtern über den Fensterbogen und das Kreuz darüber, — das alles verschmolz in dem einen unendlich starken, sein ganzes Leben beherrschenden Gefühle: die Heimat.

Es ist kein Zweifel: Mistral war der größte Heimatsdichter des verflossenen Jahrhunderts. Die Heimatbewegung, die er so mächtig gefördert hat, wird auch fernerhin bestehen bleiben; denn wenn auch der Genius tot ist, so leben doch noch Dutzende von schönen Talenten, um die sich eine stattliche Zahl Gleichgesinnter schart; und, was die Hauptsache ist, die Bewegung ist innerlich gefestigt, so lange ihr Gegenstück besteht: nämlich der Hang zur Zentralisierung, die zwar eine notwendige Begleiterscheinung der Kulturentwicklung ist, aber doch der Fülle und dem Ausgleichsbedürfnis des menschlichen Wesens nicht entspricht, weil sie den Menschen entwurzelt und nivelliert, oberflächlich, kitschig und krank macht. Solange daher dieser Hang zur Zentralisierung und einseitigen Summierung fortbesteht — und wer kann heute ein Ende davon absehen? — so lange wird auch die Gegenströmung als notwendige Ausgleichsbewegung fortbestehen, so lange wird auch die Einfühlung und Einwurzelung in die Heimat für viele ein Akt der Genesung werden und nach einem literarischen Ausdruck in irgendeiner Art Heimatsdichtung suchen.

Die Heimatskunst ist Mistrals Größe und zugleich seine Schranke: in einem einzigen Garten kann nicht jede Frucht gedeihen. Eine zweite Schranke ist die, daß seine Kunst in erster Linie Augen- und Ohrenkunst, also mehr Sinnes- als Seelenkunst ist. Aber das liegt zuletzt doch nur darin, daß Mistral ein gesunder und glücklicher Mensch gewesen ist: nur der Leidende und Unglückliche lernt in alle Tiefen und Abgründe des menschlichen Wesens hinabtauchen, nur das Leiden schärft die Mitempfindung für jedes Zucken des Herzens und der Nerven; gesund und glücklich sein heißt auswählen können und müssen, heißt an vielem vorbeisehen und über vieles hinwegsehen, manches gütig ignorieren, manches nicht erleben und erleiden können und wollen. So hatte freilich auch dieser starke Genius seine Schranken: aber wer von uns wäre nicht von Herzen froh, wenn man dereinst an ihm nichts anderes auszusetzen fände, als daß er zu fest im heimischen Boden wurzelte und gesund und glücklich war?

Digitized by Google

Französische Balladen.

Die ersten zwei dieser Stücke sind im Original provenzalisch, die anderen in der Mundart des Bas-Quercy. Ich habe sie zu meinem Vergnügen ins Nordfranzösische übersetzt als in die einzige Schriftsprache, die sie vertragen, wenn ihr Reiz noch herauskommen soll. Es wäre nicht schwer, kleine Holprigkeiten durch Apostrophierung der stummen oder im Vortrag zu verschleifenden *e*-Laute zu beseitigen; ich tue es lieber nicht, da es zu coupletmäßig aussähe. Ich habe mich möglichst genau ans Original gehalten, in Rhythmus, Reim, Stellung, Vokabel. Natürlich gibt es von manchen Liedern zahllose Varianten. *La Laine* ist wohl ein Reigenlied mit mimischer Andeutung der jeweils besungenen Tätigkeiten; wer je Yvette Guilbert *Le Cycle du Vin* vortragen hörte und sah, kann sich's leicht vorstellen. *Escrivette* zeigt die alte Form der einreimigen Tirade, die an den Nibelungenvers anklingt. Im Französischen besteht jede derartige Strophe aus einem einzigen Vers; jeder Vers ist in sich abgeschlossen, daher die Knappheit und dramatische Bewegtheit der Balladen. Die Verse sind zwölf- bis vierzehnsilbig. Ihre Zäsur ist so stark, daß der Irrtum nahe lag, zwei Zeilen daraus zu machen. Ist der Vers männlich, so ist die Zäsur weiblich, und umgekehrt. Das gesungene Lied fügt gern nach dem ersten Teil der Strophe einen Refrain ein, wie zum Beispiel *mironton mironton mirontaine* im bekannten *Marlbrough s'en va-t-en guerre*, das ein sehr spätes und zusammengesetztes Produkt ist; hierauf wird der erste Teil wiederholt und der zweite Teil der Strophe folgt ohne Wiederholung. Die Einreimigkeit der Tirade (*i* in *Escrivette; a*, in der Übersetzung *e* in *La Sœurette*) ist mit ein Kriterium zur Scheidung von Urform und Zusätzen. Der Anfang von *Escrivette* klingt an ein bekanntes Lied an, *La Porcheronne*, das aber ganz anders weiterfährt. *Le Comte Arnaud* hat stärkste Ähnlichkeit mit dem herrlichen *Retour de Jean Renaud*. Zu *La Sœurette* gibt es viele Varianten, von denen aber keine so knapp und eindrucksvoll ist.

Josef Hofmiller.

L'Annonciation.

Bel ange Gabriel s'en va trouver la Vierge:
« Vierge adorable, je viens vous annoncer,
L'enfant de Dieu devez porter. »
« Bel ange Gabriel, comment le porterai-je? »
« Vierge adorable, neuf mois le porterez,
Comme une mère qui serez. »
« Bel ange Gabriel, quand le pourrai-je faire? »
« Vierge adorable, au plus gros de l'hiver,
Dans un étable découvert. »

Digitized by Google

« *Bel ange Gabriel, serai-je toute seule?* »
« *Vierge adorable, Saint Joseph, votre époux*
Sera toujours auprès de vous. »
« *Bel ange Gabriel, y'aura-t-il aucun autre?* »
« *Vierge adorable, les pâtres y viendront*
Adorer la mère et l'enfant. »
« *Bel ange Gabriel, y aura-t-il aucun autre?* »
« *Vierge adorable, les trois Rois y viendront,*
Et de beaux présents offriront. »
« *Bel ange Gabriel, quel jour ferai-je sortie?* »
« *Vierge adorable, le second de février:*
Notre douce vierge Marie! »

La Laine.

1. *Quand vient le mois de mai*
Les tondeurs viendront:
Tondant la nuit, tondant le jour
Pendant un mois, et quinze jours
Et trois semaines
Tondant la laine
De nos blancs moutons.
2. *Les tondeurs s'en iront,*
Les laveurs viendront:
Lavant la nuit, lavant le jour . . .
3. *Les laveurs s'en iront,*
Les cardeurs viendront:
Cardant la nuit, cardant le jour . . .
4. *Les cardeurs s'en iront,*
Les vendeurs viendront:
Vendant la nuit, vendant le jour . . .
5. *Les vendeurs s'en iront,*
Les tisseurs viendront:
Tissant la nuit, tissant le jour . . .
6. *Les tisseurs s'en iront,*
Les tailleurs viendront:
Taillant la nuit, taillant le jour . . .
7. *Les tailleurs s'en iront,*
Les acheteurs viendront:
Achetant la nuit, achetant le jour . . .
8. *Les acheteurs s'en iront,*

Digitized by Google

Les chiffonniers viendront:
Chiffonnant la nuit, chiffonnant le jour,
Pendant un mois, et quinze jours,
Et trois semaines
Chiffonnant la laine
De nos blancs moutons.

Escrivette.

Guillaume se marie — Guillaume tant poli.
Prend femme si jeunette — ne sait pas se vêtir.
Le soir, la déshabillent — l'habillent le matin;
et la laisse à sa mère — pour la faire nourrir.
Guillaume va en guerre — pour la laisser grandir.

Au bout de sept années — il revient au pays.
Va frapper à sa porte: — « Femme, ouvre à ton mari! »
Sa mère, à la fenêtre — répond: « N'est plus ici.
« Les Maures te l'ont prise — les Maures sarrasins. »
« Je trouverai Escrivette — et dussé-je périr. »

Rencontre des laveuses — lavaient du linge fin:
« Dites, dites, laveuses — quel est ce château-ci? »
« C'est le château du Maure — du Maure sarrasin. »
« Comment pourrait-on faire — pour pénétrer ici? »
« Habillez-vous en guise — de pauvre pèlerin!
« Demanderez l'aumône — tout le long du chemin. »

« Feriez-vous pas l'aumône — au pauvre pèlerin! «
Escrivette lui jette — un liard sur le chemin.
Tout en faisant l'aumône — reconnaît son mari:
« Servante, mets la table — avec du pain, du vin! »
« Dis-moi, belle Escrivette — comment pourrais fuir? »
« Entre dans l'écurie, — selle le beau roussin!
Je monte dans ma chambre — de serge me vêtir,
Et du château du Maure — je prendrai tout l'or fin.
Si quelqu'un te demande — que porte ton roussin:
Diras que c'est l'avoine — qu'il faut pour le chemin. »

« Escrivette est partie! — Traître de pèlerin!
L'or jaune, qu'elle emporte, — ferait la mer luire.

Digitized by Google

Sept ans, je l'ai nourrie — de pain blanc, de bon vin;
sept robes ai achetées — de soie et de satin.»
« Si sept ans l'as vêtue — de soie et de satin,
C'était ma jeune femme — la fleur de mon pays!»

Le Comte Arnaud.

Le Comte Arnaud, le chevalier,
Dans le Piémont va batailler.
« Comte Arnaud, qui vous en allez,
Dites-nous quand vous reviendrez?»

« Vers la Saint-Jean, je reviendrai,
Et mort ou vif, ici serai.
Ma femme doit, vers la Saint-Jean,
Me rendre père d'un enfant.»

Mais la Saint-Jean vient d'arriver,
Le Comte Arnaud vient à manquer.
Sa mère, du haut du donjon,
Le voit venir vers sa maison.

« Mère, faites dresser vite le lit!
Je ne dors pas longtemps ici;
Faites-le haut, faites-le bas!
Que ma mie n'entende pas!»

« Comte Arnaud, à quoi vous pensez?
Quel bel enfant vous quitteriez!»
« Ni pour un enfant, ni pour deux,
Jamais me ressusciter peux!»

« Mère, quels bruits dans la maison?
On dirait tristes oraisons?»
« La femme qui vient d'enfanter,
Oraisons bien doit écouter.»

« Mère, pour la fête à venir,
Quelle robe faudra-t-il vêtir?»
« La femme qui vient d'enfanter,
La robe noire doit porter.»

« Mère, pourquoi nombre de gens
Qui font prière ici-dedans?»
« La femme qui vient d'enfanter
A la messe devra aller.»

A la messe s'en est allée,
Voit le Comte Arnaud enterré.
« Voici la clé de mon ceinturon!
Mère, adieu, adieu, maison!

Terre sainte, te faut ouvrir:
Voudrais parler à mon mari.
Terre sainte, te faut fermer:
Avec Arnaud je veux rester.»

La Sœurette.

C'étaient trois frères — n'avaient qu' une sœur à marier.
L'ont mariée — au plus méchant de la contrée.

L'a tant battue — avec un bâton de vert pommier
Le sang lui raie — de sa tête jusqu' à son pied.

Sa chemisette — à l'eau elle s'en va laver.
Pendant qu'elle lave — trois chevaliers vont arriver.

« Holà! servante — où est la dame du castel?»
« Suis pas servante — mais suis la dame du castel.»

Digitized by Google

« *Ah! ma sœurette!* — *qui t'a ainsi humiliée?* »
« *Ce fut, mon frère,* — *le mari que m'avez donné!* »

Alors le frère — *de chambre en chambre l'a cherché.*
D'un coup d'épée — *la tête au méchant a coupée.*

Le jaloux et la Menteuse.

« *Où étais-tu tantôt allée?*
Morbleu, corbleu, Marion?
Où étais-tu tantôt allée? »
« *Au jardin, cueillir de la salade,*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
Au jardin, cueillir de la salade. »

« *Qui fut celui qui te parlait?*
Morbleu, corbleu, Marion?
Qui fut celui qui te parlait? »
« *Ce fut ma sœur, ma sœur aînée,*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
Ce fut ma sœur, ma sœur aînée. »

« *Les femmes portent pas de chausses!*
Morbleu, corbleu, Marion!
Les femmes portent pas de chausses! »
« *Ce fut sa robe retroussée,*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
Ce fut sa robe retroussée. »

« *Les femmes portent pas d'épée!*
Morbleu, corbleu, Marion!
Les femmes portent pas d'épée! »
« *Ce fut sa quenouille dorée,*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
Ce fut sa quenouille dorée. »

« *Les femmes portent pas moustaches!*
Morbleu, corbleu, Marion!
Les femmes portent pas moustaches! »
« *C'étaient des mûres qu'elle mangeait.*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
C'étaient des mûres qu'elle mangeait. »

« *Il n'y en a pas eu, cette année!*
Morbleu, corbleu, Marion!
Il n'y en a pas eu, cette année! »
« *Elles étaient de l'année passée,*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
Elles étaient de l'année passée. »

« *Te couperai trois doigts de tête!*
Morbleu, corbleu, Marion!
Te couperai trois doigts de tête! »
« *Que ferez-vous après du reste?*
Hélas, mon Dieu, mon ami?
Que ferez-vous après du reste? »

« *Le jetterai par la fenêtre!*
Morbleu, corbleu, Marion!
Le jetterai par la fenêtre! »
« *Les angelets en auront fête,*
Hélas, mon Dieu, mon ami,
Les angelets en auront fête. »

Le Fiancé et la Morte.

« *Au coin de cette clairière,*
Pauvre Marion, faut t'enfoncer!
Je t'aimais tant, jeune bergère,
Ce mai nous nous serions mariés.

Mais hélas! la mort est passée,
T'a embrassée pour toujours!
O mort, ô mort, toi si cruelle,
Pourquoi m'embrasser mes amours? »

Digitized by Google

« *Les bagues que tu m'as données,*
A mes doigts tu les trouveras.
Riant tu me les a posées;
Pleurant tu me les tireras.
Ne les donne pas à ces fillettes,
Peut-être elles se riraient de toi.
Donne-les aux pieuses nonnettes:
Elles prieront chaque jour pour moi. »

« *Y eût-il tant de jeunes et belles*
Qu'il y a d'étoiles au ciel haut,
Je n'aimerais jamais que celle
Que j'aime encor dans son tombeau. »

La belle Marion.

Marion s'en va, va au moulin,
La quenouille a chargée de lin,
Chevauche sur son âne,
— Landeriron —
Chevauche sur son âne,
La belle Marion.

Le meunier voit, voit la venir,
De rire ne se peut tenir.
Décharge bien son âne
— Landeriron —
Décharge bien son âne,
La belle Marion.

Derrière le moulin il y a un pommier
Qui fleurit au mois de février:
« *Attachez bien votre âne,*
— Landeriron —
Attachez bien votre âne,
La belle Marion! »

Pendant que le moulin moulait,
Le jeune meunier embrassait
Sans songer à son âne
— Landeriron —
Sans songer à son âne
La belle Marion.

« *Meunier, laissez-moi m'en aller!*
J'entends mon âne lamenter. »
« *Le loup a mangé l'âne*
— Landeriron —
Le loup a mangé l'âne,
La belle Marion!

Sous mon chevet il y a dix écus:
Laissez-en deux, prenez-en huit!
Achetez un autre âne,
— Landeriron —
Achetez un autre âne,
La belle Marion! »

Quand son patron la voit venir,
Ses pleurs il ne peut contenir:
« *Ce n'est pas là notre âne*
— Landeriron —
Ce n'est pas là notre âne,
La belle Marion!

Notre âne avait les pieds si blancs,
Ceux de derrière, ceux de devant,
Il était blanc, notre âne,
— Landeriron —,
Il était blanc, notre âne,
La belle Marion! »

« *C'est maintenant le renouveau,*
Chaque animal change de peau!
C'est ça qu'a fait votre âne
— Landeriron —
C'est ça qu'a fait votre âne, »
Dit la belle Marion.

Digitized by Google

Carl Ludwig Schleich.

Der Chirurg Carl Ludwig Schleich wurde geboren im Jahre 1859 zu Stettin, promovierte 1887 in Greifswald und war dort Assistent bei Helferich. Er führte eine Privatklinik in Berlin und wurde 1900 dirigierender Chirurg am Krankenhaus Großlichterfelde. In Ärztekreisen ist sein Name weit und breit bekannt durch seine Arbeiten über Operationen mit örtlicher Schmerzlosigkeit. Erst durch ihn wurde diese wichtige und segensreiche Methode zu einer allgemein anerkannten, vor allem weil er lehrte die Gefahren der Giftschädigung durch Kokain zu vermeiden. 1906 erschien sein Buch über die schmerzlosen Operationen in fünfter Auflage. Den Lesern der Monatshefte ist Schleich bekannt durch sein Eintreten für das Friedmannsche Tuberkuloseheilmittel.

1910 erschien eine Sammlung verschiedener Aufsätze Schleichs bei Fischer, Berlin, mit dem Titel: Von der Seele, Essays (333 Seiten, Klein-8°). Wir nehmen das Buch etwas erstaunt zur Hand und fragen, was uns wohl der Chirurg über die Seele zu sagen hat. Wir lesen die erste Seite des ersten Essays „Der Rhythmus". Fast erschrocken halten wir inne. Eine eigentümliche Erinnerung drängt sich auf: wann war es doch, daß wir ähnlich gepackt wurden, fast berauscht vom Prunke volltönender, inhaltsschwerer Worte? Es ist lange her. Es war, als uns vor vielen Jahren zum ersten Male ein Band Nietzsche in die Hände fiel. Verschwunden ist uns das Bild des Mannes im weißen Arztmantel mit der Injektionsspritze. Eine ragende Gestalt mit empedokleischer Geste führt uns hohe Stufen hinan zu hohen weißen Säulen, durch die uns die blaue Unendlichkeit leuchtet.

Schleich ist nicht Chirurg, er ist Dichter. In prächtig rhythmischem Flusse rauscht seine Sprache dahin. Seine Sätze atmen und leben. Eine Fülle köstlicher Gleichnisse ist überall ausgestreut, und eine meisterliche Beherrschung des Wortes, eine schaffende Phantasie gestattet ihm einen Aufsatz über die Wundheilung, über den Rausch zu einem Gedichte in Prosa zu machen.

Der Aufsatz über den Rhythmus ist eine mächtige Ouvertüre. Er enthält Schleichs Metaphysik. „Es ist nichts ohne Rhythmus!" Bülows Wort „im Anfange war der Rhythmus" wird aufgenommen: „Der Rhythmus ist vielleicht die einzige gemeinsame Kette, die uns, die Betrachter mit dem Betrachtbaren, an ein letztes, unbekanntes Ewiges bindet." „Der Rhythmus ist der Pulsschlag des Kosmos, der lebendige Atemzug des Alls, der alles mit Bewegung weckendem Odem durchströmt." „In den zuckenden rollenden Rahmen, in die sich hin- und herschiebenden, unendlich großen oder unendlich kleinen Weberspulen des Weltalls" ist die menschliche Seele eingespannt. Was wir vom Weltganzen verstehen, ist nur das Verhältnis der ewig dunklen, undefinierbaren, treibenden Kraft zu den wechselnden, erforschbaren, variierbaren Hemmungen, die ihr eingeschaltet sind. Die Kraft, „an sich einheitlich und unzertrennbar, überall und unvergänglich, allgegenwärtig und allmächtig, wird zu einem sich nur scheinbar selbst wandelnden, metamorphosierenden, trisierenden Proteus, nicht aus eigener spielerischer Variationslust, sondern die Hand der Hemmung zwingt sie, ihr Gewand von Fall zu Fall zu wechseln". „Die gesamte Physik ist nichts als eine Lehre von Widerständen." „Wir werden uns ewig um-

Digitized by Google

sonst bemühen, das Wesen irgend einer Kraft zu analysieren, es gibt keine Erforschung von dem eigentlichen Agens der Welt — sein fühlbares Dasein verdichtet unser Denken zum Gedicht, zur Andacht, zum Glauben; die Kraft und ihr religiöser Name „Gott" ist darum kein Gegenstand wissenschaftlicher Analysen." Dagegen ist der menschlichen Erkenntnis zugänglich die Hemmung: „das ist eigentlich das Problem aller Wissenschaft", hier hat auch die Definition vom Sinne des Rhythmus im Weltganzen einzusetzen: „Der Rhythmus ist nämlich eine Art Kompromiß zwischen Kraft und Widerstand." „Er ist die Ehe zwischen Kraft und Hemmung, die in Harmonie nur durch ein ständiges wechselndes Nachgeben des einen und des andern zu erhalten ist." „Er bekundet die immer hin- und herschwankende Bilanz zwischen dem Ja und Nein des Lebens und der Bewegung, er ist ein immer hin- und herpendelnder wechselnder Wert zwischen Plus und Minus, eine an- und abschwellende Diagonale im Parallelogramm von Kraft und Widerstand." Er ist der „Tanz zwischen Aktion und Hemmung", der „Kreislauf der Kraft, der Puls der Welt". Das Rhythmische wird im einzelnen ebenso kurz als schön geschildert, wie es wirkt bei der Komposition des „Planetendiadems um den Edelstein Sonne", in den kleinsten von der Urkraft „Äther", von dem Urwiderstand in unausdenkbaren Variationen zusammengehaltenen und zerrissenen Körperchen: „Es sind Weberschiffchen, goldene Eimer, Tautröpfchen des Alls, die nach ewigen Gesetzen ihres Daseins Kreise mit Bewegung vollenden, und zugleich ist hier das Webende das Gewebte, der schöpfende Eimer ist der Trank, der Tropfen die neue Quelle!" Auch das Organische ist wie alles Sichtbare und Unsichtbare den Gesetzen des Rhythmus unterstellt, auch „was wir Geschick oder Zufall nennen, ist immer nur der Schnittpunkt, wo der Rhythmus des inneren Lebens mit dem Rhythmus des äußeren zusammentrifft". Vom „anorganischen Kreisen der Materie löst sich gleichsam gegen den Gesamttakt die Synkope des Lebens". „Die gesamte Morphologie wird sich einst auflösen lassen in eine ideelle Rhythmologie!" „Ein Fortfall kosmischer Hemmungen mag bestimmend gewesen sein für eine bis dahin neue, aber doch im Wesen der allmächtigen Kräfte liegende Variante kompliziertester Rhythmen, die wir eben Leben nennen." Der Zeitbegriff ist abhängig von unseren Lebensrhythmen, dem rhythmischen Spiel unserer Puls- und Nervenaktion einerseits und Sinneseindrücken andrerseits. „Zeit ist eben die mit dem Maß unseres eigenen rhythmischen Wahrnehmens gemessene und empfundene Bewegung des Alls." Aus dem Verhältnis der rhythmischen Vorgänge in Außenwelt und Innenwelt entwickelt Schleich den Begriff des Ästhetischen. Leben fördernd, erhebend, Dasein steigernd wirken auf uns diejenigen Rhythmen der Außenwelt, „welche sich dem Rhythmus unserer innern Aktionen harmonisch einfügen, richtiger, sofern wir sie in uns harmonisch zu verschmelzen imstande sind". „Die Rhythmen der schönen Dinge müssen einfügbar sein in die Rhythmen unserer Sinnesschwingungen, um ästhetisch zu wirken, das ist das Grundgesetz der Kunst." Auf Rhythmenakkomodation beruht auch die hinreißende Wirkung des Dichters, des Redners, des Schauspielers, beruht das, was man Suggestion nennt. Der metrisch schön gefügte Wortreiz hat eine verborgene Harmonie zu unserem Atmungsrhythmus. Der Rhythmus der Arbeit ist bedingt durch den Atmungsrhythmus und aus beiden erhebt sich der Rhythmus des Gesanges. Der

Digitized by Google

Mensch ist ein „System rhythmischer Durchflutungen", seine Seele ist die „still verschlossene Kammer wunderbar rhythmischen Spiels", die Phantasie ist die Gabe „sich mit allen seinen Gedanken in den Rhythmus des andern außer uns, sei es Mensch, Tier, Pflanze oder ein unbelebtes, selbst ein Gedachtes, hineinzuversetzen". „Der Rhythmus ist der Allbeherrscher alles physischen und psychischen Geschehens. Der Puls des Universums schlägt in allem, was ist und lebt."

„Das Gehirn des Menschen ist ein Gestade nur, das er mit ewigem Wellenliede umrauscht, eine Harfe nur, auf der er seine Sonnenlieder und Schattenklagen singt, ein Prisma nur, durch das seine hellen und dunklen Lichtwellen zitternd jagen und das, vielgestaltig und zu buntem Strahlenbüschel zerstreut, den umgeformten Rhythmus wieder ins All zurücksendet. War Rhythmus der Pendelschlag von Kraft und Hemmung, so ist die Seele ein diesem Pendelspiel spezifisch eingeschalteter organischer Widerstand. Nicht die Lebenskraft ist das Besondere, der Kraft kann noch unendlich viel Wunderbareres vorbehalten sein als der Menschengeist, — sondern die eigentümliche Hemmung, die die Weltkraft zwingt, sich in uns so rätselhaft zu spalten, ist der Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Wo sich die Weltkraft entzündet an der atomistischen Reibefläche des Organischen, da blitzt das Leben auf und erlischt wie der Meteorstein, der aufglüht, wenn sein Sturz ins Chaos hineingerät in die sausenden Rhythmen der irdischen Atmosphäre."

Dieser erste Essay wurde ausführlicher wiedergegeben um einen Begriff von Schleichs Denkweise und gestaltender Wortkunst zu geben. Es ist nicht möglich, hier die Fülle von Geist auszubreiten, die in den anderen Essays steckt. Man fände kein Ende und müßte schier das ganze Buch ausschreiben. Manche Stellen könnte man zu breiten Abhandlungen, zu ganzen Büchern ausspinnen und an gewagten Hypothesen, besonders auch medizinischer Natur ist kein Mangel. Aber wenn es auch stark reizt ihnen zu entgegnen, immer wieder drängt sich der Gedanke auf: es muß so sein, sonst wäre das Gedicht nicht so schön. Erst bei wiederholtem Lesen wird der kritische Geist über den ästhetischen Genuß Herr.

Die weiteren Essays betreffen meist die Seelenkunde. Schleich beginnt mit dem Humor. Man sieht, er sucht sich gerade die schwierigsten Probleme heraus. Der Humor entsteht durch die „Kontrastierung zweier Phantasie- und Wirklichkeitsströme", es läßt sich bei allem Humoristischen ein „Assoziationsknick" im Gehirn nachweisen „dieser knorrige Ast, gegen den die Säge der Logik aufkreischt". Dieser Satz, von Schleich in streng logisch fortschreitenden Gedankenreihen entwickelt, soll hier nicht weiter verständlich gemacht werden, sondern nur wieder als Beispiel seiner Sprachgewalt zitiert sein. In „Schlaf und Traum" wird die vielen Medizinern bekannte Schlafhypothese Schleichs dargestellt. Die Darstellung des Traumes ist von der modernen Freudschen Traumlehre nicht beeinflußt. Schleich will nur Selbstgedachtes bringen. Nach Schilderung der Geheimnisse des „Unterbewußtseins" kommt das besonders originelle Kapitel „Seelische Hemmungen und Schmerzen" mit einer neuen „kühnen und gewagten aber ergiebigen Hypothese" über die Natur der seelischen Hemmungen. Es folgen die Kapitel „Der Sitz der Seele", „Instinkt und Spiel", „Temperament", „Tierseele und Menschenseele", „Glaube und Wissenschaft", deren sehr nahe Verwandtschaft gezeigt wird. Hat man sich inzwischen an Schleichs

Digitized by Google

farbensatte Sprache so gewöhnt, daß man ihre Pracht als selbstverständlich zu empfinden beginnt, so verblüfft der nächste, besonders glänzend geschriebene Essay über den Rausch wieder aufs Neue. „Die Musik als Erzieherin" führt wieder hinein ins Ästhetisch-Metaphysische. Schleich bedauert, daß die Musik im technischen Zeitalter technisch geworden sei. Über die Kunst sagt er: „Kann es ein Zweifel sein, daß ihre schön gewirkten Fahnen schlaff am Maste hangen, während ein frischer Wind dem stolzen Schiff der Technik alle Segel füllt? Wohl ist es eine Zeit der fast göttlichen Verehrung großer Künstler, die nicht einmal immer den Vergleich mit ihren größeren Ahnen aushalten, nicht aber eine Zeit der Kunst! Wir haben noch keine Kunst, die in der Seele aller unbestritten als Geliebte wirkte, unser Tun beeinflußte, unserm Willen und Denken Richtung wiese. Die Technik hat gesiegt und überstrahlt alles". Mit dem Geiste der Musik soll die leer gewordene Seele unserer Zeit wieder ausgefüllt werden. Hier, noch mehr wie aus allem andern, wird klar, daß Schleich zum Kreise der Philosophen mit ästhetischer Weltauffassung gehört, denen die Welt, wie ihr eigenes Innere, ihr eigenes Wirken ein Kunstwerk ist und die sich auch die Kultur nur aus der Kunst geboren denken können. Er ist Geistesverwandter Nietzsches. In „Mutter Erde" bekennt sich der Mediziner, wie auch aus seinem Wesen klar, als Anhänger des ebenso bedeutenden, als wenig bekannten Ottomar Rosenbach. „Die Wunder der Wundheilung", „Über Grübchen und Falten", „Die Haut als ein Organ der Seele" zeigen wie Schleich aus anscheinend kleinen Dingen Großes herauszuholen versteht. „Das Mysterium der Ernährung" bringt wieder eine gewagte Hypothese. Unsere Physiologen werden bedenklich den Kopf schütteln. Aber schön ist sie diese Hypothese.

Man fühlt es oft, daß der Rahmen des Essays, der zwar Freiheiten gestattet, aber doch die Phantasie bindet, Schleich zu eng werden mußte. Es konnte ihm nicht möglich sein, hier seine ganze überschäumende Gedankenfülle hineinzugießen. Er mußte dazu kommen, das gleiche und das viele andere, was er noch wußte und fühlte, in einer Kunstform zu gestalten. Schon in den Essays meint man oft, die Rhythmen seiner Prosa müßten sich zu Versen binden und man würde sich nicht wundern, ein Epos herausblühen zu sehen, einen kosmologischen „Olympischen Frühling", in dem Naturphilosophie und Biologie zu Mythen gestaltet sind. Schleich hätte sicher die Fähigkeit dazu. Er hat aber kein Epos gebildet, sondern es vorgezogen, ein Märchenbuch zu schreiben. Und er tat recht, denn hier eröffneten sich seiner künstlerischen Phantasie neue Möglichkeiten, die ihm der schwere Prunk der gebundenen Rede nicht erlaubt hätte.

Das Märchenbuch erschien voriges Jahr bei der Verlagsanstalt Concordia und führt den Titel „Es läuten die Glocken". Phantasien über den Sinn des Lebens (422 Seiten 4°, 8.50 Mk. ungebunden).

Ein Förstermädel vom Ostseestrand ist ein liebes Kind, aber ungeschickt, verschlossen und verträumt. Als sie einmal wieder recht täppisch ist und die Kanne Punsch verschüttet, stößt sie der rauhe Vater hinaus in die Nacht und sie schläft im Freien vor Müdigkeit ein. In dieser Nacht war aber eben Weltfesttag und Stelldichein der Wichtelkönige. Alle Fadheit, die solchen vielverwendeten Märchenszenen anhaftet, ist von Schleich glücklich vermieden. Der Luftkönig beschließt nun, der

Digitized by Google

„Traumelse" auf zehn Jahre seinen jüngsten Sohn Aldebaran zum Schutze, Schirm und zum Propheten beizugesellen. Als steter Begleiter soll er sie alles in einer ihr verständlichen Sprache lehren. Aldebaran, von Else „Luftpeterchen" genannt, leitet das Kind zehn Jahre lang und was er sie lehrt, ist der Inhalt des Buches. Ein blühender, duftender Rahmen umschlingt die Gedanken, die in gerader Linie die Gedanken der Essays fortsetzen. Zuerst eröffnet Aldebaran die Geheimnisse von Buchstabe und Ziffer, erzählt die Geschichte von den drei Gesellen Buchstabe, Laut und Zahl. „In jedem Köpfchen ist ein wunderbares, feines Glockenspiel von tausend und abertausend kleinen Silberklingelein, die so winzig sind, daß ein Stecknadelkopf gegen jede gehalten, so groß ist wie die mächtige Kirchenglocke zu Köln am Rhein. Die Glöckchen sind freischwebend, alle dicht beieinander aufgehängt, wie die Krönchen der Glockenblume. Viele solcher kleinsten Klingeldolden reihen sich dicht beieinander in Millionenzahl in lauter kleine Sternenbündel. Die drei Gesellen haben nun unzählige Strickchen in ihren Zauberhänden; damit können sie alle Glocken leise in der Halle deiner Seele spielen, wie euer Lehrer die Orgel in der Kirche. Wenn da ‚liebe Mutter' erklingen soll, so greifen sie nach einem Bündelchen von feinen Fäden, die laufen dir gerade übers Herz, und dann läutet es mit wundersüßen Glocken kaum, kaum hörbar in dir, wie von Heimat, Himmel und Erde zusammen, so daß dir wohl und warm wird von dem schönen inneren Gesinge. Wenn sie aber ‚böse Hexe' klirren, dann gibt es einen scharfen Klang, und dir wird eiskalt, denn diese Stricklein zerren zugleich am Klingelzug deiner Angst; dann schrillt es wie eine Feuerglocke durch dein Seelchen, und deine Beinchen spüren Lust davonzulaufen. Greifen aber die drei Glockenläutergesellen die feinsten Seilchen an, die dein ganzes Wesen durchziehen wie köstliche goldene Drähtchen ein schönes Gewand, dann tönt es heilig, weihevoll und du denkst ‚Gott'".

Das sind die Glocken, die läuten und die Schleich in uns ertönen läßt.

Aldebaran ist, wie das nächste Märchen zeigt, die Personifizierung des Unbewußten, Instinktiven, des Daimonions, welches das Wesen der Genialität ausmacht. „Viele Leute haben so einen Luftpeter bei sich, wie du, sie sehen ihn nur nicht so vor sich und halten seine Stimme für die ihres Gewissens, ihrer bösen oder guten Doppelseele." Es folgen die Märchen vom Bernstein, eine geniale Phantasie über die Entstehung des Lebens, „Des Feurigen Spielwarenfabrik", ein farbenprächtiges zoologisches Stück, „Kommt ein schlanker Bursch gegangen". Durch Aldebaran lernt Else Musik und Orgelspiel, „Aldebaran machte ihr alles verständlich und ließ sie niedersitzen auf dem Querbock, von wo aus Else den alten Piepkorn so oft bei der Liturgie beobachtet und dabei stets gemeint hatte, Piepkorn schwämme selig-froh auf einem verlorenen Brett im Meer der Töne und rudere mit Armen und Beinen unaufhörlich schaufelnd irgend einer Insel der Seligen zu." Das hätte Gottfried Keller nicht schöner sagen können. Man sieht, warum Schleich kein Epos, sondern ein Märchen geschrieben hat. Hier konnte er so recht die gemüt- und humorvolle Seite seines Wesens zum Ausdruck bringen.

Der Theateracker soll die „schaurigen Höhen und Tiefen der Menschenbrust" offenbaren. Und nun kommt wieder etwas ganz Unerwartetes. Der alte Goethe tritt auf und unterhält sich mit Aldebaran über die Farbenlehre. Schleich bringt

Digitized by Google

hier nicht weniger als eine neue Farbentheorie, die im Kern Goethe recht gibt. Wie Goethe sieht Schleich im Farbenspiel ein im wesentlichen nicht physikalisches, sondern physiologisches Phänomen. Wie weit Schleich Richtiges bringt, das entzieht sich dem Urteil eines physikalisch und physiologisch nicht genügend Geschulten. Was aber auch hier verblüffend hinreißt, ist die Kraft mit der ein so spröder Stoff, wie die Lehre von der Wellenbewegung des Lichts, von der Brechung, Beugung, Interferenz, Fluoreszenz und vom Spektrum in das Gewand eines farbig prächtigen, spannenden Märchens gebracht ist. Das ist das Märchen von den „Lichtreiterchen und ihren unsichtbaren Knappen". Schleichs neue Hypothese ist: „Der Quell der Farben ist die Dreifarbigkeit des Menschenblutes selbst". Aus den drei Urfarben: Rot, Blau, Gelb entstehen durch Mischung alle übrigen. Absperrung des Zustromes in der Netzhaut durch grelles Licht wird als Weiß empfunden, Überfüllung mit venösem Blut bei mangelndem Lichtreiz als Schwarz, Verengung der Gefäße, so daß sie für die Blutkörperchen undurchgängig sind, aber nicht für die Blutflüssigkeit als Gelb; Blau entsteht durch mäßige Füllung mit venösem, Rot durch mäßige Füllung mit arteriellem Blut. Das Blaue bedeutet, wie Goethe meinte, „den ersten Schritt des Dunklen in das Reich der lichteren Schatten" und „Gelb ist doch der erste Schritt des hellen Weißen in das Trübe des Schattenhaften".

Dann wird Else zu Kant geführt und es folgt wohl die schwungvollste Wiedergabe der Kantschen Himmelstheorie, die je geschrieben wurde. Im nächsten Märchen trifft Else ihren Freund Franz schlafend an mit einer Verletzung an der Stirne. „Jetzt gibt sich die Gelegenheit, einmal direkt in den Tempel eines wohlgefügten Leibes bis zu den tiefsten Altären des Lebens vorzudringen." Zu mikroskopischen Wesen verkleinert, dringen Else und Aldebaran durch die Wunde in den Körper ein, reiten auf weißen Blutkörperchen durch den ganzen Leib, ins Herz, in die Milz, in die Leber, in den Magen, ins Gehirn. Mit hinreißender Wortpracht wird das mikroskopische Wundergefüge unseres Leibs geschildert. Nur schade, daß den vollen Genuß, das volle Verständnis für alle Feinheiten dieser Schilderung nur der hat, der nicht als Neuling an diese Dinge herantritt. Dabei finden sich überall Ausblicke ins Weiteste und Tiefste.

In einer anderen wuchtigen Szene tritt Leonardo da Vinci auf. Die Märchen „Die Prismakönigin" und „Das heilige Viereck, das Geheimnis der Kugel" sind naturphilosophische Phantasien, die eines Schelling, eines Paracelsus würdig sind. Schleich spürt hier nach dem geheimnisvollen Plane, den Gott — das Wort wird nicht mehr vermieden — jedem Dinge zugrunde gelegt hat, sucht ihn herauszufühlen und das ist „die Künstlerschaft der Seele und des Menschenherzens höchster Rausch". Nun kommt auch die Antwort auf die Frage: Was ist das Leben und warum? „Ich sage dir, solange Menschen die Frage stellen: was ist das Leben und warum? wird rings die Welt verstummen, die Vöglein singen nicht mehr, der Bäche Rauschen höret auf sein Wanderlied zu plätschern, Wolken stehen still, farblos wird Himmelsblau und Wiesengrün." Diese Frage ist tödlich. „Weißt du, was du für eine Antwort erhältst, wenn du fragen wolltest: Was ist der Vogelsang? — ‚Ein in gleichen Zeiten wiederholter Atmungsstoß der Zwerchfellmuskeln des Tieres, der die Luft zu Erschütterungen bewegt, welche dem Ohr als Töne ver-

Digitized by Google

nehmbar sind'. Schlägt diese Antwort es nicht tot, das Lied der Nachtigall im Haine? — So ist es stets, wenn wir nach dem Was und Warum der Dinge fragen! Die Wissenschaft glaubt Antworten geben zu können, aber sie tötet leicht den Zauber; darum schau ihr immer genau auf die Finger, sie modelt langsam deine Frage um. Sie antwortet aber mit lauter Scheinwahrheiten!" Sie verschiebt die Frage nach dem Was der Dinge, die uns unbekannt sind, auf ein uns noch dunkleres und unerklärbareres Gebiet. Man darf nicht fragen: Was? sondern: Wie? „Nun können wir uns verständigen! Da kommen wir zusammen! Und nun Else, was sagt unser Vöglein, das da singt im Garten, wenn wir es fragen? ‚Wie singst du?' Es jauchzt: ‚Mit aller Lust, die Gott mir gab, schmettre ich mein Lied!'." — Die Frage, mit der wir an das Tor der Wunder pochen, darf nicht lauten: Was ist das Leben? Es gibt keine Antwort darauf, weil sie so unmöglich wäre, als wenn ein ganz kleines Kind seine Mutter fragen wollte: ‚Zeig mir die Liebesbriefe, die mein Vater schrieb'. Was nützte es, wenn sie sie zeigte, das Kind kann sie nicht verstehen und doch waren die darin enthaltenen Zeichen vielleicht der letzte Grund zu seinem ersten Atemzuge."

Im nächsten Märchen geht es über die Doktoren her, nicht ohne daß vorher schöne Gedanken über die Bedeutung von Krankheit und Leiden gefallen sind. Else meint „Alle Heilmittel, die es gäbe, wüchsen im Leibe selbst. — Freude, Hoffnung, Himmelstrost und Liebe seien oft viel bessere Steuerleute als alle Mixturen und Extrakte zusammengenommen. Es gälte nur immer die Wundermaschine frei von jeder Art Staub und Dreck zu halten, leiblich wie geistig." Und der beste Doktor ist ein alter, adeliger Herr, der noch dazu alle umsonst behandelt, er heißt Doktor von Selber.

Dann fahren die kosmologischen Hymnen weiter: Kreislauf des Wassers, die Seele des Unorganischen, Gott, Wahrheit, Wissen und Glauben, — schwere Probleme im luftigen Gewande des Märchens. „Der heilige Dreiklang" führt zu Beethovens heiliger Gestalt. Die wunderschöne, wenn auch phantastische Theorie des Lebens als Kreislauf kleinster Lebenselemente, die in den Zellkernen stecken und den wichtigsten Bestandteil aller Nahrung bilden, setzt Schleich auseinander in den Märchen „Des Lebens goldene Schlüsselein" und „Das Geheimnis aller Blüten". Alles Lebendige gehört der ganzen Welt, dem ganzen Leben, ist „nur ein Durchgangstor, eine Wunderbrücke für die große allgemeine Idee vom Leben". Das letzte Märchen klingt aus in Gedanken über Zeugung und Liebe. Ist das Leben der Sieg der Idee über den Widerstand, Gottes über die Finsternis, so ist auch der Tod nur ein Wahn. „Glaubst du, daß diese Seele, die sich hindurchgewühlt den langen Weg von Aonen durch Schlamm und Schutt, Trümmer und Scherben von ihren Vorgestaltungen sterben könne, wenn ihre Harfe zerbricht? — Der Tod macht nur die ewigen Lieder frei von dieser Zeitenharfe. Sie werden neue schöne Geigen finden, die alles wiedertönen, was sie einst empfunden. Heißt Leben nicht ein Echo sein von allen Liedern, die Vergangenheit gesungen? Ich sage dir, glaub nicht an Tod! Tod ist nur Wechsel eurer Wohnung. Deine unsterbliche Seele kann sich, von deinem Leibe geschieden, noch höhere Glockenstühle suchen als Harfe, Zymbeln, Orgeln oder Gehirne sind — auch du bist nur eine von Meisterhand gefügte Wundergeige. Endlos zurück reicht dein Anfang, ebenso endlos ist dein Weg nach vorne!"

Digitized by Google

Der Schluß ist, daß Else und Franz, dessen Körper sie einst durchwandert hat, sich finden und Aldebaran — die hellsichtige Genialität des Kindesalters — die aufgeblühte Jungfrau verläßt.

Es ist nicht möglich, die Fülle der Gedanken, die in dem Buche stecken, auszuschöpfen. Was bleibt, wenn man das Buch zur Seite legt, ist vor allem ein reines Frohsein, man ist durch Schleichs helle, reine Weltanschauung erfrischt wie von Bergesluft und Frühlingssonne. Man weiß, daß man an dem Buch einen guten Freund gewonnen hat, man stellt es zu den spärlichen Bänden, die immer wieder gelesen zu werden bestimmt sind.

Nun wäre es die Aufgabe Schleichs Ansichten über philosophische, physikalische, psychologische, biologische und medizinische Probleme hübsch zu sortieren, in Kästchen zu legen und mit den richtigen Etiketten, als Theismus, Dualismus, naiver Realismus, Vitalismus, Lamarckismus, Panpsychismus und wie sie alle heißen mögen, zu versehen. Aber dieses trockne Geschäft mag anderen überlassen bleiben. Es soll nur beantwortet werden, was hat die Kunst durch Schleichs Buch gewonnen? Denn die Wissenschaft findet hier wohl manches Stück gediegenes Gold und Saatkörner, die zu neuer Erkenntnis erblühen können. Aber wissenschaftlich ausgearbeitet sind diese Hypothesen hier nicht. Es handelt sich um ein Kunstwerk, ein reifes Kunstwerk. Der größte Gewinn ist wohl, daß hier der in Worten darstellenden Kunst ein neues Stoffgebiet zu eigen gemacht ist. Endlich ist wieder einmal ein Stück didaktischer Poesie gelungen und zwar auf einem Gebiet, das seit Lucrez kaum einer gemeistert hat. Wohl ist in unseren Tagen das Wunderreich der Technik kunstmäßiger Darstellung erobert worden, aber die wissenschaftlichen Erkenntnisse auf biologischem Gebiete, die Zauberwelt des Mikroskopischen künstlerisch zu erschöpfen, das ist bis auf Schleich so recht noch nicht gelungen. Die Versuche blieben meist auf halbem Wege stecken, so daß Dinge herauskamen, wie auf anderm Gebiete Häckels Kunstformen der Natur, Dinge die nicht mehr Wissenschaft und noch nicht Kunst sind. Am ehesten erinnert Schleich an Bölsche, doch, ohne Bölsches fesselnder Darstellungsgabe zu nahe treten zu wollen, Schleich übertrifft ihn weit an blühender Phantasie, an Sprachgewalt, vor allem an Tiefe der Weltauffassung, an geborenem Künstlertum.

Es ist vielleicht eine Anmaßung des Referenten gewesen über Schleich zu schreiben, der in erster Linie Dichter, dann Philosoph, dann Naturforscher ist, in letzter Linie populärmedizinischer Schriftsteller. Nur der Umstand, daß die, welche es besser verstehen, schweigen, rechtfertigt es, daß der Referent, der in diesen Blättern die populäre Medizin zu vertreten gewohnt ist, sich an Schleich wagt. Schleich ist nicht so bekannt wie er es verdient. Wenn Schleich schreibt: „Es ist für originelle Geister ein so sicherer Weg im lieben Vaterland zu etwas zu kommen, wenn sie die Einsicht haben, sich still, geduldig zunächst dreißig Jahre ins Grab zu legen" so bezieht er das vielleicht nicht auf sich. Denn aus seinen Büchern ist zu schätzen, daß es ihm wohl nicht so sehr wichtig ist, „zu etwas zu kommen." Aber daß es nicht so sein wird, das liegt im Interesse der vielen, die Schleich verstehen können. Und diese sollen mit diesen Zeilen gerufen werden, sich eine große Freude zu holen.

Hermann Kerschensteiner.

Digitized by Google

Verheimlichung von Geschlechtskrankheiten.

Von Dr. med. Mathilde von Kemnitz.

Es ist eine allbekannte und allseitig anerkannte Erfahrungstatsache, daß die Verheimlichung einer Infektionskrankheit die gefährlichste Quelle für ihre Verbreitung darstellt, und es ergibt sich daraus als notwendige Folge, daß unser Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten aussichtslos sein muß, solange diese Erkenntnis nicht stets unsere Maßnahmen bestimmt.

Die Art der Übertragbarkeit erfordert bei jeder Infektionskrankheit ganz bestimmte Schutzvorkehrungen gegen ihre Verbreitung. Eine polizeiliche Anzeigepflicht und vollkommene Isolierung der Patienten läßt sich indessen bei den Geschlechtskrankheiten nicht wohl durchführen. Was dagegen überaus wichtig ist und eigentlich das Mindestmaß an Schutzmaßnahmen darstellt, ist die Forderung, daß jeder geschlechtlich Infizierte, der in Behandlung eines Arztes tritt, von diesem über die Art seiner Erkrankung unterrichtet wird, und daß eine wissentliche Übertragung der Krankheit schwere gesetzliche Strafen nach sich zieht. Ein derartiges Gesetz kann natürlich erst dann der Verbreitung der Krankheit vorbeugen, wenn es oft in Kraft tritt und dadurch abschreckt, wenn mit andern Worten unsere erste Forderung stets erfüllt wird. Heutzutage ist dies aber keineswegs der Fall; denn so sicher, als kein infizierter Mann die Sprechstunde des Arztes verläßt ohne zu wissen, daß er an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leidet, ebenso wahrscheinlich ist es, daß eine Frau in der gleichen Lage in Unkenntnis der wahren Natur ihrer Erkrankung bleibt. Da die Symptome der Geschlechtskrankheiten bei der Frau in mancher Beziehung weniger auffällig, auch weniger eindeutig sind als beim Manne, so gelingt es leicht, den Frauen die Diagnose zu verheimlichen. Nur zu oft konnte ich feststellen, daß Mädchen, die wochenlang mit schweren gonorrhöischen Erscheinungen im Krankenhause lagen, der Meinung waren, sich durch eine „Erkältung" oder „Überarbeitung" eine Entzündung der Eierstöcke zugezogen zu haben. Gewöhnlich fand ich nur die Dirnen besser aufgeklärt. Da nun besonders die ambulanten Fälle oft gar nicht so lange in Behandlung stehen, bis eine Ansteckungsmöglichkeit mit absoluter Sicherheit ausgeschlossen wäre, da sie aber meist nicht wissen, daß sie eine Geschlechtskrankheit übertragen können, so wird das Verbot des Arztes, den geschlechtlichen Verkehr auf eine bestimmte Zeit zu unterlassen, wohl sehr oft übertreten. Da ferner die Mädchen sich die Symptome der sexuellen Krankheiten nicht wie die Männer untereinander mitteilen — denn sie wissen ja meistens nicht, daß ihre Krankheit eine Geschlechtskrankheit war — so bleiben viele der nicht behandelten Fälle ebenso in Unkenntnis und bilden eine Quelle der Ansteckung.

Während viele dieser Mädchen aber wenigstens wissen, daß ihre Lebensführung die Gefahr sexueller Infektion mit sich bringt und deshalb auch ohne

Digitized by Google

ärztliche Aufklärung auf den Verdacht kommen können, infiziert zu sein, ahnen die vielen infizierten Ehefrauen gar nichts von einer derartigen Möglichkeit. Die meisten von ihnen waren in den ersten Jahren der Ehe gesund, denn die Fälle, in denen ein Mann die Gewissenlosigkeit hat, in infektiösem Zustand eine Ehe einzugehen, sind die selteneren. Dann aber, wenn der Mann die früheren polygamischen Lebensgewohnheiten allmählich wieder aufnimmt, infiziert er die Frau, die ihre Beschwerden dann meist mit den vorangegangenen Geburten in Zusammenhang zu bringen sucht. Wenn sie nun in ärztliche Behandlung tritt, so wird sie nichts von der Art ihrer Erkrankung erfahren, sondern der Arzt hält es für seine Pflicht, sie ihr zu verheimlichen. Deshalb wird auch die Frau eines in Behandlung stehenden infizierten Mannes, falls sie sich nach dessen Angabe beschwerdefrei fühlt, oft gar nicht zur Untersuchung herangezogen, oder aber man ersinnt einen Vorwand, um sie für eine Untersuchung zu gewinnen. So wissen zwar viele Frauen, daß ihr Mann in ärztlicher Behandlung steht, werden auch selbst behandelt und haben trotzdem, dank irgendwelcher Vorspiegelungen, keine Ahnung davon, daß ihr Mann sich außerehelich infiziert und die Geschlechtskrankheit auf sie übertragen hat.

Wir stehen also vor der unbestreitbaren Tatsache, daß die Verbreitung der folgenschweren sexuellen Infektionskrankheiten in hohem Maße begünstigt wird dadurch, daß man in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle dem weiblichen Geschlechte die Tatsache der Infektion verheimlicht.

Was aber kann den Arzt veranlassen, dies gefährliche Vertuschungssystem zu begünstigen? Er sieht sich hier Mißständen gegenüber, wie sie seit Generationen dadurch geschaffen wurden, daß man den Frauen die Häufigkeit polygamischer Lebensgewohnheiten verheimlichte. Man weiß, daß die meisten Frauen Geschlechtskrankheit für ein Attribut der Dirnen und Lebemänner halten, daß sie aber von der ungeheuren Verbreitung der Krankheit nicht eine entfernt richtige Vorstellung haben. Der Arzt bedenkt und muß bedenken, was es für eine Frau mit derartigen Anschauungen, die noch dazu im Glauben an die Treue ihres Mannes glücklich ist, bedeuten würde, wollte er ihr plötzlich den wahren Sachverhalt mitteilen. Er bedenkt und muß bedenken, daß schwere eheliche Konflikte, Zerstörung eines bis dahin friedlichen Familienlebens die Folgen sein können und da er ja die Frau durch seine Mitteilung nicht wieder gesund machen kann, glaubt er nur die Verheimlichung der Wahrheit mit seinem Gewissen verantworten zu können. Es kann allerdings nicht abgestritten werden, daß nicht immer so schwerwiegende Motive den Ausschlag geben. Es kann sein, daß der Arzt ganz ebenso wie sein Patient resp. der Gatte seiner Patientin die heimliche Polygamie in der Ehe als die einzig richtige Lösung des sexuellen Problems ansieht, daß er es überhaupt für erstrebenswert hält die Frauen über die Häufigkeit polygamischer Lebensgewohnheiten in Unkenntnis zu lassen und sie

Digitized by Google

deshalb nicht aufklärt. So berechtigt nun auch das eine und so begreiflich das andere Motiv scheint, so läßt sich doch nachweisen, daß einerseits die Art der Aufklärung die schädlichen Folgen vermindern oder gar vermeiden läßt und daß andrerseits der Schaden, den das Vertuschungssystem in seiner allgemeinen Anwendung anrichtet, zu groß ist, um seine Aufrechterhaltung zu rechtfertigen.

Um zunächst zu beweisen, daß eine Mitteilung der Wahrheit jene oben angedeuteten schlimmen Folgen durchaus nicht nach sich ziehen muß, sondern daß es wohl hauptsächlich auf das Wie der Aufklärung ankommt, möchte ich von einem Falle kurz berichten. Ich teilte einer Lehrerin, die 1/4 Jahr mit schweren gonorrhöischen Erscheinungen in der Klinik gelegen hatte, bei ihrer Entlassung mit, daß sie geschlechtskrank gewesen und darauf dringen müsse, daß ihr Bräutigam (denn dieser allein konnte sie infiziert haben) sich behandeln ließe, weil sie sonst von neuem angesteckt werden könne. Zunächst folgte großer Kummer und Entsetzen, denn der Bräutigam hatte sie in dem Glauben gelassen, daß er nie mit anderen Frauen in sexuellem Verkehr gestanden habe. Mit wenigen Worten versuchte ich ihr einen Einblick in die ungeheure Verbreitung dieser Krankheiten und einen Begriff der allgemein herrschenden Sexualmoral zu geben. Ich machte ihr klar, daß ihr Bräutigam wohl der Überzeugung gewesen war, ausgeheilt zu sein, und daß Geschlechtskrankheit nicht etwa eine Schande, sondern ein Unglück sei. Ich sagte ihr, daß sie wohl selten im Leben eine Gelegenheit hätte, dem Manne den Grad und den Wert ihrer Gefühle so zu beweisen wie eben jetzt durch ihr Verhalten. Sie war beruhigt, und ich erfuhr später, daß die Art, wie sie sich mit der Tatsache abfand, die Gefühle des Mannes für sie vertiefte und das Gegenteil der oben angedeuteten Folgen eingetreten war. Den gleichen Erfolg konnte ich in analogen Fällen bei Ehefrauen ohne viel Zeitaufwand erreichen. Natürlich wird in jenen zahlreichen Fällen, wo die gegenseitige Zuneigung ohnedies schon geschwunden, sich die Frau, wenn sie erfährt, daß der Mann sie krank gemacht hat, eher zur Scheidung aufraffen, die ja eigentlich vorher schon bestand. Doch dürfte das meist als eine günstige Folge anzusehen sein.

Wenn wir uns nun andrerseits den Folgen des allgemein üblichen Vertuschungssystem zuwenden, müssen wir zunächst feststellen, daß die erkrankte Frau selbst geschädigt werden kann. Ein Beispiel, das nicht etwa ein seltenes Vorkommnis betrifft, möge dies illustrieren. Ein Mann hat sich außerehelich infiziert und kommt mit einem luetischen Primäraffekt in Behandlung. Da seine Frau, wie er versichert, ganz beschwerdefrei ist, sieht man aus begreiflichen Gründen von einer Untersuchung der Frau ab. Der Mann wird durch Salvarsanbehandlung in kurzer Zeit geheilt. Einige Wochen darauf kommt die Frau mit einem luetischen Ausschlag, den weit auffälligeren Symptomen einer sekundären Lues in die Sprechstunde des Hautarztes. Sie kann nun nicht mehr in kurzer Salvarsankur geheilt werden und sieht eventuell den ernsten

Digitized by Google

Erkrankungen einer tertiären Lues entgegen, während der Mann, der ihre Erkrankung verschuldet hat, vor den Folgen bewahrt bleibt. Wenn man bedenkt, wie unauffällig die primären Symptone einer Lues für die Frau sein können, wenn man berücksichtigt, daß die Ahnungslose gar nicht mit der Möglichkeit einer sexuellen Infektion rechnet und endlich, daß der Mann peinlichst vermeiden wird sich durch Fragen nach Beschwerden zu verraten, so kann man sich vorstellen wie oft infizierte Frauen die Zeit der günstigsten Heilbedingungen versäumen.

Doch auch die Männer werden in ungezählten Fällen durch das Vertuschungssystem schwer geschädigt. Wir haben gesehen, daß die Mehrzahl der behandelten und der nicht behandelten Mädchen nicht wissen, daß sie andere anstecken können. Weil diese nun meist nicht Dirnen sind, glauben die jungen Männer, bei ihnen weniger der Infektionsgefahr ausgesetzt zu sein und so erkranken oft die, die sich sicher geschützt glaubten. Wenn wir bedenken, daß von allen diesen Mädchen wohl nur ein kleiner Teil gewissenlos genug wäre um wissentlich andere krank zu machen, so wird uns klar in welchem Grade die überall eingeführte Aufklärung die Zahl der Infektionen der Männer herabsetzen würde.

Mindestens ebenso wichtig sind aber auch die indirekten günstigen Folgen einer allgemeinen Aufklärung der Frauen. Wenn heute alle infizierten Ehefrauen die Art ihrer Erkrankung erführen, dann erst würden sie eine Vorstellung haben von der ungeheuren Verbreitung dieser Krankheit, dann erst würden sie ihre Kinder nachdrücklich und sinngemäß vor dem gleichen Schicksal zu schützen wissen. Es würde aber endlich die Aufklärung der Frauen auch dazu führen, daß die Forderung die der gewissenhafte Mann sich ohnedies schon selbst stellt, an den leichtfertigen nunmehr von seiten der Frauen tritt: daß er, wenn immer die Möglichkeit einer Infektion durch seine Lebensweise nicht ausgeschlossen ist, die Übertragung einer Krankheit auf jede Weise ausschließt. In dem gleichen Sinne wird natürlich der Umstand wirken, daß jeder Mann von vorneherein weiß, daß die infizierte Frau stets vom Arzt aufgeklärt wird. So wird in zahllosen Fällen die Erkrankung der Ehefrau verhindert werden können.

Wir haben erkannt, daß die ungünstigen Folgen, die ein Bruch mit dem üblichen Vertuschungssystem gegenüber den infizierten Mädchen und Frauen haben könnte, sehr häufig herabgesetzt oder vermieden werden können, und daß sie in gar keinem Verhältnis stehen zu dem Schaden, der heute durch die Verheimlichung angerichtet wird. Es ist klar, daß der einzelne Arzt nicht viel an diesen Mißständen ändern kann, sondern daß hier nur eine allgemein eingeführte Bestimmung Abhilfe schaffen wird. Analog der polizeilichen Anzeigepflicht bei Infektionskrankheiten sollten die Ärzte verpflichtet werden, dem geschlechtlich Infizierten die Art seiner Erkrankung und die Ansteckungsgefahr mitzuteilen. Erst dann würde auch eine gesetzliche Bestimmung, wonach die wissentliche Übertragung von Geschlechtskrankheiten strafbar ist, wirksam sein.

Digitized by Google

Im Balkankrieg.

Von Dr. med. Hans Feist-Wollheim in Berlin.

An der Front.

I. Enver Bei.

Nun folgte die lange Zeit des Waffenstillstandes, der Ungewißheit. Die Truppen überwinterten draußen tief im Schnee und die Verhandlungen zogen sich von Woche zu Woche hin, ohne zu einem Resultate zu führen. Adrianopel war die große Klippe, um die man nicht herumkam. Kiamil hatte sich schon bereit erklärt, auf einen Teil der Stadt zu verzichten. Niemand glaubte damals so recht an eine Fortsetzung des Krieges. Nur einige Fanatiker behaupteten, es müßte etwas Wunderbares geschehen, eine große Revolution oder eine staatliche Umwälzung, um eine Änderung der Lage herbeizuführen. Man munkelte, der junge Enver Bei, der Freiheitsheld von Resna und Verteidiger von Derna, sei seit kurzem in der Hauptstadt. Ein neues Armeekorps aus den besten Kerntruppen Anatoliens mit einer verstärkten Kavalleriedivision wilder Kurdenregimenter sei angekommen: das zehnte Korps aus Ersindschan. Es war von dem deutschen Instrukteur Oberst Bopp ausgebildet und galt für eines der besten. Der kolossalen Entfernung wegen — der Seeweg über Trapezunt war gesperrt — gelangte es erst nach den großen Niederlagen an den Kriegsschauplatz. Jetzt lag ein Teil der Divisionen in Ismid, ein Teil in Kartal an den Ufern des Marmarameeres. Eine Flotte von Transportschiffen wurde in Bereitschaft gehalten, um die vereinten Divisionen irgendwohin zu transportieren; wohin, das ahnte niemand.

Und schließlich geschah das Außerordentliche, an das niemand mehr geglaubt. Es war keine Revolution des Volkes, keine tiefgehende Umwälzung der Verfassung, wie sie häufig die Folge solcher Kriege gewesen ist, aber trotzdem genügte es gerade, um dem Laufe der Geschicke eine andere Wendung zu geben, um Frieden in Krieg zu verwandeln. Es war erstens die von Enver durchgedrückte Absetzung des alten Kabinetts, und zweitens der von ihm geplante und allerdings mißglückte Handstreich des zehnten Armeekorps. Wenn ich jetzt an jene beiden Ereignisse mit ihrem so einfachen und selbstverständlichen Hergang zurückdenke, so scheint es mir fast sonderbar, daß sie von solcher Folgenschwere für die Geschichte eines Volkes sein konnten. Es hat über wenig andere Ereignisse und Perioden so vielerlei und so viel Falsches in allen Zeitungen gestanden, daß es mir noch jetzt Freude macht, den Hergang der Dinge zu erzählen, so wie er tatsächlich gewesen. Heute kommt es mir vor, als ob gerade in seiner Einfachheit und Unerheblichkeit seine Größe liegt. In den Zeitungen wurde aus der Verhaftung des Kabinetts eine blutige Revolution und

Digitized by Google

ein wüstes Gemetzel gemacht. Ich weiß nicht, ob bei uns ein derartiger Staatsstreich mit solcher Ruhe und Geschwindigkeit durchgeführt werden würde. Aus dem Landungsversuch bei Scharköj, der nur ein interessantes Feldzugsmanöver war, und dem man allerdings den Charakter eines Mißerfolges nicht absprechen kann, wuchs in den Zeitungen eine mächtige Niederlage. Tausende seien in den Fluten der Marmara ertrunken, andere Tausende gefangen usw. Wir hatten eine herzliche Freude, als wir im Hafen von Gallipoli am warmen Kaminfeuer einander die uns nachgeschickten Zeitungsberichte vorlasen.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß ich gerade am Tage des berühmten Kabinettsturzes — einige Stunden vorher — Enver kennen lernte. Ein junger Deutscher, der mit ihm befreundet war, brachte mich zu ihm. Wir besuchten ihn am Morgen jenes Tages in seinem Konak.

Das erste, was mir in seinem Studierzimmer auffiel, waren zwei Radierungen von Napoleon und von Friedrich dem Großen über dem Schreibtisch. Enver Bei ist ein schöner Mann. Unter einer hohen Stirne große, dunkle, etwas mädchenhafte Augen, eine schmale, fein gebogene Nase, ein kleiner, wohlgepflegter Schnurrbart, ein schön geschnittener Mund und blendend weiße Zähne. Er ist von kleiner Statur und zierlichem Körperbau, hat auffallend schöne Hände, dabei einen sehr großen Kopf mit breitem, etwas quadratischem Schädelumfang. Seine Haltung hat etwas sehr Militärisches, seine Uniform, im Gegensatz zu den meisten türkischen Offizieren, etwas europäisch Gepflegtes. Seine Sprache ist zögernd und gedehnt, wie größtenteils das Deutsch der Türken; meist begleitet er, was er sagt, mit einem ironischen Lächeln. Er machte einen eigentümlich nervösen Eindruck und erzählte uns, er hätte sich zwei Pferde zu einer Felddienstübung bestellt; bis die Pferde kämen, dürften wir bei ihm bleiben. Alle paar Minuten stand er auf und ging ans Fenster, um zu sehen, ob sie noch nicht da wären. Der Anfang unseres Gespräches war vorgeschrieben: Krieg oder Frieden. Enver sagte nur kurz — und ich entsinne mich des seltsamen Gesichtsausdruckes, mit dem er die Worte sprach — „Es wird keinen Frieden geben, sondern weiter gekämpft werden". Fünf Stunden später zwang derselbe Mann mit der Waffe in der Hand das alte Kabinett, abzudanken und einem kriegerisch gesinnten, jungtürkischen das Feld zu räumen.

Enver war sehr freundlich und forderte mich auf, im Falle des Wiederbeginnes der Feindseligkeiten das Armeekorps, dessen Stabschef er war, zu begleiten. Er setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch und schrieb mir zwei Empfehlungsbriefe an den Chef des Sanitätswesens und an den Chefarzt seines Armeekorps. Dann erkundigte er sich lebhaft nach Berlin und ich mußte ihm viel erzählen. Als wir uns zurückziehen wollten, rief er Herrn v. G. nochmals herein und übergab ihm eine verschlossene Handtasche mit der Bitte, sie einige Tage für ihn aufzubewahren. Was in der Tasche enthalten war, erfuhren wir

Digitized by Google

nicht. Um 1/2 10 Uhr kamen die Pferde und wir empfahlen uns, mit der unbestimmten Ahnung, daß wir bald Zeugen wichtiger Umwälzungen sein würden.

Ich ging mit Envers Brief ins Kriegsministerium hinüber zu den Zimmern, in denen sich der Stab des zehnten Armeekorps befand, und meldete mich dort bei dem Chefarzt des Korps, Dr. Ibrahim Bei. Dieser stellte mich dem Chef des Sanitätswesens vor und erklärte mir, wenn auch unter Kopfschütteln, daß ich auf Envers Befehl eingestellt werden könne. Er sagte mir später, der alte Herr habe es zuerst nicht zugeben wollen und sich nur widerstrebend dem Wunsche des jungen Oberstleutnants gefügt.

Als ich vom Kriegsministerium wieder zurück nach Pera eilte, traf ich auf der langen Brücke Halid Bei, einen mir befreundeten jungen tscherkessischen Offizier, der nun auch schon seit Wochen in Konstantinopel ungeduldig in seiner Kriegsuniform umherlief wie viele andere, und sich heimlich an den Sitzungen des Jungtürkenkomitees beteiligte. Es war ein bildschöner junger Kerl, der seit Jahren in Paris lebte und bei Beginn des Krieges herbeigeeilt war, um als kriegsfreiwilliger Offizier einzutreten. Sein Vater ist einer der reichsten Karawanenbesitzer Syriens. Er packte mich beim Arme und bat mich, ihm schleunigst zu folgen. Ich sah, wie er ganz bleich war und an allen Gliedern zitterte. In abgerissenen Sätzen erzählte er mir, er hätte eben Enver getroffen, als dieser von der Pforte herauskam, um im Auto nach dem Palast des Sultans in Pera hinüberzufahren. Das alte Kabinett sei arretiert. Enver sei jetzt beim Sultan und solange bis er zurückkehrte, könne kein Mensch wissen, was die nächsten Stunden bringen würden.

Wir eilten dem Gebäude der Hohen Pforte zu und fanden auf dem großen Platze davor eine riesige Menschenmenge. Von den Stufen des Hauptportals richteten Hodschas und Vertreter des Roten Halbmondes begeisterte Kriegsreden an das Volk und mehrere Fahnen des Jungtürkenkomitees waren vor der Pforte aufgepflanzt. Die Menge vor dem Gebäude der Pforte wuchs von Minute zu Minute, Fez an Fez, und ich war lange Zeit der einzige Europäer in dem Tumulte. Mein Freund zog mich in wilder Aufregung von einem Volksredner zum andern; er war der einzige Offizier in der Volksmenge. Von Zeit zu Zeit richtete er selbst Ansprachen an das Volk. Da auf einmal hörte man ein wildes Hallo, ein Automobil kam den Hügel heraufgefahren. Nun war Halid Bei nicht mehr zu bändigen. Wie ein Rasender vor Begeisterung stürzte er mit erhobenen Armen dem Automobil entgegen, zusammen mit vielen anderen, und begleitete es bis zu den Stufen der Pforte. Dem Auto entstieg Oberstleutnant Enver Bei: von den Stufen der Pforte aus verkündete er der Menge, der Sultan habe die Abdankung des alten Kabinetts und die Ernennung eines neuen genehmigt, das Volk möge sich beruhigen, man würde seinen heißen patriotischen Wünschen Rechnung tragen. Unter dem Jubel der Menge verschwand er im Gebäude des Ministeriums.

Digitized by Google

Bald darauf erfuhren wir Näheres über die Ereignisse des Tages: Enver hatte am Morgen, nachdem wir ihn verlassen, zwei Kompagnien requiriert und diese in der Nähe des Ministeriums in Stambul postiert. Sodann war er an der Spitze von wenigen Leuten zur Pforte hinaufgeritten und hatte mit der Wache der Pforte selbst das Kabinett, wie es im Sitzungssaale tagte, verhaftet. Ursprünglich hatte er die Kompagnien zur Bedeckung mitnehmen wollen, dann jedoch, einer plötzlichen Eingebung folgend, benutzte er die Truppen, die dem Kabinett eigens zum Schutze zugeteilt waren, um es zu stürzen. Auf welche Weise der Kriegsminister ums Leben gekommen, wird wohl ein ewiges Geheimnis bleiben. Er soll sich den Truppen entgegen in die Türe gedrängt und einer seiner Adjutanten soll als erster einen Schuß aus dem Fenster heraus gegeben haben, worauf einer der Begleiter Envers den Schuß erwiderte und den Kriegsminister tödlich traf. Enver erzählte, Nazim Pascha sei als Großvezier vorgesehen gewesen und seine Ermordung ein verhängnisvolles Versehen.

II. Die Einschiffung.

Unter dem Regime Mahmud Schefkets änderte sich sehr bald die ganze Lage. Die Waffenstillstandsverhandlungen wurden, nachdem sie nunmehr über zwei Monate gedauert hatten, abgebrochen und der Krieg von neuem begonnen. Das Armeeoberkommando rückte wieder ins Feld und der große Bau des Kriegsministeriums lag leer und ausgestorben. Nur in den Zimmern des zehnten Armeekorps herrschte reges Leben. Noch hatte das Korps anscheinend keinen Bestimmungsort, erst vor kurzem sogar noch nicht einmal ein Oberhaupt. Nur soviel stand fest, daß der junge Oberstleutnant Enver Chef des Generalstabes sein würde und seit seiner Rückkehr arbeitete er an der Vervollkommnung und an den Plänen der ihm bisher allein unterstellten Truppenmacht. Eine Zeit lang glaubte man, Pertef Pascha, der frühere Chef des großen Generalstabes, würde zum Kommandierenden dieses Korps ernannt werden. Schließlich wurde Hurschid Pascha, ein alter General, der zu den weniger hervorragenden Persönlichkeiten zu rechnen ist, im letzten Moment mit dem Kommando des Korps betraut, und der führende Geist blieb Enver, sein jugendlicher Generalstabschef.

Nun folgte eine Zeit ungeduldigen Wartens für mich. Endlich, am 6. Februar, kam ein Bote, der mich sofort nach dem Kriegsministerium hinüberbeorderte. Dort stellte Enver mich dem General vor, sodann wurde mir mitgeteilt, ich sollte mich mit meinem Gepäck — einem möglichst kleinen Reisesack — am nächsten Morgen um 6 Uhr *alla franca* am Kriegsministerium einfinden, bis dahin aber absolutes Stillschweigen darüber bewahren. Ursprünglich sollten wir Deutsche ebenso wie der ganze Stab des Armeekorps im Kriegsministerium übernachten, um nicht über den Aufbruch des Korps sprechen zu können.

Digitized by Google

Da uns jedoch gar nichts über die Art des Aufbruches und das Ziel bekannt war, durften wir wieder in Freiheit gesetzt werden, nachdem wir uns vorher ehrenwörtlich zu Stillschweigen verpflichtet hatten.

Am nächsten Morgen fanden wir uns ein. Jetzt war das ganze Gepäck des Stabes schon in einem Zimmer aufgestapelt, die Wagen standen unten am Platze bereit und machten einen einigermaßen aufbruchsfähigen Eindruck. Dennoch zog sich der Aufbruch noch unendlich hinaus. Schließlich sollten wir uns abends 6 Uhr unten am Quai bei dem Dampfer einfinden. Auf 6.30 Uhr war die Abfahrt angeordnet und um 10 Uhr setzten wir uns schließlich in Bewegung. Im letzten Augenblick sagte mir der Hauptmann, der die zum Stabe gehörige Kompagnie kommandierte, man hätte nicht sehr viel Pferde mitgenommen und es wäre deshalb erwünscht, wenn der eine oder andere von uns sein eigenes Pferd mitbrächte. Ich wußte, daß ein Herr von unserer Botschaft einen anatolischen Ponny zu vergeben hatte und schickte einen Zettel hinauf mit der Bitte, mir Pferd und Sattel an den Quai zu senden. Um 8 Uhr erschien Baron Ow, einen kleinen dicken Schimmel am Zügel. Nun hatte ich auch noch ein Pferdchen für mich, was immerhin ein gewisses Gefühl der Sicherheit bot. Am Quai war reges Leben. Auf uns wartete ein kleiner weißer Passagierdampfer, der „Baslangitsch" genannt. Er war bestimmt, den Stab des Korps aufzunehmen, und mußte über 100 Menschen und 80 Pferde in seinem Innern bergen. Enver selbst und der General waren auf einem Torpedoboot vorausgefahren. — Außerdem lag nur noch ein Transportdampfer am Quai, auf den ein Bataillon Infanterie und ein Teil des Trains verladen wurde. Wo aber war das Armeekorps, das zu unserem Stabsschiff gehörte? Und vor allen Dingen, wohin wollte man uns bei Nacht und Nebel transportieren?

Um 1/2 10 Uhr fuhren wir glücklich ab und als wir in der Kajüte zusammen mit den türkischen Ärzten und Offizieren des Stabes beim Abendbrot saßen, wußte keiner von uns, wohin die Fahrt ginge, ob nach Süden durch das Marmarameer oder nach Norden durch den Bosporus und das Schwarze Meer. Mit Spannung sahen wir zu den Kajütenfenstern hinaus, bis wir bemerkten, daß wir die Spitze des alten Serails umschifften. Also südlich ging's, in der Richtung auf Gallipoli. In der Nacht haben wir nicht viel geschlafen; die Erwartung der kommenden Dinge war zu groß und spannend. Vielleicht konnten wir schon morgen mit dem Feinde zusammenstoßen. Wird eine Landung gelingen und wie weit werden wir vormarschieren können?

Das Ziel, das in weiter Ferne winkt, ist Adrianopel, und die Idee des Feldzugsplanes eine Umgehung der feindlichen Armee von der Flanke oder im Rücken. In Envers Kopf ist der Landungsplan entstanden und von ihm ist er ausgearbeitet, wenn auch leider nicht durchgeführt worden. In fieberhafter Tätigkeit hat er seit dem Tage des Kabinettsturzes an der Ausbildung dieser

Digitized by Google

Pläne und an der Zusammenstellung des Korps gearbeitet. Das Korps bestand aus den besten Kerntruppen Anatoliens und war der letzte Hoffnungsanker der sterbenden Türkei. All dies überlegten und durchsprachen wir auf der nächtlichen Fahrt über das Marmarameer mit unseren türkischen Kameraden und Kollegen und erst gegen Morgen übermannte uns die Müdigkeit und wir legten uns jeder eine Stunde zur Ruhe.

Wie unmöglich und phantastisch war das alles, wie seltsam erscheint es einem jetzt und doch bewegte es damals eingestanden oder uneingestanden das Herz eines Jeden, und doch war dieser Gedanke in letzter Linie auch das Leitmotiv für Envers Vorgehen in der zweiten Hälfte des Krieges.

(Schluß folgt.)

Formenkram im Rechtsgang.

Lehren aus einem Karlsruher Giftmordprozeß.

Von Landgerichtsrat Dr. P. Fromherz in Karlsruhe.

Unsere Zeit krankt an der Überproduktion von Gesetzen. Wo sich ein wirklicher oder vermeintlicher Mißstand zeigt, sofort ertönt der Ruf nach Änderung des Gesetzes oder Einführung eines neuen. Ungenügend vorbereitet und rasch durchgepeitscht zeigen neue Gesetze oft bedenkliche Mängel und Lücken. Der in der Praxis stehende Richter empfindet das zuerst. Von ihm verlangt man eine billige, dem allgemeinen Rechtsempfinden entsprechende Entscheidung. Und doch darf er bei seiner Auslegung nicht gegen das Gesetz entscheiden. Der Strafgesetznovelle soll ein Gesetz über das Verfahren gegen Jugendliche, eines über die Abschaffung des Zeugniszwangs gegen Redakteure folgen. Dagegen wird man grundsätzlich nichts einwenden können. Dazu wird nach Sondergesetzen gerufen über die Einführung einer „ehrlichen" Eidesformel, die auch dem Freireligiösen Rechnung trage, und über die Einführung der Berufung gegen Strafkammerurteile, während andere in der Beschränkung auf eine einzige Tatsacheninstanz im Zivil- und Strafverfahren und einer zweckmäßigeren, Weltkenntnis und bessere Auswahl verbürgenden, Vorbildung der Richter in Verbindung mit der Verminderung ihrer Zahl und ihrer wirtschaftlichen Besserstellung das Heil erblicken.

Wenn wir alt genug werden, erleben wir vielleicht auch noch die allgemeine Reform des Strafrechts und Strafverfahrens. Verbilligung des Rechtsgangs ist die Forderung derjenigen, die meinen, der Deutsche habe heutzutage noch nicht genug Gelegenheit zum Prozessieren.

Als Wagnis erscheint es da, auch einmal darauf hinzuweisen, wie gar manche Besserung auf Grund des geltenden Gesetzes erzielt werden kann, wenn

Digitized by Google

nur der ernste Wille zu seiner vernünftigen Anwendung gegeben ist. Im bürgerlichen Rechtsstreit kann den Klagen über mangelndes, unmittelbares Gehör der Parteien und über die lange Dauer der Prozesse sehr wohl auf dem Boden der geltenden Prozeßordnung abgeholfen werden; und zwar gilt das auch von dem ordentlichen Verfahren vor den Landgerichten, dem jene Beschwerden hauptsächlich gelten. Freilich gehört dazu mehr als fleißiges Aktenstudium und erschöpfende Erledigung der Beweisbeschlüsse des Gerichts. Das Verfahren vor dem beauftragten Richter bietet Gelegenheit zu weit Ersprießlicherem. Im unmittelbaren Verkehr mit den Parteien, nicht ohne deren Unterstützung durch die Rechtsanwälte, durch vereinbarungsgemäße Erhebung weiter erforderlicher Beweise ohne neue Verhandlung und Beweisanordnung vor dem Prozeßgericht, durch ausgiebige Erörterung der als erwiesen zu erachtenden Tatsachen und ihrer möglichen rechtlichen Tragweite mit Rechtsanwälten und Parteien, kann bei einigermaßen gutem Willen der Parteien gar mancher Rechtsstreit einem außergerichtlichen Vergleich nahe gebracht, durch Vergleich vor dem beauftragten Richter in angemessener, für beide Parteien ersprießlicher Weise aus der Welt geschafft, können — wie ich aus längerer Erfahrung versichern kann — nicht nur manche noch nicht in den Prozeß hereingezogene und noch im Verborgenen schlummernde Streitpunkte, sondern auch anderweit anhängige Rechtsstreite der Parteien und auch gleichzeitig streitige Ansprüche von Dritten oder gegen Dritte, die mit dem anhängigen Rechtsstreit im Zusammenhang stehen, durch einen in doppeltem Sinn billigen Vergleich erledigt werden. Ob rasche gütliche Erledigung oder jahrelang sich fortwälzender Prozeß, das hängt viel öfter von dem angemessenen Verfahren des seiner Aufgabe gewachsenen Richters als von den Vorschriften der Prozeßordnung ab. Aber auch im Strafprozeß gilt es, Hindernisse formaler Art zu überwinden, gilt es zu verhüten, daß der Rechtsgang einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit in formalen Dingen, einem übermäßigen Formenkram anheimfalle und damit der Verknöcherung oder einer — sehr teuren — Paragraphenreiterei.

Das zeige ein Fall aus dem Leben.

Die Witwe S. stand im Juli 1913 vor dem Schwurgericht Karlsruhe unter der Anklage des Mordversuchs, begangen an ihrem Ehemanne durch Beimengung von zerriebenem Glas in das Essen, von Schwefelsäure zu dem Haustrunk. Ihr und dem Mitangeklagten W. war überdies die durch Mißhandlung begangene Ermordung des S. zur Last gelegt, während die Frauen Z. und T. der Beihilfe zum Mordversuch bezichtigt waren. Zur Verhandlung waren 58 Zeugen und 3 Sachverständige erschienen.

Auf den ersten Verhandlungstag war u. a. als Zeugin die Priorin T. des elsässischen Klosters Mariental geladen; sie sollte der Mitangeklagten T. bestätigen, daß diese nur aus lautersten Beweggründen heraus ihre vermeintliche

Digitized by Google

Heilkunst angewendet habe und daß sie eine fromme und gottesfürchtige Frau sei, die niemals zu verbrecherischen Zwecken ihren Rat erteilen würde. Die Zeugin antwortete auf die Ladung dem Staatsanwalt, daß sie von der ganzen Angelegenheit nichts wisse, daß sie seit 25 Jahren das Kloster nicht verlassen habe und daß sie „der Einladung" des Staatsanwalts keine Folge leisten werde. Dieser eröffnete ihr alsbald, daß sie der Ladung Folge zu leisten habe. Die Priorin erwiderte jedoch dem Staatsanwalt, daß man sie nicht zwingen könne, eine ihr unbekannte Sache zu bezeugen; falls das nicht genüge, dann müsse sie das Gericht bitten, bei der Zeugin zu erscheinen; falls man aber auch darauf nicht eingehen wolle, dann werde sie sich an einen näher bezeichneten, hochstehenden Beamten wenden, den sie persönlich kenne und der immer bereit sei, ihr einen Dienst zu erweisen. So stand die Sache bei Beginn der Schwurgerichtsverhandlung. Unter den gegebenen Umständen erschien dem Gericht die Beibringung der Zeugin besonders erschwert. In dem Bestreben, die erheblichen Kosten und die Mühe der Vorbereitung der Verhandlung nicht wiederholt aufwenden zu müssen, beschloß das Gericht auf den Antrag des Verteidigers der Angeklagten T. die auftragsweise Vernehmung der Priorin T. und einer weiteren, zum gleichen Gegenstande angerufenen, Schwester des gleichen Klosters als Zeugen. Der beauftragte Richter begab sich während einer halbtägigen Unterbrechung der Verhandlung nach dem Kloster. Der T. wurde dabei eindringlich eröffnet, daß sie nichtsdestoweniger der erhaltenen Ladung Folge zu leisten und am folgenden Tage vor dem Schwurgericht zu erscheinen und daß das Gericht ihre Vernehmung am Wohnort nur angeordnet habe, um eine weitere Verzögerung der Hauptverhandlung hintanzuhalten. Die Zeugin erklärte aber, daß sie nach den Vorschriften ihres Ordens das Kloster nicht verlassen dürfe und deshalb vor Gericht nicht erscheinen könne und werde. Der beauftragte Richter eröffnete ihr darauf, daß das Gericht im Falle ihres Nichterscheinens am folgenden Tage in der Hauptverhandlung zu ihrer Weigerung Stellung nehmen werde.

Die Zeugin T. erschien trotzdem nicht vor Gericht. Dieses verfällte sie gemäß § 50 StPO. wegen unentschuldigten Ausbleibens trotz ordnungsgemäßer Ladung in eine Geldstrafe von 50 Mark und die Kosten des Ausbleibens. Da das Hindernis, welches dem Erscheinen der Zeugin in der Hauptverhandlung entgegenstand, nicht rechtzeitig zu beseitigen war, wurde die Verlesung des aufgenommenen Protokolls angeordnet. Inhaltlich betrafen die Aussagen lediglich die Mitangeklagte T., welche sich mehrfach persönlich und schriftlich an die Zeugin T. gewandt und dabei sich und andere dem Gebet der Klosterfrauen empfohlen haben sollte. Die Geschworenen sprachen die S. des Mordversuchs, die Mitangeklagte T. der Beihilfe zum Mordversuch schuldig. Die S. wurde zu sechs Jahren Zuchthaus, die T. zu 14 Monaten Gefängnis verurteilt. In

Digitized by Google

Ansehung der T. wurde das Urteil durch beiderseitigen Revisionsverzicht alsbald rechtskräftig. Auf Revision der S. wurde jedoch das Schwurgerichtsurteil am 22. September 1913 vom Reichsgericht wegen mehrfachen Verstoßes gegen die §§ 222, 250 StPO. samt den zu Grunde liegenden Feststellungen aufgehoben. 3000 Mark an Kosten sind von dem Staat vergeblich aufgewendet. Einmal erschien dem Reichsgericht bedenklich das von der Revision beanstandete Verfahren hinsichtlich der Vernehmung der Mitangeklagten Z. Sie war als solche vor dem Schwurgericht erschienen, erwies sich aber auf längere Zeit nicht als verhandlungsfähig und mußte in das Krankenhaus zurückverbracht werden. Alles das war aus dem Sitzungsprotokoll ersichtlich. Nach Abtrennung der Verhandlung gegen die Z. war nur gegen die drei anderen Angeklagten in die Verhandlung eingetreten worden. Das Protokoll über die im Krankenhaus erfolgte Vernehmung der Z. war verlesen worden. Das Reichsgericht beanstandete das. Mit der Abtrennung der Strafsache gegen die Z. sei die Möglichkeit geschaffen worden, die Z. im weiteren Verlaufe der Hauptverhandlung gegen die anderen Angeklagten als Zeugin zu vernehmen, auch ein nach § 250, Abs. 2, 222 StPO aufgenommenes Protokoll über die zeugenschaftliche Vernehmung in der Hauptverhandlung zu verlesen. Nun sei aber nirgends zum Ausdruck gekommen, daß die Z. als Zeugin vernommen worden sei. Es liege die Annahme nahe, daß das Gericht nach wie vor in der Z. die Mitangeklagte gesehen habe. Das werde außer Zweifel gestellt durch die nachträgliche amtliche Erklärung des Staatsanwalts, der das deutlich bestätigt habe. Danach sei aber die vorgenommene Vernehmung der Z. unzulässig gewesen und ebenso die Verlesung des aufgenommenen Protokolls, da die Prozeßordnung ein Verfahren, wie es hier eingeschlagen worden sei, nicht kenne, und es wäre das Urteil auch aus diesem Grunde aufzuheben gewesen.

Man darf wohl fragen, ob es denn möglich war, daß das Urteil auf diesem Formfehler beruhte, ob es denkbar war, daß der Geschworenen gesunder Sinn auf diese strafprozessuale Rolle der „Mitangeklagten" oder „Zeugin" Z. irgend welches Gewicht gelegt haben und ob für ihren Spruch nicht höchstens die aus dem verlesenen Eröffnungsbeschlusse und der ganzen Verhandlung ersichtliche sachliche Beteiligung dieser Auskunftsperson bestimmend sein konnte. In erster Linie erfolgte aber die Aufhebung des Schwurgerichtsurteils, wie sich aus Inhalt und räumlicher Anordnung der Entscheidungsgründe ergibt, wegen der auftragsweisen Vernehmung der Zeugin T. und der Klosterschwester. Darüber sagt das Reichsgericht: „Daß das Gericht bei der Anordnung der auftragsweisen Vernehmung den Begriff der ‚großen Entfernung' im Sinne des § 222 Abs. 2 StPO. rechtlich verfehlt angewendet hat, ist von ihm selbst dadurch anerkannt worden, daß es die Anordnung der Verlesung des Vernehmungspro-

Digitized by Google

tokolls nicht mehr auf den § 222 Abs. 2 gestützt, sondern sich auf ein dem Erscheinen der Zeuginnen entgegenstehendes, nicht rechtzeitig zu beseitigendes Hindernis nach § 222 Abs. 1 berufen hat. Sichtlich haben nicht große räumliche Entfernung und eine daraus sich ergebende Erschwerung des Verkehrs von Ort zu Ort ein Hindernis für das Erscheinen der Zeuginnen vor Gericht gebildet, sondern der Grund für das Nichterscheinen lag in den ‚Lebensgewohnheiten' der Zeuginnen, die augenscheinlich auf einer Ordensregel beruhen und Anlaß gaben, das Erscheinen vor Gericht zu verweigern. Wenn nach den bestehenden Entfernungs- und Verkehrsverhältnissen das Gericht durch sein beauftragtes Gerichtsmitglied sich zu den Zeuginnen begeben konnte, so hätte es den Zeuginnen ebenfalls möglich sein müssen, ohne besondere Schwierigkeiten zur Gerichtsstelle zu kommen. Auch ist nicht zu ersehen, warum für eine Erzwingung des persönlichen Erscheinens durch Vorführung die Entfernungs- und Verkehrsverhältnisse ein besonders erschwerendes Hindernis gebildet haben sollten, zumal da für die Durchführung einer solchen Maßregel bei der mehrtägigen Fortdauer der Hauptverhandlung noch geraume Zeit zur Verfügung gestanden wäre. Wenn nun auch die auftragsweise Vernehmung der Zeuginnen aus einem prozeßrechtlich zu beanstandenden Grunde angeordnet worden ist, so würde das der Verlesung des aufgenommenen Protokolls nicht entgegengestanden sein, wenn hierfür ein zutreffender Grund aus § 222 Abs. 1 StPO. gegeben gewesen wäre. Indessen ist auch ein solcher Grund nicht nachgewiesen. Soviel sich aus der Aktenlage ergibt, könnten hier als Hindernis im Sinne der erwähnten Gesetzesstelle nur die vorhin angeführten Lebensgewohnheiten der Zeuginnen in Frage kommen." — Diese werden, wie weiter ausgeführt wird, als solches Hindernis nicht anerkannt. — „Die Bestrafung der Zeugin wäre nicht möglich gewesen, wenn in der Tat ein von dem Willen der Zeugin unabhängiges Hindernis im Sinne des § 222 Abs. 1 StPO vorgelegen wäre, und es liegt ein innerer Widerspruch darin, daß das Gericht einerseits wegen pflichtwidrigen Nichterscheinens die Zeugin bestraft, andererseits aber in dem pflichtwidrigen Verhalten der Zeugin ein dem Nichterscheinen entgegenstehendes Hindernis finden und daraus die Berechtigung ableiten zu können geglaubt hat, von der gesetzlichen Vorschrift der persönlichen Vernehmung der Zeugen vor dem erkennenden Gericht eine Ausnahme zu machen." Hiernach verstießen nach der reichsgerichtlichen Entscheidung die Vernehmung der Zeuginnen und die Verlesung der darüber aufgenommenen Protokolle gegen das Gesetz und es mußte, da die allerdings nur von dem Verteidiger der Mitangeklagten T. veranlaßte Beweiserhebung für alle Angeklagten gemeinschaftlich war und „nicht als ausgeschlossen" erklärt werden kann, daß das Urteil gegen die Beschwerdeführerin S. auf dem Verstoße beruhte, zufolge der erhobenen Prozeßrüge die Aufhebung des Urteils in der Richtung gegen die S. erfolgen.

Digitized by Google

Beim Landgericht beantragte nunmehr die Zeugin T., die gegen sie getroffenen Anordnungen wieder aufzuheben. Sie habe nicht gewußt, was sie mit dem Mordprozeß zu tun habe, worüber sie aussagen solle, sie habe überdies an der Echtheit ihrer Ladung und des sie bestätigenden Schreibens des Staatsanwalts gezweifelt; außerdem sei es bis dahin stets Brauch gewesen, daß ein Angehöriger ihres Ordens eintretenden Falles durch den Richter im Kloster selbst vernommen wurde und endlich — das erwähnte die Zeugin jetzt zum erstenmal — würde sie auch ihrer großen Nervenschwäche wegen die Bahnfahrt nicht haben ertragen können. Auf Veranlassung der Strafkammer legte die Zeugin für die zuletzt genannte Entschuldigung ein ärzliches Zeugnis vor; die Strafkammer holte jedoch noch eine Äußerung des Schwurgerichtsvorsitzenden ein, der sich dahin aussprach, daß die Zeugin T. bei ihrer Vernehmung ein für ihr Alter von 43 Jahren auffallend jugendliches und frisches, keineswegs kränkliches Aussehen und ein festes und sicheres Auftreten gezeigt habe. Der für das Verhalten der Zeugin ausschlaggebende Grund sei, wie aus ihren Schreiben, dem Verhörprotokoll und aus ihrem Verhalten im Vernehmungstermin unzweideutig zu erkennen sei, der, daß sie, fußend auf ein etwa von den elsässischen Gerichten in anderen Fällen betätigtes Entgegenkommen und auf den Anspruch einer außerordentlichen Behandlung der Ordensangehörigen, glaubte, die in dem Ladungsformular enthaltene Drohung mit den gesetzlichen Folgen ihres Ausbleibens unbeachtet lassen zu dürfen. Bemerkenswert in dieser Richtung sind noch folgende Vorgänge im Verhörtermin selbst: Der vernehmende Richter und die ihn begleitenden Herren wurden im Kloster in das übliche Sprechzimmer geführt, wo die Besucher in einem Vorraum, die Ordensangehörigen in einem andern Raum erscheinen, der von dem Vorraum durch ein doppeltes Gitter aus Eisen- und Holzstäben getrennt ist. Die Zeugin erschien hinter diesem Gitter, dicht verhängt mit einem undurchdringlichen schwarzen Schleier. Der Richter bat sie, den Schleier zu heben, weil er mit einer Person, deren Gesicht er nicht sehe, keine richterliche Verhandlung vornehmen könne. Sie weigerte sich zunächst wiederholt unter Berufung auf die Vorschrift ihres Ordens und ließ sich nur durch den Hinweis, daß das Gesetz für Zeuginnen, die einem religiösen Orden angehören, keine Sonderrechte kenne, daß die Zeugenpflicht für alle gleich sei, sowie durch Androhung der gesetzlichen Folgen ihrer Weigerung, sich in richtiger Weise vernehmen zu lassen, schließlich herbei, den Schleier zu heben; aber dieses nur mit den Worten: „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers entschleiere ich mich". Nachdem so dieses Hindernis beseitigt war, folgte die Eidesbelehrung. Die Zeugin unterbrach diese mehrmals mit der Erklärung, daß sie als Ordensangehörige selbstverständlich die Wahrheit sagen werde und es dazu des Eides nicht bedürfe. Erst auf wiederholten und eindringlichen Vorhalt der Gleichheit aller vor dem Gesetz gelang es, daß

Digitized by Google

die Zeugin die Eidesformel nachsprach, auch hier wieder mit der Verwahrungseinleitung: „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers". Der Standpunkt, daß sie als Karmeliterin außerhalb des weltlichen Gesetzes stehe und nur dem weltlichen Zwange weiche, war klar zum Ausdruck gebracht. — Zahlreiche Zeugen, darunter mehrere Kranke, stillende Mütter, haben in der Sache S. unter Überwindung von Störungen in gesundheitlicher und anderer Beziehung, teils unter unmittelbarer Schädigung ihrer Gesundheit, ihrer Zeugnispflicht genügt.

Die Strafkammer, welcher der Schwurgerichtsvorsitzende nicht angehörte, erhob noch ein Zeugnis des Kreisarztes, sah sich jedoch auf Grund dessen nicht veranlaßt, die gegen die Zeugin getroffenen Anordnungen abzuändern. Die Gründe dieses Beschlusses, welche einen oben ausgelassenen Teil der reichsgerichtlichen Urteilsbegründung wiederholen, besagen: „Nach der Entscheidung des R.-G. in dieser Sache vom 22. September 1913 können bloße Lebensgewohnheiten, auch wenn sie auf einer Ordensregel beruhen, nicht als ein Hindernis im Sinne des § 222 Abs. 1 StPO., das dem Erscheinen des Zeugen in der Hauptverhandlung entgegensteht, angesehen werden; ‚sie sind nicht wie Krankheit und Gebrechlichkeit, ein tatsächlicher, nicht zu beseitigender Zustand, der dem Erscheinen vor Gericht entgegensteht, sondern beruhen letzten Endes nur auf dem Willen des Zeugen, der sich dadurch, daß er sich einer Ordensregel unterwirft, nicht den ihm obliegenden staatsbürgerlichen Pflichten entziehen kann und nicht entziehen darf, so daß für ihn gegenüber der Erfüllung solcher Pflichten die Ordensregel wegzufallen hat. Dem Erscheinen der Zeugin stand kein gesetzlich anzuerkennender Umstand hindernd im Wege, sie wäre ohne weiteres in der Lage gewesen, vor Gericht zu erscheinen, und es hat daher das Gericht auch folgerichtig die trotz ordnungsgemäßer Ladung nicht erschienene Oberin gem. § 50 StPO. in die durch ihr Ausbleiben verursachten Kosten und zu Strafe verurteilt.'

In der Tat bringen die Schreiben der Zeugin T. vom 4. und 7. Juli, in welchen ein befürchteter Nachteil für die Gesundheit überhaupt nicht erwähnt wird, die protokollarische Erklärung der Zeugin vor dem beauftragten Richter vom 10. Juli, ihr Schreiben vom gleichen Tage, welches offenbar im Hinblick auf die der Zeugin zu Teil gewordene eindringliche Belehrung, wenigstens nebenbei in einer Nachschrift ihres körperlichen Schwächezustandes Erwähnung tut, ferner die schriftliche Äußerung des mit der Vernehmung betrauten Richters völlig deutlich zum Ausdruck, daß die Zeugin T. ganz unverblümt wegen der Ordensregel sich geweigert hat, der gerichtlichen Ladung Folge zu leisten, daß sie vorsätzlich sich ihrer staatsbürgerlichen Pflicht entzogen hat. Das Zeugnis des Dr. S. hat objektive Anzeichen einer geschwächten Gesundheit ebensowenig festgestellt wie dasjenige des Kreisarztes .... Daß nach den nachträglich vorgelegten ärztlichen Zeugnissen der Eintritt von, im wesentlichen in einer

Digitized by Google

subjektiven Beeinträchtigung des Allgemeinbefindens bestehenden, gesundheitlichen Nachteilen nicht ganz ausgeschlossen gewesen wäre, wenn die Zeugin der Ladung Folge geleistet hätte, und, daß die Elsässischen Gerichte bisher gegen, über solchem unberechtigten Widerstand gegen die gesetzliche Vorschrift anscheinend durch regelmäßige auftragsweise Vernehmung im Kloster entgegengekommen sind, mag die vorsätzliche Weigerung in milderem Lichte erscheinen lassen. Das Gericht ist aber der Auffassung, daß diese Umstände bereits hinreichend berücksichtigt sind, wenn das Schwurgericht in durchaus zutreffender Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse, trotz des bewußten und hartnäckigen Widerstands der Zeugin die das zulässige Höchstmaß der gesetzlichen Strafe von 300 Mark bei weitem nicht erreichende Geldstrafe von 50 Mark, im Falle der Nichtbeitreibbarkeit 4 Tage Haft, für angemessen erachtet hat."

Auf die Beschwerde der Zeugin T. hat das Oberlandesgericht Karlsruhe unter Billigung des grundsätzlichen Standpunktes des Landgerichts und des Reichsgerichts im Hinblick auf ein nachträglich vorgelegtes ärztliches Zeugnis, wonach die T. stark neurasthenisch sei und an Dyspepsie sowie krankhaft veränderter (labiler) Herztätigkeit leide, die nach § 50 StPO. getroffenen Anordnungen aufgehoben. Hiernach haben Reichsgericht, Landgericht und Oberlandesgericht sich nacheinander grundsätzlich übereinstimmend dahin ausgesprochen, daß die auf einer Ordensregel beruhende Lebensgewohnheit einen Zeugen niemals berechtige, einer gerichtlichen Ladung den Gehorsam zu verweigern. Ob die Vorführung der Zeugin T. unter Inanspruchnahme der elsässischen Behörde so rasch zu bewerkstelligen war, wie das RG. unterstellt, steht dahin. Wenn das Schwurgericht die auftragsweise Vernehmung der Zeugin beschloß und ihre Aussagen zur Verlesung brachte, weil nach Sachlage ein nicht zu beseitigendes Hindernis der Vernehmung vor dem erkennenden Gerichte im Wege stand, so mag man darüber streiten, ob nicht schon die voraussichtliche Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, die Zeugin zur gegenwärtigen Verhandlung rechtzeitig beizubringen, in Verbindung mit den außerordentlich großen Kosten einer Vertagung der Verhandlung, ein nicht oder wenigstens sehr schwer zu beseitigendes Hindernis, nämlich ein Hindernis, dessen Behebung einen Kostenaufwand von wenigstens 3000 Mark verursachte, darstellte. Auch das Hindernis großer Entfernung ist doch im wesentlichen wirtschaftlicher Art, es beruht letzten Endes auf den entstehenden großen Kosten, die zu dem größeren Wert der persönlichen Vernehmung vor dem erkennenden Gericht in keinem Verhältnis stehen! Die Bedeutung des Zeugnisses für die Entscheidung darf doch auch sonst nach der Auffassung des Reichsgerichts bei der über die auftragsweise Vernehmung nach § 222 StPO. zu treffenden Entschließung berücksichtigt werden; „der Begriff der großen Entfernung darf nicht als ein ausschließlich tatsächlicher behandelt werden; auch er ist ein relativer. Nicht

Digitized by Google

nur die räumliche Entfernung und die Verkehrsmittel, sondern auch die größere oder geringere Erheblichkeit der Zeugenaussage für die Entscheidung kommen hier in Betracht, wenn das Gericht von dem Grundsatze der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit der Beweisaufnahme abweichen und von der Ausnahmebestimmung der §§ 250 Abs. 2 und 222 Abs. 2 StPO. Gebrauch machen will." (RG. v. 20. Juli 1905, Recht Nr. 1901.) Nichts anderes wird aber gelten, wenn es sich um die Frage handelt, ob ein nicht zu beseitigendes Hindernis — § 222 Abs. 1 — gegeben ist. Die Anwendung des § 222 StPO. ist dem verständigen Ermessen des Richters überlassen (Löwe) und auch die Frage, ob die Zeit bis zur Hebung des Hindernisses als eine „längere" anzusehen ist, liegt auf tatsächlichem Gebiet, sie unterliegt dem pflichtgemäßen Ermessen des Gerichts; wenn sie nach Sachlage bei einem Aufschub von 4—5 Wochen bejaht werden durfte (RG. Rspr. 10, 453), so wird das auch wohl dann nicht unzulässig sein, wenn das Hindernis die Vertagung in die nächste Schwurgerichtstagung, also einen Aufschub von wenigstens drei Monaten zur Folge hat. Das Gesetz dürfte nicht vorschreiben, eine Verhandlung, die einen Kostenaufwand von etwa 3000 Mark verursachte, zu vertagen und zu wiederholen, weil es möglich erscheint, eine Zeugin, die so wenig erhebliche Aussagen machen soll, zur neuen Verhandlung beizubringen, während ihre Vorführung zur gegenwärtigen Verhandlung für denjenigen der mit den gegebenen Verhältnissen rechnet, als eine Maßregel von unnötiger Härte erscheinen muß, deren unabsehbare Folgen unter Umständen ganz außer Verhältnis zu der Bedeutung der Zeugin für die Sache standen, eine Maßregel überdies, deren Erfolg im Hinblick auf aktenkundige Umstände äußerst zweifelhaft war. Stand auch dem Erscheinen der Zeugin, wenn sie erscheinen wollte, kein weiteres Hindernis entgegen, so schloß das im vorliegenden Falle nicht aus, daß der Erzwingung ihres Erscheinens noch andere Hindernisse entgegenstanden; so mochte es wohl nur ein scheinbarer Widerspruch sein, wenn das Gericht zwar das Ausbleiben der Zeugin für nicht entschuldigt, dennoch aber ein dem Erscheinen der Zeugin entgegenstehendes, nicht zu beseitigendes Hindernis für gegeben erachtete, wäre es auch nur die naheliegende Möglichkeit der Beibringung eines ärztlichen Zeugnisses, über dessen Wert sich vielleicht streiten läßt, über dessen Tragweite aber jedenfalls dem Oberlandesgericht das letzte Wort gem. § 352 Abs. 2 StPO. zustand.

Der Verlauf des Falles läßt auch die Frage berechtigt erscheinen, ob nicht gewisse Mindestforderungen an den ursächlichen Zusammenhang gestellt werden dürfen und müssen, will man im Sinne von § 376 StPO. zu dem Ausspruch gelangen, daß „ein Urteil auf einer Verletzung des Gesetzes beruhe" oder wenigstens, daß das „nicht ausgeschlossen" sei. Freilich wird dem Revisionsgericht die Wahrung der prozeßrechtlichen Garantien für ein gerechtes Verfahren und

Digitized by Google

ein gerechtes Urteil im Interesse des Angeklagten immer in erster Linie maßgebend sein. Aber hier hatte doch die Zeugin T. lediglich als Entlastungszeugin in Ansehung der Angeklagten T. und über deren persönliche Vereigenschaftung auszusagen. Die Verurteilung der T. war aber alsbald rechtskräftig geworden; auch § 397 StPO. kam für sie nicht in Betracht. Zur Sache selbst hatte die Zeugin T. weder mit Bezug auf die Mitangeklagte T. noch mit Bezug auf die Revisionsklägerin S. irgendwelche Aussagen gemacht; alles das ergab sich nachprüfbar aus dem Vernehmungsprotokoll. Wenn man den in der Rechtsprechung der Zivilsenate des Reichsgerichts zur Herrschaft gelangten, dem Sprachgebrauche und dem allgemeinen Denken am meisten entsprechenden Begriff von der adäquaten Verursachung auch auf den § 376 StPO. anzuwenden berechtigt ist, so ist es doch wohl einleuchtend, daß die blos ganz entfernte Möglichkeit, vermöge deren es „nicht ausgeschlossen" ist, daß ein Formfehler einen Einfluß auf die Entscheidung gehabt habe, nicht gleichbedeutend ist mit dem ursächlichen Zusammenhang, mit dem Beruhen der Entscheidung auf der Formverletzung. Selbstverständlich müssen auch bei der Anwendung des § 376 StPO. ganz entfernte Möglichkeiten, welche im Leben sonst nicht mehr beachtet zu werden pflegen, außer Betracht bleiben, will man nicht zu Entscheidungen gelangen, die dem Rezept *„fiat justitia, pereat mundus"* ähnlich sehen und unter Umständen dem Staate eine ungeheuere und unwiderbringliche Kostenlast aufbürden, die ohne Nachteil für die Sache hätte vermieden werden können. Muß aber mit dem Reichsgericht — Recht 1905 Nr. 1901 — von dem Tatrichter verlangt werden, daß er, wie es hier das Schwurgericht getan hat, bei der Anwendung des § 222 StPO. sich auch von den nach Sachlage gebotenen wirtschaftlichen Erwägungen leiten lasse, so wird sich auch das Revisionsgericht weder bei der Anwendung des § 222 noch bei derjenigen des § 376 StPO. derselben Erwägungen entschlagen dürfen. In der erneuten schwurgerichtlichen Verhandlung im Januar 1914 ist die Witwe S. bei vollständig anders besetztem Gericht abermals wegen Mordversuchs zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Das Urteil ist alsbald rechtskräftig geworden. Auf die Aussagen der Zeugin T., die gar nicht mehr geladen wurde, ist von keiner Seite mehr Gewicht gelegt worden. Das spricht nicht dafür, daß das frühere Urteil auf jenen Formfehlern beruhte.

Ohne die Rechte der Verteidigung und des Angeklagten und die Richtigkeit des Spruches der Geschworenen zu berühren, hätte hier eine geringere Betonung der Form und des Gesetzesbuchstabens den Prozeß ganz erheblich abgekürzt und dem Staate eine ganz erhebliche Summe von Kosten erspart. Eine derartige Überschätzung der Formen muß zu einer Verknöcherung der Rechtspflege führen, sie widerspricht dem gesunden und lebendigen Rechtsgefühl des Volkes. Es will aber häufig scheinen, als ob höhere Gerichte nicht immer ge-

Digitized by Google

nützend beachten, daß ein übertriebener Formenkram in der Rechtspflege und auch eine unnötige oder allzuscharfe Kritik an den Entscheidungen der Untergerichte das Vertrauen der Bevölkerung in die Rechtsprechung und das Ansehen der Rechtspflege zu erschüttern geeignet sind.

Rundschau.

Anmerkungen.

Ein großes Volk soll seiner Vergangenheit gedenken, zu Nutz und Frommen seiner Gegenwart. Durch nichts erkennen wir schärfer, was wir sind, als durch die Betrachtung dessen, was wir waren. Und nur unsere Schuld ist es, wenn wir über die Fülle der Gedenktage in diesen letzten Jahren seufzen; die Klage beweist nur, daß wir es nicht mehr verstehen, Feste zu feiern; daß wir in Äußerlichkeiten ersticken und im Innern so leer bleiben wie zuvor. Was ist denn das Resultat all der Erinnerungstage, die wir 1912 und 1913 begangen, all der Erinnerungsreden, die wir gehört, all der Erinnerungsschriften, die wir gelesen haben? Ein paar farbige Bilder, ein paar Namen und Zahlen und ein Haufen Makulatur, die unsere Bibliothek noch einige Jahre belasten wird, um dann auf den Speicher oder in den Papierkorb zu wandern.

Ist das nicht zu viel gesagt? Gewiß, die Quantität hat, wie in unserem geistigen Leben überhaupt, die Qualität fast erdrückt; aber eben doch nur fast. Eine Stunde vaterländischer Erhebung, ein paar große, bewegende Worte, ein paar gute Bücher werden den Wust des Unwahren und Überflüssigen endlich doch aufwiegen, werden in uns doch weiter leben und uns schließlich, ohne daß wir es wissen, reicher und stärker gemacht haben.

Da hat etwa Tim Klein, der Sohn des berühmten Fröschweiler Chronisten, aus Urkunden, Berichten, Briefen ein Bild der „Befreiung 1813, 1814, 1815", mosaikartig zusammengestellt (Langewiesche, Ebenhausen 1913). Die Sorgfalt, die kluge Sichtung und Ordnung vermag nur der Fachmann ganz zu schätzen; aber das Ergebnis der mühevollen Arbeit soll und muß gerade auf den Laien wirken. Man blättert zunächst in dem Buche hin und her; da ist das erschütternde 29. Bulletin vom 3. Dezember 1812 mit dem abstoßenden Schlusse; eine Prachtcharakteristik des alten Blücher durch Steffens; eine Stelle aus dem „Katechismus der Deutschen"! — wie fanatisch doch dieser kranke, arme Kleist hassen kann! sind wir noch eines so anständigen und starken Gefühles fähig? Da ruft Arndt sein „Deutsche für Deutsche"; erst nach 60 Jahren ist die Prophezeiung Wahrheit geworden; da betet York vor der Schlacht bei Möckern: „Anfang, Mittel und Ende, Herr Gott zum Besten wende." Menschen, lauter ganze Menschen in einer großen Zeit! Man hat schon lange aufgehört zu blättern, man liest mit immer wachsender Spannung und legt schließlich das Buch nur zögernd aus der Hand. Ohne es zu merken, hat man das Gedächtnis der Befreiung gefeiert, wie man es schöner kaum feiern kann.

Digitized by Google

Unter den größeren Werken über die Befreiungskriege möchte ich vor allem die trefflich mit Karten und guten Porträts ausgestatteten vier Bände nennen, die der als Kriegshistoriker wohlbekannte preußische Oberst Rudolf Friederich über die „Befreiungskriege" hat erscheinen lassen (Mittler, Berlin 1911 ff.). Sie überraschen nicht nur durch ihre Wohlfeilheit, sondern mehr noch durch die Knappheit und Klarheit, mit der hier die militärischen, durch die genaue Sachkenntnis und das ruhige Urteil, mit denen die politischen Ereignisse erzählt werden. Im allgemeinen machen es ja die Kriegshistoriker uns Laien nicht leicht; bald verwirren sie durch die Überfülle des Stoffes und überlassen die Sichtung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem dem manchmal recht ungeduldig werdenden Leser; bald schrauben sie die Voraussetzungen so hoch hinauf, daß der Nichtmilitär ratlos vor einer geheimnisvollen Rätsellehre steht. Wir brauchen aber Bücher über militärische Dinge, die — fern von ödem Dilettantismus — auch uns verständlich sind, und die Armee schadet sich, wenn sie ein *„odi profanum vulgus et arceo"* über den Tempel ihrer Wissenschaft schreibt. Wie man militärische Werke ernsthaft, fachmännisch und doch volkstümlich schreiben kann, haben gerade die bedeutenden Militärschriftsteller von C. von der Goltz bis Freytag-Loringhoven und Bernhardi gezeigt. Und Friederich zeigt es auch! Er gibt in Ausführlichkeit alles, was militärisch bedeutsam ist, aber er gibt nur, was wirklich bedeutsam ist; man behält bei ihm stets den Überblick und versinkt nie in verwirrende Einzelheiten. Man freut sich immer wieder über die Ruhe der Erzählung und der Beurteilung. Das Buch Friederichs hat stilistisch etwas episches und auch diese Darstellungsform ist neben der dramatischen berechtigt. Gute, meist kurze Charakteristiken lassen die Männer neben ihren Taten zur Geltung kommen; vorzüglich ist die indirekte Charakterisierung in dem Kapitel „Napoleon". Bei problematischen Persönlichkeiten wie Bernadotte setzt der Verfasser ehrlich ein Fragezeichen; bei rätselhaften Vorgängen, wie der Schlacht bei Laon, sucht er, nach gewissenhafter Abwägung alles Für und Wider, nach einer meist einfachen, immer wohlbegründeten Lösung. Mit jeder Seite wächst das Vertrauen zu diesem redlichen Führer; man fühlt die Sicherheit wirklicher Sachkunde, man spürt den Meister und bedauert nur, daß so oft neben den Meistern auch die Gesellen und selbst die Lehrlinge sich an die größten Stoffe wagen und den Lesern die Lust an guten Büchern nehmen.

Ein gutes Buch ist auch die Biographie Gneisenaus von W. v. Unger (Mittler, Berlin 1914), der uns bereits ein lebensvolles Bild Blüchers gezeichnet hat. Neben einzelnen neuen Quellen hat Unger vor allem das schon gedruckte Material in weitestem Umfang herangezogen und geschickt verarbeitet. Bei aller Begeisterung für seinen Helden — und wer möchte den Enthusiasmus für den großen Feldherrn und noch größeren Menschen nicht teilen! — ist Unger keineswegs blind für die Schwächen Gneisenaus, die freilich vor seinen Vorzügen fast zunichte werden. In der trefflichen Betrachtung des Verhältnisses zwischen Blücher und Gneisenau kommen beide zur Geltung; gegen die beliebte Unterschätzung Blüchers hat ja schon Treitschke erfolgreich angekämpft; die Schlacht von Laon beweist deutlich, wie sehr dem Heere neben Gneisenaus „Besonnenheit" die Blüchersche „Verwegenheit" not tat. Das Urteil Ungers ist hier wie immer nicht gerade sehr tief, aber stets gesund;

Digitized by Google

neben der geistreichen, oft allzu geistreichen Biographie Delbrücks wird man dies frische Soldatenbuch gerne und nicht ohne Nutzen lesen.

Noch weniger als Unger und Delbrück darf man die Biographen Wilhelm von Humboldts, Rudolf Haym und Otto Harnack, mit einander vergleichen. Hayms Buch ist, wenn es auch da und dort veraltet sein mag — man schätzt bei wirklich starken Büchern die Bedeutung des Veraltens nicht leicht zu gering — immer noch die Humboldtbiographie; der viel zu früh und unter tragischen Umständen dahingeschiedene O. Harnack hat ein — sicher sehr hübsches, lesbares, kluges — Buch über diesen rätselvollen, vielseitigen und vieldeutigen Geist verfaßt. Schon der engbegrenzte Raum, der dem Stuttgarter Literaturhistoriker in der Sammlung „Geisteshelden" (E. Hofmann, Berlin 1913) zur Verfügung stand, mußte eine wirkliche Schilderung des Menschen, des Künstlers, des Gelehrten, des Politikers Humboldt fast unmöglich machen. Humboldt gehört für uns — wenn ich von mir auf andere schließen darf — menschlich und geistig zu den schwerverständlichen Naturen; die Luft, in der er atmete, ist uns derber Gearteten zu dünn geworden. Das Reinkünstlerische seines Wesens bedarf für uns weitausholender Erklärung; auch die Art seines politischen Denkens macht uns häufig Mühe; nur in der Umgebung Gleichgearteter, in die ihn etwa Meinecke hineingestellt hat, können wir ihm näher kommen. Das soll kein Vorwurf gegen Harnack sein; sein Buch wird den Tausenden, die von Humboldt gar nichts wissen, nötige und wohl auch willkommene Belehrung bieten — der Verfasser von „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" ist geistreich genug, um allen etwas zu geben —, nur eine Lebensmacht wird sein „Humboldt" nicht für uns werden können, weniger vielleicht durch Harnacks als durch unsere eigene Schuld.

Ich habe in diesen Blättern meine Anschauung über die „Geschichte Europas von 1815 bis 1871" des Züricher Professors Alfred Stern bereits ausgesprochen und müßte, wenn ich die zweite Auflage der beiden ersten Bände (Cotta, 1913) ausführlicher behandeln wollte, die wenigen Einwände und das reichere Lob nur wiederholen. Ich möchte daher die neue, sorgfältig durchgearbeitete und vermehrte Auflage nur anzeigen und betonen, daß Stern wahrlich nicht um „die Nachsicht und die Geduld der Leser" zu bitten braucht, sondern ruhig mit großer und verdienter Dankbarkeit des Publikums rechnen kann. Sein Buch füllt — man darf das oft mißbrauchte Wort hier wohl benützen — eine Lücke aus; wir warten ungeduldig auf die Fortsetzung des Erschienenen; die Schilderung der europäischen Geschichte in den Jahren 1848 bis 1871 ist längst eine historiographische Notwendigkeit.

Die Lebenserinnerungen von Carl Schurz haben mit einem dritten Bande, der prächtige Briefe und eine treffliche Biographie von 1869 bis 1906 aus der Feder F. Bancrofts und W. Dunnings enthält (Gg. Reimer, Berlin 1912), ihren Abschluß gefunden. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man die drei Bände zu den besten Memoirenwerken zählt, die unsere deutsche Literaturgeschichte aufzuweisen hat. Ein wechselvolles, fast abenteuerliches Dasein! Der Sohn des Schulmeisters von Liblar, in Geist und Temperament ein echter Rheinländer, schwärmerisch und freiheitsdurstig, wird, man möchte sagen naturgemäß, 1848 zum Revolutionär, zum Offizier der aufständischen badischen Armee; entrinnt mit knapper

Digitized by Google

Not in Rastatt den preußischen Kugeln; befreit wenige Jahre später tollkühn den geliebten Freund Kinkel aus der Festung Spandau; siedelt, nach kurzem Aufenthalt in England, nach dem Land der Hoffnungen und Möglichkeiten über; stürzt sich hier mit Feuereifer, unterstützt durch eine glänzende Rednergabe, in die Politik; erringt sich, trotz seines deutschen Idealismus, eine geachtete Stellung und wird sogar der Freundschaft Lincolns gewürdigt; wahrt als tapferer General unter dem Sternenbanner den alten Waffenruhm der Heimat und wirkt schließlich, nach langen Kämpfen, segens- und einflußreich als Senator, als „Schutzpatron" der Deutschamerikaner, verehrt und bewundert als eine der markantesten Persönlichkeiten der modernen amerikanischen Geschichte. Man bräuchte gar kein großer Schriftsteller zu sein, um dies reiche, bunte Leben fesselnd zu schildern. Aber zu allem Überfluß verfügt dieser Hochbegabte über eine erstaunliche Darstellungsgabe. Schon der Siebzehnjährige malt in einem seiner Briefe ein packendes, wenngleich jugendlich übertriebenes Bild einer Revolte in Köln; der gereifte Mann kann humorvoll plaudern — wie amüsant ist die stellenweise etwas groteske Schilderung seines Wirkens als Gesandter in Madrid; er kann lebendig charakterisieren — trotz aller Wunderlichkeit seines Außern erkennen auch wir in Lincoln sogleich den edlen und großen Menschen und teilen bewegt den gewaltigen Eindruck, den Bismarck[1]) auf den ihm so wesensungleichen Schurz machen mußte. Vor allem aber, Schurz kann erzählen; die Schilderung der Jugendzeit am Rhein, der badischen Revolution, der Befreiung Kinkels liest sich wie ein Roman, und der zweite Band steht, obwohl er aus dem Englischen übersetzt ist, dem ersten an unmittelbarer Wirkung kaum nach; wenn uns Chancellorsville und Gettysburg anfangs auch weniger vertraut sind als Düppel und Alsen, bald stehen wir selbst mitten im wechselvollen Kampf gegen die Sezession und freuen uns der Waffentaten unserer deutschen Brüder jenseits des Ozeans, als wenn es die unsern wären. Man sollte die Schurzischen Erinnerungen recht vielen jungen Deutschen in die Hand geben; das Revolutionäre darin wird ihnen nicht schaden; das Wildbewegte und Romantische wird sie entzücken; vor allem aber könnten sie lernen, wie rein, wie opferfreudig die Generation war, die das deutsche Reich schuf und an der Entstehung des neuen Amerika mitarbeitete. Man möchte unserer Zeit etwas von dem Idealismus der alten Achtundvierziger wünschen; gewiß, sie waren doktrinärer und unpolitischer, als wir klugen Realisten, aber sie brachten das in die Politik mit, was uns Kühleren und Ängstlicheren fehlt: Stolz und Mut und heiße Herzen.

Ein neues Buch von Friedrich Meinecke ist für uns Historiker und nicht nur für uns stets ein großes Ereignis. Meinecke, einer der feinsten, schärfsten und reichsten Geister unserer heutigen Geschichtswissenschaft, schenkt uns immer nur Vollausgereiftes und inhaltlich wie formell Neues. Sein Buch über „Weltbürgertum und Nationalstaat" ist für viele von uns Jüngeren eine Art Bibel geworden, bestimmend für Wahl und Gedankengang unserer eigenen Arbeiten. Sein „Boyen" gilt mit Recht als das Muster einer stoff- und ideenreichen Biographie; seine — leider immer noch nicht in würdiger Form gesammelten — Aufsätze betrachten Men-

[1]) Die ersten Aufzeichnungen von Schurz über seine Begegnung mit Bismarck wurden im Dezemberheft 1913 der Südd. Monatsh. durch Professor Fester veröffentlicht.

Digitized by Google

schen und Dinge stets vom höchsten geistesgeschichtlichen Standpunkt; auch seine Rezensionen jagen, wie einmal der originelle alte Pfarrer Henhöfer von den Predigten seines Vikars Frommel verlangt hat, stets den „Hirsch" und verachten die „Hasen", in einer Zusammenstellung der kleineren Schriften dürften auch diese Besprechungen nicht fehlen, die häufig die Wissenschaft mehr gefördert haben als die besprochenen Werke selbst. Kein Wunder, daß man die Vollendung des Hasselschen Buches über Radowitz durch Meinecke mit Interesse erwartet und mit Freude begrüßt hat. Es ist freilich zu bedauern, daß Meinecke, trotz einer eingehenden Einleitung, die sein Werk über „Radowitz und die deutsche Revolution" (Mittler, Berlin 1913) zu einem selbständigen Ganzen gemacht hat, den Anschluß an Hassel nicht völlig aufgeben und die Entwicklungsjahre des preußisch-deutschen Staatsmanns bis 1848 ebenso ausführlich schildern konnte, wie die Zeit des Frankfurter Parlaments und der preußischen Union. Er hätte dann die fast beängstigende Fülle der zum Teil abstrakten Gedanken, die in dem Einleitungskapitel eben doch nur skizziert werden, weiter entwickeln und reicher erläutern können; so, wie sie jetzt dahinfluten, erwecken seine Ideenmassen den Eindruck eines gewaltigen Stromes, der ein zu enges Flußbett unwillig ausfüllt und zu überfluten droht. Erst mit der Erweiterung der Darstellung von 1848 an kommt die historische Künstlerschaft Meineckes voll zur Geltung. Aber wieder bedauert der Leser unwillkürlich, daß ein so großer Geschichtsschreiber uns nur einen einzelnen Mann und nicht die ganze Zeit der Revolution geschildert hat. Was Meinecke uns an Aufrissen und Überblicken bietet, ist so neu, so geistvoll, so gewaltig, daß man sehnlich eine Darstellung der deutschen Volksbewegung in ihrer Gesamtheit aus seiner Feder wünschen möchte. Umsomehr als die Einzelpersönlichkeit, die er zum Titelhelden gemacht hat, uns Jüngern Bismarcks fast nur deshalb stärkere Anteilnahme abgewinnt, weil eben Meinecke sie mit seiner erstaunlichen psychologischen Kraft analysiert. Gewiß, die Entwicklung vom Heißsporn der christlich-germanischen Partei zum selbständigeren Staatsmann interessiert; der Freund Friedrich Wilhelms IV. ist in gewissem Sinn ein Anreger, namentlich für die Beziehungen zwischen Staat und katholischer Kirche; der Versuch, die beginnende Absonderung der Katholiken von den übrigen politischen Parteien zu hemmen, den neuen deutschen, aus protestantischem Boden emporwachsenden Bundesstaat auch mit dem katholischen Teil der Nation zu verbinden, ist sicher Radowitzens größte und auch allgemein betrachtet eine große Tat und ein noch größerer Gedanke. Aber trotzdem — der Schöpfer der Union ist kein überragender, kaum ein bedeutender Staatsmann. Das weiß natürlich Meinecke am besten; bewundernswert hebt er den Mangel an Naivität im Denken, an Kraft im Handeln immer wieder hervor; weist immer wieder auf die Heimatlosigkeit dieses Wahlpreußen hin, dem überdies von Anfang an sein strenger Katholizismus ein Stück Wirkung nicht nur in Preußen, sondern auch in Frankfurt raubte. Meinecke betont die „politische Weit- und Übersichtigkeit", die das praktische, einseitige Handeln immer wieder verhindert, das „Blutlose" dieses Geistes, den mystischen Grundton, das seltsam Asketische in sittlicher und künstlerischer Empfindung. Prachtvoll vor allem die Schilderung des „kombinierenden Eklektikers" im Frankfurter Parlament, die geistreiche Darstellung seines ständigen Umlernens und Sichanpassens.

Digitized by Google

Man versteht, daß das psychologische Problem gerade Meinecke reizen mußte. Und dennoch — wenn wir Bismarck neben diesen gelehrten, gedankenvollen, ideenreichen General stellen, wie verblaßt das Bild Radowitzens, der nicht einmal seine eigene Partei beherrschen konnte, vor der naturwüchsigen Urkraft des märkischen Junkers, der alle Widerstände, persönliche wie sachliche, mit wildem Ungestüm, mit List und Gewalt, zu Boden warf und Fürsten und Völker nach seinem Willen zwang. In der Politik gibt eben doch nur der Wille den Ausschlag, nicht der Intellekt. Man ist heutzutage mehr als je geneigt, die Ideen von 1848 und zwar zum Teil sogar die großdeutschen hochzuschätzen und fast als Richtlinien zu empfehlen, während man die Verkleinerung des Ziels durch Bismarck manchmal fast beklagt. Solche Gedankengänge liegen natürlich Meinecke ganz fern; gerade sein „Radowitz" regt ja indirekt dazu an, der Kritik des durch Bismarck Erreichten entgegenzutreten. Das Scheitern der Pläne Gagerns, Friedrich Wilhelms IV., Radowitzens beweist denn doch durch die Logik der Tatsachen die Richtigkeit der engeren und realistischen Politik Bismarcks; sie allein errang das damals Erreichbare und zwar das Höchste des Erreichbaren. Selbstverständlich ist eine Entwicklung über Bismarck hinaus denkbar; aber diese Weiterentwicklung muß sich dann in Bismarckischem Sinne, mit Bismarckischen Mitteln und wohl auch durch eine Bismarckische Persönlichkeit vollziehen. Radowitznaturen als Leiter unserer Politik würden dem heutigen Deutschland ebenso schaden, wie sie dem Preußen von 1850, trotz oder wegen der Vielseitigkeit und Empfänglichkeit ihres Geistes, geschadet haben.

Seit einigen Jahren hat sich die Aufmerksamkeit unserer Forscher wieder lebhaft der Entstehungsgeschichte des Krieges von 1870 zugewandt. Freilich, da die Staatsakten noch immer nicht zugänglich sind, mit einem Erfolg, dessen Größe nicht ganz der Zahl der Arbeiten entspricht. Die wirklich neuen Aufschlüsse sind scheinbar so spärlich, daß man fast an der Lösung der vielen Rätsel verzweifeln könnte. Wenn man aber heute die Sybelsche Darstellung mit Richard Festers „Neuen Beiträgen zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien" (Teubner, Leipzig 1913) vergleicht, so sieht man doch, daß wir einen tüchtigen Schritt vorwärts getan haben. Das ist nicht zum mindesten gerade Festers Verdienst. Die Heranziehung alles erreichbaren Materials, vor allem der Zeitungen und der spanischen Literatur, hat zu schönen Resultaten geführt, wenn auch die Bedeutung des Neuen nicht ganz die mühevolle Arbeit lohnt. Fester untersucht vor allem die europäischen und dynastischen Beziehungen der Kandidatur Leopolds. Der ibertische Charakter der Kandidatur erklärt, wenigstens zum Teil, die schroffe Ablehnung eines preußischen Prinzen durch Frankreich; die Unterstützung der Kandidatur durch den italienischen Gesandten in Lissabon, Oldoini, läßt ahnen, daß auch für die italienische Regierung viele Wege nach Rom führten; die Nennung Leopolds schon im Jahre 1866 durch den preußischen Gesandten in Madrid, Werthern, und die weitere Rolle Wertherns im Jahre 1867, deren Kenntnis Fester den überhaupt recht ertragreichen Beichlinger Papieren verdankt, verstärkt Vermutungen, die ein sehr frühzeitiges aktives Interesse Bismarcks an der spanischen Frage annehmen. Die zusammenfassende Darstellung von der Septemberrevolution bis zum Anfang Juli 1870 gibt zahlreiche neue Tatsachen und formuliert Bekanntes schärfer und richtiger;

Digitized by Google

manches, z. B. der „Zufall", der zum vorzeitigen Platzen der spanischen Bombe führte, bleibt freilich nach wie vor rätselhaft. Zur Ergänzung sollte man die „Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien" heranziehen, die Fester in der bekannten Brandenburg-Seeligerschen Quellensammlung zur deutschen Geschichte (Teubner, Leipzig 1913) herausgegeben hat; sie liefern den Rohstoff zu Festers bisheriger und künftig zu erwartender Darstellung, ermöglichen jedem Leser die Kritik auf Grund eigener Aktenkenntnis und werden bald ein oftbenütztes Hilfsmittel unserer historischen Seminare sein. Aber auch der Laie sollte diese Sammlung fleißig studieren; bei der Durchsicht der Dokumente etwa für den 9. bis 13. Juli fühlt man so recht die dramatische Größe dieser Tage, kein Historiker kann die unmittelbare Wirkung dieser Aktenstücke übertreffen. Da und dort werden spätere Auflagen eine Ergänzung bringen; für die Emser Tage möchte ich auf eine hübsche Notiz über die andauernd friedfertige Gesinnung des Königs in Loës „Schlachtenbrief" (Manz, Regensburg 1912) hinweisen; sonst vermisse ich nur die Sitzung der Kommission des gesetzgebenden Körpers am Nachmittag des 15. Juli.

Die Biographie des Grafen Julius Andrássy von Eduard von Wertheimer liegt jetzt in drei stattlichen Bänden vollendet vor (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1910 und 1913). Die Bedeutung des großen Ungarn, des hervorragendsten Ministers unter Franz Joseph, für die habsburgische Monarchie und für das deutsche Reich bedarf kaum der Auseinandersetzung. Unsere ganze Politik beruht, heute stärker denn je, auf dem deutsch-österreichischen Bündnis, das Bismarck und Andrássy ins Leben gerufen haben. Aber auch Andrássys orientalische Politik gehört noch nicht der Vergangenheit an; noch hat der Kampf um die Hegemonie auf dem Balkan nicht aufgehört, und die große Stellung, die Österreich trotz allem doch immer noch inne hat, hat es fast ausschließlich dem entschlossenen und zähen Staatsmann zu verdanken, der seine Geschicke in den siebziger Jahren leitete. Eine Biographie Andrássys wird also notwendigerweise zu einer Geschichte Österreichs von 1866, zu einer Geschichte der auswärtigen deutschen Politik von 1870 an werden müssen. Das Material zu einer so umfassenden Darstellung hat Wertheimer auch mit großem Fleiß zusammengetragen. Er hat, außer zahlreichen Familienpapieren, die Akten des k. k. Ministeriums des Äußeren, aber auch die sonst so ängstlich gehüteten Papiere des preußischen Staatsarchivs einsehen dürfen; scheinbar ist ein Ungar unserer Reichsleitung vertrauenswürdiger als die reichsdeutschen Forscher, die noch vergeblich auf aktenmäßige Aufschlüsse etwa über die Entstehung des Kriegs 1870 harren. Immerhin müssen wir froh sein, daß wir überhaupt etwas aus den Akten erfahren. Wir werden künftig die Beziehungen Deutschlands zu Rußland und natürlich auch zu Österreich in den siebziger Jahren ausführlicher darstellen, aber auch die innere Geschichte, vor allem den Kulturkampf, da und dort mit der äußeren Politik verbinden können. Allerdings muß uns Wertheimers Buch erst von Marcks oder Lenz gedeutet werden; denn Wertheimer selbst hat leider der Form seiner Ausführungen nur geringe Aufmerksamkeit zugewandt, hat es verschmäht, das Wichtige und Charakteristische scharf hervorzuheben, die Probleme zu formulieren, die Lücken unserer Kenntnis aufzuzeigen, kurz: den ihm zur Ver-

Digitized by Google

fügung stehenden reichen Stoff künstlerisch zu verarbeiten. Sicher nicht aus Unfähigkeit; die aufschlußreiche und mit zahlreichen Legenden kräftig aufräumende Biographie des Herzogs von Reichsstadt (Cotta, 2. Aufl. 1913) beweist, daß Wertheimer gewandt schreiben und geschickt darstellen kann. Vielleicht hat er also diesmal nur deshalb auf straffere Zusammenfassung verzichtet, um sein Material möglichst ungetrübt durch subjektive Färbung wiederzugeben. Das ließe sich gerade bei Beiträgen zur jüngsten Vergangenheit hören, obwohl ein Buch eben doch ein Buch und keine Aneinanderreihung von Akten- und Literaturauszügen sein sollte; freilich macht das merkwürdige Verlangen der Archive, diplomatische Depeschen nur in indirekter Form zu reproduzieren, bei Werken, die die neueste Geschichte behandeln, die saubere Trennung von Text- und Aktenbänden unmöglich, die allein den Leser ebensowohl wie den Forscher befriedigen würde.

Schließlich möchte ich noch die „Denkwürdigkeiten" des Generals Eduard von Fransecky empfehlen, die schon in zweiter Auflage erschienen sind (Boll und Pickardt, Berlin 1913). Bis 1843 sind sie von Fransecky selbst ausgearbeitet und geben ein sehr lebendiges und unterhaltendes Bild des preußischen Heeres unter Friedrich Wilhelm III. Hervorzuheben ist die Charakteristik des alten Wrangel, der hier endlich einmal als der tüchtige und verdienstvolle General, der er in seinen besten Jahren sicher war, und nicht nur als das Objekt zahlloser Anekdoten erscheint. Die Zeit nach 1843, die eigentliche Heldenzeit Franseckys — 1866 Swiepwald und Blumenau, 1870/71 Gravelotte, Villiers und Pontarlier — hat Oberstleutnant von Bremen, gestützt auf Franseckys Aufzeichnungen und Vorträge und auf Mitteilungen von Augenzeugen sehr hübsch und belehrend geschildert. Das Beste freilich ist der alte, knorrige, tapfere, königstreue, stramm konservative General selbst, der mit klugen Augen in die Welt schaut, seinen Beruf pflichteifrig ausfüllt und doch an Kunst und Wissenschaft nie verständnislos vorübergeht. Rührend besonders das Verhältnis zwischen dem Gouverneur von Berlin und seinem alten König; die Geschichten, die Wilhelm I. seinem Kriegskameraden bei der täglichen Überbringung der Parole erzählt, bieten zwar inhaltlich nicht viel Neues, aber die ganze Art des Verkehrs zwischen den beiden greisen Männern läßt verstehen, daß Preußens Soldaten für diesen König lebten und starben. Nichts Besseres ist unserer Heimat zu wünschen, als daß es ihr nie an Herrschern fehlen möge, die Wilhelm I., nie an Heerführern, die Eduard von Fransecky gleichen. Fritz Endres.

Die Zustände im Hamburger Schlachthof.

Wir werden um Abdruck folgender Resolution gebeten (z. vgl. Februarheft, Seite 680): „Eine am 23. April in München vom Verein für Frauenstimmrecht einberufene Versammlung hat mit Entrüstung erfahren, daß die 1913 schon durch die ganze deutsche Presse bekannt gewordene und entsprechend gegeißelte Methode des Gebrauchs von Eisenhaken beim Schweinetransport auf dem Hamburger Schlachthof trotz der allseitigen Empörung über solche Barbarei bis zum heutigen Tage fortdauert. — Da es zweckmäßigere und humanere Transportmittel gibt, die in anderen Schlachthöfen längst eingeführt sind, erblickt die Versammlung in der Duldung solcher gänzlich überflüssigen Tierschinderei seitens der Hamburger

Digitized by Google

Schlachthofverwaltung einen Schandfleck der Kultur und Menschlichkeit, von dem die ganze deutsche Nation getroffen wird, soweit sie nicht mit aller Energie gegen solche Zustände und die für sie verantwortlichen Persönlichkeiten protestiert. Da die Versammlung in München leider nicht in der Lage ist, gegen die oben gekennzeichnete Methode auf dem Hamburger Schlachthof mit wirksameren Mitteln vorzugehen, so bringt sie den Hamburger Behörden und der Schlachthofverwaltung ihren Protest hierdurch zum Ausdruck.

Da man an der Behandlung, die der Mensch dem Tiere angedeihen läßt, seinen Kulturzustand erkennt, bedauern wir, daß nach diesem Maßstab bemessen, die Freie Stadt Hamburg sich vom Kulturideal noch weit entfernt hält."

Schlözers Mexikanische Briefe.

Der Erfolg der Briefe aus Rom (S. M., X., 9) war so groß, daß diejenigen, die Schlözer aus Mexiko an die Mutter, den Schwager und einen römischen Maler schrieb, einer günstigen Aufnahme sicher waren. (Deutsche Verlagsanstalt 3 Mark.) Die Situation war heikel: Maximilian erschossen, Juarez Präsident, ein Handelsvertrag schleunigst zu machen. Schlözer hat anfangs, wenn er an Rom zurückdenkt, greuliche Gefühle. Washington war damals noch „eine stille Stadt mit furchtbar breiten, fast ländlichen Straßen, deren Holzhäuser einen beinahe russischen Eindruck machen". Telegramme nach Mexiko sind 14 Tage unterwegs. Auf Cuba mit der Promptheit des Kalenders jedes Jahr eine Revolution. Interessant ist eine Stelle über Arnim: „ich habe im Caffarelli, noch mehr in Berlin, die Überzeugung gewonnen, daß trotz seiner angenehmen Umgangsformen kein Verlaß auf ihn ist". Beim ersten Empfang bei Juarez sah Schlözer auf einem der geschliffenen Portweingläser noch das *M* mit der Krone. Das Klima behagt ihm; es ist nicht so verrückt wie in Brasilien, wo der russische Gesandte dem Kaiser sein Kreditiv vor die Füße warf mit den Worten *qu'il était las de rester à la cour d'un roi des singes et des perroquets.* Der mexikanische Kriegsminister, der mit dem Erschießen anderer rasch bei der Hand ist, ist ein Gemütsmensch, der als einzige Nahrung täglich 14 Tassen Schokolade trinkt und sich von Schlözer Klavier vorspielen läßt. Juarez sieht kostbar aus: ein starres, braunes Indianergesicht mit einer Riesennarbe, stechende Augen, aber biedere Vatermörder. Stimmung in Europa 1869: „Beust hetzt, Bismarck schmollt, Europa fragt sich jeden Morgen, wie Louis Napoleon geschlafen hat und Eugenie fängt an sich täglich mehr *au sérieux* zu nehmen." Die Revolutionen in Mexiko dagegen nimmt kein Mensch mehr ernst: „ganz uninteressante Desperados, von denen die einen stets etwas wollen, wegen dessen sie von den anderen über den Haufen geschossen werden, um dann wieder denselben Firlefanz mit umgekehrten Rollen von neuem anzufangen." Der Krieg 1870 bricht aus. Als Schlözer Bismarck am 21. Juni in Varzin verließ, fing Bismarck an Karlsbader zu trinken, „was man nicht tut, wenn man vier Wochen später in den Krieg soll" — so friedlich schien damals noch alles! In New-York glühender Patriotismus der Deutschen: viermal täglich europäische Telegramme. In Mexiko: Enthusiasmus genau so groß, aber Nachrichten zweimal im Monat. Ein parodistisches Testament Napoleons kursiert in der römischen Gesellschaft:

Digitized by Google

Je lègue au Pape mon Eugénie,
Mes talents aux aventuriers,
A mes partisans l'infamie,
Mon grand livre à mes créanciers,
Au peuple l'horreur de mes crimes,
Mon exemple aux tyrans,
A la France ses droits légitimes
Et le Bagne à mes chers parents.

Schlözer atmet doch recht auf, als er Gesandter in Washington wird. Zuvor besucht er Bismarck: „es war fabelhaft interessant, in diese geniale Maschine hineinzublicken. Wenn andere bei diplomatischen Schachzügen die verschiedenen Möglichkeiten mit ihren Folgen ins Auge fassen und deren ein Dutzend ausklügeln, hat seine Gehirnzentrale schon mindestens doppelt so viele durchflogen." Schlözers zwei politische Denk- und Trostsprüche: „In der Politik kommt es niemals ganz so schlecht, wie man gefürchtet, und niemals ganz so gut, wie man gehofft hat" (Friedrich d. Gr.). „*En politique il ne faut jamais prendre les choses au tragique, mais toujours bien au sérieux*" (Thiers). Ein Druckfehler Seite 19: Die Importenfabrik — gesegnet sei sie! — heißt nicht Partaras, sondern Partacas. J. H.

Die Inselbücherei.

Wenn eine neue Sammlung guter, billiger Bücher in nicht viel mehr als Jahresfrist die Bandzahl von einer Million erreicht, so ist das nicht nur für das Unternehmen ein erfreuliches Zeichen, sondern auch für das Publikum. Abermals ist eine neue Reihe dieser niedlichen Dinger herausgekommen, und wo in aller Welt deutsche Bücher gekauft werden, beherrschen sie die Auslage mit ihrer Zahl und ihren eigentümlichen, tapetenartigen Einbänden: Die Abenteuer Sindbads des Seefahrers. Griechische Lyriker. Erinnerungen der Gräfin Tolstoi an ihren Neffen, den großen Dichter. Christopher Marlows gewaltige Tragödie Eduard II. Eine Auswahl aus Walt Whitmans Gedichten. Dostojewskis Erzählung Die Sanfte. Phantastische Erzählungen von Poe, darunter den berühmten Goldkäfer. Aus der französischen Literatur: La Rochefoucaulds Maximen, Verlaines Erinnerungen aus dem Gefängnis und von Baudelaire 47 Gedichte aus den *Fleurs du Mal* in der Ursprache. Hauptziel der Inselbücherei bleibt nach wie vor die Wiedererweckung deutscher Werte: Die Geschichte von Karl dem Großen in der Aufzeichnung Notkers des Stammlers von Sankt Gallen. Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein. Das Buch Judith in der Verdeutschung Martin Luthers mit 3 Holzschnitten von Hans Holbein. Von Winckelmann die vier berühmten Aufsätze über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, Erinnerung über die Betrachtung der alten Kunst, Von der Grazie in Werken der Kunst, Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom. Fünf Aufsätze Über die deutsche Sprache von Jakob Grimm. Eine Auswahl aus den Gedichten Clemens Brentanos. Ein Aufsatz über Gottfried Keller von Ricarda Huch. Karl Vollmoellers Parcival. Zum Schluß der Band, dem wohl die höchste Auflagenziffer vorausgesagt werden kann: Das alte Puppenspiel vom Doktor Faust. J. H.

Ritter von Langs „Geschichte des Fürstentums Ansbach-Bayreuth"

ist in einer neuen Ausgabe herausgegeben von Dr. Adolf Bayer bei Seybold in Ansbach erschienen. Man kann über den Historiker Lang auch heute nichts Besseres

Digitized by Google

sagen, als was Muncker vor 30 Jahren in der Allgemeinen Deutschen Biographie geschrieben hat: „Langs Arbeit unterschied sich von allen ähnlichen Versuchen vor ihm. Statt bloßer Genealogien und chronikhafter Kompilationen über die Markgrafen und ihr Hof- und Kriegsleben unternahm er es, eine Geschichte des Bayreuther Landes und seiner Regierung, Verfassungen und Sitten zu schreiben. Um aber hiebei möglichst gewissenhaft zu verfahren, beschränkte er seinen Stoff auf einen kurzen Zeitraum, den er aufs gründlichste aus gedruckten und ungedruckten Quellen — Lang war Archivar zu Bayreuth und Kulmbach — kannte. Er behandelte nur die Zeit von 1486—1603, von der definitiven Trennung der beiden fränkischen Fürstentümer von der brandenburgischen Kur bis zum Aussterben der fränkischen Linie der Hohenzollern. Bei aller Akribie im einzelnen wußte Lang übersichtlich darzustellen; sein Vortrag war klar und anregend, seine historische Anschauung sprach er mit rücksichtslosem Freimut aus. Daß er den Ton von Johannes Müllers schweizerischer Geschichte, ohne innerlich davon ergriffen zu sein, äußerlich nachahmte und, den Ideen Friedrch Schlegels folgend, seine geschichtliche Entwicklung allzu künstlich nach philosophischen Prinzipien zu regeln suchte, machte der Verfasser sich später selbst zum Vorwurf." Der bisher erschienene erste Band (1486—1557) wird in der neuen billigen Ausgabe (gebunden 2 Mark) gewiß zahlreiche Leser finden.

Carl Peters über England.

Einem Kenner englischer Verhältnisse wie Carl Peters zuzuhören ist immer lehrreich. Kein Wunder, daß sein Buch „England und die Engländer" (Hamburg, Südwest-Verlag Adolf Rüsch, 4 M) in 12000 Exemplaren verbreitet ist. Aus einer über zwanzigjährigen Kenntnis hervorgegangen, wurde es von der englischen Kritik ungewöhnlich freundlich aufgenommen. (In der nächsten Auflage dürften wohl Ausdrücke wie Nonconformist, Clubland, Belgravia u. ä. für manche Leser kurz erläutert werden.) Peters zieht auch Parallelen mit deutschen Verhältnissen. Interessant ist z. B. was er über das Nachtleben sagt, das journalistische Kretins gern mit Großstadt verwechseln. Er erklärt den Wirtshausschluß um 12 Uhr für eine der segensreichsten Einrichtungen, gerade in einer Weltstadt wie London. Berlin ist „die unsolideste Stadt", die er kennt: „ein großes Tingeltangel: es ist wohl noch nicht berechnet worden, welches Quantum von Nervenkraft Nacht um Nacht in dieser Reichshauptstadt geradezu verpufft wird"; Wirte und Kellner möchten nicht um schweres Geld eine Verlängerung der Polizeistunde! Ebenso scharf schreibt er gegen den zu späten Ladenschluß: „Armselige Ladenmädchen oder Kommis bis 9 oder gar 10 Uhr an die Läden zu fesseln ist eine nutzlose Schikanierei, welche man doch mindestens wie Tierquälerei bestrafen sollte." Es wäre unehrlich zu verschweigen, daß auch in England Symptome eines allmählichen Niedergangs zu bemerken sind. Peters konstatiert eine immer deutlicher wahrnehmbare Arbeitsunlust, und auch Schröer in seiner anregenden Englischen Literaturgeschichte (Sammlung Göschen, 2 Bd.) klagt bitter: „anstatt Ruhe und Sammlung am Sonntag, Hast und Zerstreuung am *week-end!* Wenn sie doch nur ahnten, welch kostbares Gut sie für diesen vermeintlichen Fortschritt hingeben!!" Wenn die Lebehanswurste in Gesetz und Polizei dreinreden, geht es mit einem Volk bergab. J. H.

Digitized by Google

Der letzte Elefant.[1])

Ein müder Erbe, du, der letzte Sproß
der Ahnenreihe, die mit dir beschloß!
Zweihundert Lebensjahre waren wie
ehrwürdig-alten Stammes Agonie;
die Deinen sind vergessen; du allein
bliebst fremd zurück; bald wirst auch du nicht sein ...
Die Erde sahst ihr noch im Jugendglanze,
als tropisch überall die Sonne glühte,
hoch wie ein Baum und starr wie eine Lanze
der Schachtelhalm an stillen Wassern blühte;
da rauschte noch balsamischer Gräser Wogen,
lebendige Fülle deckte alles Land;
und eure Vettern, stille Riesen, zogen
bis an des nördlichsten Gestades Rand. —
Ein häßlich, schmächtig Tier, mit nackter Haut,
stand aufrecht, murmelte verworrnen Laut
und wurde Mensch ...
Der Frühling starb. Die Erde lag, verlassen
vom Licht, in Nebeldunst und Eisesmassen,
nur ihren liebsten Kindern gönnte mild
Natur im Süden reicheres Gefild.
Verändert war schon manchen Stammes Art,
ihr, früh vollkommen, bliebet, was ihr wart. —
Da sahest du den jungen Menschen wieder,
zu neuer Schönheit wunderbar gestaltet:
ein weiß Gewand, vom Winde sanft entfaltet,
verhüllt und zeigt die schmiegsam schlanken Glieder.
Er blickte, eigner Kräfte kaum bewußt,
mit Kindesbangen auf zum Ewig-Leeren,
auf jene bunte Welt mit Kindeslust,
auf deine Macht mit zagendem Verehren.
Du aber wurdest seiner Freunde bester,
die ihr einander doch so ungleich schient:
du dientest ihm, wie eine ältre Schwester
dem Säugling dient ...
Noch sah manch neugeschaffenes Jahrtausend
Tod und Verändrung, miteinander hausend.
Längst hatte sich der Mensch die Welt gewonnen,
doch längst war auch sein Jugendreiz verronnen.
Es wimmelte in Scharen seine Brut,
ihr dienten Feuers Kraft und Wassers Flut;
von fremdem Wirken, fremdem Blute reich,
erschien der Stolze sich den Göttern gleich,
die Mitgeschöpfe lernte er verachten,
vertilgte, die sich nicht zu Sklaven machten.
Ja auch der Mensch verkümmerte zuletzt:
die rohe Masse ward zum Herrn gesetzt. —
Die ungeheure Einsamkeit begann,
es starrte euch wie leere Öde an,
ihr wurdet fremd in neuer Herrschaft Ländern,
zu alt und vornehm, um euch auch zu ändern.
So magst du, Letzter, sanft und still verlassen
die Welt, die nicht mehr Raum hat, euch zu fassen.
Gemeinem Sinn gehört die Spanne Zeit,
dem Vornehm-Edeln die Vergangenheit.

[1]) Freunde des verstorbenen Bremer Dichters Gerhard Ouckama Knoop bitten uns, dieses Gedicht zum Abdruck zu bringen, damit es den Freunden des Naturschutzes bekannt werde. Wir entsprechen diesem Wunsch, trotzdem das Gedicht schon einmal gedruckt ist in einem soeben im Inselverlag erschienenen Bändchen: Gedichte von Gerhard Ouckama Knoop.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

1. JUL

Süddeutsche Monatshefte

Gustav Meyrink / Der Kardinal Napellus. Erzählung

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman

Erinnerungen eines Leipzigers an Mendelssohn und Meyerbeer

Hans Thoma / Allerlei Möglichkeiten. Aphorismen

Max Hofmeier / Geburtenrückgang und Kindersterblichkeit

Paul Bruns / Was man mit Annoncen erleben kann

Josef Nadler / Bairisches Barocktheater und bairische Volksbühne

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg

Engelbert Pernerstorfer / Prof. Fr. W. Förster als christlicher Ethiker

Josef Hofmiller / Die Schönheit der tiroler Stadt

Rundschau.

München, Juli 1914.

Digitized by Google

Beachtenswert für Verlobte!

Die von uns hergestellten Leinen, Tischzeuge und Handtücher sind aus den besten Garnen gearbeitet, garantiert nur Rasenbleiche, daher das beste, was herzustellen ist. Die Anfertigung von Bett- und Leibwäsche geschieht im eigenen Atelier und berechnen wir für Maßbestellungen nicht mehr als für Lagerwäsche. **Leinenhaus Fraenkel, Theatinerstr. 17. Handweberei in Leinen, Handtüchern und Tischzeugen, sowie Lager nur erstklassiger Fabrikate.**

◆◆ **Brautausstattungs-Kataloge zu Diensten!** ◆◆

Dr. med. Lahmann's
Nährsalz-Cacao

ist ein Cacaopulver, welches im Gegensatz zu dem nach der gebräuchlichen Methode hergestellten Cacaopulver **nicht mit Chemikalien** wie Pottasche, Magnesia etc. leichtlöslich gemacht wird. Die gleiche Wirkung der Leichtlöslichkeit erzielt Dr. Lahmann durch Behandlung des Pulvers mit seinem **Pflanzen-Nährsalz-Extrakt.** Dabei entsteht der Vorteil, daß dem Cacao wertvolle, aus Pflanzen herrührende **Blutbildungsstoffe (Nährsalze)**, wie Kalk, Natron, Eisen, Kieselsäure, Phosphor etc. zugeführt werden. Das mit diesem **Dr. Lahmann'schen Nährsalz-Cacaopulver** hergestellte Getränk hat den wohltuendsten Einfluß auf Magen und Darm. Verstopfungen, sonst bei Cacaogenuß vielfach vorkommend, sind bei regelmäßigem Genuß von Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao gänzlich ausgeschlossen. **Seit annähernd 30 Jahren im Gebrauch,** hat er sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften viele Freunde über den ganzen Erdball erworben. Ausführliche Broschüren über sämtliche Dr. med. Lahmann'sche Nährsalzpräparate versenden die

Nur echt, wenn in Originalpackung und mit folgender Schutzmarke versehen.

Alleinigen Fabrikanten:

Hewel & Veithen

Kaiserl. Königl., Oesterr.-Ungar. Hoflieferanten, Köln und Wien.

Digitized by Google

CARL ZEISS JENA
BERLIN
HAMBURG
LONDON
MAILAND

CARL ZEISS JENA
PARIS
ST. PETERSBURG
TOKIO
WIEN

ZEISS

FELDSTECHER
FÜR · REISE · SPORT · JAGD
Hohe Lichtstärke · Grosses Gesichtsfeld
Zu beziehen zu Originalpreisen durch opt. Geschäfte
Prospekt T 341 kostenfrei

Gesetzlich geschützt.

Bei Bezugnahme auf dieses Inserat geben wir bei Einkauf von 2 Pack 15% Rabatt.

Sind Ihre Nerven herunter, merken Sie, daß Ihre Leistungsfähigkeit nachläßt, haben Sie Ihren Organismus geschwächt oder gar zerrüttet, so nehmen Sie:

„Lecithin"

Lecithin regelt die Funktionen der inneren Lebensorgane, es kräftigt Rückenmark und Gehirn. Stärkt Körper und Geist.

Lecithin ist das Mittel gegen alle Leiden, welche durch ein verbrauchtes Nervensystem und Rückenmark hervorgerufen werden. Alle ähnlichen Mittel, welche hierfür angepriesen werden, stützen sich lediglich auf die in ihnen enthaltenen Lecithinspuren. — Lecithin wird mit Erfolg auch in solchen Fällen angewendet, denen der Arzt bisher meistens machtlos gegenüberstand. — **Haben Sie irgendwelche Beschwerden, so schreiben Sie uns sofort, wir werden Ihnen mitteilen, ob unser Lecithin zur Beseitigung Ihres Leidens geeignet ist.** Der Versand erfolgt per Nachnahme überallhin in Originalpackungen zu 250 Gramm in verschiedenen Stärken.

Gloria-Milch-Lecithin . . .	Originalpackung	M 6.—
Nerven-Milch-Lecithin	„	M 7.—
Venus-Lecithin (stärkstes Präparat)		M 14.—
Lecithin-Tabletten (mit je 0,5 g absolutem Lecithin .		M 18.—
Lecithin-Praliné (aus Venus-Lecithin)		M 6.—

Sämtliche Lecithine sind auch in kleinen Packungen :: zu halben Preisen erhältlich. ::

Mustergläschen gegen 1 Mark in Briefmarken.

Lassen Sie sich nicht durch billige und wertlose Nachahmungen täuschen, sondern wenden Sie sich direkt an uns

Lecithin-Kontor, Berlin-Steglitz 2a.

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang — Juli 1914 — Heft 10

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Gustav Meyrink / Der Kardinal Napellus. Erzählung 473

Grazia Deledda / Der Schatten der Vergangenheit. Roman 482

Erinnerungen eines Leipzigers an Mendelssohn und Meyerbeer / Aus einem Tagebuch mitgeteilt von Ellie Lafite 512

Hans Thoma / Allerlei Möglichkeiten. Aphorismen 521

Max Hofmeier / Geburtenrückgang und Kindersterblichkeit 527

Paul Bruns / Was man mit Annoncen erleben kann 540

Josef Nadler / Bairisches Barocktheater und bairische Volksbühne 548

Hans Feist-Wollheim / Im Balkankrieg 565

Seite

Engelbert Pernerstorfer / Prof. Fr. W. Förster als christlicher Ethiker . . . 573

Josef Hofmiller / Die Schönheit der tiroler Stadt 596

Rundschau:

Offenherzigkeiten eines österreichischen Geistlichen / Von Spectator Novus . . 600

Ein österreichischer Naturdichter / Von Helene Raff 603

Der Ochsenkrieg / Von Dr. Robert Hallgarten 604

Eduard II. / Von Prof. Dr. Hermann Conrad 606

Mirakel / Von Ulrich Rauscher 609

Berliner „Cabaret" 612

Pantheon-Ausgabe 614

Italienische Reise 614

Religiöse Dichtung 615

Die Meistersinger von Nürnberg . . . 615

Vogelschutz im Altertum 616

Ecco! 616

Josef Hofmiller / Bücher des Monats X

Copyright 1914 by Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München.

Bei allen Installateuren und Elektrizitätswerken erhältlich:

WOLFRAM-LAMPEN A.-G. AUGSBURG

Digitized by Google

Der Kardinal Napellus.

Von Gustav Meyrink.

Wir wußten nicht viel mehr von ihm — außer seinen Namen: Hieronymus Radspieller — als, daß er jahraus, jahrein in dem zerfallenen Schlosse lebte und von dem Besitzer, einem weißhaarigen, mürrischen Basken — dem hinterbliebenen Diener und Erben eines im Trübsinn und Einsamkeit versickerten Adelsgeschlechtes —, ein Stockwerk für sich allein gemietet und mit kostbarem, altertümlichem Hausrat wohnbar gemacht hatte.

Ein greller phantastischer Gegensatz, wenn man eintrat in diese Räume aus der wegverwachsenen Wildnis draußen, in der nie ein Vogel sang und alles vom Leben verlassen schien, wenn nicht hin und wieder die morschen, wirrbärtigen Eiben schreckerfüllt aufächzten unter der Wucht des Föhns, oder der grünschwarze See wie ein in den Himmel starrendes Auge die weißen ziehenden Wolken spiegelte. Fast den ganzen Tag war Hieronymus Radspieller in seinem Boot und ließ ein funkelndes Metall-Ei an langen, feinen Seidenfäden hinab in die stillen Wasser: — ein Lot, um die Tiefen des Sees zu ergründen.

Er wird wohl in Diensten einer geographischen Gesellschaft stehen, mutmaßten wir, wenn wir, von unseren Angelfahrten heimgekehrt, des Abends noch ein paar Stunden in dem Bibliothekzimmer Radspiellers beisammen saßen, das er uns gastfreundlich zur Verfügung gestellt hatte.

Ich habe heute von der alten Botenfrau, die die Briefe über den Bergpaß trägt, zufällig erfahren, daß die Rede geht, er solle in seiner Jugend ein Mönch gewesen sein und habe sich Nacht für Nacht blutig gegeißelt — „sein Rücken und seine Arme seien über und über mit Narben bedeckt", mischte sich Mr. Finch ins Gespräch, als sich wieder einmal der Austausch der Gedanken um Hieronymus Radspieller drehte, — „übrigens, wo er heute nur so lange bleibt? Es muß längst 11 Uhr vorbei sein".

„Es ist Vollmond," sagte Giovanni Braccesco und deutete mit seiner welken Hand durch das offene Fenster hinaus auf den flimmernden Lichtweg, der quer über dem See lag; „wir werden sein Boot leicht sehen können, wenn wir Ausschau halten."

Dann — nach einer Weile — hörten wir Schritte die Treppe heraufkommen; — aber es war nur der Botaniker Eschuid, der da, so spät von seinen Streifzügen heimgekommen, zu uns ins Zimmer trat.

Er trug eine mannshohe Pflanze in der Hand mit stahlblau glänzenden Blüten.

Digitized by Google

„Es ist weitaus das größte Exemplar dieser Gattung, das jemals gefunden wurde; ich hätte nie geglaubt, daß der giftige ‚Sturmhut' noch in solchen Höhen wächst", sagte er klanglos, nachdem er uns einen Gruß zugenickt, und legte die Pflanze mit umständlicher Sorgfalt, damit ihr kein Blatt geknickt werde, auf das Fensterbrett.

„Es geht ihm wie uns," kroch es mir durch den Sinn und ich hatte die Empfindung, daß Mr. Finch und Giovanni Braccesco in diesem Momente dasselbe dachten, — er wandert ruhelos als alter Mann über die Erde, wie einer, der sein Grab suchen muß und nicht finden kann, — sammelt Pflanzen, die morgen verdorrt sind, wozu? — Warum? Er denkt nicht nach darüber. Er weiß, daß sein Tun zwecklos ist, wie wir es von dem unsrigen wissen, aber ihn wird wohl auch die traurige Erkenntnis zermürbt haben, daß alles zwecklos ist, was man beginnt, ob es groß scheint oder klein, — so wie sie uns andern zermürbt hat ein Menschenleben lang. „Wir sind von Jugend an wie die Sterbenden," fühlte ich, „deren Finger unruhig über die Bettdecke tasten — die nicht wissen wonach sie greifen sollen: der Tod steht im Zimmer — was kümmert es ihn, ob wir die Hände falten oder die Fäuste ballen."

„Wohin reisen Sie, wenn die Zeit zum Fischen hier vorüber ist?" fragte der Botaniker, nachdem er abermals nach seiner Pflanze gesehen und sich dann langsam zu uns an den Tisch gesetzt hatte.

Mr. Finch fuhr sich durch sein weißes Haar, spielte, ohne aufzublicken, mit einem Angelhaken und zuckte müde die Achseln.

„Ich weiß es nicht", antwortete nach einer Pause Giovanni Braccesco zerstreut, als sei die Frage an ihn gerichtet gewesen.

Wohl eine Stunde verrann in bleierner wortloser Stille, daß ich das Rauschen des Blutes in meinen Ohren hören konnte.

Endlich tauchte das fahle, bartlose Gesicht Radspiellers im Türrahmen auf.

Seine Miene schien gelassen und greisenhaft wie immer und seine Hand ruhig, als er sich ein Glas Wein einschenkte und uns zutrank, aber es war eine ungewohnte Stimmung voll verhaltener Erregtheit mit ihm hereingekommen, die sich bald auf uns übertrug.

Seine sonst müden und teilnahmslosen Augen, die die Eigentümlichkeit hatten, daß sich wie bei Rückenmarkskranken ihre Pupillen niemals zusammenzogen oder ausdehnten und scheinbar auf Licht nicht reagierten, — sie glichen grauen mattseidenen Westenknöpfen mit einem schwarzen Punkt darin, wie Mr. Finch zu behaupten pflegte, — suchten heute fiebrig flackernd im Zimmer umher, glitten die Wände entlang und über die Bücherreihen hin, unschlüssig, woran sie haften bleiben sollten.

Giovanni Braccesco brach ein Gesprächsthema vom Zaun und erzählte

Digitized by Google

von unsern seltsamen Methoden, die uralten, moosbewachsenen Riesenwelse zu fangen, die in ewiger Nacht da unten leben in den unergründlichen Tiefen des Sees, nie mehr heraufkommen ans Tageslicht und jede Lockspeise, die die Natur bietet, verschmähen, — nur nach den bizarrsten Formen schnappen, die der Angler ersinnen kann: nach gleißendem Silberblech, geformt wie Menschenhände, die an der Schnur taumelnde Bewegungen im Wasser machen, oder nach Fledermäusen aus rotem Glas mit tückisch verborgenen Haken an den Flügeln.

Hieronymus Radspieller hörte nicht hin.

Ich sah ihm an, daß sein Geist wanderte.

Plötzlich brach er los, — wie jemand, der ein gefährliches Geheimnis hinter verbissenen Zähnen jahrelang gehütet hat und es dann in einer Sekunde unvermittelt, mit einem Aufschrei, von sich wirft —: „Heute endlich — ist mein Senkblei auf Grund gestoßen." Wir starrten ihn verständnislos an.

Ich war so gefangen genommen von dem fremdartig zitternden Ton, der aus seinen Worten geklungen hatte, daß ich eine Weile lang nur halb erfaßte, wie er den Vorgang der Tiefseemessung erklärte: — es gäbe da unten in den Abgründen — viele tausend Faden tief — kreisende Wasserwirbel, die jedes Lot verbliesen, es schwebend erhielten und den Boden nicht erreichen ließen, wenn nicht ein günstiger Zufall zu Hilfe käme.

Dann wieder stieg aus seiner Rede gleich einer Rakete triumphierend ein Satz empor: „Es ist die tiefste Stelle auf Erden, zu der je ein menschliches Instrument gedrungen ist", und die Worte brannten sich schreckhaft in mein Bewußtsein ein, ohne daß ich die Ursache dafür finden konnte. Ein gespenstischer Doppelsinn lag in ihnen, — so, als hätte ein Unsichtbarer hinter ihm gestanden und in verhüllten Symbolen aus seinem Munde zu mir gesprochen.

Ich konnte den Blick nicht wenden von Radspiellers Gesicht; — wie war es mit einemmal so schemenhaft und unwirklich geworden! — Wenn ich eine Sekunde die Augen schloß, sah ich es von blauen Flämmchen umzuckt; — „die Sankt Elmsfeuer des Todes", drängte es sich mir auf die Zunge und ich mußte gewaltsam die Lippen geschlossen halten, um es nicht laut herauszuschreien.

Traumhaft zogen durch mein Hirn Stellen aus Büchern, die Radspieller geschrieben und die ich gelesen in müßigen Stunden, voll Staunen über seine Gelehrsamkeit, — Stellen sengenden Hasses gegen Religion, Glaube und Hoffnung und alles, was in der Bibel von Verheißung spricht.

Es ist der Rückschlag, der seine Seele nach der heißen Askese einer inbrunstgequälten Jugend aus dem Reich der Sehnsucht herab auf die Erde geschleudert hat, — begriff ich dumpf, —: der Pendelschwung des Schicksals, der den Menschen vom Licht in den Schatten trägt.

Digitized by Google

Mit Gewalt riß ich mich aus dem lähmenden Halbschlaf, der meine Sinne überfallen hatte, und zwang mich, der Erzählung Radspiellers zuzuhören, deren Beginn wie ein fernes unverständliches Murmeln noch in mir nachhallte.

Er hielt das kupferne Senklot in der Hand, drehte es hin und her, daß es aufblitzte gleich einem Geschmeide im Lichtschein der Lampe, und sprach dabei:

„Sie als leidenschaftliche Angler nennen es schon ein erregendes Gefühl, wenn Sie an dem plötzlichen Zucken Ihrer doch nur 200 Ellen langen Schnur spüren, daß sich ein großer Fisch gefangen hat, — daß gleich darauf ein grünes Ungetüm emporsteigen wird an die Oberfläche und das Wasser zu Gischt zerpeitschen. — Denken Sie sich dieses Gefühl vertausendfacht und Sie werden vielleicht verstehen, was in mir vorging, als dieses Stück Metall hier mir endlich meldete: ich bin auf Grund gestoßen. — Mir war, als hätte meine Hand an eine Pforte geklopft. — — — Es ist das Ende einer Arbeit von Jahrzehnten", setzte er leise für sich hinzu, und es klang eine Bangnis aus seiner Stimme: „was — was werde ich morgen tun?!"

„Es bedeutet nichts Geringes für die Wissenschaft, den tiefsten Punkt unserer Erdschicht ausgelotet zu haben", warf der Botaniker Eshcuid hin.

„Wissenschaft — für die Wissenschaft!" wiederholte Radspieller geistesabwesend und blickte uns der Reihe nach fragend an. „Was kümmert mich die Wissenschaft!" fuhr es ihm endlich heraus. Dann stand er hastig auf. Ging ein paar mal im Zimmer hin und her.

„Ihnen ist die Wissenschaft ebenso Nebensache wie mir, Professor", wandte er sich mit einem Ruck, fast schroff an Eshcuid. „Nennen Sie es doch beim Namen: das Leben, das furchtbare, entsetzliche Leben hat uns die Seele verdorrt, unser eigenstes innerstes Ich gestohlen, und, um nicht immerwährend aufschreien zu müssen in unserm Jammer, jagen wir kindischen Marotten nach. — Um zu vergessen, was wir verloren haben. Nur, um zu vergessen. Belügen wir uns nicht selbst!"

Wir schwiegen.

„Aber es liegt noch ein anderer Sinn darin" — eine wilde Unruhe kam plötzlich über ihn, — „in unseren Marotten, meine ich.

Ich bin so ganz, ganz allmählich dahintergekommen: ein feiner geistiger Instinkt sagt mir, jede Tat, die wir vollbringen, hat einen magischen Doppelgänger. Wir *können* gar nichts tun, was *nicht* magisch wäre. — Ich weiß ganz genau, *weshalb* ich gelotet habe fast ein halbes Leben lang. Ich weiß auch, was es zu bedeuten hat, daß ich doch — und doch — und doch auf Grund stieß und mich durch eine lange feine Schnur mitten durch alle Wirbel hindurch mit einem Reich verbunden habe, wohin kein Strahl

Digitized by Google

dieser verhaßten Sonne mehr bringen kann, deren Wonne darin besteht, ihre Kinder verdursten zu lassen. Es ist nur ein äußeres belangloses Geschehnis, das sich heute vollzog, — aber wer sehen und deuten kann, der erkennt schon im formlosen Schatten an der Wand, wer vor die Lampe getreten ist"; — er lächelte mich grimmig an, „ich will's Ihnen kurz sagen, was mir dieses äußere Geschehnis innerlich bedeutet: ich habe erreicht, was ich gesucht habe, — ich bin hinfort gefeit gegen die Giftschlangen des Glaubens und der Hoffnung, die nur im Licht leben können, ich hab's an dem Ruck gespürt, den es mir im Herzen gab, als ich heute meinen Willen durchgesetzt und mit dem Senkblei den Grund des Sees berührt habe."

„Ist Ihnen denn so Schweres zugestoßen im Leben — in der Zeit — ich meine, als Sie Geistlicher waren?" fragte Mr. Finch leise.

Radspieller gab keine Antwort und schien ein Bild zu sehen, das vor ihm auftauchen mochte; dann setzte er sich wieder an den Tisch, blickte unbeweglich in das Mondlicht zum Fenster hin und erzählte wie ein Somnambuler, fast ohne Atem zu holen:

„Ich war niemals Geistlicher, aber schon in meiner Jugend hat mich ein finsterer übermächtiger Trieb von den Dingen dieser Erde weggezogen. Ich habe Stunden erlebt, wo sich das Gesicht der Natur vor meinen Augen in eine grinsende Teufelsfratze verwandelt hat und mir Berge, Landschaft, Wasser und Himmel, sogar mein eigener Leib, als unerbittliche Kerkermauern erschienen sind. Wohl kein Kind empfindet etwas dabei, wenn sich der Schatten einer über die Sonne ziehenden Wolke auf eine Wiese senkt, mich hat schon damals ein lähmendes Entsetzen befallen, und ich blickte, als hätte mir eine Hand mit einem Ruck eine Binde von den Augen gerissen, tief hinein in die heimliche Welt voll Todesqual der Millionen winziger Lebewesen, die sich, verborgen unter den Halmen und Wurzeln der Gräser, in stummem Haß zerfleischten.

Vielleicht war's erbliche Belastung — mein Vater starb im Religionswahnsinn —, daß ich die Erde bald nur mehr wie eine einzige bluterfüllte Mördergrube sah.

Allmählich wurde mein ganzes Leben zur immerwährenden Folter seelischen Verdurstens. Ich konnte nicht mehr schlafen — nicht mehr denken — und Tag und Nacht, ohne stillzustehen, zuckten und bebten meine Lippen und formten mechanisch den Satz des Gebetes: ‚Erlöse uns von dem Übel' bis ich vor Schwäche das Bewußtsein verlor.

In den Tälern, wo ich zu Hause bin, gibt es eine religiöse Sekte, die man die ‚Blauen Brüder' nennt, — Abkömmlinge der fanatischen Kamisarden des Mittelalters —, deren Anhänger, wenn sie ihr Ende nahen fühlten, sich lebendig begraben ließen. — Heute noch steht ihr Kloster dort,

Digitized by Google

über dem Eingangstor der steinerne Wappenschild: eine Giftpflanze mit fünf blauen Blütenblättern, deren oberstes einer Mönchskapuze gleicht: — das *Aconitum napellus*, der ‚blaue Sturmhut'.

Ich war ein junger Mann, als ich mich in diesen Orden flüchtete, und fast ein Greis, als ich ihn verließ.

Hinter den Klostermauern liegt ein Garten, darin blüht im Sommer ein Beet, voll von jenem blauen Todeskraut, und die Mönche begießen es mit dem Blut, das aus ihren Geißelwunden fließt. Jeder hat, wenn er Bruder der Gemeinschaft wird, eine solche Blume zu pflanzen, die dann, wie in der Taufe, seinen eigenen christlichen Namen erhält.

Die meinige hieß Hieronymus und hat mein Blut getrunken, indes ich selbst verschmachtete in jahrelangem vergeblichem Flehen um das Wunder, daß der ‚Unsichtbare Gärtner' die Wurzeln meines Lebens auch nur mit einem Tropfen Wasser begösse.

Der symbolische Sinn dieser seltsamen Zeremonie ist, daß der Mensch seine Seele magisch einpflanzen soll in den Garten des Paradieses und ihr Wachstum düngen mit dem Blut seiner Wünsche.

Auf dem Totenhügel des Gründers dieser asketischen Sekte, des sagenhaften Kardinals Napellus, sagt die Legende, schoß in einer einzigen Vollmondnacht in Mannshöhe ein solcher ‚blauer Sturmhut' auf, — über und über mit Blüten bedeckt —, und als man das Grab öffnete, war die Leiche darin verschwunden. Es heißt, daß sich der Heilige in die Pflanze verwandelt hat, und von ihr, als der ersten, die damals auf Erden erschien, sollen alle übrigen stammen. Wenn die Blumen im Herbst verdorrten, sammelten wir ihre giftigen Samenkeime, die kleinen menschlichen Herzen gleichen und nach der geheimen Überlieferung der Blauen Brüder das ‚Senfkorn' des Glaubens vorstellen, von dem geschrieben steht, daß Berge versetzen könne, wer es hat, — — und aßen davon.

So, wie ihr furchtbares Gift das Herz verändert und in den Zustand zwischen Leben und Sterben bringt, so sollte die Essenz des Glaubens unser Blut verwandeln — zur wunderwirkenden Kraft werden in den Stunden zwischen nagender Todespein und ekstatischer Verzückung.

Aber ich tastete mit dem Senkblei meiner Erkenntnis noch tiefer hinab in diese wunderlichen Gleichnisse, ich tat noch einen Schritt weiter und sah der Frage ins Gesicht: Was wird mit meinem Blut geschehen, wenn es endlich geschwängert ist von dem Gift der blauen Blume? — Und da wurden die Dinge rings um mich lebendig, selbst die Steine am Wege schrien mir zu mit tausend Stimmen: Wieder und wieder, wenn der Frühling kommt, wird es ausgegossen werden, auf daß ein neues Giftkraut sprossen kann, das deinen eignen Namen trägt.

Digitized by Google

In jener Stunde hatte ich dem Vampyr, den ich gefüttert, die Maske abgerissen und ein unauslöschlicher Haß ergriff von mir Besitz. Ich ging hinaus in den Garten und stampfte die Pflanze, die mir meinen Namen Hieronymus gestohlen und sich an meinem Leben gemästet hatte, in die Erde, bis keine Faser mehr sichtbar war.

Von da an schien mein Weg besät mit wunderbaren Ereignissen. Noch in derselben Nacht trat eine Vision vor mich: der Kardinal Napellus, in der Hand — mit der Fingerstellung eines Menschen, der eine brennende Kerze trägt —: das blaue Aconit mit den fünfblättrigen Blüten. Seine Züge waren die einer Leiche, nur aus seinen Augen strahlte ein unzerstörbares Leben. Ich glaubte mein eigenes Antlitz vor mir zu sehen, so glich er mir, und ich fuhr in unwillkürlichem Schrecken nach meinem Gesicht, wie jemand, dem eine Explosion den Arm abgerissen hat, mit der andern Hand nach der Wunde fahren mag. Dann schlich ich mich ins Refektorium und erbrach in wildem Haß den Schrein, der die Reliquien des Heiligen enthalten sollte, um sie zu zerstören. Ich fand nur diesen Globus, den Sie dort in der Nische stehen sehen." — Radspieller erhob sich, holte ihn herab, stellte ihn vor uns auf den Tisch und fuhr in seiner Erzählung fort: „Ich habe ihn mit mir genommen auf meiner Flucht aus dem Kloster, um ihn zu zerschlagen und damit das einzige, was greifbar zurückgeblieben ist von dem Gründer jener Sekte, zu vernichten.

Später überlegte ich mir, daß ich der Reliquie mehr Verachtung antäte, wenn ich sie verkaufte und das Geld einer Dirne schenkte. — — Ich führte es aus, als sich mir die erste Gelegenheit dazu bot. Seitdem sind viele Jahre vorübergegangen, aber ich habe keine Minute verstreichen lassen, den Wurzeln jenes Krautes nachzuspüren, an denen die Menschheit krankt, und sie aus meinem Herzen zu tilgen. Ich habe vorhin gesagt, daß von der Stunde an, da ich zur Klarheit erwachte, ein ‚Wunder' nach dem andern meinen Pfad kreuzte, doch ich bin fest geblieben: kein Irrlicht mehr hat mich in den Sumpf gelockt.

Als ich anfing Altertümer zu sammeln, — alles, was Sie hier im Zimmer sehen, stammt aus jener Zeit — war so manches darunter, das mich an die dunkeln Riten gnostischen Ursprungs gemahnte und an das Jahrhundert der Kamisarden, — selbst der Saphirring hier an meinem Finger — er trägt seltsamerweise als Wappen einen Sturmhut — das Emblem der blauen Mönche, — kam zufällig, als ich den Vorrat eines Tabulettkrämers durchstöberte, in meine Hände: es hat mich nicht einen Augenblick erschüttern können. Und als mir eines Tages ein Freund den Globus hier, — denselben Globus, den ich aus dem Kloster geraubt und verkauft hatte — die Reliquie des Kardinals Napellus —, als Geschenk ins Haus

Digitized by Google

schickte, mußte ich hell auflachen über diese kindische Drohung eines albernen Schicksals.

Nein, hier herauf zu mir in die klare dünne Luft der Firnenwelt soll das Gift des Glaubens und der Hoffnung nicht mehr dringen, in diesen Höhen kann der blaue Sturmhut nicht gedeihen. An mir ist der Spruch in einem neuen Sinn zur Wahrheit geworden: Wer in die Tiefe forschen will, muß auf die Berge steigen.

Darum gehe ich nie wieder hinunter in die Niederungen. Ich bin genesen; — und wenn die Wunder aller Engelswelten mir in den Schoß fielen, ich würfe sie von mir wie verächtlichen Tand. Soll das Aconit eine giftige Arznei bleiben für die Siechen am Herzen und die Schwachen in den Tälern, — ich will hier oben leben und sterben im Angesicht des starren diamantnen Gesetzes unwandelbarer Naturnotwendigkeiten, das kein dämonischer Spuk durchbrechen kann. Ich werde weiter loten und loten, ohne Ziel, ohne Sehnsucht, froh wie ein Kind, das sich genügen läßt am Spiel und noch nicht verpestet ist von der Lüge: das Leben hätte einen tieferen Zweck, — — werde loten und loten, — aber, so oft ich auf Grund stoße, wird's mir wie ein Jubelruf klingen: es ist immer wieder nur die Erde, die ich berühre, und nichts als die Erde, — dieselbe stolze Erde, die das heuchlerische Licht der Sonne kalt zurückwirft in den Weltraum, — die Erde, die sich außen und innen getreu bleibt, so wie dieser Globus — das letzte jämmerliche Erbstück des großen Herrn Kardinals Napellus — dummes Holz ist und bleibt, außen und innen.

Und jedesmal wird's mir der Rachen des Sees von neuem verkünden: wohl wachsen auf der Kruste der Erde, von der Sonne gezeugt, entsetzliche Gifte, doch ihr Inneres, ihre Schluchten und Abgründe, sind frei davon und die Tiefe ist rein." — Radspiellers Gesicht bekam hektische Flecken vor Erregung und durch seine emphatische Rede ging ein Riß; sein verbissener Haß brach los. — „Wenn ich einen Wunsch frei hätte" — er ballte die Fäuste —, „ich möchte mit meinem Senkblei bis in den Mittelpunkt der Erde loten dürfen, um's hinausschreien zu können: Siehe hier, siehe da: Erde, nichts als Erde!" — —

Wir blickten erstaunt auf, da er plötzlich schwieg.

Er war ans Fenster getreten.

Der Botaniker Eschcuid zog seine Lupe hervor, beugte sich über den Globus und sagte laut, um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den Radspiellers letzte Worte in uns erweckt hatten:

„Die Reliquie muß eine Fälschung sein und noch aus unserm Jahrhundert stammen, — die fünf Erdteile" — er deutete auf Amerika — „sind auf der Karte vollzählig verzeichnet."

Digitized by Google

So nüchtern und alltäglich auch der Satz klang, er konnte die gepreßte Stimmung nicht durchbrechen, die sich unser zu bemächtigen begann ohne faßbaren Grund und von Sekunde zu Sekunde anwuchs bis zu drohendem Angstgefühl.

Ein süßer betäubender Geruch wie von Faulbaum oder Seidelbast schien plötzlich das Zimmer zu erfüllen.

„Er weht aus dem Park herüber", wollte ich sagen, aber Eshcuid kam mir mit einem krampfhaften Versuch, den Alb abzuschütteln, zuvor. Er stach mit einer Nadel in den Globus und murmelte etwas, wie: es sei seltsam, daß sogar unser See, ein so winziger Punkt, auf der Karte stünde, — da wachte Radspiellers Stimme am Fenster wieder auf und fuhr mit schrillem Hohn dazwischen:

„Warum verfolgt's mich denn jetzt nicht mehr, — wie früher im Träumen und im Wachen — das Bild Seiner Eminenz des großen Herrn Kardinals Napellus? Im Codex Nazaräus — dem Buch der gnostischen blauen Mönche, geschrieben um 200 vor Christus — steht doch prophezeit für den Neophyten: ‚Wer die mystische Pflanze begießet bis zum Ende mit seinem Blute, den wird sie geleiten treulich an die Pforte des Ewigen Lebens, wer sie aber ausreißt, dem Frevler wird sie ins Angesicht schauen als der Tod und sein Geist wird hinaus in die Finsternis wandern bis der neue Frühling kommt!' Wo sind sie hin, die Worte? Sind sie gestorben? — Ich sage: eine Verheißung von Jahrtausenden ist an mir zerschellt. Warum kommt er denn nicht, daß ich ihm ins Antlitz speien kann, dem Kardinal Nap — —" ein gapsendes Röcheln riß Radspieller die letzte Silbe vom Munde, — ich sah, daß er die blaue Pflanze erblickt hatte, die der Botaniker abends bei seinem Eintritt ins Zimmer aufs Fensterbrett gelegt, — und sie anstarrte. Ich wollte aufspringen. Zu ihm eilen. Ein Ausruf Giovanni Braccescos hielt mich zurück.

Unter der Nadel Eshcuids hatte sich die vergilbte pergamentene Rinde des Globus abgelöst, so wie von einer überreifen Frucht die Schale springt, und nackt vor uns lag eine große gleißende Kugel aus Glas.

Darinnen — ein wundersames Kunstwerk, eingeschmolzen auf unbegreifliche Weise, aufrechtstehend, die Gestalt eines Kardinals in Mantel und Hut — in der Hand, mit der Fingerstellung eines Menschen, der eine brennende Kerze trägt: eine Staude mit stahlblauen fünfblätterigen Blüten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Kaum vermochte ich, gelähmt von Entsetzen, meinen Kopf nach Radspieller zu wenden.

Mit weißen Lippen, die Züge leichenhaft, stand er dort an der Wand — aufrecht, unbeweglich wie die Statuette in dem gläsernen Globus, — so

Digitized by Google

wie sie in der Hand die blaue giftige Blume, und starrte auf den Tisch herüber in das Gesicht des Kardinals.

Nur der Glanz seiner Augen verriet, daß er noch lebte; wir andern aber begriffen, daß sein Geist auf Nimmerwiederkehr versunken war in der Nacht des Irrsinns.

Eshcuid, Mr. Finch, Giovanni Braccesco und ich schieden am nächsten Morgen voneinander; wortlos, fast ohne Gruß: die letzten bangen Stunden der Nacht waren zu beredt für jeden von uns gewesen, als daß es unsere Zungen nicht hätte in Bann legen sollen.

Lange noch bin ich planlos und einsam über die Erde gewandert, doch keinem von ihnen bin ich je wieder begegnet.

Ein einzigesmal nach vielen Jahren hat mich mein Weg in jene Gegend geführt: von dem Schlosse ragten nur mehr die Mauern, aber zwischen dem zerfallenen Gestein sproßte mannshoch auf im sengenden grellen Sonnenbrand, Staude an Staude, ein unabsehbares stahlblaues Beet: das *aconitum napellus.*

Der Schatten der Vergangenheit.

Roman von Grazia Deledda in Rom.

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Rödder.

VII.

Die schönen Septembertage gingen zu Ende, sanft, doch schon ein wenig traurig. Die Landschaft färbte sich, wie von einem melancholisch gestimmten Künstler vergoldet: zwischen den Bäumen und von dem ganz nah erscheinenden blaßblauen Horizont hingen rosige und gelbe Wölkchen, die vom Flusse aus wie die Blumen der Sträucher und der hohen Halme der wilden Gräser aussahen.

Krähen und Möwen zogen vorüber, den Herbst verkündend; ein leichter Wind kräuselte das Wasser, und gegen Sonnenuntergang wetteiferten der Himmel und der Fluß an wunderbarem Farbenspiel. Manchmal aber auch war der Abendhimmel klar und kalt, und einmal sah Adonis, als er von Casale heimwärts ging — nachdem er sich mit der alten Suppèi, die seine Veränderung bemerkt, gestritten hatte — jenseit des ganz in rosa getauchten Flusses, fern am Horizont die blaßblaue Linie der Berge so klar wie sie sich nur wenige Male im Jahre zeigte.

Er fühlte sich verstimmt, ja traurig. Maddalena hatte er nicht mehr wiedergesehen, aber er dachte an sie mit einer Leidenschaft, die ihm selbst als

Digitized by Google

eine Schuld erschien. Dennoch kränkte das Mißtrauen der Suppèi ihn. Denn er dachte nicht daran, Caterina untreu zu werden; es verlangte ihn vielmehr fortzugehen, weit weg, noch über jene Berge hinaus, um zu vergessen: wie das Jahr zuvor. Maddalena würde sich ja schließlich doch verheiraten, und sie sich nicht mehr wiedersehen. Und damit mochte er von seinen schönen Träumen Abschied nehmen! Dann würde er altern, allein auf dem Deich spazieren gehen, in alten Hausschuhen wie der alte Schullehrer, dessen Stelle er doch übernehmen mußte. Kinder würde er nicht haben; nein, darauf hoffte er nicht mehr! Und seine Schüler würden brave Besenfabrikanten oder Kornhändler werden, die nicht eine Silbe von seinem Unterricht behielten! Wozu hatte alsdann sein Dasein gedient? Die Welt würde auch ohne ihn ihren Gang gehen — und im übrigen blieb alles beim alten. Gequälte Kinder wird es immer geben, immer junge Burschen, die sich damit begnügen, die Berge von weitem zu sehen! Nein, die Welt ändert sich nicht: es ist Täuschung, wenn wir das Gegenteil glauben. Wir, von der jetzigen Generation, klammern uns an dieses Traumbild, weil wir kein anderes haben! Wir denken nicht mehr daran, mit den Nachbarstaaten Krieg zu führen, aber wir denken an eine soziale Umwälzung, weil das bequemer ist! Wir sind Blutarme, Schwächlinge; wir fühlen uns nicht imstande, den Tornister zu tragen und bei Nacht zu marschieren; wir werden uns damit begnügen, im gegebenen Augenblick auf die Straße zu treten oder die Stühle zum Fenster hinauszuwerfen.

Und dann wird alles wieder sein wie vorher. Vielleicht wird es auch keine Hungernden mehr geben, keine hilflosen Kranken; vielleicht wird es auch in Italien Ehescheidung geben, aber die schwachen Seelen werden keinen Gewinn davon haben; und immer wird es unwissende, brummige alte Weiber geben, und kalte, klare Abende, wann unser Charakter sich so deutlich abzeichnet wie die Berge am Horizont mit all ihren Höckern.

Doch um seine Stimmung und seine Ansichten zu wandeln genügte es, daß er um die Ecke bog und Jusfin mit einem Briefe in der Hand erblickte. Wohin ging er? Aus Neugier holte er ihn ein und traute seinen Augen nicht, als der Alte, wichtig und schweigsam wie immer, ihm den Brief reichte.

„Für mich?" sagte er zaudernd. „Soll ich Antwort geben?"

„Die können Sie dann schicken!" erwiderte Jusfin umkehrend.

Adonis hielt den Brief: seine Finger und sein Kinn zitterten, und er dachte nicht einmal daran, sich zu beherrschen. Tolle Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf: er stellte sich vor, Maddalena schriebe ihm Worte der Liebe!

Er öffnete und sah nach der Unterschrift: Ja, der Brief war von Mad-

Digitized by Google

dalena, und es war ihm als berge der in großen unregelmäßigen Zügen niedergeschriebene Name ein Geheimnis, dessen Bedeutung ihn erschreckte und mit Freude erfüllte.

Doch es war nur eine Einladung für den „geehrten Signor Adonis", am folgenden Abend der Theatervorstellung im Palazzo beizuwohnen.

Natürlich werde ich hingehen! sagte er sich sofort und dachte nicht einmal daran, daß er Caterina versprochen hatte, am folgenden Abend zu kommen. Er dachte an nichts mehr, nicht einmal an Maddalena. Seine Erregung war so groß, daß sie, wie ein starker körperlicher Schmerz, ihm nicht erlaubte an anderes zu denken als an sich selbst.

Kaum war er in seiner Kammer, so wollte er Maddalena antworten; doch er besaß nur gewöhnliches, liniiertes Papier, und die Einladung war ein lilafarbenes Billett mit goldenem Monogramm. Er schämte sich, sich seines häßlichen Papiers zu bedienen — und dieser einfache Umstand führte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Er versank wieder in seine Traurigkeit, gab aber den Gedanken nicht auf, der Vorstellung beizuwohnen.

Er verbrachte eine unruhige Nacht, dachte angelegentlich darüber nach, wie er sich für den Besuch im Palazzo kleiden solle; sah im Halbdunkel seinen häßlichen Kleiderständer, der aussah wie ein Baum, und es kam ihm vor, als stelle ein jeder seiner bescheidenen Anzüge einen andern Adonis dar: der eine war trübselig, der andere lustig; ein dritter bescheiden, ja ärmlich, aber der vierte endlich der elegante, skeptische junge Mann, der sich in den Palazzo Dargenti begeben sollte. Dann träumte er von dem kleinen Theater, den Lichtern, der Aufführung; die Schauspieler spielten sicherlich gut — aber Lachen erregten sie nicht!

Und dort stand sie, auf der Bühne, und suchte ihn mit den Augen, wie er sie von der bescheidenen Bühne des Volkstheaters aus gesucht hatte! Sie sahen sich an, sprachen durch Blicke zueinander ... Und endlich schlief er ein, müde, erschöpft, und im Schlaf spannen seine Träume sich weiter, wurden kühner, leidenschaftlicher, als wären sie nun der Bande ledig, die sie in der Wirklichkeit umfangen hielten.

Früh am folgenden Morgen ging er nach Viadana, um elegante Bogen und Kuverts zu kaufen; auf dem Rückwege trat er bei Caterina ein und sagte ihr, daß er am Abend nicht kommen könne, weil er zu der Aufführung eingeladen sei. Sie sagte nichts, aber sie erblaßte. Er bemerkte es und sank mit einemmal in seine Unruhe zurück: es war ihm, als träte ein Schatten zwischen sie, den sie sich gegenseitig verbergen möchten.

Während er nach Hause ging, sagte er sich, er täte wohl besser, nicht zu schreiben, oder vielleicht noch besser, die Einladung abzulehnen. Caterinas

Digitized by Google

Erblassen hatte ihm den Grund seiner Unruhe offenbart. Doch die Erinnerung an seine Träume erregte und quälte ihn. Warum sollte er die Einladung nicht annehmen? Warum sich nicht eine Zerstreuung erlauben? Es war an der Zeit, seine naiven Bedenken abzutun. Alle verheirateten Männer amüsieren sich, ohne sich deshalb für schuldig zu halten.

Auf der Landstraße begegnete ihm der Wagen der Marchesa; ein Herr saß darin, in dem er einen bekannten Arzt aus Parma zu erkennen glaubte. Und alsbald kam ihm die Vermutung, daß die Marchesa krank sei. Doch wie dann die Einladung erklären?

Von Neugier getrieben kehrte er um und trat an das Parktor. Niemand war zu sehen und die Fenster waren geschlossen.

Er suchte den Seminaristen auf und fragte ihn, ob er eingeladen sei.

„Ich, nein! Auch der Regierungsrat nicht. Ich glaube, die Aufführung findet nicht statt! Die Marchesa ist krank; sie hat ein Nierenleiden und wird gewiß bald sterben."

Adonis sagte nichts von seiner Einladung — aber aufs neue zogen ihm tausend phantastische Vermutungen durch den Kopf. Er bildete sich ein, Maddalena habe ihm die unsichere Einladung gesandt, damit er einen Anlaß habe, ihr zu antworten.

Doch als er nach Hause kam, fand er ein zweites Billett von Maddalena: sie beehrte sich ihm mitzuteilen, daß die Aufführung verschoben sei.

Da schämte er sich seiner Phantastereien, empfand aber ein Gefühl von Leere, wie wenn er auf einem Seil dahinginge und in Gefahr wäre, das Gleichgewicht zu verlieren. Und an jenem Abend ging er nicht zu Caterina: er fürchtete sich.

Als er am folgenden Tage, gegen Sonnenuntergang, am Palazzo Dargenti vorüberging, sah er, daß die große Allee mit feinem Sand bestreut war, wie er es einmal in Padua vor dem Hause eines Sterbenden gesehen hatte. Er dachte, Maddalenas Großmutter wäre wohl dem Tode nahe und wurde von nervöser Erregung erfaßt. Der Gedanke an den Tod bereitete ihm Furcht: ein Zeichen, daß er trotz allem das Leben liebte.

Auch Tognina fühlte sich kränker und wollte beichten. Und Adonis ging von ihrem Hause nach der Wiese bei der Kirche, unruhig und verstört, als ob er jemanden suche.

Dort war alles Ruhe und Frieden; der Palazzo sah aus, als wäre er unbewohnt. Ach, für die Reichen kommt der Tod ja anders als für die Armen: mit Ruhe und Ehrfurcht wird er erwartet, tritt still und feierlich ein.

Als Adonis wieder einmal an dem Parktor vorüberging und nach den Fenstern des ersten Stockwerks des Palastes aufblickte, wurde er von etwas Lichtem angezogen: hinter den Scheiben eines der Fenster sah er das

Digitized by Google

blasse, düstere Gesicht Maddalenas. Er errötete und ging weiter. Nach wenigen Schritten aber kehrte er um und fragte sich mit Herzklopfen: Ob sie wohl auf mich wartet?

Ja, sie stand noch da oben, blaß und unbeweglich, bemerkte auch ihn, und sie sahen einander an. Besseres konnten sie ja nicht tun! Und er ging wieder und wieder vorüber, unbekümmert darum, ob ihn jemand sehe.

Sie liebt mich! dachte er. Und es war ihm, als wäre er im Fieber und nicht mehr Herr seiner Gedanken noch seiner Träume. Und er hoffte, er täusche sich wie als Kind, wenn er hinter entfliehenden Schatten herlief und sich einbildete, sie zögen ihn nach.

Inzwischen war die Kunde von der Erkrankung der alten Marchesa bis nach Casale gedrungen. Man sagte, sie wäre gefallen und habe sich den Oberschenkel gebrochen, im Palazzo aber halte man das geheim um die Verwandten nicht zu beunruhigen, die die Signora Maria verabscheuten.

„Nun, einen gebrochenen Knochen einzurichten, ist doch sehr einfach," sagte die Suppèi; „dazu genügen Breiumschläge."

„Das kannst du ja deiner Freundin mitteilen", sagte Caterina spöttisch zu Adonis. Er tat, als hörte er es nicht; er hatte wohl gemerkt, daß sie eifersüchtig und mißtrauisch war, doch er fragte sie nicht, warum.

Eines Tages, gegen Mitte Oktober, traf er Caterina in der Gasse seiner wartend. Sie hatte sich ungewöhnlich herausgeputzt, das Gesicht gepudert und eine schwarze Samtschleife ins Haar gesteckt; neue Schuhe, an die ihre großen Füße nicht gewöhnt waren, machten ihren Gang unbeholfen und schwerfällig.

Er fragte, wohin sie wolle.

„Einen Besuch machen. Komm!"

„Und die Großmutter?" sagte er verwundert.

„Ich hab mich mit ihr gezankt und ihr gesagt, daß ich von jetzt an tun will, was mir gefällt. Ich bin doch kein Kind mehr. Komm!"

„Keine Torheiten, Caterina!"

Sie stampfte mit dem Fuß und sah Adonis mit zornfunkelnden Augen an.

„Wie oft hast du mich gebeten, mit dir spazieren zu gehen, und jetzt weißt du das nicht mehr? Komm, laß uns gehen . . ."

Und sie hing sich an seinen Arm, senkte ihren Kopf und sah ihm von unten auf in die Augen, mit einem so leidenschaftlichen und wilden Blick, daß er in ihm Zärtlichkeit und Widerwillen zugleich weckte.

„Sie wollte nicht haben, daß ich ausging, und wollte nicht haben, daß ich mich anzog", sagte sie erregt. „Sie wird noch verlangen, daß ich gar nicht mehr allein ausgehe und mich in einen Heiligenschrein setze. Und das ich!

Digitized by Google

Nun, heut' oder morgen muß sie doch alles wissen, nicht wahr! Aber jetzt wirst du wohl nein sagen!"

Er sah vor sich hin, erwiderte jedoch mit einem entschiedenen ja.

„Wie du das sagst!" schrie sie.

„Wie soll ich es dann sagen? Du willst wohl auch mit mir streiten", sagte er sehr gleichmütig. „Nun, wen willst du besuchen?"

Sie dachte gar nicht an einen Besuch, ging durch die belebtesten Straßen des Ortes, trat hin und wieder zu einer Freundin und lachte und sprach nervös zu allen. Adonis war aufgebracht, aber um sie nicht noch mehr zu reizen, folgte er ihr. Auf dem Rückwege kamen sie an ein Feld, dessen breiter Rain mit violetten Blumen bedeckt war. Lind und schwermütig sank der Abend herab; an dem rotgoldnen Horizont hinter den gelben Bäumen stiegen Wölkchen auf von der Farbe der Blumen auf dem Rain. Es war, als bestimme eine Laune der müden Natur die Landschaft wie den Himmel sich mit lebhaften Farben zu schmücken; wie eine ehemals schöne Frau sich schminkt und doch ihre Trübseligkeit nicht verbergen kann.

Caterina schwieg jetzt und ging vor oder hinter Adonis her, ohne ihn anzusehen. Ihre Erregung schien vorüber. Und er blickte zu Boden und dachte, ob Maddalena wohl am Fenster seiner warte. Und alles Süße, alles Verzehrende, das ein schuldvoller Gedanke nur in sich bergen kann, das brannte in seinem Herzen.

Caterina blieb stehen. Er blickte auf und sah, daß sie erschauderte, nahm ihre Hand und fühlte, daß sie glühend heiß war.

„Sag', was ist dir? Fühlst du dich nicht wohl?"

„Nein, seit vielen Tagen schon. Ich fürchte . . ."

„Was?"

Sie sah ihm fest in die Augen, und er erbebte bis ins Innerste.

„Was wird die Großmutter sagen?" sagte er wie für sich.

„Mag sie sagen, was sie will! Mußte das nicht kommen? Um so besser; so wird sie uns keine Geschichten mehr machen."

„Aber bist du gewiß, Caterina?"

„Eh, nein, gewiß nicht! Aber ich glaube es."

„Wenn es doch so wäre! Wie glücklich würde ich sein!"

Er faßte sie unter den Arm und blickte auf: es war ihm, als sei alles rings umher mit einemmal verändert, und er erwache aus einem Traum: zum Leben wollte er zurückkehren, wiedergeboren werden mit seinem Kinde! In der Gasse erwartete sie die Großmutter, den Hut tief in die Augen gedrückt. Sie war besorgt, wollte es aber nicht zeigen. Kaum sah sie die Zwei, so trottete sie vor ihnen her dem Hause zu.

„Geh Butter holen!" befahl sie sogleich Caterina.

Digitized by Google

Nie hatte Adonis die Alte so zornig und doch kalt gesehen. Zu seinem Erstaunen gehorchte Caterina, und er blieb mit der Alten allein. Er hatte gewiß keine Angst, nein, er war eher zufrieden; doch wenn er sich erinnerte, daß die Suppèi sich rühmte, gewisse Anzeichen bei Frauen schon nach den ersten Tagen zu erkennen, dann fragte er sich, wie er sie bestimmen könnte, auch jetzt noch die Heirat hinauszuschieben.

„Addio, Großmutter!" sagte er, „ich muß nach Hause."

„Setz' dich", entgegnete sie. „Ich habe dir ein paar Worte zu sagen. Aber setz' dich!"

Resigniert setzte er sich hin.

„Ja, mein Herz, nur ein paar Worte. Du mußt wissen, daß Caterina anders ist als andere Mädchen. Die andern können tun, was sie wollen: sie nicht! Hast du verstanden?" schrie sie und senkte dann die Stimme wieder: „Sie hat einen Stein am Fuß: mich! Ja, mich!" schloß sie und klopfte sich mit dem Knopf ihres Stockes auf die Brust.

„Laßt sie doch in Ruhe!" erwiderte er und suchte das Gespräch abzulenken. „Was hat sie Böses getan? Und seht Ihr nicht, daß sie nicht ganz wohl ist?"

„Wer, sie? Die ist gesünder als du! Sie ist nie so gesund gewesen!" entgegnete sie spöttisch. „Du kennst Caterina nicht, das habe ich dir schon einmal gesagt! Du hast ihr gesagt, sie wäre eine Zigeunerin, aber du kennst sie nicht. Du hast sie als Kind gekannt und meinst, sie sei eine Zigeunerin geblieben. Nein, zu ihrem Unglück nicht. Wäre es so, dann würde sie das Ihre zu verteidigen wissen und vielleicht gar an sich bringen, was andern gehört. Aber du und ich haben sie verändert, verwandelt. Ich habe ihr gesagt, daß der Mensch ein Gewissen haben muß, und sie hat für ein Gewissen gesorgt. Und deine Schwätzereien haben sie so dumm gemacht, daß sie jetzt nicht mehr imstande wäre, einem Tier etwas zuleide zu tun. Aber das Blut, mein Herz, erhitzt sich mitunter, und die Glut bringt auch das Eis zum Kochen. Und dann? Dann sieht man rot? Dann muß man Blut sehen, wäre es auch das eigene. Dich wird sie in Ruhe lassen, aber sie ist imstande eine Tollheit zu begehen, sie ist imstande, zu sterben. Ja, dich wird sie in Ruhe lassen, darum kannst du unbesorgt sein. Aber hier ist auch die Alte, mein Schatz: du hast auch mit der Alten zu tun!"

Er stand auf und lehnte sich an den Kamin, zitternd vor Wut und vor Unruhe. „Nur weiter!" sagte er herausfordernd.

„Ich bin fertig! Nur das will ich dir noch sagen, daß die Heimlichkeiten in der Luft umherfliegen wie die Samen der Pflanzen. Und ich gehe zu der Alten, weißt du! Wie ich hier stehe, so geh ich zu der Alten, mit meinen Zoccoli. Und dann sag' ich ihr: Wir stehen alle beide vor Gottes Tür.

Digitized by Google

Du, die Reiche, ich, die Arme, aber Sünderinnen alle beide. Alte, deine Enkelin raubt der meinen das Einzige, was sie auf Erden besitzt. Sag' ihr, daß sie davon abläßt, wenn sie nicht will, daß ein Unheil geschieht... Wer ist die Zigeunerin in diesem Falle? Die Bäuerin oder die Signora?"

„Was sagt Ihr da? Aber, Großmutter, was sagt Ihr?" rief er bestürzt.

„Du weißt ganz gut, was ich sage."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und fragte sich, ob es denn möglich sei, daß unser Gedanke, unser bloßer Gedanke uns verrate? Dann aber erwachte sein Stolz. Er hatte sich nichts vorzuwerfen. Es schien ihm, daß die Alte und Caterina ungerecht gegen ihn seien, wie es die andern stets gewesen waren. Und Caterina gar hatte gelogen, indem sie aus Angst, aus Berechnung ihn durch eine eitle Hoffnung täuschte. Wahrlich, ein grausames und niedriges Schicksal verfolgte ihn! Er war nicht einmal frei, zu träumen, Trost zu suchen in der Welt der Täuschung. Aber er war auch nicht mehr das dumme Kind von einst. Er fühlte einen ungestümen Drang sich aufzulehnen, einen heißen Rachedurst: er sah rot, wie die Alte sagte, und gedachte des Tages, da Pirloccia ihn in den Stall gedrängt hatte...

Fahl im Gesicht, ging er drohend auf die Alte zu und packte ihren Stock mit beiden Händen, als wolle er seine Wut an dem unschuldigen Holz auslassen.

Verwirrt wich die Alte zurück.

„Nur weiter!" herrschte er sie an. „Nur heraus mit allem. Aber ich sage Euch, daß ich Eure Komödien satt habe. Und wenn Ihr nicht jetzt auf der Stelle alles sagt, so versichere ich Euch, daß ich gehe, und daß Ihr mich nicht wiedersehen sollt. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Was also wollt Ihr von mir? Wer ist die Alte, von der Ihr sprecht?"

Hatte die Suppèi Angst? Oder war es doch Zuneigung zu ihm? Mit verändertem Ton fuhr sie fort: „Ereifere dich nicht! Sei ruhig! Da du es willst, werde ich sprechen. Caterina weiß alles: sie weiß, daß du um die Signorina Dargenti herumstreichst wie der Schmetterling um das Licht. Paß auf, daß du dich nicht verbrennst, Herz! Und Caterina will sterben. Ja, sie sagt, weil sie sonst noch etwas Schlimmeres tun würde. Nicht dir, aber der andern, ja! Du kennst das Mädchen nicht, das sag' ich dir noch einmal, mein Herz! Du hältst sie für eine Bäuerin, und sie ist mehr Dame als die andern. Hat sie auch als Kind mal ein Ei gestohlen, die Großmutter hat sie erzogen, und jetzt ist ihr Gewissen rein und blank! Die andern sind schlimmere Diebe als sie: die rauben sogar die Verlobten anderer!"

„Genug! Genug!" flehte er.

„Ah, jetzt ist's genug? Nun, du wolltest ja alles wissen! Und nun sage ich dir nur noch eins: Caterina hat nichts anderes auf der Welt als deine Liebe, mein Herz; sie hat nur dich! Und sie hat dich nie hintergangen;

Digitized by Google

nicht einmal wann andere, schönere und reichere junge Leute als du sie verlocken wollten. Ja, das sage ich dir, und du darfst dich nicht darüber ereifern. Scipio, der Hebräer, war reicher als du, und er wollte Christ werden, und das Mädchen hatte ihn gern."

Er blickte auf.

„Ja, sie hatte ihn gern. Ganz gewiß. Und was kannst du dagegen sagen? Sie hat ihn nie angesehen! Ehe sie dir ein Unrecht zugefügt hätte, hätte sie sich lieber umgebracht. Und du, du wirst jetzt hochmütig. Und wir wissen, weshalb!"

Er schien sich zu beruhigen. Die Kunde, daß Caterina für den Juden Sympathie gehegt habe, erregte ihn in etwa; aber er war nicht mehr verliebt genug um eifersüchtig zu sein. Doch obwohl er im Grunde fühlte, daß die Großmutter die Wahrheit sagte, redete er sich selbst ein, sie löge.

Denn die ganze Welt erschien ihm nunmehr verlogen, falsch. Caterina hatte einen anderen gern gehabt? Und jene Liebe seinetwegen geopfert? Warum hatte sie das getan?

Aus Interesse! dachte er, denn ich stellte für sie die bessere Partie dar.

Alsbald erkannte er freilich, daß dieser Gedanke unsinnig war — doch auch Caterina hatte ihn belogen: auch sie! Wahrheit also gab es nicht mehr. Die war von der Erde verschwunden!

Er war so gereizt und ungerecht, wie er es nie in seinem Leben gewesen, und beschloß der Szene ein Ende zu machen, bevor Caterina nach Hause käme und ihn auch noch quälte.

„Genug, nun!" rief er. „Ihr glaubt an das Geschwätz der Leute. Um so schlimmer für Euch. Sagt mir also, was Ihr von mir wollt!"

Die Großmutter, die sich ebenfalls beruhigt zu haben schien, fing an, ihre Polenta zu bereiten und sagte: „Heiratet!"

„Wir werden heiraten, keine Sorge!" entgegnete er spöttisch. „Anderes bleibt uns ja nicht übrig!"

Er ging. Doch kaum hatte er die Tür erreicht, so erblickte er Caterina, die anscheinend gehorcht hatte, und sein Zorn wuchs.

„Komm einen Augenblick mit mir", sagte er und packte sie beim Arm. Er zog sie mit sich in die Gasse hinaus um ihr zu sagen, was die Großmutter nicht zu hören brauchte, und seine Wut an ihr auszulassen; er bemerkte jedoch alsbald, daß sie zitterte und entschlossen schien, nicht zu sprechen, und da beherrschte auch er sich.

„Du hast gehört, was die Großmutter gesagt hat", fing er an. „Sage nicht nein und belüge mich nicht mehr. Ich hab' eure Lügen satt! Ich habe alle und alles satt! Meinetwegen heiraten wir: mir ist es alles einerlei! Nur quält mich nicht mehr! sonst . . . sonst . . ."

Digitized by Google

Er ſchluchzte auf vor Wut, und Caterina empfand Mitleid mit ihm: ſie nahm ſeine Hand und küßte ſie. Aber er zog ſeine Hand zurück und ſchüttelte ſie, als wolle er den Kuß des Mitleids von ſich abtun, und wandte ſich um zu gehen.

Sie folgte ihm und log wiederum.

„Ich habe nichts gehört ... Ich weiß nicht, was ſie dir geſagt hat ... Laß ſie doch reden. Sie iſt wütend, weil Dirke geſchwatzt hat ... Ja, Dirke iſt zu ihr gekommen und hat geſagt ... Und die Großmutter glaubt, du könnteſt jetzt reich und hochmütig werden ..."

„Auch das noch?" ſchrie er. Nochmals blieb er ſtehen, ſchüttelte aber ſogleich den Kopf und ſchob Caterina von ſich. „Geh!" ſagte er. „Laß mich in Ruhe! Geh!"

Er ging. Doch die Verzweiflung begleitete ihn auf der ſo bekannten Straße, die noch von einem letzten Abendſchein erhellt war. Es war ihm, als wäre er wieder zum Kinde geworden, aufs neue gequält, verfolgt, von einem Lügengewebe gefangen gehalten, von Gemeinheit und Berechnung umgeben.

Und wie in der Erinnerung an ſeine kindlichen Nöte, kam ihm auch jetzt ein Verlangen zu fliehen, eine Stätte der Ruhe und Vergeſſenheit zu ſuchen. Aber jetzt wußte er ja, daß es das auf Erden nicht gibt, und ſein Verlangen wandelte ſich zu Wut und Haß gegen alle und alles. Es war ihm als haſſe er auch Maddalena: auch ihr hätte er Schmerz bereiten mögen. Vor allem aber haßte er Pirloccia und die Tante, die Urſache all ſeiner Leiden. Er beſchloß, ſie auch ſeinerſeits zu quälen, ſich zu rächen. Es war ihm, als haſſe er auch die eigene Mutter, die ihn gelehrt ſich zu fügen, zu beſcheiden, ſtatt ihn zu beſchützen und ihm zu helfen.

Doch wie er nun langſam über den Deich ſchritt, die jetzt verdorrte Böſchung entlang, war es ihm als ob die Abendluft und der vom Waſſer aufſteigende linde Hauch ihn allmählich beruhigten. Sein Denken hob ſich über ſeine Umgebung hinaus. Er ſah in ſich gleichſam die Perſonifikation eines ganzes Volkes. Wie dieſes Sklavenvolk war auch er unter der Peitſche der Tyrannen aufgewachſen; man hatte ihn beraubt und verlacht, und gleich der Heiligen Mutter dieſes Volkes, hatte auch ſeine Mutter, obwohl ſie ſich bewußt war, eine verabſcheuungswürdige Ungerechtigkeit zu begehen, ihn gelehrt, ein Feigling zu werden.

Und er hatte ſich für gut gehalten! Er hatte ſich gefügt in der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft; und er hatte ſeine Augen geſchloſſen um zu träumen und es nie gewahrt, daß er durch ſein ewiges Sichfügen Tag um Tag kleiner und ſchwächer wurde als ſein armes rachitiſches Brüderchen; und daß ſeine verträumten Augen ſich dem Licht der Wirklichkeit nicht mehr

Digitized by Google

anpaßten. Jetzt aber lehnte sich alles in ihm auf. Er fühlte sich verwandelt, richtete sich auf wie ein vom Wind niedergebeugter Schaft und tat seine erstaunten Augen auf. Auch er wollte das Leben genießen, seinen Teil am Guten. Fort mit allen Bedenken, mit aller törichten Bangigkeit. Er will aus dem Schatten der Vergangenheit heraus, der ihn noch immer einhüllt wie einst der häßliche, geflickte Mantel.

Und um einen Anfang zu machen nimmt er sich vor, bei der Tante einzudringen, wenn nötig auch mit Gewalt, und dem rätselhaften Wesen das Geheimnis seines rechtmäßigen Besitzes zu entreißen. Und dann wird noch anderer, wertvollerer Besitz folgen — sei er auch nicht ebenso rechtmäßig! Und um sogleich einen Anfang zu machen, noch bevor er sein Haus erreicht, sieht er zu dem Fenster hinauf, an dem in der Regel Maddalena ihn erwartet. Aber das Schicksal, das er herausfordert, verspottet ihn nun seinerseits. Gerade an diesem Abend ist das Fenster geschlossen!

Entschlossen, sofort mit der Tante zu sprechen, kam er nach Hause. Doch im Flur, wo Carissima noch nähte, saß Pirloccia und schrieb mit seiner rostigen Feder eine Postkarte.

Adonis ging vorüber. Carissima kam ihm nach und sagte mit wichtiger Miene: „Wärest du ein wenig früher gekommen, so hättest du Jusfin hier getroffen". Er antwortete nicht, aber er wendete lebhaft den Kopf.

„Ja, er war soeben hier und hat mich in den Palazzo bestellt."

„Und was geht das mich an?" erwiderte er rauh.

Er stieg in seine Kammer hinauf und suchte das elegante Briefpapier, das er eines Morgens gekauft hatte, um Maddalenas Einladung zu beantworten. Kaum berührte er die elfenbeinfarbenen Blätter, so sah er plötzlich Caterina vor sich, blaß und stumm, mit Augen, in denen ein wilder Schmerz blitzte. Doch das hielt ihn nicht ab, zu schreiben. Er mußte irgend etwas Ungewöhnliches, Seltsames tun: wie ein Wahnsinniger zu Beginn seiner Verrücktheit, wenn das Bewußtsein noch nicht völlig getrübt, aber der Wille schon erloschen ist. Er schrieb:

„Maddalena! Gestatten Sie es mir, Sie wenigstens einmal so zu nennen! Maddalena! Aller Schmerz Eines, der im Leben nur den Schmerz gekannt hat, ist in meinem Schrei enthalten. Vernehmen Sie ihn mit Erbarmen. Und sagen Sie mir, daß auch Sie leiden. Das allein, das allein vermag mich zu trösten und mich Ihre Verzeihung erhoffen zu lassen. Nur wer leidet, verzeiht."

Er ging wieder hinab. Pirloccias Feder fuhr noch immer knirschend über das Papier.

Adonis ging über den Hof, auf die Straße hinaus und wieder an das Parktor. Sein Herz klopfte, und einen Augenblick lang zauderte er: es

Digitized by Google

war ihm als ob das Blatt in seiner Hand, obwohl es nicht ein Wort der Liebe enthielt, das Bekenntnis einer Schuld in sich berge. Aber gerade darum warf er es in den Briefkasten. Und es war ihm, als finge er damit an stark zu sein, nur weil er anfing, sich für schuldig zu halten!

Als er wieder nach Hause kam, sah er, daß Pirloccia ausging, um nun auch seine Postkarten aufzugeben. Und er ging hinauf zur Tante. Doch kaum hatte er den Vorplatz erreicht, so hörte er, wie Fiorina ihm eilends folgte. Mit einem wilden Ungestüm riß er die Tür auf und schloß sie sofort. Die Tante war schon zu Bett, im Dunkeln, und erschrak über das plötzliche Eindringen.

„Tante, ich bin's. Ich habe dir etwas zu sagen."

Fiorina klopfte an die Tür, drückte an der Klinke und rief: „Tante, ich bringe Euch das Essen! Warum habt ihr abgeschlossen?"

„Mach auf, Adonis!" sagte die kleine Frau mit zitternder Stimme. „Was willst du nur?"

„Ich habe Euch ein Wörtchen zu sagen!" schrie er. „Ist es nur möglich, daß ich niemals mit Euch sprechen kann?"

Doch da Fiorina noch immer klopfte, öffnete er und trat drohend vor das Mädchen hin.

„Ich muß mit der Tante sprechen, geh! Hast du verstanden oder nicht? Jetzt werde ich Licht machen und die Tür offen lassen. Aber wenn du nicht gehst, oder gar horchst, so ohrfeige ich dich, daß du die Treppe hinunterfliegst. Soll ich nicht einmal mehr ein paar Worte mit meiner Tante sprechen können? Geh!"

Sie kam herein, im Dunkeln, und trat an das Bett. Er strich ein Zündholz an, fand aber keine Lampe. Da ging er hinunter, holte eine Kerze, zündete sie an, blies sie wieder aus und zündete sie nochmals an. Er war so hingenommen von Zorn, daß er kaum noch wußte, was er tat. Er bemerkte jedoch, daß Carissima ihn beobachtete, trat zu ihr und sagte:

„Höre, ich muß durchaus einmal mit der Tante allein sprechen. Wenn Fiorina nicht aus dem Zimmer geht oder ein anderes mir dazwischenkommt, heute abend stehe ich nicht für mich ein! Rufe sie herunter, sofort!"

Er ging wieder hinauf. Zu seinem Erstaunen sah er, daß Fiorina, ohne Zweifel auf das Geheiß der Tante, das Zimmer verließ. Er stellte die Kerze auf den Kamin und trat an das Bett. Tognina sah ihn an, stumm und regungslos unter ihren Decken: ihre starren, glasigen Augen sahen jetzt nicht mehr gleichgültig oder bittend aus; sie hatten einen ganz andern Ausdruck: es war als erblickten sie, statt Adonis, ein Gespenst und betrachteten es mit Schrecken aber auch mit Spott.

Er fühlte, wie diesem braunen Gesicht gegenüber, dem der Schmerz

Digitized by Google

gleichsam eine sarkastische Maske aufgedrückt hatte, sein Zorn schwand. Jener Blick sagte ihm alles, was die Frau ihm niemals zu sagen vermocht hätte. Und er verstand alles. Jener Blick sagte ihm: Ich weiß, was du willst. Aber es ist unnütz, mich zu quälen: das ist, als ob du einen Leichnam schlügest. Alles, was du mir sagen willst, weiß ich. Aber du weißt nicht, was ich dir sagen könnte. Ich habe mehr gelitten als du: ich habe das Böse gesät und giftige Frucht geerntet. Ich war ärmer als die Bettler und konnte nicht einmal um ein Almosen bitten wie sie. Ich bin tot: seit langen Jahren bin ich tot. Seit langen Jahren habe ich mit den Toten gelebt. Er hat sich gerächt. Er ist immer neben mir gewesen und hat mich immerfort gequält. Sein Schatten hat mich umhüllt wie ein Leichentuch. Und auch jetzt ist er da, hinter deinem Rücken, und ich brauche dich nur anzusehen, so sehe ich auch ihn.

„Tante? Fühlst du dich nicht wohl? Ich möchte dir etwas sagen ..." flüsterte Adonis, über das Bett gebeugt.

„Ich bin hier," sagte sie, ihn immer starr ansehend.

„Ich wollte dir sagen ... Nun, ja: ich habe dich immer lieb gehabt und dich immer in Ehren gehalten. Hast du dich über mich zu beklagen? Nein, nicht wahr? Warum bewachen deine Verwandten dich wie eine Gefangene? Warum kann ich nie ruhig mit dir sprechen? Nur das möchte ich wissen. Auch jetzt habe ich erst schreien müssen, um einen Augenblick mit dir allein zu bleiben. Und ich bin gewiß, daß jene Weiber jetzt laufen um die Männer zu rufen ... Ich wollte wissen ..." Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er leiser fort: „Ich weiß alles! Sorge und ängstige dich nur nicht. Wenn ich dich hätte quälen wollen, hätte ich es früher getan. Aber das will ich nicht, hörst du, ich will es nicht. Denn ich bin nicht böse! Weißt du noch, wie ich eines Abends hier ohnmächtig wurde, weil es mir naheging, dich so krank zu sehen? Weißt du das nicht mehr? Ich wohl. An dem Abend gabst du mir den Schlüssel. Aber nachher hattest du mich nicht mehr lieb ... Hättest du mich doch lieb gehabt, so wären wir alle beide glücklich gewesen. Und statt dessen ... sind wir nun ... alle beide unglücklich ..."

Sie schloß die Augen; ihr Gesicht sah noch leichenhafter und spöttischer aus; der Mund stand offen und Tränen quollen aus den trockenen Augenlidern. Er hatte den entsetzlichen und zugleich kläglichen Eindruck, einen Leichnam weinen zu sehen. Und wie an jenem weit zurückliegenden Abend empfand er einen verzehrenden Schmerz. Er glitt zu Boden und sein Kopf sank auf die Bettdecke. Er ward nicht ohnmächtig wie damals, aber wieder überkam ihn ein Gefühl von Leere; es war ihm, als hätte er einen dunkeln Trichter vor den Augen, auf dessen Grund, weit, weit weg, nur ein weißer Punkt leuchtete, ein Hoffnungsfunke: die Hoffnung auf den Tod!

Digitized by Google

„Verzeih mir Tante!“ sagte er als spräche er zu sich selbst. „Weine nur nicht! Auch ich werde sterben. Alles ist eitel, alles ist zwecklos, ich weiß es! Alles, alles! Das Gute und das Böse, alles! Wir sterben; Schatten senkt sich über alle und die Welt verfinstert sich ... Dann ist alles aus ... alles ... Warum also sollen wir uns quälen?“

Tognina öffnete wieder die Augen und schluchzte laut. Da kam er zu sich, richtete sich auf und fragte sich, was er gewollt, und als er sich erinnerte, schämte er sich beinahe seiner Naivität und seiner lächerlichen Auflehnung gegen die verhängnisvolle Macht des Schmerzes.

Die kleine Frau sprach kein Wort: aber der Ausdruck ihres Gesichts ward immer sarkastischer. Und ihr Blick wiederholte: Ja, alles ist zwecklos; weder das Böse noch das Gute führen zur Glückseligkeit.

Adonis stand noch eine Weile über das Bett gebeugt. Jemand klopfte an die Tür. Da schloß Tognina ihre Augen wieder, und in einem Augenblick verwandelte sich ihr Gesicht. Er begriff endlich, welcher Heuchelei die kleine Frau fähig war.

Sie faßte unter ihr Kopfkissen, zog einen grauen, zusammengefalteten Briefumschlag hervor, gab ihn Adonis und bedeutete ihm, ihn zu verbergen. Er öffnete die Tür, vor der die Zia Elena, einen Teller in der Hand, voll Unruhe wartete. Er ging an ihr vorüber ohne sie nur anzusehen, in seine Kammer hinauf und öffnete den Umschlag.

Ein Streifen vergilbten, an den Falten abgenutzten Papiers war darin: das war, der Länge nach, die Hälfte des Testaments des Onkels. Auf die Rückseite hatte Tognina mit Bleistift geschrieben: „Die andere Hälfte hat P.“

Lange betrachtete Adonis das Dokument, das die beiden Mitschuldigen unter sich geteilt hatten, um gegenseitig eine Waffe in der Hand zu behalten, und fragte sich, was er damit tun solle. In seinen Händen war dieser Waffe die Spitze abgebrochen: wenn er sie ergriff, verwundete er nur sich selbst. Und die Spitze, ja die Spitze, die fühlte er in seinem Herzen, vergiftet von dem Rost der langen, vergangenen Jahre.

Und er versank wieder in seine krankhafte Schwermut. Alles erschien ihm zwecklos und eitel, oder schlimmer noch, lächerlich. Jeden Gedanken an Rache und Auflehnung gab er auf. Er bereute, daß er an Maddalena geschrieben hatte und nahm sich vor, sie nicht mehr wiederzusehen. Und doch wartete er mit Verlangen auf eine Antwort auf sein seltsames Billett, und da er keine erhielt, ärgerte er sich und fing an zu glauben, auch Maddalena habe gelogen: mit den Augen wie die andern mit den Lippen! Aber nun hatte auch er gelogen. Die andern und sich selbst belogen. Jetzt konnte er nicht einmal mehr an sich selbst glauben — wie sollte er den Andern glauben?

Er ging wieder zu Caterina und fragte sie in Gegenwart der Großmutter,

Digitized by Google

ob sie wolle, daß er sogleich die Lehrerstelle in Casalino übernehme und auf sein zweites Studienjahr verzichte, damit sie alsbald heiraten könnten. Stolz entgegnete Caterina, nein! Die Großmutter wurde ärgerlich, doch um einen neuen Auftritt zu verhindern, kleidete Caterina sich schnell an und ging mit Adonis fort. Die Alte widersprach nicht. Und sie gingen miteinander die Landstraße entlang, schwatzend und lachend wie einst, als sie gleichsam das Leben verspotteten; hatten sie das aber einst aus Instinkt getan, so taten sie es jetzt aus Trotz.

Der Tante ging es recht schlecht. Adonis trat häufig bei ihr ein und betrachtete sie voll Mitleid. Dann hob auch sie die bläulichen Lider und sah ihn an. Und trotz der ständigen Überwachung durch die Pirloccias vertrauten Tante und Neffe so einander ihren Kummer.

„Laß mich in Ruhe sterben!" flehten ihre Augen. „Um *seinetwillen* bitte ich dich darum! *Nachher* kannst du ja tun, was du willst."

Und er erwiderte: „Ich werde Euch in Ruhe lassen. Ich werde alle in Ruhe lassen und nur mich selbst quälen".

Und er quälte sich in der Tat. Er ging nicht mehr am Palazzo vorüber, aber in der Ferne schien ihm die Gestalt Maddalenas wieder von Geheimnis umhüllt und hoch und fern wie ein Stern. Und er liebte sie, nicht um der Wonne zu lieben, sondern um der Wonne zu leiden willen.

Seine Nächte waren trüb wie alle Nächte schmerzerfüllter Leidenschaft. Er sagte sich, er habe nur seine Pflicht getan, indem er Maddalena um Verzeihung bat. Sie hatte nicht geantwortet; aber sie hatte gewiß verstanden, daß er auf sie verzichte um treu zu bleiben: nicht Caterina allein, sondern allen Gefährten im Leid und vor allem sich selbst. Und in ihrer Erinnerung würde er wie ein Held dastehen.

Mit offenen Augen träumte er von dem, was sein Leben in Wirklichkeit sein würde. Er sah sich seinen kleinen Schülern gegenüber sitzen: alle wendeten die unruhigen kleinen Köpfe nach ihm hin, alle glichen ihm, wie er vor zehn Jahren war! In schlichten Worten sagte er ihnen seltsame Dinge. Die Kinder sahen ihn an, und in ihren Augen spiegelte sich der Strahl von Hoffnung und Kraft wieder, der seine Worte belebte. Alles Licht der Zukunft war in jenem Strahl. Und er sagte ihnen: „Seid gerecht, Kinder. Wißt ihr, was das heißt, gerecht sein? Den andern kein Leid zufügen. Und seid es nicht etwa in der Hoffnung auf Belohnung in der andern Welt. Es gibt keine andere Welt: es gibt nur diese. Aber gerade weil es kein anderes Leben gibt, müssen wir in diesem Leben gut sein, denn nur die Güte ist Wahrheit, und nur die Wahrheit ist Freude. Wir, ich, ihr, vielleicht auch meine Kinder, eure Kinder werden leiden, bevor wir uns an die Wahrheit gewöhnen, und es wird uns und ihnen scheinen,

Digitized by Google

daß das Schmerz sei und nicht Freude, wie es doch wirklich ist; doch gerade um uns an die Wahrheit zu gewöhnen, müssen wir leiden. Unsere Kinder und wiederum ihre Kinder müssen von uns, mit unserm Blut, auch diese Gewohnheit erben. Dann wird es für sie anders werden: ihr Instinkt wird sie zum Guten führen, und das wird ihr Glück ausmachen, wie das unsrige in der Gewißheit besteht, daß die Welt eines Tages von Gerechten bewohnt sein wird! Und vor allem, Kinder, vor allem empfehle ich euch eines: Gebt eure Kinder nicht preis! Wenn ihr sie tötetet, euer Verbrechen würde geringer sein als wenn ihr sie preisgebt!"

Doch dann schlief er auch wieder, und im Traum ward ihm Schöneres zu teil. Er begegnete Maddalena, und sie sagte: „Warum tust du mir weh? Mir allein gegenüber willst du ungerecht sein!" Und dann sah sie ihn an, und das Gute, das Böse, Gerechtigkeit und Wahrheit: das alles erschien fern und klein unter der leuchtenden Glut dieses Blickes.

Vom frühen Morgen an war er draußen, unruhig wie ein Kind. Dann ging er zur Post. Nichts. Er ging wieder nach Hause, die Straße auf und ab, und erwartete beständig, die Gestalt Jusfins zu sehen, einen Brief in der Hand.

Die Pirloccias taten, als hätten sie Adonis' kurzes Zwiegespräch mit der Tante gar nicht bemerkt. Vielleicht hatten die Weiber davon geschwiegen aus Angst vor einem heftigen Auftritt zwischen ihm und Pirloccia — vielleicht sannen sie auch auf irgendeinen bösen Streich. Er hatte den ihm von der Tante übergebenen Papierstreifen aufbewahrt, aber um weiteres sorgte er sich nicht. Jedesmal indes, wenn Carissima von ihrer Arbeit im Palazzo nach Hause kam und von der Marchesa und Maddalena sprach, hatte er den Eindruck, daß die Schneiderin ihn verschmitzt betrachte. Er wußte, daß sie phantastische Dinge erzählte — und doch hörte er ihr mit krankhafter Aufmerksamkeit zu und fragte sich, welche Absicht sie wohl dabei haben möchte.

„Die alte Dame", sagte Carissima, „war in der Tat gefallen und hatte sich den Oberschenkel gebrochen."

„Ja, sie kann sich nicht rühren", sagte sie mit geheimnisvoller Miene. „Aber sie wollen die Sache geheimhalten, weil die Signora Maria Angst hat, die Verwandten der Marchesa könnten ihr die Schuld an dem Unfall beimessen." „Aber die Enkelin?" fragte Zia Elena. „Wird sie es nicht ausplaudern?" „Wenn sie doch noch mehr als die Alte an der Signora Maria hängt? Und dann, was ich mir denke, ist, das Mädchen muß in irgend jemand toll verliebt sein, wahrscheinlich in einen armen Burschen. Und die Signora Maria muß wohl von dieser Geschichte wissen und die Liebe der beiden begünstigen." „Ah, ja dann begreife ich es!" sagte Zia Elena naiv.

Digitized by Google

Auch Adonis begriff, doch er schwieg, begierig horchend.

„Ja," fuhr die Schneiderin fort, „wenn die Alte stirbt, dann wird das Mädchen Besitzerin über alles und wird sicher ihren Schatz heiraten. Und die Signora Maria hat ein Interesse daran, ihr gefällig zu sein: dann bleibt sie nachher immer bei ihr."

„Jetzt verstehe ich! Aber wenn die Marchesa nicht stirbt? Sie kann es auch noch weitere zehn Jahre machen!"

„Noah hat es neunhundert Jahre lang gemacht, und für die letzten hundert zum wenigsten mußte er wohl gelähmt sein", gab die Schneiderin ironisch zurück. „Aber begreift ihr nicht, daß, wenn sie nicht stirbt, das Mädchen mit ihrem Schatz heimlich weiter liebeln wird und sich vielleicht so noch besser amüsieren? Und heiraten wird sie ihn heute oder morgen doch, so Gott will!"

„Aber . . . aber ob diese ganze Geschichte auch wirklich wahr ist?"

Carissima hatte wohl vergessen, daß sie die Geschichte soeben erst als bloße Mutmaßung erwähnt, und fuhr immer erregter werdend fort: „Gewiß ist es wahr! Das Mädchen ist bis über die Ohren verliebt, das kann man sehen. Sie ist bald blaß, bald rot. Heute kam sie herunter, um mir zu zeigen, wie ich eine Decke säumen sollte, da fragte ich sie, ob sie gern hier wäre, jetzt, wo es kalt wird. Sie sagte: ‚O nein! Bis Ende November bleibe ich gern hier, obwohl ich mich nicht ganz wohl fühle.'"

„Eines Abends", erzählte sie dann, „habe ich Maddalena in das Pfarrhaus gehen sehen. Sie geht fast alle Tage gegen vier Uhr aus, meist zur Signora Marina. Dann geht und kommt sie allein und ohne Hut."

Die Signora Marina war die Schwester des Pfarrers, eine alte, wohltätige Dame, von der auch Adonis und seine Angehörigen manchmal Beistand empfangen hatten.

Er besuchte sie mitunter, wann er wußte, daß der Pfarrer nicht zu Hause war. So rauh dieser war, so gutmütig und zurückhaltend war seine Schwester. Vielleicht waren ihr Benehmen und ihre Worte ein wenig gekünstelt: sie tat wie eine alte Herzogin und erzählte mit Vorliebe von einer Reise nach Wien, zu der Zeit, als Wien die Hauptstadt war. Adonis hörte ihr gern zu und hatte immer den Eindruck, als stände er dort einer Gestalt aus andern Zeiten gegenüber. Und jetzt stellte er sich vor, daß Maddalena, wenn es ihr in ihrem großen Hause zu öde und zu langweilig wurde, zu Signora Marina ginge um sich zu zerstreuen.

Und er begriff, daß Carissima ihm andeuten wollte, wie er Maddalena treffen könnte; aber selbst für sich tat er, als hätte er es nicht verstanden.

Und wieder erzählte die Schneiderin, daß Maddalena ihr jetzt die Arbeit selbst anwiese und immer etwas mit ihr zu plaudern habe. „Aber sie klagt

Digitized by Google

über ſtarke Kopfſchmerzen", fügte Cariſſima hinzu, „und iſt ganz blaß geworden: ſie muß wohl recht unglücklich ſein . . ."

Adonis glaubte nicht an Cariſſimas Schwätzereien, oder bemühte ſich wenigſtens, nicht daran zu glauben. Maddalena, ſagte er ſich, iſt viel zu fein, um ſich mit Cariſſima in ein Geſpräch einzulaſſen! Dann aber dachte er daran, wie einfach und naiv Maddalena damals im Walde, bei ihrem Ausflug, geweſen war. Wäre ſie nicht ſo einfach und freundlich, ſo hätte ſie ihn gar nicht angeſehen! Und warum hatte ſie ihn angeſehen? Er fragte ſich verwundert, warum ſie ſich in ihn verliebt habe. Ja, wer konnte das ſagen? Und hatte er ſich nicht auch in ſie verliebt! Der gleiche Abſtand trennte ſie. Aber er war ein Mann, ſie eine Frau — andere Hilfsmittel braucht die Liebe nicht, um ihre unerklärlichen Miſſetaten auszuführen!

Und Cariſſimas Schwätzereien rührten ihn gegen ſeinen Willen, obwohl er meinte, es läge ihnen wohl irgendeine berechnende Abſicht zugrunde. Wahrſcheinlich hatte ſie Angſt vor ihm ſeit ſeiner Unterredung mit der Tante, und vielleicht handelte ſie aus eigenem Antrieb, vielleicht nach dem Rat Pirloccias ſelbſt. Ihr Zweck war offenbar ihn zu reizen und zu ermutigen, ſich Maddalena zu nähern. Ihr Geheimnis alſo war ſchon vielen bekannt, und ohne Zweifel auch den Pirloccias. Und wenn der von Cariſſima erdachte außerordentliche Glücksfall einträte, dann würde er ſich ſicher nicht mehr um die Erbſchaft der Tante kümmern. Auch hatte er ſeine eigenen Gedanken in bezug auf die Signora Maria und ſagte ſich, etwas müſſe doch wohl an Cariſſimas Reden ſein. Und es war ihm als ob nicht allein die Liebe mit ihrer Zaubermacht, ſondern auch die Menſchen mit ihrer Berechnung ihn und Maddalena in das Netz ihrer Ränke einzufangen ſuchten.

Mitunter aber auch erbebte er bis ins Innerſte: vielleicht log Cariſſima nicht! Vielleicht litt Maddalena wirklich. Litt er nicht auch? Er, der gütig ſein wollte gegen alle, ſelbſt gegen ſeine Feinde, er quälte die, die ihn liebte, wie niemand auf der Welt, auch Caterina nicht, ihn geliebt hatte. Und er wurde von dem brennenden Verlangen erfaßt, ſie wiederzuſehen, ſich zu vergewiſſern, ob auch ſie wirklich leide. Ah, ſie hatte auf ſeinen Schmerzensſchrei nicht geantwortet, aber im ſtillen, in ihrem öden, kalten Palaſt, verzehrte ſie ſich vielleicht vor Leidenſchaft und Trauer in der vergeblichen Erwartung des Geliebten . . .

Eines Tages konnte er nicht länger widerſtehen: er machte einen Beſuch bei der Schweſter des Pfarrers und als er an dem Parktor vorbeiging, blickte er zu Maddalenas Fenſter auf. Sie war nicht da. Er ging nochmals vorüber. Und wie von ſeinem Verlangen herbeigezogen, trat ſie an das Fenſter. Sie war wirklich blaß und mager und ihr Profil hob ſich wachsbleich von dem erleuchteten Fenſter ab. Dann wandte ſie ſich, und

Digitized by Google

er blieb stehen. Und sie sahen einander an, wie sie sich noch nie angesehen hatten: mit der ganzen Wonne der Liebe, die leidet.

Und mit verzweifelter Leidenschaft überließ er sich nun seinem Traum. In wenigen Tagen sollte er fortgehen, und ein Gedanke quälte ihn unausgesetzt. Wenn ich wiederkomme, wird sie nicht mehr da sein. Ich werde sie nicht mehr wiedersehen!

Er ging mehrmals zu Signora Marina, aber nie traf er Maddalena dort. Und er schrieb wieder, lange, verzweifelte Briefe; doch wenn es sich darum handelte sie abzusenden, dann reute es ihn und er zerriß sie.

Eines Tages endlich traf er Maddalena, als sie aus dem Pfarrhaus kam. Sie war allein, schwarz gekleidet, einen schwarzen Spitzenschal um den Kopf. Sie sah kleiner und schlanker aus als sonst, und ihr olivenfarbenes Gesicht, von den schwarzen Spitzen umrahmt, hatte einen beinahe tragischen Ausdruck. Und er gedachte der lichten Gestalt am Flußufer und meinte, er, er allein hätte die Schuld daran, daß Maddalena so blaß und dünn erscheine, und nicht das schwarze Kleid, der schwarze Schleier. Er sah sie an und erbebte durch den ganzen Körper. Maddalena bemerkte seine Erregung und während sie an ihm vorbeiging, lächelte sie ihm zu: Da erstrahlte sein Gesicht, und ebenso hell ward es in seiner Seele. Bis zum späten Abend wanderte er über den Deich und durch die Felder und meinte wahnsinnig zu werden vor Freude, vor Schmerz, vor Verlangen. Am folgenden Morgen sagte Carissima ihm, sie würde bis neun Uhr abends im Palazzo zu tun haben, und bat ihn, sie am Parktor zu erwarten, wenn er „etwa dort vorüberkäme".

Um ein Viertel vor neun war er bereits beim Parktor. Die Nacht war ein wenig dunstig, aber mild, ja lau. Die erleuchteten Fenster des Palastes sahen durch den Nebel hindurch aus wie die Fenster eines Zauberschlosses.

Er ging am Rande der Wiese auf und ab, und Träume zogen ihm durch den Sinn, die noch zarter und unwesenhafter waren als der Nebel, der sein Gesicht netzte. Wenn sie, auf eine leise Andeutung Carissimas hin, in den Garten herabkäme und an das Tor träte? Was würde er tun? Eh, er würde zu ihr treten! Und dann würde sie flüstern: Adonis!

Bei dem bloßen Gedanken überlief ihn ein Schauer.

Es schlug neun. Niemand. Er ging noch immer auf und ab und träumte weiter. Ein Mann kam über die Wiese und verschwand in der Gasse. Der Mond schien rot durch den Nebel. Durch den Garten kam eine dunkle Gestalt und näherte sich dem Tor. Eine Stimme rief: „Adonis!"

Verwirklichte sein Traum sich? Ach, es war die Stimme Carissimas!

„Adonis, geh nur! Ich habe noch viel zu tun. Nachher wird Jusfin mich nach Hause begleiten. Die Signorina hat es ihm befohlen."

Digitized by Google

„Höre . . .“, sagte er, fast ohne zu wissen, was er sagte. „Hast du sie gesehen?“ „Gewiß“, erwiderte Carissima, und fügte listig hinzu: „Und du nicht? Ich habe ihr gesagt, daß du mich erwartetest.“

Sie eilte in den Palazzo zurück. Und er blieb stehen, an das Gittertor geklammert, und es war ihm als ob das Eisen zittere. Sie wußte es, daß er da war. Sie würde kommen: dessen war er gewiß! Und jetzt wartete er ihrer mit der ganzen Sehnsucht einer schuldvollen aber sieghaften Leidenschaft. Alles andere hatte er vergessen: wer er war, wer sie war, und daß seine Braut an ihrem Fenster ihn erwartete. Es war ihm, als habe er sein Leben lang nichts anderes getan, als auf Maddalena gewartet!

Aber sie kam nicht.

Da wurde er wie von einer Wahnvorstellung erfaßt. Der Schatten seiner Träume floh vor ihm her; von Schmerz berauscht, verfolgte er ihn und hatte dennoch das Empfinden, jener zöge ihn sich nach.

Er verschob seine Abreise um einige Tage und wartete zwei Abende am Parktor, unbekümmert um die Neugier der wenigen Vorübergehenden.

Es war ihm als müsse Maddalena, auch ungerufen, kommen. Zog nicht eine unwiderstehliche Macht sie zueinander hin? Sie wußten es, daß sie sich liebten; sie kannten sich seit Jahren und Jahren, seit längst vergangenen Zeiten: und es zog sie zueinander, wie die Gestirne, die sich im Weltenraum begegnen. Er dachte an diese Begegnung wie an ein unvermeidliches Ereignis und sagte sich, es sei seine Pflicht bis zu Maddalena zu gelangen, um sie um Verzeihung zu bitten und ihr zu sagen, daß sie einander nicht lieben durften. Dann würden sie zusammen weinen — und sich für immer trennen, verlassen . . .

Doch wenn er so dachte, erkannte er, daß er sich selbst belog. Er fühlte, daß die Leidenschaft ihn irreführte. Maddalena war für ihn das Sinnbild des Glücks, vor allem aber die sündige Liebe mit all ihren lockenden Heimlichkeiten.

Als er sah, daß sie zu dem von ihm erträumten Stelldichein nicht kam, dachte er daran direkt zu ihr zu gehen. War es nicht seine Schuldigkeit, sich von ihr zu verabschieden bevor er fortging? War sie nicht sehr freundlich gegen ihn gewesen? Aber dann dachte er an Carissimas Schwätzereien, fürchtete, nicht empfangen zu werden, und ging nicht.

Und noch einmal schrieb er ihr, diesmal entschlossen, seine Worte nicht dem Winde preiszugeben.

„Maddalena! Morgen werde ich fern von hier sein, und das öde Leben wird uns für immer trennen. Doch Sie haben mir noch nicht gesagt, daß Sie mir verzeihen, und ohne ein Wort der Verzeihung von Ihnen werde ich in Verzweiflung gehen, denn für uns gibt es kein Wiedersehen.“

Digitized by Google

Er ging zum Parktor, sah jedoch Jusfin und warf den Brief nicht in den Briefkasten. Es kam ihm vor als sähe der alte Jäger ihn spöttisch an, und er ging weiter. Er machte die Runde um die Wiese und betrat den Hof des Pfarrhauses. Die Schwester des Pfarrers war nicht zu Hause, und diesen selbst wollte er nicht aufsuchen, weil er ihn immer als einen Jungen behandelte. Er blieb unter der Tür stehen und blickte nach dem Parktor hinüber, konnte indes von hier aus nicht sehen, ob Jusfin noch dort stand.

Mit einem Male aber erbebte er: das Tor öffnete sich, und Maddalena trat heraus. Schwarz gekleidet und den schwarzen Spitzenschal um den Kopf, kam sie mit ihrem schnellen, leichten Schritt über die mit welkem Laub bedeckte einsame Wiese auf das Pfarrhaus zu.

Zitternd lehnte er sich an die Mauer. Es war ihm als bedeute dieser höchst einfache Vorgang ein ganz außerordentliches Geschehnis. Er faßte seinen kleinen Abschiedsbrief und fragte sich verwirrt, ob er ihn der, die dort kam, selbst überreichen solle.

Sie bemerkte seine Erregung sofort, aber diesmal lächelte sie nicht. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Trauer und gleichzeitig von Geringschätzung, und sie fragte, auch ihrerseits ein wenig verwirrt: „Ist Signora Marina nicht zu Hause?" „Ich weiß nicht . . . ich glaube nicht . . ."

Maddalena erstieg die Stufen und stand da dicht vor ihm. Er verspürte ihren Hauch, sah wieder ihre sanften Augen und vergaß alles andere. „Ich muß . . . ich muß Sie sprechen!" sagte er faßt unbewußt.

„Nicht jetzt, nicht jetzt!" gebot sie.

„Wann? Heute abend? Ja . . . ja? Um zehn werde ich an Ihrem Parktor sein."

Sie errötete, antwortete nicht, aber sah ihn an: und er erriet die Antwort.

Dann trat sie in das Haus und er ging; und er wußte selbst nicht, weshalb: statt nach Hause zu gehen oder Signora Marinas Rückkehr zu erwarten, schlug er die Richtung nach Casale ein.

Über den Fußsteig schritt er dem Deich zu. Er meinte zu träumen und blickte zu Boden als suche er etwas, das er doch nicht fand.

Sie wird kommen! sagte er sich. Aber diese Gewißheit, statt ihn mit Freude zu erfüllen, flößte ihm fast ein Gefühl von Schrecken ein.

Ein einfacher Vorfall führte ihn zur Wirklichkeit zurück. Am Anfang des Armenviertels begegnete ihm Signora Marina, die wohl von einem Armenbesuch kam. Schon von weitem winkte sie Adonis zu.

„Ich komme gerade von Ihrem Hause", sagte Adonis, stehenbleibend. „Morgen gehe ich fort."

„So kehre mit mir um!" sagte die alte Dame.

Digitized by Google

Er errötete und dachte, Maddalena würde wohl noch im Pfarrhause sein. Doch er überwand die Versuchung, oder vielmehr er fürchtete sich.

„Ich kann jetzt nicht und will mich deshalb hier von Ihnen verabschieden. Jetzt gehe ich zu Caterina."

„Ah, du gehst zu Caterina? Sieh, ich wollte dich gerade nach ihr fragen. Ihr habt euch also wieder ausgesöhnt?"

„Wieso?" fragte er unruhig.

„Ach, nichts ... Sie sagten, aus eurer Heirat würde nichts! Das ist also gar nicht wahr? Das freut mich! Das freut mich sehr!"

Er dachte an Carissima und an ihre Schwätzereien.

„Nein, nein!" entgegnete er. „Wer kann das nur gesagt haben?"

Dann dachte er wieder an Maddalena, die wohl auf Signora Marina wartete, und wurde sehr traurig.

Er ging zu Caterina. Und lernte die Qual des Verräters kennen. Während er seine Braut küßte, dachte er an die Andere, und der stumme, wilde Schmerz Caterinas erschien ihm tausendmal geringer als der seine.

Auch die Alte betrachtete ihn mit seltsamem, fast flehendem Blick, der ihm bis ins Herz drang, wie ihre Zornesblicke, ihre herben Vorwürfe es nie vermocht hatten.

Sie mußten wohl Angst haben, diese beiden: ohne Zweifel wußten sie alles, das Geschwätz der Schneiderin wie das Gerücht, von dem Signora Marina ihm soeben gesprochen; und auch, daß er trotz seiner Versprechungen noch immer um Maddalena herum war wie die Lerche um ein blinkendes Stückchen Glas.

Doch Caterina kannte ihn jetzt, besser als er sie. Und sie wußte, daß sie durch Schweigen alles von ihm erlangen konnte, durch Worte nichts. Als sie sich trennten, weinte sie stumm und trostlos vor sich hin.

Zehn Uhr. Wie auf den beharrlichen Ruf der zehn Schläge hin lugt der Mond über das Kirchendach und ergießt sein Licht über die entlaubten Pappeln, deren gelbe Blätter auf dem kalten Grün der Wiese wie schlafende Blumen aussehen. Die Nacht war lau, obwohl dann und wann ein leichter Wind wehte und eine dunkle Wolke am tiefblauen Himmel vor sich her trieb. Adonis ging auf der Wiese auf und ab, über die welken Blätter und die Schatten der Pappeln hin.

Mit gesenktem Kopf geht er dahin, von seinen unruhigen Gedanken geleitet. Es ist ihm als woge auch in seinen Sinnen ein bald lichter, bald dunkler Schleier, gleich dem Himmel an jenem unsichern Abend. Wird Maddalena kommen? Wird sie nicht kommen? In beiden Fällen wird er unglücklich sein. Und es ist ihm, als erwarte er sie gar nicht, sondern sei nur dort, wie als Kind, von dem Spiel der Schatten hergelockt. Und

Digitized by Google

doch genügt das leiseste Geräusch, ihn zum Zittern zu bringen. Die Minuten vergehen. Sie kommt nicht. Vielleicht wird sie überhaupt nicht kommen.

Er empfindet noch einmal die ganze Naivität seiner Träumerei, er kommt sich selbst lächerlich vor und fängt an ärgerlich zu werden. Und merkt doch nicht, daß er sich nicht darüber ärgert, sondern weil Maddalena nicht kommt.

Die Minuten vergehen. Ein Fenster des Palastes ist noch hell, und an der großen Freitreppe brennt eine Laterne. Hinter jenen Scheiben, in dem hellen Lichtschimmer, der wie ein Zeichen einer fernen Welt erscheint, gleitet ein Schatten vorüber, hin und her, hin und her. Und die Flamme in der Laterne zuckt im Winde wie ein unruhiges Auge. Es ist als mißfiele ihr das Kommen und Gehen des Mannes unter den Pappeln. Und dann löscht jemand die Laterne aus, und der Schatten verdunkelt die Scheiben nicht mehr. Alles ist Schweigen. Der Palast ist wie unbewohnt.

Jetzt scheint der Mond durch das Parktor und beleuchtet den weißen Boden der Allee. Und die Schatten der Gebüsche zittern auf dem Sande, als würden auch sie, in der Stille der Nacht, von Leidenschaft bewegt.

Er ärgert sich; und je mehr er sich ärgert, um so mehr beharrt er dabei, zu warten. Aber die Schatten verdichten sich, über seinem Kopf und in seinem Herzen. Und es kommt ein Augenblick, da er die Schatten der Pappeln unter seinen Füßen nicht mehr sieht. Die Wolken bedecken den Mond. Und im Halbschatten sieht er die Gestalt Caterinas vor sich, sieht sie seltsamerweise mit den blauen, bittenden Augen der alten Suppèi.

Der Mond kommt wieder zum Vorschein, und er denkt an die sanften, schmachtenden Augen Maddalenas. Und mitten in seiner Betrübnis erschauert er vor Wonne, wie die melancholische weite Ebene diese Nacht unter dem Südwind erschauert.

Doch es ist nur ein Augenblick, dann versinkt er wieder in sein schmerzliches Träumen. Der Schatten Caterinas verfolgt ihn. Es ist als spräche er zu ihm: „Denke an meine Worte, Adonis. Die Toten kehren wieder und rächen sich. Ich bin tot für dich: aber mein Schatten folgt dir und wird nicht mehr von dir lassen. Immer und überall wirst du mich auf deinem Wege finden und nicht weiter können. Du magst die Andere küssen — aber zwischen euren Lippen wird gleichsam eine Messerklinge sein, die eure Küsse mitten durchschneidet! Und das bin ich. Weißt du, wer ich bin? Du meinst, ich sei Caterina? Du täuschest dich. Ich bin nicht der Schatten einer Frau. Ich bin der Schatten deiner ganzen Vergangenheit!“

Die Wolken zogen nach Westen. Mit einemmal drängten sie sich alle dorthin wie angelockt von etwas Seltsamem, das sich jenseits des Horizonts ereignete. Der Mond kam wieder zum Vorschein und goß ein milchweißes Licht über die Wiese.

Digitized by Google

Und in dieſem tiefen, lichten Schweigen fühlte er, daß Maddalena kam. Wie unbewußt trat er an das Tor, und es war ihm als erzittere alles rings umher über das große Ereignis.

Auf dem ſchmalen Gange an der Mauer entlang war ſie gekommen. Sie trug noch immer das ſchwarze Kleid, den ſchwarzen Spitzenſchleier. Er wagte kaum, das vom Mond beſchienene blaſſe Geſicht zu betrachten, und auch ſie ſah ihn nicht an.

Wie zwei Schuldige ſtanden ſie einander gegenüber. Doch als er auf dem feuchten Wege längs der Mauer neben ihr her ſchritt, wurde er aufs neue beſtürzt: Maddalena erſchien ihm als eine andere!

Er begriff, daß er ſprechen mußte, und vermochte es nicht. Doch nachdem die erſte Beſtürzung vorüber war, faßte er ſich. Die Gewißheit, daß ſie ihn liebe, das Vertrauen, das ſie ihm gewährte, brachten ihn vor Stolz außer ſich. Und noch einmal verwechſelte er dieſes Gefühl mit der Freude. Er meinte glücklich zu ſein und nichts mehr beklagen zu müſſen. Denn ſie liebte ihn!

Schnellen Schrittes ging Maddalena vor ihm her wie um ihm den Weg zu zeigen. Ihr langes Kleid nahm die welken Blätter auf dem Boden mit.

Er blickte ſich um: die Macht dieſes Ortes und der Erinnerungen überwältigte ihn. Die hohen Baumkronen rauſchten im Nachtwind, es war als glitten leiſe Schritte durch den Park, und er gedachte der phantaſtiſchen Vorſtellungen ſeiner Kindheit.

Die Wipfel über ihnen ſahen wie Wolken aus, und darunter, über der Mauer ſchimmerte ein lichter Streifen Himmels, der auch den Weg erhellte. Alles war phantaſtiſch, aber traurig, kalt, öde.

In der mit Efeu überwachſenen Umfaſſungsmauer waren hin und wieder tiefe Niſchen, in denen verwitterte Statuen und ſteinerne Sitze ſtanden. Und vor einer dieſer Niſchen, bei einem Springbrunnen, der kein Waſſer mehr ſpendete, hielt Maddalena an.

„Ich danke Ihnen!“ ſagte Adonis alsbald, auf ſie zutretend. Und wie vom Klang ſeiner eigenen Stimme erſchreckt, verſtummte er.

„Aber wofür?“ fragte ſie laut und wie ſpöttiſch. Sie trat in die Niſche, lehnte ſich an die Mauer und beugte ſich vor, wie um den Gang im Auge zu behalten.

Und alsbald wurde er wieder von ſeinem Mißtrauen erfaßt. Es kam ihm vor als ob ſie — auch ſie! — ſich verſtelle; als ob ſie nicht gerade erregt ſei, ſondern Luſt habe, über ihn und ſeine Ungeſchicklichkeit zu ſpotten. Und der Schatten umfing ihn aufs neue.

Er erinnerte ſich, daß er gekommen war ſie um Verzeihung zu bitten: nur deshalb! Doch er fürchtete, ihr lächerlich zu erſcheinen, und wollte nun

Digitized by Google

alles sagen. Auch er trat unter den Bogen der Nische, lehnte sich an die Mauer und warf seinen Hut auf einen der Steinsitze.

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie gekommen sind", sagte er und preßte seine Hände zusammen wie in Verzweiflung über seine Unfähigkeit sich so auszudrücken, wie er es wünschte. „Ich wollte kommen . . . bei Tage . . . So lange schon wollte ich kommen! Morgen gehe ich fort . . . Und weil ich fürchtete Sie nicht mehr wiederzusehen . . ."

„Warum?" fragte sie in anderm Ton und blickte auf.

„Ich muß abreisen. Vielleicht werde ich Sie nie wiedersehen."

Laut wiederholte sie: „Aber warum?" und brachte ihr Gesicht dem seinen ganz nahe. Trotz des phantastischen Schattens und des tatsächlichen Dunkels, das sie umgab, begegneten ihre Blicke sich. Und er fühlte es, daß das verschleierte Wesen, von dem ein süßer Duft ausging, das Wesen, das hier mit ihm in derselben Nische war, in der Mauer gewissermaßen, an der mancher seiner Träume zerschellt war: daß das wirklich sie war, die Gestalt seiner Träume. Er nahm ihre Hand, und sie beide erbebten bei der Berührung. Aber alsbald mußte er einer andern Hand gedenken, einer heißen und rauhen, die sich zwischen die seine und die Maddalenas zu schieben schien. Und er fragte: „Wissen Sie, wer ich bin? Wissen Sie das? . . ."

„Wäre ich hier, wenn ich es nicht wüßte?"

„Nein, nein, Sie wissen es nicht! Sie sind hier, weil . . . Sie gut sind . . . weil ein Verhängnis uns zueinander hingedrängt hat . . . Ach, ich weiß es nicht zu sagen . . . ich kann nicht sprechen . . . Ich bin gekommen, Sie um Verzeihung zu bitten. Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen . . ."

„Aber ich habe Ihnen nichts zu verzeihen . . ."

„Leiden Sie denn nicht?"

Maddalena antwortete nicht gleich. Sie schien nach einer Antwort zu suchen. Er zitterte vor Erwartung, und sein Zittern teilte sich ihr mit. Da flüsterte sie: „Ich leide gern . . ."

„Warum antworteten Sie nicht auf meinen Brief? Haben Sie ihn erhalten?" „Ja! Ja! Aber was sollte ich antworten? Daß Ihr Brief mir Leid bereitete? Das würde Sie ja noch mehr betrübt haben . . ."

„Ach! So dachten Sie? Und ich dagegen? . . . Ich habe Ihnen viel Böses zugefügt! Werden Sie mir verzeihen? Können Sie es? . . ."

„Sie haben mir nur Gutes getan!" flüsterte Maddalena und lehnte ihr Gesicht beinahe an seine Brust, gleichsam als wolle sie zu dem Herzen sprechen, das sie liebte. „Sie haben mich gelehrt zu lieben!"

„Aber wissen Sie, wer ich bin? Wissen Sie das?" beharrte er bestürzt.

„Ich weiß es, ja, ja!" erwiderte sie lebhafter. „Ich kenne Sie seit langer Zeit. Ich weiß alles; ich weiß, daß man Ihnen Böses zugefügt hat. Als

Digitized by Google

ich noch ein Kind war ... ein kleines Mädchen ... warf ich mich einmal hier vor diesem Springbrunnen auf den Boden und weinte vor Wut — ich weiß nicht mehr weshalb. Da kam Jusfin und sagte: ‚Wie unartig sind Sie! Und ich kenne Kinder, die nicht einmal weinen, wenn sie geschlagen werden. Eines besonders kenne ich, einen hübschen, lieben kleinen Kerl, der hat keinen Vater, seine Mutter will nichts von ihm wissen, niemand hat ihn lieb, und doch ist er immer gut.' Ich war so betroffen über diese Worte, daß ich immer zu Jusfin sagte: ‚Zeige mir doch den Kleinen!' Und eines Tages zeigte er ihn mir. Er war am Parktor hinaufgeklettert, doch so bald er uns sah, machte er sich fort ... Das waren Sie."

Adonis bedeckte sein Gesicht mit der Hand; er schien dem Weinen nahe.

Und einfach und bewegt fuhr Maddalena fort: „Und von da an dachte ich immer an Sie. Ich dachte: Wie ist es möglich, daß seine Mutter nichts von ihm wissen will? Und ich hatte Mitleid mit Ihnen fast wie eine Mutter. Ja, ja, wirklich ... Aber ich schämte mich, es Ihnen zu sagen. Und später, als ich erwachsen war, sprach einer mir immer und immer von Ihnen, ließ mich Ihre Novelle lesen und Ihre Briefe ..."

„David!" rief Adonis erschüttert. „O, warum hat er das getan?" fragte er gleichsam sich selbst. „Warum hat er das getan? Ach, vielleicht weil er dachte so das Böse gutmachen zu können, das er mir zugefügt?"

„Auch er hat Ihnen Böses getan?"

„Er mehr als alle andern ... Ach, alle haben mir Böses getan, alle ... alle ..." „Aber ich nicht!" sagte sie liebevoll. „Sie nicht! ... Sie allein nicht! ..."

Das sagte er — und mußte alsbald daran denken, daß er dieselben Worte zu Caterina gesagt. Wann hatte er gelogen? Damals? Oder log er jetzt? Ja: der Schatten Caterinas hatte Gewalt über ihn und erfaßte ihn wieder. In ihm aber regte sich eine blinde Wut gegen jenen unbequemen Schatten, und um jeden Preis wollte er ihn verjagen. Fast heftig ergriff er Maddalenas Hände, zog sie an sich, küßte sie und strich mit bebender Hand über ihre bebenden Schultern. Und es war ihm als streichle er ihre Haut, so weich und glatt war der Stoff ihres Kleides. Er erschauerte vor Leidenschaft und konnte doch der Wut und Beklemmung nicht ledig werden, die ihn dazu getrieben Maddalena zu küssen.

Die Weissagung bewahrheitete sich: jener Schatten war immer um ihn, stand mitten zwischen ihnen.

Er aber kämpfte nur um so beharrlicher. Immer ungestümer küßte er Maddalena, auf ihren Lippen das suchend, was nichts, nichts auf der Welt ihm bieten konnte: Vergessen. Aber er redete Worte, die seine ganze Verzweiflung verrieten.

Digitized by Google

„Du allein ... du allein! Du allein haſt mir Gutes erwieſen. Und doch muß ich dir Böſes tun ... Ich bin ſchuldig, aber ich liebe dich ... Und doch wirſt du mir verzeihen! Nicht wahr, du wirſt mir verzeihen? Sag' es mir! ... Sag' es mir!" Er weinte vor Schmerz, und ſeine Tränen fielen auf ihr Geſicht wie Gifttropfen.

Sie löſte ſich von ihm, wie zurückgeſtoßen von der beklemmenden Leidenſchaft, die ihn erregte.

„Aber warum weinen Sie?" fragte ſie, nun ihrerſeits wie ratlos die Hände ringend. Und ſie nannte ihn nicht Du: nicht einmal der Kuß der Liebe konnte ſie vereinen.

Er ergriff aufs neue ihre Hand und drückte ſie an ſeine Augen. Aber die kleine Hand war jetzt kalt und wie tot.

„Jetzt muß ich Ihnen alles ſagen ..", fing er an. „Ich muß! Darum bin ich ja gekommen ..." „So ſprechen Sie!" gebot ſie, beinahe gereizt.

Aber er konnte nicht gleich ſprechen. Hier in der Mauer, die ſie beide gleichſam von der übrigen Welt ſchied, einander nahe in dieſer Niſche als gehörten ſie zuſammen, verharrten ſie einige Augenblicke ſchweigend wie wenn ſie den Stimmen des Windes lauſchten. Adonis fühlte es, daß Maddalena ihm nie die Kränkung vergeben könne, daß er ſie geküßt, während er an die Andere dachte. Und er fühlte, daß dieſes das erſte- und das letztemal war, daß ſie beiſammen waren. Jetzt war wirklich alles zu Ende, jetzt, da alles erſt hätte beginnen ſollen! Der enge Bogen der Niſche umſchloß alles das, was zwei verſchiedenen Raſſen am zäheſten innewohnt: der Stolz! Und die Mauer ſchied ſie nicht von der Welt, weil die Welt in ihren Herzen war!

„Was werden Sie von mir denken!" ſagte er endlich mit der ſchwankenden Stimme eines Fiebernden. „Daß ich ein Tor bin, ja, ein Narr! Und Sie haben recht damit! Ach, warum antworteten Sie mir damals nicht! Hätten Sie mir mit einem einzigen Worte verziehen, ſo wäre ich ſtill fortgegangen. Nun aber konnte ich es nicht! Und ſo bin ich hier ... um Sie noch mehr zu quälen! Warum, warum haben Sie mir nicht geantwortet?"

„Ich wußte, daß Sie kommen würden", ſagte ſie mit leiſem Spott.

Und in höchſter Erregung fuhr er fort: „Ja, ich bin gekommen! Aber weshalb? Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß ich glücklich ſein ſollte, und daß ich ſtatt deſſen weine! Ich bin ein Tor! Verzeihen Sie mir, Maddalena, und hören Sie mich an! Wenn ich Ihnen jetzt nicht alles ſage, ſo vermag ich es nie mehr. Es iſt mir als müßte ich ſterben ... und vielleicht werde ich auch ſterben, wenn ich von Ihnen gegangen ſein werde! Hören Sie mich an! Ich habe gelogen, ſoeben, als ich Ihnen ſagte, längſt ſchon hätte ich kommen wollen. Das iſt nicht wahr! Ich wollte nicht kommen,

Digitized by Google

denn ich wußte, daß ich nicht kommen durfte! Das ist meine Strafe! Aber warum? Warum?" sagte er verzweifelt, als richte er diese Frage an sich selbst. „Warum das alles? Ich bin immer gut gewesen: als Kind schon haben sie mich mißhandelt, mich hintergangen, mich im Schlafe überfallen. Sie haben meine Kraft und meinen Willen ertötet. Und die mich hätte beschützen sollen, hat mich gelehrt, mich zu fügen, mich zu unterwerfen: so haben sie meine kleine Seele verwandelt, entstellt. So ist sie verkümmert, ist klein geblieben und zaghaft und feige. Heute erhoffe ich nichts mehr für mich, nichts, nichts mehr! Ich bin nicht fähig, meinen Teil am Guten zu ergreifen, um den andern kein Leid zu bereiten! Sehen Sie, das haben sie aus mir gemacht! Verstehen Sie jetzt, Maddalena, wer ich bin?"

„Sprechen Sie nicht so! Mein Gott, es tut mir weh, Sie so sprechen zu hören!" sagte Maddalena.

Immer erregter aber fuhr er fort: „So, ja, so ist es in Wahrheit! Jetzt sehe ich klar, vermag das trübe Dunkel zu durchdringen, das mich allenthalben umgibt. Vorhin, während ich auf Sie wartete, und nachher, als ich Sie küßte und glaubte ich müßte vor Freude sterben, da habe ich es gefühlt wie einen plötzlichen Stich. Ich habe ein Gespenst gesehen und geglaubt, es wäre das Gespenst einer Frau, an die ich für immer gebunden bin. Aber es war ein anderes Gespenst: mein eigenes. Einmal haben sie mich überfallen, während ich schlief: ich schrie nach Gerechtigkeit, aber Niemand antwortete auf meinen Schrei. Und dieser Schrei ist gleichsam in mir stecken geblieben, und ich höre ihn widerhallen, jedesmal wenn ich glaube ungerecht oder treulos gegen einen Andern zu sein. Und diesen Schrei habe ich auch soeben vernommen, so lang anhaltend und traurig wie nie zuvor. Gott! Mein Gott! Ich muß an ein anderesmal denken ... an einen andern Schrei ... in einer Nacht wie diese ... Aber Sie können das nicht verstehen ... Sie sind immer glücklich gewesen ... Ich nicht ... ich nicht! Begreifen Sie?"

Ja, endlich begriff sie! Er hatte es ja gesagt: er war auf immer an eine andere Frau gebunden. Und während er redete, sah Maddalena ihn starr an, stolz und entsetzt. Vielleicht erblickte sie in seinen dunkeln Augen einen Schatten, dichter und gefährlicher als die Dunkelheit um sie her. Was wollte er von ihr, jener jämmerliche Mann? Das zu begreifen gelang ihr nicht. Ihr Mitleid erstarb, dem gegenüber, der nicht mehr der ihre sein konnte, noch sein wollte. Weiteres wollte sie nicht wissen, denn sie konnte sich nicht demütigen wie er es getan. Sie hatte ihn empfangen wie ihresgleichen, weil sie ihn zu sich emporzuheben gedachte. Er aber wollte an seinem Platze bleiben, an der Seite eines erbärmlichen Geschöpfes, dessen bloßes Dasein Maddalena Dargenti absichtlich übersah.

Digitized by Google

„Genug!“ sagte sie und biß sich auf die Lippen. „Ich wußte nicht ... Sie haben Recht.“

Und sie trat von ihm weg, um ihm zu bedeuten, daß es Zeit sei zu gehen.

Ihre Ruhe erschreckte ihn. Wie ein Wahnsinniger sprang er auf sie zu und packte sie beim Arm. „Gehen Sie nicht! Hören Sie mich an!“ flehte er. Sie machte sich zitternd los und entgegnete ihm: „Lassen Sie mich! Was hätten Sie mir noch zu sagen.“

Und sie ging. Es war sehr dunkel: die Wolken bedeckten jetzt den ganzen Himmel, auch den zuvor lichten Streifen über der Mauer.

Adonis folgte Maddalena und sagte und wiederholte nur: „Verzeihen Sie mir ... Verzeihen Sie mir.“

Sie fing an zu laufen, wie wenn sie seiner beharrlichen Bitte überdrüssig wäre. Dann hielt sie an, erwartete ihn und geleitete ihn zum Parktor. Doch er sagte nichts mehr, so fühlte er sich gedemütigt. Er ging hinaus, und während sie das Tor schloß, wendete er sich und sah nach ihr. Sie hatte Mühe, das Tor zu schließen, und er dachte, sie erwarte vielleicht noch ein Wort von ihm. Ein Wort noch — und es war vielleicht nicht alles zu Ende! Aber er wollte dieses Wort nicht sprechen — und sie ging davon, leichten Schrittes und leise, wie sie gekommen war.

Er blieb auf der Wiese stehen. Es war ihm als hätte er geträumt: einen schrecklichen und zugleich dummen Traum. Anfänglich war er von brennender Scham überwältigt. Er sagte sich, daß Maddalena ihn verspotten müsse; daß Maddalena ihn hinausgetrieben habe; daß Maddalena böse und grausam sei. Nie hatte sie Rührung gezeigt, weder bei seinen Liebesworten, noch bei seinem Angstschrei! Dann aber erinnerte er sich, daß sie gezittert, als sie ihm sagte: „Lassen Sie mich!“

Er hatte sie gelassen! Hätte er ihr aber gesagt „ich bin dennoch Dein!“ so würde sie ihn nicht fortgeschickt haben. Und allmählich überkam ihn Groll und herzbeklemmende Qual. Er fühlte, daß mit Maddalena nicht nur der Traum, sondern auch die Wirklichkeit von Freude und Glück ihm entglitt. Und er empfand die ganze Verzweiflung des verlorenen Gutes, das heiße Verlangen nach dem, das ihm nie mehr zu Teil werden würde.

Noch einmal erblickte er in sich selbst die Personifikation einer ganzen, durch den Schatten einer düstern Vergangenheit geblendeten Rasse. Er selbst hatte im Schatten einer ungeheuren Ungerechtigkeit dahingelebt. Alle hatten ihn hintergangen, seine Mutter, seine Verwandten, der, den er zu seinem Meister erwählt. Aber die größte Ungerechtigkeit, die die Menschen ihm zugefügt, war, ihn ungerecht gegen sich selbst zu machen.

Und noch einmal setzte er sich vor, sich aufzulehnen, gerade wie jene Rasse, als deren Vertreter er sich ansah! Aber sogleich erkannte er, daß

Digitized by Google

hierin ein Widerspruch lag. War er doch gerade deshalb unglücklich, weil er ein Rebell war. Er hatte von einer Zukunft in Liebe geträumt, und dieses Träumen hatte in ihm die Fähigkeit zu lieben geschwächt. Lieben bis zum Vergessen jedes andern Empfindens; lieben bis zur Sünde, dachte er, nur solche Liebe ist Freude und Glück — alles übrige ist Lüge.

Dann aber schien es ihm, als ob es eine solche Liebe gar nicht gebe. Nichts Feuriges und Wahres gab es im Leben! Er hatte geglaubt, das Leben berge, wie der Park Dargenti, holde und tiefe Geheimnisse; und statt dessen gab es nur melancholische Schatten, versiegte Brunnen und welke Blätter. Und gleich Maddalena, vertrieb das Traumgespenst den Träumer, nachdem es ihn in seine heimlichen Schlupfwinkel hineingelockt.

Warum das alles? Er blickte auf als wolle er die Bäume, die Wolken danach befragen, all die Dinge, die ihm einst brüderlich Antwort gaben.

Aber jetzt war allenthalben Schatten und Dunkel. Die Wolken wurden immer größer, bedeckten den ganzen Himmel; und vor dem düstern Hintergrund erschienen die rauschenden Bäume höher als sonst, hoch bis an den Himmel und wie die Wolken bewegt. Und ihm war, als ob auch die Bäume litten und, statt ihm zu antworten, ihn nach dem Grunde ihres Schmerzes fragten. Warum schüttelte der Wind sie, warum umhüllte sie das Dunkel?

Er wußte es ihnen nicht zu sagen. Er ging von dannen und nahm den Schatten einer weit entlegeneren Vergangenheit mit sich, einer Vergangenheit, die hinter allen Erinnerungen, hinter allen menschlichen Ursachen zurückliegt: den Schwesterschatten der Wolken und der Nacht, der, wie sie, der unerklärlichen Natur entstammt: dem Schmerz.

Doch als er in seiner häßlichen Kammer war, unter den bescheidenen Gefährten seiner alten Leiden, da traf er ein anderes Gespenst an, das sich mit ihm niederlegte und sich erbot, ihm zu helfen die Schatten zu bekämpfen, die ihn quälten. Er wollte es abweisen, denn nunmehr erschien ihm alles zwecklos. Aber es war beharrlich, geduldig, auch schlau. Und es erwies sich als der Irrwisch, den die alte Suppèi jedem Menschen als Gefährten zuwies: das eigene Gewissen!

Wie eine alte Hüterin, um das kranke Kind zu beruhigen, ihm von vergangenen Dingen singt und sagt, so rief jener kleine Irrwisch jetzt Adonis die Schmerzen, die Träume, die Vorsätze ins Gedächtnis, die ihn von Kind an begleitet. Und unter vielen andern Dingen auch den Brief, den er einst, in einem Moment der Verzweiflung, an David geschrieben. Und schmeichelnd sagte er ihm: Der Brief hat keine Antwort erhalten. Aber du kannst jetzt ebensowohl der Zukunft entgegengehen. Denn kannst du auch nicht auf alle deine Brüder vertrauen, so doch auf einen, auf den, der dir am nächsten steht, der es am treusten mit dir meint: auf dich selbst.

Digitized by Google

Erinnerungen eines Leipzigers an Mendelssohn und Meyerbeer.

Aus einem Tagebuch mitgeteilt von Ellie Lafite in Wien.

14 März, 1839

Der Winter hat heuer endlos lange gedauert und ist ausnehmend hart gewesen. Nun steht aber Ostern schon vor der Türe. Die Felder vor unsern Stadttoren sind frische gepflügt und wenn ich in den Confirmanden-Unterricht gehe, mache ich gerne einen großen Umweg an den Gärten vorbei, um das Erwachen der Natur beobachten zu können. Die Tulpen und Hyazinthenbeete werden schon abgedeckt und am Teiche draußen stehen die Weiden voll silbergrauer Kätzchen.

Aber auch durch die Straßen zu wandern, ist jetzt interessant; ganz Leipzig ist in Bewegung, es rüstet althergebrachter Sitte gemäß für die bevorstehende Jubilate-Messe. Es heißt, daß diesmal besonders viel Fremde in unsere Stadt kommen werden und die wenigen großen Hotels die wir haben und alle Gasthöfe sollen schon überfüllt sein, so daß es für die Fremden kein Vergnügen sein wird, in ihnen zu logieren. Jede Mägdekammer und jede Mansardenstube ist vermietet worden.

Gestern war der Verlagsbuchhändler N. mit seiner Frau, gute Freunde unserer Familie, bei meinen Eltern, um ihnen zuzureden, daß sie, die über eine so große Wohnung verfügen, belgische Künstler, deren Besuch in unserer Stadt angezeigt worden war, bei sich aufnehmen möchten. Vater wollte anfangs nichts davon wissen, Mutter aber war gleich dafür. Als sie hörte, daß es sich um Künstler handle, legte sie sich sofort einen Plan zurecht, es so einzurichten, daß wir ihnen ganz gut zwei Zimmer überlassen können. Mutter hofft wohl, daß wir dadurch etwas Musik zu hören bekommen werden. Sie sagt immer, es sei das Schönste, was man im Leben haben kann und auch ich vergesse Alles andere, wenn ich Musik zu hören bekomme. Mutter wäre ja selbst gerne Künstlerin geworden, aber ihre Eltern wollten, daß sie den Vater heirate, trotzdem er viel älter war, als sie.

Es wurde ausgemacht, daß Buchhändler N. den belgischen Künstlern Nachricht zukommen lasse, daß sie bei uns wohnen können .. Nun hat Mutter viel zu tun .. Sie hat in den Zimmern, die jetzt Fremdenzimmer werden, frische Gardinen aufmachen lassen und unsere schönsten Teppiche hineingelegt. Ihren besonderen Stolz, eine ganz alte Meißner-Porzellanschale hat sie mit farbigen Crokusblumen gefüllt, die auf ihrem Fensterfims aufgeblüht sind und hat sie auf den alten Mahagonitisch gestellt. Ich habe aus dem Stadtwäldchen Tannenzweige nach Hause gebracht, die wir in die hohen Alabastervasen gesteckt haben.

Digitized by Google

Nun sehen die Zimmer, in denen viele von unseren alten Familienbildern hängen, sehr wohnlich aus; wir haben aber keine Ahnung, für wen wir sie geschmückt haben und wen uns der Zufall ins Haus führen wird. — —

17. März

Gestern, pünktlich zur avisierten Stunde, sind die Fremden angekommen. Drei Personen. Ein elegant gekleideter, nur auf der langen Reise sehr bestaubter Herr, vielleicht in der Mitte der Dreißiger stehend, mit außerordentlich lebhaften, elastischen Bewegungen, eine ältere, vornehme Dame, seine Schwägerin, und ein junges, schlankes Mädchen, daß vielleicht um zwei Jahre mehr zält, als ich, der Confirmand. Mutter und Vater hatten mir gleich nach Ankunft der Fremden aufgetragen, mich ihnen ganz zur Verfügung zu stellen. Ich habe zum Glück jetzt Osterferien. Als ich anklopfte und eintrat, begrüßte mich der fremde Herr sehr freundlich. Er war gerade im Begriff, eines seiner Gepäckstücke zu öffnen, dem er einen Violinkasten entnahm. Mit der größten Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, wickelte er das offenbar sehr kostbare Instrument aus einer seidenen, mit farbigen Blumen gestickten Decke heraus und stimmte es. Dann lehnte er sich mit dem Rücken gegen das Fenster und schien ganz zu vergessen, daß außer ihm noch andere Menschen im Zimmer anwesend waren. Die ältere Dame kniete gerade vor ihrem Koffer aus dem sie Toilette-Sachen räumte und die Junge ordnete vor dem Spiegel ihr Haar, aber auch sie ließen beide die Hände sinken und lauschten gleich mir wie verzaubert dem Spieler.

Ich hatte ja keine Ahnung davon gehabt, daß es so etwas auf der Welt gebe. Wie süß, wie weich, wie klagend und dann wieder mächtig anschwellend und hinreißend war der Ton, der von dieser Geige kam — —

Als der Künstler sein Instrument absetzte, da schien er aus einer andern Welt zurück zu kehren und seine Augen ruhten mit so erstauntem und sinnendem Ausdruck auf uns, als verstehe er nicht, wie wir hierher in seine nächste Umgebung gekommen seien. Ich brannte vor Neugierde, zu wissen wer er sei und bat ihn, der polizeilichen Anmeldung wegen, sein Nationale zu schreiben. Statt dessen entnahm er seiner Brieftasche eine Visitkarte, auf deren Rückseite er die Namen seiner Begleiterinnen: Madame de Garcia und Mademoiselle de Garcia, Bruxelles, hinzufügte. Charles de Beriot — — nun wußte ich, wer unter unser Dach eingekehrt war und daß ich das Glück hatte, einem unserer größten Violinspieler gegenüber zu stehen, der in Leipzig conzertieren wollte.

Die Damen fragten mich, ob die Frau des Hauses ihnen für ein paar Stunden des Tages die Benützung ihres Flügels gestatten würde.

Was wird Mutter sagen, wenn sie hört, wer bei uns wohnt.

18. März

Heute überbrachte ich den Damen eine bejahende Antwort auf ihre Anfrage.

Digitized by Google

M. de Beriot ersuchte mich bei dieser Gelegenheit, ihn zum Director der städtischen Gewandhausconzerte, Dr. Mendelssohn-Bartholdy zu begleiten, da er mit ihm über seine beabsichtigten Conzerte zu reden hatte. Auf dem Wege erzählte mir M. de Beriot, daß er erst seit kurzem wieder Kunstreisen mache, da er nach dem Tode seiner Frau, der berühmten Sängerin de Garcia, lange Zeit nicht im Stande war vor Publikum zu spielen.

Ich kannte das Logis des ersten Musikers in meiner Vaterstadt, es befindet sich im ersten Stock eines schlichten Hauses, an dem nüchternen und poesielosen Strand der Pleiße. Wir begaben uns zu einer Tageszeit, zu welcher wir annehmen durften, den Componisten der „Lieder ohne Worte" zu Hause anzutreffen, nach seiner Wohnung und hatten auch das Glück ihn zu finden.

Unvergeßlich wird mir das Zusammentreffen der beiden bedeutenden, in ihrer Art so verschiedenen Tonkünstler sein, die sich bis dahin nur dem Namen nach gekannt hatten. Sie kamen einander ganz ungezwungen und freundschaftlich entgegen. Als stummer Zuhörer konnte ich mit Muße der französisch geführten Unterhaltung folgen und Beobachtungen anstellen, in welchem Gegensatz das feurige französische Temperament des Belgiers zu der deutschen, philosophischen Ruhe Mendelssohn's stand. Als man auf gewisse Musikverhältnisse zu sprechen kam, steigerte sich die Lebhaftigkeit des Belgiers bis zum Affeckt, und man hätte annehmen müssen, daß er in seiner geistvollen, hinreißenden Art seiner Meinung zum Sieg verhelfen müsse.

Die Gewandhaus-Conzerte der Saison hatten schon geendet und die Räume wurden momentan von einer Sängerin Unger-Sabatier zu Aufführungen benützt. In richtiger Beurteilung der Lokalverhältnisse gab Mendelssohn Beriot den Rat, das Ende dieser Vorträge abzuwarten und dann erst seine eigenen Conzerte anzusetzen. M. de Beriot hat die Absicht, in Leipzig zum ersten Mal mit seiner Schwägerin Pauline de Garcia, die eine perfeckte Sängerin sein soll, gemeinsam aufzutreten. In liebenswürdigster Weise versprach Mendelssohn den fremden Künstlern den unfreiwillig verlängerten Aufenthalt in Leipzig so angenehm als möglich zu gestalten und bat um die Erlaubnis die Damen besuchen zu dürfen.

Schon wenige Stunden später kam der Componist in das Haus meiner Eltern, um die Damen de Garcia persönlich kennen zu lernen und für morgen wurde ein gemeinsames Musicieren verabredet.

19. März

Den heutigen Abend wird Niemand vergessen, der das Glück hatte, ihn mitzuerleben. Zuerst begleitete Beriot seine jugendliche Schwägerin am Clavier. Mlle de Garcia ist eine schlanke, zarte Erscheinung und hat ein blasses, reizvolles Gesicht. Wie herrlich ist der Ausdruck ihrer Augen wenn sie singt und wie wundervoll der Klang ihrer Stimme . . . . .

Digitized by Google

Dr. Mendelssohn-Bartholdy huldigte der jungen Sängerin mit all der Liebenswürdigkeit, die ihm zu Gebote steht, wenn ihm Jemand sympathisch ist. Die Künstler gingen ganz ineinander auf. Beriot begleitete den Gesang seiner Schwägerin späterhin auf der Geige, bis sich Mendelssohn ans Clavier setzte und Beide accompagnierte. So, aus dem Stegreif bildete sich ein Terzett, wie es in ähnlicher Vollendung kaum wieder gehört werden kann. In meine Träume hinein höre ich noch die süße Stimme der Garcia und den edlen Ton von Geige und Clavier.

Ich habe die Beförderung der Correspondenz unserer Gäste übernommen, und dadurch wurde mir bekannt, daß Beriot in lebhaftem Briefwechsel mit dem Componisten der Hugenotten, Giacomo Meyerbeer, steht, der in Musikkreisen eine gewichtige Rolle spielt. Seit Jahren erhält sich aber in meiner Vaterstadt das Gerücht, demzufolge Mendelssohn und Meyerbeer in Ausübung ihres Berufs sich zu unbequemen Rivalen entwickelt haben, und daß lediglich darin der Grund liegt, weßhalb Mendelssohn nicht in Preußens Hauptstadt, wo er seine Verwandten hat, sondern in dem kleinen Leipzig zu wohnen vorzieht . .

22. März

Heute ist an unserm musikalischen Himmel, einem feurigen Meteor gleich, ein Brief Meyerbeer's aus Berlin eingetroffen, in welchem er für die nächsten Tage seinen Besuch in Leipzig avisiert . .

Auf Beriot's Ersuchen mußte ich die schwierige Mission übernehmen, ein für den Musikdirector passendes Quartier zu ermitteln, das dem Hause meiner Eltern möglichst nahe gelegen sein sollte.

Ich war so glücklich in einem benachbarten Hotel ein Zimmer zugesagt zu erhalten. Beriot meldete das sofort nach Berlin. — Heute Morgen erwarteten wir beim Postamt den Berliner Schnellwagen, der regelmäßig um 8 Uhr Früh ankommt. M. de Beriot hatte mich aufgefordert, mit ihm hinzugehen um den Berliner Componisten, der im Zenith seines Rumes steht, zu empfangen. Wir mußten nur wenige Minuten warten, ehe die Postkutschen zur normalen Zeit einfuhren. Aus dem Hauptwagen stieg flink und behende unser Berliner Gast aus. Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich mich durch seine Persönlichkeit sehr enttäuscht fühlte.

Ich hatte bisher immer in dem Glauben gelebt, der Träger eines großen Namens müsse auch persönlich imponierend sein! Aber wie sah dieser kindlichen Voraussetzung gegenüber Giacomo Meyerbeer aus? Ein kleines, mageres Männchen, vielleicht in der zweiten Hälfte der Vierzig stehend, quecksilbern beweglich, in grau bestaubtem Reisehabit stand zwischen uns, dessen Gesichtsbildung sowohl als auch sein langes, schwarzes in Wellen gekräuseltes Haar auf den ersten Blick die semitische Abstammung verriet. — — —

Digitized by Google

Bereitwillig begleitete ich die beiden Künstler nach dem nahen Hotel, wo Wirt und Dienerschaft den Gast mit sächsischer Höflichkeit empfingen.

Wenige Stunden später ließ Meyerbeer seinen Besuch bei den Damen Garcia durch einen Boten melden und traf dann auch pünktlich zu der von ihm angegebenen Zeit in unserer Wohnung ein.

Im Musikzimmer meiner Eltern fand die erste Begegnung statt.

Zuerst spielte Beriot allein, dann begleitete er seine Schwägerin. Meyerbeer aber, welcher die Spuren einer im rüttelnden Wagen verbrachten Nacht deutlich im Gesicht trug, ließ sich nicht dazu bewegen, auch nur eine Taste des Claviers anzuschlagen. Und gerade auf diesen Genuß hatten die Meinigen und ich so große Hoffnungen gesetzt. Aber die Künstler verabredeten für den nächsten Tag eine ganz der Musik gewidmete Zusammenkunft. Für heute sollte Meyerbeer vor allem anderen trachten, zur Ruhe zu kommen .....

25. März.

Ich bin nun einige Tage nicht zu meinen Aufzeichnungen gekommen. Sie waren aber reich an interessanten Episoden für mich.

Unser altes Leipzig kommt mir ganz anders geworden vor, wenn ich es jetzt in den Vormittagstunden mit Pauline de Garcia durchstreife, die den Wunsch ausgesprochen hat, von unserer Stadt so viel als möglich kennen zu lernen. Ueber den Straßen und Plätzen, die sonst so nüchtern, so ernst und trocken aussehen, liegt es wie Frühlingszauber, Sonne vergoldet die alten Mauern und Stadtwälle, die Gärten und Wiesen lachen in frischem Grün — — —

In unserm Salon fand gestern die erste Begegnung von Meyerbeer und Dr. Felix Mendelssohn-Bartholy statt, der den Gast zu bewillkommnen kam, dabei aber ein äußerst reservirtes Benehmen zur Schau trug. Keinem von uns Anwesenden entging die gegenseitige Frostigkeit der beiden Männer. Mendelssohn begleitete die belgischen Künstler mit wahrer Begeisterung. Abwechselnd accompagnierte er zu Beriot's Geigenspiel oder zu dem vollendet schönen Gesang von Pauline de Garcia.

Unsere Künstler, wir nennen sie in der Begeisterung unserer Herzen so, baten nun Meyerbeer, sich auch ausübend zu beteiligen. Anfänglich lehnte er ab, dann aber, mit einer Verbeugung gegen die Damen de Garcia sagte er lächelnd zu.

Mendelssohn, als dem Einheimischen, fiel es zu, für Beschaffung der Noten zu sorgen und er brachte gewisse Musikstücke, die er als Quartett arrangiert hatte und die von größter Wirksamkeit waren. Zuerst versuchten sich die beiden Tondichter aber als Vierhändigspieler. Meyerbeer übernahm den Baß. — Mendelssohn den Violinpart und schon der erste Versuch ihres Zusammenspiels fiel entzückend aus. Wir Alle waren ganz begeistert davon. Höflich complimentierten die beiden Tonkünstler sich zum beiderseitigen Erfolg.

Digitized by Google

Wer die beiden Componisten so neben einander am Flügel sah, mußte frappiert sein über den Gegensatz in ihrer Erscheinung. Mendelssohn-Bartholdy ist eine vollendet schöne männliche Erscheinung von mittlerer Größe, mit einem durchgeistigten Kopf, den gelocktes Haar umgibt; er trägt das Kinn ausrasirt und einen vollen Backenbart. Seine maßvolle Zurückhaltung und ein natürlicher Ausdruck edlen Künstlerbewußtseins müssen in jeder Gesellschaft und sei es selbst die des Hofes imponieren. Einen krassen Gegensatz bildet zu ihm die Erscheinung Meyerbeers. Er besitzt keine der Schönheiten, die dem mosaischen Volke mitunter in hohem Grade zu eigen sind, hat im Gegenteil nur seine unschönen äußeren Eigenschaften mitbekommen. Seine Figur ist klein und schwächlich und in seinem tiefrot gefärbten Gesicht sind nur die blitzenden, lebhaften, feuersprühenden Augen auffallend. Er hat die Gewohnheit, wenn er, wie das häufig vorkommt, leidenschaftlich erregt ist, sich mit beiden Händen durch die langen, schwarzen, gekrausten Haare zu fahren, während ein Wortschwall von seinen Lippen strömt. Dabei trägt der kleine Musikdirector ein sehr verbindliches, richtiger noch, süßliches Wesen zur Schau, das mehr gegen ihn, als für ihn einnimmt. Wenigstens in Gegenwart der Damen de Garcia gibt er sich so . . .

Pauline de Garcia scheint ihm ungemein zu gefallen, während er ihr, wie ich zu bemerken glaube, als Mensch unsympathisch ist . . . . .

Heute durfte ich Mlle. de Garcia in unsere Gemäldegalerie begleiten. Auf dem Wege sprachen wir fast immer von Mendelssohn-Bartholdy. Sie findet, daß er aussieht, wie die Christusfiguren auf altitalienischen Meisterwerken. Er könnte einem Tizian, einem da Vinci als Modell gedient haben. Sie erzälte von Bildern, die sie im grünen Gewölbe in Dresden gesehen hat, auf denen so edle Erscheinungen abgebildet sind. Er hat etwas wirklich bezauberndes und gewinnt die Herzen im Fluge.

Charsamstag.

Heute ist Charsamstag; in den letzten Tagen wurde wenig musiciert, am Ostersonntag soll das erste gemeinsame Musicieren zu Vieren stattfinden. Wir sind voll Spannung und können die Stunde kaum erwarten.

Ostersonntag.

Als ich Mutter heute den selbstgepflückten Strauß Osterveilchen überreichte, zog sie mich innig an sich.

„Liebes Kind, sagte sie, solche Ostern werden uns kaum wieder beschieden sein. Fühlst du nicht auch den Strom von Leben, von Glück der von unsern Gästen ausgeht und sich über unser stilles Haus ergossen hat?“ Dabei hatte Mutter ganz blanke Augen, in denen Tränen schimmerten . . . . .

Ob ich es fühle. Es kommt mir nicht vor, als ob all das Neue seit Wochen,

Digitized by Google

seit Tagen erst in unser Leben getreten wäre. All das Frühere liegt soweit zurück, daß ich mich kaum mehr daran erinnern kann.

Ich muß schließen; nebenan singt Pauline de Garcia „Ein Blick von deinen Augen in die meinen“ .....

Sie will den Componisten heute Abend mit diesem Lied überraschen .....

Beriot, der sich schon ganz als unser Hausgenosse fühlt, unternahm es, heute mit der Geige unter dem Arm die Componisten zu empfangen und in unsern Salon, in dem der Conzertflügel steht, zu geleiten. Felix Mendelssohn-Bartholdy hatte alle die zur Aufführung notwendigen Noten selbst mitgebracht. Giacomo Meyerbeer nahm auf der linken Seite des Flügels und Mendelssohn zur Rechten Platz.

Meyerbeers überaus energischer Anschlag ließ die Saiten des Klaviers kräftig erklingen, fast zu mächtig für das zart elegische Spiel Mendelssohns, der den Flügel mit vollendeter Meisterschaft beherrschte. Dann fiel der wundervolle Geigenton Beriot's und die süße Stimme der Garcia ein, und unvergleichlich harmonisch verschmolz der Klang der Instrumente mit der menschlichen Stimme. Das Quartett, das die Künstler aufführten, war eine Tonschöpfung Mendelssohns, die er der Gelegenheit zu Liebe, in den letzten Tagen geschrieben hatte. Die Vortragenden selbst waren ganz hingerissen davon und wollten sie immer wieder von neuem durchnehmen. Sie musicierten Stundenlang und hatten die ganze übrige Welt vergessen. Als die letzten Töne verhallt waren, erhoben sich die am Flügel sitzenden Componisten, um den Violinspieler zu becomplimentieren und der jugendlichen Sängerin die größten Elogen zu sagen. Ich hatte ein eigenes Gefühl von der Bedeutung des Augenblicks, als die zwei größten Componisten der Gegenwart sich am Flügel Auge in Auge gegenüberstanden, in ihrer Erscheinung Kontraste, wie man sie sich nicht schroffer denken kann.

Dr. Felix Mendelssohn seinen Partner mindestens um eine Kopflänge überragend, eine wahrhaft vornehme Erscheinung voll klassischer Ruhe, und der kleine Giacomo Meyerbeer, unaufhörlich französischen Wortschwall herausprudelnd und mit heftigen Gesten seine Reden begleitend. Jeder Zoll, vom Kopf bis zum Fuß, Semit, aber von dem lodernden Feuer künstlerischer Leidenschaft erfüllt. So wie die Kraft seines mächtigen Klavierspiels sämmtliche Mitvortragende übertönt hatte, so blieb er auch im Wortgefecht der Ueberschäumende und Ueberlegene. Der Leipziger Componist hingegen imponierte durch die Ruhe seiner sparsamen, dafür aber gehaltvollen Worte. Meyerbeers Ueberhasten in Worten und Geberden rief einen komischen Eindruck hervor. Er wollte offenbar liebenswürdig gegen Mendelssohn sein und prophezeite seinem neu componierten Quartett einen Siegeszug durch die Welt und daß alle Künstler es würden aufführen wollen.

„Dieses Quartett wird nach uns Niemand mehr aufführen“ sagte Mendels-

Digitized by Google

sohn sehr ruhig „nachdem Mlle. de Garcia es gesungen, soll es keine andere Sängerin mehr singen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von Meyerbeer sind mir nur die Hugenotten bekannt, eine Oper, welche wie man sagt, ihrer allzu rauschenden Musik wegen, viele Gegner hat. Der Componist bringt in Pauline de Garcia, daß sie sich der Oper zuwenden soll. Er sagt, er höre sie schon die Valentine singen, und sie würde Triumpfe feiern. Aber sie bleibt kühl und ablehnend gegen ihn . . . . . .

Seit einer Woche finden allabendlich in unserm Salon die musikalischen Réunionen statt. Die vier Künstler vereinigen sich, nach vorheriger Absprache, um zu conzertieren, manchmal auch ohne Noten. Meyerbeer übernimmt stets die Leitung und ist der Spiritus-Rector der Aufführungen. Das Zusammenwirken der Künstler wird auch durch Solovorträge der Einzelnen unterbrochen. Pauline de Garcia singt aus italiänischen Opern heroische Arien, am süßesten aber klingt ihre Stimme, wenn sie Lieder von Mendelssohn singt.

Der Componist sitzt dann ganz im Schatten, den Kopf in die Hand gestützt und träumt . . .

Meyerbeer ist dann immer so höflich, zu erklären, daß die Stimmmittel der Demoiselle de Garcia an Umfang, Gehalt und Glanz denen der verstorbenen Malibran gleich sind, an welche sie auch in ihrem Vortrag erinnere.

Mendelssohn macht ihr weniger Complimente, aber wenn sie singt, wendet er den Blick nicht von ihr . . .

Ich habe gestern einen Spaziergang vor den Toren gemacht, während die Garcias Bekannte aufsuchten, und habe einen Strauß Frühlingsblumen mitgebracht, den ich in Pauline de Garcia's Zimmer legte. Sie macht für die abendlichen, musikalischen Zusammenkünfte immer Toilette, als ob sie vor großem Publicum singen sollte. Sie sagt, sie ist das dem Hause meiner Eltern und den mitwirkenden Künstlern schuldig. Abends trug sie im Gürtel ihres weichen mattgelben Atlaskleides meine Blumen. Ich habe dann gesehen, wie Mendelssohn, in einem Augenblick, in dem er sich unbeachtet glaubte, den verwelkten Strauß, der ihr aus dem Gürtel geglitten und zu Boden gefallen war, aufhob und verwahrte . . .

Die Conzerte, die die Sängerin Unger-Sabatier veranstaltet hat, sind abgelaufen, und unsern Gästen steht nun nichts mehr im Wege, in denselben Räumen ihre Conzerte zu beginnen.

Meyerbeer bedauerte im Vorhinein, keine Zeit zu erübrigen, um diesen Vorträgen beiwohnen zu können. Dafür nahm er aber Beriot und den Damen de Garcia das Versprechen ab, nach Beendigung der hiesigen Conzerte, Preußens Hauptstadt aufzusuchen. Mit seiner Abreise hatten die Quartett-Aufführungen, die uns so bezauberten, und uns unvergeßliche Stunden verschafft

Digitized by Google

hatten, ein Ende gefunden. Als die beiden Musikfürsten in unserm Salon von einander Abschied nahmen, schüttelten sie sich lange und anscheinend herzlich die Hände. Und doch hatten wir das Gefühl, das diese Wärme nicht dem inneren Empfinden entsprach. Meine Sympathie flog ungeteilt der herrlichen Person Mendelssohns zu, und ich bin nicht der Einzige, der so empfindet.

Von Meyerbeer fühlte ich mich, trotzdem ich den großen Meister in ihm kennen gelernt, abgestoßen. Immer wieder sprach etwas Fremdes aus ihm, wenn auch in höflicher und verbindlicher Weise, aber doch so, daß man denken mußte, daß ihm die Musik am Ende nur ein „bürgerlich Geschäft" sei. Doch als er abgereist war, da wurde von allen Anwesenden empfunden, daß die kleine Künstlerschar um ihr lebendigstes Genie verringert sei. Es bringt sein Ruf als Componist von seinem jeweiligen Aufenthalt, Berlin oder Paris, immer durch die ganze gebildete Welt. Darin liegt auch der Grund, der Mendelssohn-Bartholdy veranlaßt, dauernd in dem bescheidenen Leipzig zu bleiben; würde er seiner persönlichen Neigung folgen, so wäre er längst in die norddeutsche Capitale übersiedelt. Aber an der Seite dieses ruhmgekrönten Rivalen wäre für ihn ein angenehmes Leben in Berlin wahrscheinlich nicht zu erwarten. Ich hörte übrigens gestern, wie Mendelssohn zu Beriot sagte, daß er dem Leipziger Aufenthalt vor einem solchen in Berlin den Vorzug gäbe, da er sein Wirken nicht ins Schlepptau anderer Kräfte gestellt sehen wolle.

Es ist nun schon stiller bei uns geworden, bald wird diese ganze Zeit wie ein Traum vorüber gegangen sein, aber ein Traum, der mich zum Leben erweckt hat — —

Mendelssohn kommt noch täglich und begleitet wieder Beriot und Pauline de Garcia. Sie gaben auch einige Concerte in den Sälen des Gewandhauses, bei welchen Mendelssohn den Taktstock führte. Das Publikum konnte sich nun von den Leistungen unserer Künstler überzeugen und war hingerissen. —

Gestern noch ein Abend bei uns — ein letzter. Er war ganz erfüllt von Wehmut. Mutter hatte die ganze Zeit feuchte Augen, und auf ihren schönen Zügen lag ein Ausdruck, den ich nie vergessen werde.

Mendelssohn war sehr blaß, und Pauline de Garcia sang so schön, wie nie zuvor, aber ihre Stimme klang verschleiert von Tränen . . .

Heute sind sie zum Besuch des Musikdirectors nach Berlin abgefahren.

Disharmonisch wie immer, schmetterte der kanariengelbe Postillion seine Abschiedsfanfare, während das Vehikel, mit den Menschen, die mir in kurzer Zeit so teuer geworden waren, sich schneckenhaft gegen das Halle'sche Tor und der Berliner Chaussee zu, in Bewegung setzte.

Digitized by Google

Allerlei Möglichkeiten.

Aphorismen von Hans Thoma.

Es ist möglich, daß, wenn ich diese Betrachtungen in jüngeren Jahren geschrieben hätte, ich sie wohl als Gewißheiten behauptet haben würde; aber im 75. Jahre kommt eine große Unsicherheit nicht nur in die Beine, sondern auch in den Kopf des Menschen. Bei jeder Erwägung mag dann wohl der Zweifel auftauchen, ob es doch auch nicht anders sein könnte. Da hilft man sich und braucht Redensarten wie: es ist möglich, es kommt vor, es kann sein, man darf vermuten, es scheint und dergl.

Man gebraucht solche Worte gleichsam als Stäbe um den beweglichen Sinn der Gedanken zu stützen. Dem Alter gehört der stützende Stab, der Jugend Wehr sei der schützende Stock.

Man deutet gern jeden Zustand, in den Zeit und Leben uns hineinführt, zum Guten — und da dünkt mir, daß der Zweifel an den „Gewißheiten" in Regungen der Seele gegründet ist, die ahnungsvoll der Befreiung vom irdischen Staub und erdenschweren Gedanken entgegenflattern möchte.

1.

Es ist möglich, daß einer vor Gott demütig knien und ihn anbeten will, wenn er dabei gegen seine Brüder hochmütig bleiben und sie hassen darf.

2.

Es soll Leute geben, denen es leicht scheint, Gott über alles zu lieben, denen es aber schwer wird, ihren Nächsten zu lieben wie sich selbst.

3.

Es ist möglich, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, wenn man sich nicht selbst über alles liebt.

4.

Wahrscheinlich wäre der Ausspruch Jesu: „Liebet eure Feinde" nicht so unerfüllbar wie es scheint; wenn er befolgt würde, so gäbe es bald keine Feinde mehr.

5.

Man möchte denken, daß, wenn für das öffentliche Leben die Liebe sich umwandelte in Barmherzigkeit und der Haß in Gerechtigkeit, die zwei vereint die gute Ordnung im Staate erhalten könnten. Barmherzigkeit und Gerechtigkeit sind die zwei Dinge auf der Wage, die der gewappnete Engel St. Michael in der Hand hält und die er auszugleichen bestrebt ist.

6.

Es kann vorkommen, daß ein weiser Mann nach allem Forschen bei der Erkenntnis anlangt, daß er von dem was er vom wahren Grund des Seins erkennen möchte, nichts erfahren kann.

Es ist aber auch möglich, daß er dann auf seine Erkenntnis des Nichtwissens

Digitized by Google

so hochmütig wird wie früher auf sein Wissen. Auf irgend etwas muß der Mensch doch noch stolz sein können.

7.

Eine Möglichkeit besteht, daß einer, der in seiner Lebensweisheit bankrott gemacht hat, den Bettelstolz abwirft und sich in das Armenhaus Gottes aufnehmen läßt.

8.

Es kann sein, daß man sich vor dem Ausgelachtwerden so fürchtet, daß man sich zeitweise eine Narrenkappe aufsetzt.

9.

Es ist möglich, daß der höchste Sieg, den die Weisheit erringen kann, der über das Gelächter der Torheit ist, — ein schwerer Sieg, aber er kann auf die Pfade der Heiligkeit führen.

10.

Es kommt vor, daß ein weiser Mann keine Antwort findet auf die Frage eines Narren oder eines Kindes und eben so wenig auf die stumme Frage eines Tierauges, welches Aufschluß zu begehren scheint über die Rätsel der Kreatur. Das Sprichwort: „Ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise beantworten können", scheint mir aus einer gewissen Verdrießlichkeit hervorzugehen, die sich gern einstellt, wenn man gefragt wird und keine Antwort weiß. Aus der Vorausicht dessen ist wohl auch die entschuldigende Redensart des Fragers entstanden: „Ich muß jetzt dumm fragen!"

11.

Es ist möglich, daß einer sich verpflichtet fühlt alles zu sagen was er denkt; dadurch ist er aber doch nicht verpflichtet, alles zu denken was er sagt.

12.

Es ist möglich, viel Ungereimtes zu sagen, wenn man es reimt.

13.

Sollten nicht die Allzuvielen dazu da sein um den Übermenschen zu begraben?

14.

Es scheint notwendig, daß man einen Höllenlärm machen muß, wenn man der stillen Friedensstimme des Himmels Gehör verschaffen will.

15.

Nun eine Tierfabel, also eine Unmöglichkeit; aber man kann so was sich vorstellen, daß es im Leben eines Igels ein vergnüglicher Zustand sein muß, wenn er in seinen Stachelmantel eingehüllt, das Belfern und Heulen des Hundes hört, der sich bemüht, ihn zu verderben; man könnte sich denken, daß der Igel lacht in seiner Sicherheit, wenn er an die blutige Schnauze denkt, die der Hund davon trägt, ohne daß der Igel eine Stachel regt.

So eine Stachelkugel könnte das Symbol der geschlossensten Ichheit sein,

Digitized by Google

des abwehrenden Egoismusses. Wer anders könnte auch mit solcher Gelassenheit den bekannten Ausspruch vom Buckelnaufsteigen gebrauchen wie der Igel. In manchen Teilen Deutschlands wird der Name auch Ichel ausgesprochen.

16.

Es scheint manchmal, daß zu dem Taktschlage des Herzens, mit dem wir unaufhaltsam durchs Leben marschieren müssen, eine liebliche Melodie ertönt, eine himmlische Weise, wie ein Friedensklang aus der ewigen Heimat, der wir entgegen wandern. Möchten wir diesen Heimatklängen recht oft lauschen können, sie sind das Rauschen vom Quell der Poesie, es ist der Atem Gottes, den er Adam eingehaucht hat.

17.

Es ist möglich, daß im Herzen eines gewappneten Kriegers mehr Friede herrscht, als in dem eines schalmeienden Schäfers.

18.

Es ist möglich, daß wenn der Tod unser Bett gemacht hat und uns zum Schlafe zwingt, wir alsdann denken, wenn wir vor lauter Hingegebensein an unsre wohlige Müdigkeit, das Denken nicht verlernt haben:

„Wie schön ist es, daß wir nun solchen Frieden haben; wozu und warum sollten wir die Last des Staubleibes für unabsehbare Zeiten tragen, es ist gut, daß wir früh sterben, es ist gut, daß wir überhaupt sterben.

Wer möchte denn ein Ahasver sein, oder ein ewiger Deutscher!"

19.

Man darf vermuten, daß Menschenweisheit das Lebensrätsel auch dann nicht zu lösen vermöchte, wenn wir viele Jahrhunderte alt würden — die uns bestimmten 70 oder 80 Jahre reichen jedenfalls nicht dazu.

20.

Es werden wohl zu den Sanftmütigen, denen Jesus die Seligkeit und den Besitz des Erdreiches versprochen hat, auch die gehören, welche mit großen Augen die Wunder anstaunen, die der ewige Vater ihnen vorgemacht hat.

21.

Möglicherweise ist das Gewissen das Gewisseste was die Menschen über die Tiere erhebt.

22.

Es ist zu befürchten, daß das Christentum den Armen im Geiste, für die es doch auch bestimmt ist, beeinträchtigt wird, wenn es gar zu sehr geistreich wissenschaftlich für eine sogenannte höhere Kulturschicht mundgerecht gemacht wird.

23.

Es scheint, daß manche so tun, als ob sie die Weltordnung, ja die Welt selbst geschaffen hätten, nun finden sie diese schlecht, es ist dann möglich, daß eine katzenjämmerliche Stimmung über sie kommt, eine Selbstanklage, als ob

Digitized by Google

sie die Sache verpfuscht hätten, das kann sich steigern bis zu der Krankheit, welche, wenn ich nicht irre, unter dem Namen Pessimismus vorkommt.

24.

Wenn das Himmelreich in dir soll Wurzeln fassen, mußt du das Sperrgut Weltanschauung draußen lassen.

25.

Es ist möglich, daß ein Asket sich zur größten Bedürfnislosigkeit durcharbeitet, daß er alle Begierden bezwingt, als er sich aber auch das Atmen abgewöhnen wollte, da starb er.

26.

Fortschrittliches Christentum könnte so weit gehen, daß wir es aus den Augen verlieren. Aber es ist möglich, daß das Christentum weder vor- noch rückwärts schreiten kann, weil es das Sinnbild ist, in welchem wir die beständige Gegenwart des heiligen Gottesgeistes, der in dem Menschenwesen waltet, erkennen. So ist Christus der zeitlose Menschensohn.

27.

Es ist möglich, daß die geheimnisvolle Stille, aus der alles Sein hervorgeht, so groß ist, daß vor ihr unser Erdenlärm verstummt und von dieser Stille verschlungen wird.

28.

O wäre es möglich, daß das Erkennungszeichen der Jünger Jesu mehr als in allen Glaubensbekenntnissen noch einmal in den Worten des Evangeliums Johannes 13, 25 gefunden würde: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt."

29.

Man könnte wohl annehmen, daß die ewigen Mächte sich nicht viel aus unserm Erdengekrabbel machen und rücksichtslos darüber hinwegschreiten; daß diejenigen, welche wir als leitende unabänderliche Kräfte Götter nennen, über uns lachen und sogar den Übermenschen gering schätzen. Da ist es wohl notwendig, daß wir Menschen selber uns wichtig nehmen, ja, daß jeder seine eigne Seele, sein winziges Leben, sein Selbstbewußtsein, im Gegensatz zu dem undurchdringlichen Geheimnis, das uns umfängt, als das Allernotwendigste im Bestande der Welt betrachtet.

Wie das Glühwürmchen in der dunkeln Sommernacht beleuchtet unser Lichtlein das Zunächstliegende, ein paar Gräser, ein Nichts in der purpurschwarzen Unendlichkeit und dennoch sonnenverwandt.

Grund zum Hochmut könnnen wir darüber nicht haben aber Grund zur Wahrhaftigkeit wäre hier vorhanden.

Wenn die Mächte der Unendlichkeit unsre Zeitlichkeit zerstören, so mag wohl nur das wichtigste, das allerfeinste unseres Lebens standhalten. — Wir glauben das — wir müssen dies glauben, wenn wir das Spiel gewinnen wollen.

Digitized by Google

30.

Bekanntlich ist es möglich, daß der Mensch unter bestimmten Umständen die Sprache der Tiere versteht — dafür ist er Mensch und hat den Tieren ihre Namen gegeben. Diese Sprache hat keine Worte, sie drückt sich im ganzen Wesen des Tieres aus. Es ist so etwas wie eine Ahnung, die im Menschenhirn zum Gedanken wird, die er dann in Wortbegriffen andern zum Verständnis bringen kann.

Ein junger Hund, ein Schnauzer mit intelligentem Kopf und klugen Augen, mit ungestutztem Schweif und Ohren, die ein ausdrucksfähiges Gebärdenspiel ermöglichen, hat mir eine Zeitlang viel zu schaffen gemacht; ich wollte das muntre kluge Tier zu dem erziehen, wie ich es brauchen könnte. Vor allem wollte ich ihm das ungestüme Bellen abgewöhnen, womit er jeden Ankömmling belästigte, ich stellte ihn mit der Peitsche in der Hand zur Rede und verbot ihm sein Bellen. Er wedelte mit dem ganzen Körper und sah mich treuherzig furchtsam an — in diesem Augenblicke kam die Gabe, die Tiersprache zu verstehen, über mich — „Herr Professor," sagte das Vieh, „wenn Sie das Bellen nicht dulden wollen, so hätten Sie sich keinen Hund anschaffen sollen, für Sie hätte ein Schaf genügt." Ich mußte dies ruhig einstecken und die Peitsche auch. Flock reichte mir zur Versöhnung das Pfötchen und aus einem leisen Winseln erklang's wie eine uralte Klage, mit der er mich darum beneidete, daß ich den Vorzug einer Hand habe und er nur Pfoten.

Das Hündlein, welches Goethe schon gesucht hat, ist halt immer noch nicht gefunden.

31.

Es ist möglich, daß einer sich viel vorstellen kann; wenn er es auch darstellen kann, ist er ein kunstreicher Mann.

32.

Es kann sein, daß von einer Überhöhe herab der Mensch erkennt, wie sein Geschlecht, „die Allzuvielen", die unten wimmeln, darauf angewiesen sind zu fressen und gefressen zu werden — entsetzt wendet er sein Antlitz ab, er wünscht verschlungen zu sein von der eisigen Stille seiner Berge.

Aber auch ihn treibt die Not in die Niederungen hinab und weh ihm, wenn ihm da die sorgende, pflegende Liebe die Hand nicht reicht. Gar bald muß auch er das unabänderliche Los, welches alles Geschaffene zum Fressen und Gefressen werden verurteilt hat, mittragen, er wird ein Mitleidender. Er wird Mitleid haben mit aller Gier, mit allem Lebenshunger, der an seinen Mitgeschöpfen frißt. Der Geier Gier hat auch an ihm gefressen und hat ihn herabgetrieben von seiner Überhöhe. Nun soll er ein Helfer werden und wenn er nicht nutzlos auf der einsamen Höhe geweilt hat, so kann er von dort eine Friedensbotschaft mitbringen an seine Brüder: Benutzt die Höllenglut eurer Gier, um an ihr eure

Digitized by Google

Werke zu schmieden, zu arbeiten, dann wird auch die euch noch zum Segen werden — denn die Wege, welche der Ewige die Menschen führt, sind unerforschlich.

33.

Es ist möglich, daß aus dem stillen Zustand der „Beschaulichkeit" alle Künste, die das Auge beherrscht, hervorgehen — das Wort sagt dies, nicht ich!

34.

Es könnte sein, daß ein Volk seine Kunst selber und nur für sich macht, ohne darnach zu fragen, wie sie seinen Nachbarn gefällt.

Kunstwerke können nur in dem Lande, das sie hervorgebracht hat, ihre volle gute Wirkung ausüben; durch das Herausreißen aus ihrem Boden werden sie zur Ware, welche dem Meistbietenden gehört.

Kunstwerke sind ein Reichtum des Volkes, der durch kein Geld aufgewogen werden kann, ja sie sind als geistige Werte in gewissem Sinn ein Gegensatz zum Geld.

35.

Man könnte vermuten, daß der Mensch es als erste göttliche Offenbarung empfand, wie er sah und sich dessen bewußt wurde, daß die Sterne des Himmelswagens sich um den Polarstern drehten, der kleine und große Bär — ein unabänderliches Gesetz am Himmel eingeschrieben, in vierundzwanzig Stunden nach oben und unten, nach rechts und links, Süd, Nord, Ost und West ein Kreuz bildend.

Kein Tier konnte in seinem Bewußtsein diese Wahrnehmung festhalten. Auf ihrem geheimnisvollen Untergrund war sie für die Menschenbildung besonders wichtig, weil sie der Anfang war, der Anknüpfungspunkt der Himmelsorientierungen der Astronomie.

Es ist möglich, daß sich auf diesem Kreuz die Ureinteilung des Raumes in senkrecht und wagrecht und das Zeit- und Ewigkeitsbewußtsein aufgebaut hat und zugleich der Glaube an die Unsterblichkeit der wahrnehmungsbefähigten Seele. Es ist möglich, daß Hirten auf dem Felde diese Wahrnehmung zuerst gemacht haben, Hirten, die auch den Stern von Bethlehem anstaunten in der heiligen Nacht.

36.

Wir alle tragen wohl tiefe Sehnsucht im Herzen, aus den Möglichkeiten des Lebens herauszukommen zu Gewißheiten, so daß wir diese Gewißheit Erlösung nennen wollen. Aus dieser Sehnsucht sind die schönsten Früchte der Menschheit in Religion, Kunst und Wissenschaft hervorgewachsen und so wollen wir in der Hoffnung leben, daß diese Sehnsucht auf einem festen Grund steht, so daß sie erfüllt wird: auf dem Grund, auf dem unser Glaube wurzelt, aus dem die Liebe hervorwächst, deren Band die Menschen umschlingen will.

O diese Möglichkeiten, sie können unsern Sinn verwirren, so daß wir uns dagegen wehren müssen, damit wir nicht nur noch die eine Gewißheit sehen, der wir alle ohne Ausnahme entgegen müssen, der letzten Lösung von dem Zauberbann aller Möglichkeiten.

Digitized by Google

Geburtenrückgang und Kindersterblichkeit.

Von Max Hofmeier in Würzburg.

Über Geburtenrückgang, seine Bedeutung, seine Ursachen und seine Abwehr ist neuerdings soviel geschrieben und gesprochen worden, daß es fast unmöglich erscheint, noch irgend etwas Neues zu sagen. Und doch scheint mir bei all den öffentlichen Diskussionen, bei der Beleuchtung der wichtigen Punkte vom politischen, nationalökonomischen, nationalen, ethischen und gesetzgeberischen Standpunkt aus ein Gesichtspunkt vielfach zu kurz gekommen zu sein; und zwar der ärztliche, insbesondere der des Frauenarztes. Denn da bei dieser ganzen Angelegenheit die Frau doch die erste Rolle spielt, so hat auch der Frauenarzt am ehesten Gelegenheit, Einblicke zu tun in die Ursachen der verminderten und in die Folgen einer vermehrten Fruchtbarkeit, wie kein anderer, und er wird auch als Geburtshelfer in der Lage sein, über die mit diesen Fragen aufs engste im Zusammenhang stehende Säuglings- und Kindersterblichkeit sich ein maßgebendes Urteil zu bilden.

Ohne an dieser Stelle auf die kolossal angeschwollene Literatur ausführlicher eingehen zu können und ohne mich daher auch auf irgend eine Polemik einzulassen, möchte ich nur auf das vortreffliche, kürzlich erschienene Buch von Professor Koeppe, Gießen, verweisen „Säuglingssterblichkeit und Geburtenziffer" (Hölder, Leipzig 1913), das in eingehender Weise sich mit diesem Problem befaßt [1]). Denn auch ich bin durchaus der Ansicht, daß das Problem des Geburtenrückganges sich nicht ohne eine gleichzeitige weitgehende Berücksichtigung und Erörterung der Säuglings- bezüglich Kindersterblichkeit richtig beleuchten läßt.

Wenn ja nun auch keineswegs verkannt werden soll, daß die Erscheinung des anhaltenden relativen Geburtenrückganges im Deutschen Reiche (von 40,7 auf 1000 Einwohner im Jahrzehnt 1871—80 auf 30,7 im Jahre 1910) von sehr verschiedenen Seiten betrachtet werden und zu ernsten Erwägungen Veranlassung geben kann, so wird doch zunächst meiner Meinung nach dabei vielfach übersehen, daß dies eine internationale, überall in Europa und Amerika ziemlich gleichmäßig auftretende Erscheinung ist. Das Deutsche Reich hätte also keineswegs allein ihre eventuellen Nachteile zu tragen. Bemerkenswert ist, daß die relative Abnahme der Geburtenzahl am ausgesprochensten in den westlichen, am wenigsten ausgesprochen in den östlichen europäischen Ländern ist. Es wird daher ziemlich allseitig angenommen, daß sie eine Begleiterscheinung der zunehmenden Gesamtkultur und von ihr nicht zu trennen sei.

[1]) Bezüglich der sonstigen Literatur sei auf die kürzlich erschienenen Bücher von Bornträger: Der Geburtenrückgang usw. und M. Hirsch: Fruchtabtreibung und Präventivverkehr; beide bei Kabitzsch, Würzburg, und Wolf: Der Geburtenrückgang (bei Fischer, Jena), und Graßl: Geburtenrückgang usw., Kösel, München, verwiesen, und Gruber: Münch. Med. W. 1914, Nr. 18.

Digitized by Google

Um aber die wahre Bedeutung dieser auf den ersten Blick wohl beunruhigenden Erscheinung für die Gesamtheit richtig würdigen zu können, darf man diese Zahl nicht für sich allein betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit anderen Ziffern. Und da sehen wir nun (nach dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich für 1911, dessen Ziffern hier überall zugrunde gelegt sind), daß die Gesamtbevölkerung des Reiches in dem Jahrzehnt von 1900 bis 1910[1]) um 8½ Millionen Menschen zugenommen hat, d. h. prozentarisch in diesem Jahrzehnt am stärksten zugenommen hat seit der Gründung des Deutschen Reichs. Wir sehen ferner, daß die absolute Zahl der Geburten mit etwa zwei Millionen jährlich seit 1897 mit kleinen Schwankungen die gleiche geblieben ist, und daß der jährliche Zuwachs an Menschen im Deutschen Reich noch jetzt jährlich 8—900000 beträgt. Nun wird freilich vielfach hervorgehoben, daß dieser enorme jährliche Zuwachs nur dadurch ermöglicht wäre, daß die Sterbeziffern im ganzen auch sehr heruntergegangen seien. Dies ist in der Tat ja auch der Fall, indem die Sterbeziffer von 31 auf 1000 im Jahre 1871 auf 23,2 : 1000 im Jahre 1900 und auf 17,1 im Jahre 1910 herabgegangen ist. Dies ändert doch aber nichts an der Tatsache, daß jährlich etwa zwei Millionen Kinder im Deutschen Reiche geboren wurden. Es kann dies höchstens dazu beitragen, daß die Zusammensetzung der verschiedenen Altersklassen der Bevölkerung gegen früher in dem Sinne verschoben wird, daß eine größere Anzahl älterer Personen noch am Leben ist, indem im großen und ganzen doch die älteren Jahresklassen absterben. Auch ist doch zu bedenken, daß an der Zahl der ehelichen Geburten — und um diese allein handelt es sich ja hier — der letzten Jahre sich die 26 (!) Millionen Menschen, welche nach dem statistischen Jahrbuch im Jahre 1910 noch nicht 18 Jahre alt waren, sich kaum in nennenswerter Weise beteiligt haben können. Wenn also durch ein geringeres Absterben der älteren Bevölkerungsklassen bei gleichzeitiger Zunahme der Gesamtzahl an Kindern die Gesamtmasse der Bevölkerung des Deutschen Reiches in stärkerem Grade als früher zugenommen hat, so ist es doch nicht verwunderlich, wenn nicht in dem gleichen Maße die Geburten auch progressiv zugenommen haben. Denn an diesen sind die älteren und jüngsten Bevölkerungsklassen doch nicht beteiligt. Die seit 1897 festgestellte durchschnittlich jährliche Geburtenzahl von fast zwei Millionen entspricht also höchstens einer Produktionskraft von 40—50 Millionen Menschen, die bis zum Jahr 1890 geboren waren.

Um sicher zu wissen, ob wirklich die durchschnittliche Kinderzahl der einzelnen Ehen in dem Maße abgenommen hätte, wie es nach der Berechnung auf 1000 Menschen scheinen könnte, müßte man in jedem Jahre die Zahl der vorhandenen

[1]) Das Jahr 1911 lasse ich hier wegen seiner außerordentlich hohen Sterblichkeit (84000 mehr als im Vorjahr durch die ungewöhnliche Hitze der Sommermonate) bei gleichzeitig 55000 weniger Geburten, außer Betracht.

Digitized by Google

Ehen in eine Korrelation stellen können zur Zahl der in diesem Jahre geborenen ehelichen Kinder. Dies aber können wir leider nicht, weil uns hierfür die statistischen Grundlagen fehlen. Wir kennen nur die in jedem Jahre erfolgte, übrigens prozentarisch seit 40 Jahren ziemlich gleichgebliebene Zahl der jährlichen Eheschließungen (etwa 8‰) und können diese vergleichen mit der Zahl der jährlich geborenen Kinder. Genau ist dies natürlich auch nicht, denn die in einem bestimmten Jahr geschlossenen Ehen kommen natürlich für die Geburten dieses Jahres nicht in Betracht. Aber immerhin gibt dies doch einen gewissen Maßstab dafür, ob die Ehen eines bestimmten Zeitraumes weniger fruchtbar sind, als die eines anderen. Und da ergibt sich nun unter Zugrundelegung der Ziffern des genannten Jahrbuches, daß auf die durchschnittliche Zahl der Eheschließungen für das Jahrzehnt 1871—80, welches bekanntlich die höchste Prozentzahl der Eheschließungen und die höchste Geburtenzahl auf 1000 Einwohner im Deutschen Reich seit 1860 aufweist, 4,3 Neugeborene auf eine Ehe kommen, während im Jahrzent 1901—10, in dem der beunruhigende Rückgang der Geburten stattgefunden haben soll, 3,9 Geburten auf eine Eheschließung fallen. Das wäre immerhin bei durchschnittlich 484 000 Ehen jährlich ein Defizit von 192 000 Geburten gegenüber der Fruchtbarkeit des Jahrzehntes 1871—80. Es fragt sich aber: ob dieses Jahrzehnt als normal anzusehen ist? Und bei weiteren Vergleichen der entsprechenden Zahlen der vorangegangenen und folgenden Jahrzehnte ergibt sich nun folgendes: Im Jahrzehnt 1851—60 betrug die durchschnittliche eheliche Fruchtbarkeit 4,1; im Jahrzehnt 1861—70: 4,0; im Jahrzehnt 1881—90: 4,4; im Jahrzehnt 1891—1900: 4,1. Wir sehen also, daß seit 1850 mit Ausnahme der beiden Jahrzehnte 1870—90, die eine Ausnahmestellung einnehmen, die durchschnittliche eheliche Fruchtbarkeit 4,0 bis 4,1 betrug. Nehmen wir 4,1 als normalen Durchschnitt, so würde das jährliche Defizit für das Jahrzehnt 1901—10 mit 3,9 Geburten auf eine Eheschließung 96 800 Geburten gegenüber dem Normalen betragen. Die Bedeutung dieser Ziffer soll gewiß nicht verkannt werden; aber sie bleibt doch außerordentlich zurück gegenüber der Zahl, die wir erhalten würden, wenn die Geburten wirklich in dem Maße von 10: 1000 Einwohner von 1871—1910 gesunken wären. Wir würden nämlich dann bei 64 Millionen Einwohner im Jahre 1910 ein jährliches Defizit von 640 000(!) Geburten bekommen gegenüber der Geburtenzahl in den siebziger Jahren. Bei einer durchschnittlichen Gesamtzahl von zwei Millionen Geburten jährlich bedeutet ein Defizit von 90 bis 100 000 am Ende noch nicht so arg viel. Der außerordentliche Unterschied in den beiden Berechnungen erklärt sich meiner Meinung nach dadurch, daß die Zusammensetzung der Altersklassen im Laufe der Jahre durch ein geringeres Absterben der älteren und eine sehr große Zunahme der jüngeren Klasse eine wesentlich andere geworden ist wie früher.

Digitized by Google

Daß es aber auch nicht richtig ist, die einfache Korrelation der Geburtenzahl zu 1000 Einwohnern als Maßstab für die normale durchschnittliche Volksvermehrung zu nehmen, zeigt der Umstand, daß in den Jahren der relativ größten Fruchtbarkeit 1872—76, wo die Zahl der Geburten auf je 1000 Einwohnern außerordentlich hoch war (nämlich 41,1 bis 42,6) der absolute Überschuß der Geburten über die Todesfälle nur einmal 14 zu 1000 übertraf (1876: 14,6), während im letzten Jahrzehnt diese Ziffer zweimal sogar 15, viermal 14 überschritt und in den beiden Jahren 1909 und 10 mit 13,9 und 13,6 noch die relativ fruchtbarsten Jahre des Dezeniums 1871—80 übertraf.

Es folgt hieraus, daß diese fast allgemein den Betrachtungen über den Geburtenrückgang zugrunde gelegte Relativzahl der Geburtenziffer zur allgemeinen Volksziffer, d. h. die Abnahme der Geburtenzahl auf 1000 Einwohner nur mit Vorsicht und unter Berücksichtigung der Zusammensetzung dieser Ziffern zu verwerten ist.

Aber wenn nun auch wirklich die Zahl der Geburten im Vergleich zu früheren Dezennien etwas heruntergegangen ist, so fragt es sich doch überhaupt: ob eine derartige Massenvermehrung des Volkes, wie sie in den ersten 20 Jahren nach der Gründung des Reiches stattgefunden hat, überhaupt wünschenswert ist? Ich spreche hier nicht vom nationalistischen oder vom national-ökonomischen Standpunkt aus, sondern lediglich vom ärztlichen. Es ist eine altbekannte und von allen, welche sich mit diesen Fragen beschäftigt haben, übereinstimmend festgestellte und im täglichen Leben immer wieder zu beobachtende Tatsache, daß die starke Vermehrung der Bevölkerung im wesentlichen durch den Kinderreichtum der weniger wohlhabenden Bevölkerungsklassen bedingt ist. Davon kommen natürlich mancherlei Ausnahmen vor, aber in der Hauptsache ist es unzweifelhaft richtig. Nennen wir diesen Teil der Bevölkerung — ohne dem Wort damit in der geringsten Weise einen politischen oder sozialen Beigeschmack geben zu wollen — der Einfachheit wegen die Proletarier, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die großen Geburtsziffern auf die kinderreichen Ehen der Proletarier fallen, und daß die allmählich sinkende Geburtsziffer in erster Linie auf die Abnahme der Geburtenzahl in diesen Kreisen zumeist zu buchen ist. Zunächst ist hieran die städtische, dann aber, wenn auch langsamer und später, die ländliche Bevölkerung beteiligt. Ist dies nun wirklich ein so großes Unglück? Vom ärztlichen Standpunkt aus muß man diese Frage entschieden verneinen und zwar in erster Linie mit Rücksicht auf die höchst bedauernswerten Mütter. Es ist oft ein wahrer Jammer, diese Frauengestalten zu sehen, diese Mütter, welche mit 35 Jahren oft schon ihre zehn Kinder geboren haben und mit 45 Jahren durch die fortwährenden Schwangerschaften, durch die Notwendigkeit, im Haus und im Feld schwer mitarbeiten zu müssen, durch die Sorge um die überlebenden Kinder vollkommen verbraucht sind und Greisinnen

Digitized by Google

gleichen, selbst wenn man ganz davon absehen will, wie oft sie noch in ihrer Gesundheit und Arbeitsfähigkeit schwer geschädigt sind. Von der Last, die eine solche Frau zu tragen hat, haben diejenigen schwerlich eine Ahnung, welche in jedem Rückgang der Geburtenzahl in diesen Volkskreisen ein Zeichen des sittlichen oder körperlichen oder nationalen Verfalles sehen. Daß an diesem Martyrium eines großen Teiles der Frauenwelt ganz ausschließlich der brutale geschlechtliche Egoismus der Männer schuld ist, kann dem Einsichtigen ja keinen Augenblick zweifelhaft sein. Wie wohl jeder erfahrene Frauenarzt, könnte ich Dutzende von persönlichen Erlebnissen und Briefen von mir gänzlich fremden, einfachen Frauen anführen, in denen sie unter Darlegung ihres ganzen Unglücks die flehentliche Bitte an mich richten, ihnen doch durch geeigneten Rat zu helfen, damit der häusliche Friede nicht ganz in Trümmer gehe. Diese Art der Fruchtbarkeit ist also nur erkauft durch eine unsagbare Summe von Elend und Leiden, die dadurch nicht geringer werden, daß die Öffentlichkeit im allgemeinen nicht viel von ihnen hört. Ermahnungen und Vorstellungen den Männern gegenüber pflegen wirkungslos zu verhallen, so daß man solchen Frauen es kaum verübeln kann, wenn sie nach Mitteln und Wegen suchen, um sich selbst und ihre Kinder vor den weiteren Folgen und noch Schlimmerem zu schützen.

Aber ferner: hat die Allgemeinheit und der Staat einen wirklichen Gewinn von dieser Massenproduktion? Es ist vielfach schon darauf hingewiesen worden und Köppe hat es unzweifelhaft von neuem nachgewiesen, daß einer großen Geburtenziffer auch eine entsprechende Säuglingssterblichkeit entspricht und zwar nicht nur für ganze Länder, sondern auch für Deutschland im besonderen, und daß bei der Abnahme der Zahl der Geburten auch die Säuglingssterblichkeit abnimmt. Die erstere, durch umfassende Statistik festgestellte Tatsache wird nun wieder durch die Einzelerfahrung in einer oft erschreckenden und geradezu entsetzlichen Weise bestätigt. Fragt man eine solche Frau, wie viele von den 8, 12 bis 15 Kindern, die sie geboren hat, noch am Leben sind, so ist es in der Regel nicht die Hälfte, oft nicht ein Drittel.

Um hier nicht allein nach allgemeinen Eindrücken zu urteilen, sondern nach konkreten Zahlen, habe ich aus den Journalen der hiesigen Frauenklinik ohne besondere Auswahl 420 Frauen herausschreiben lassen, welche fünfmal oder mehr als fünfmal geboren und die das 45. Lebensjahr nicht überschritten hatten. Ich habe dies Alter gewählt, weil bis zu dieser Zeit eventuell noch Geburten stattfanden, und weil bei höherem Alter der Frau auch eine größere Zahl von Sterbemöglichkeiten für die Kinder in späteren Jahren vorgelegen hätte. Die höchste Zahl der festgestellten Schwangerschaften betrug 15, und es waren im ganzen von den 420 Frauen 3444 Schwangerschaften notiert, so daß die einzelne im Durchschnitt 8 Schwangerschaften durchgemacht hatte. Von diesen 3444 Schwangerschaften waren 424 vorzeitig zu Ende gegangen

Digitized by Google

und 1056 Kinder meist im ersten Lebensjahr oder in den späteren Kinderjahren gestorben, zusammen also 1480. Es waren also 43% (!) dieser Schwangerschaften vergeblich gewesen, und nur 1964 Kinder überlebten. Die Zahl würde in der Zukunft sich voraussichtlich noch ungünstiger gestaltet haben, weil unter diesen 1964 Kindern noch 200 in der Anstalt Neugeborene sich befanden, von denen nach der durchschnittlichen Statistik in den ersten Lebensjahren voraussichtlich auch noch mindestens 60 gestorben sein würden. Allerdings befanden sich unter diesen Frauen auch eine Anzahl 10 und 11 Gebärender, die ihre sämtlichen Kinder oder doch den größten Teil am Leben erhalten hatten. Es waren dies bezeichnenderweise fast ausschließlich Bauersfrauen.

Es handelt sich bei diesen doch wahrhaft schrecklichen Ziffern ja allerdings nicht nur um eine „Säuglings"sterblichkeit, d. h. eine Sterblichkeit innerhalb des ersten Lebensjahres, da eine Anzahl dieser Kinder natürlich auch nach dem ersten Lebensjahr gestorben ist. Die Sterbeziffer für das zweite Lebensjahr ist ja noch etwa viermal so hoch, wie die für das Jahrzehnt zwischen 60—70, und erst vom zweiten Jahre an langsam zu sinken. Aber der größte Teil dieser Kinder ist eben doch im ersten Lebensjahr gestorben; und dann handelt es sich bei der Beantwortung der Frage nach dem Nutzen, den die Allgemeinheit von der großen Geburtenzahl hat, ja auch gar nicht allein darum, festzustellen, wieviele von diesen Kindern das erste Jahr überleben, sondern darum, wieviele von ihnen soweit kommen, daß sie selber mitarbeiten und erwerben können. Berücksichtigen die Apostel der unbegrenzten Geburtenvermehrung nun wohl, welche Unsumme von Elend und Kummer und verschwendeter Gesundheit und schließlich auch direkten Geldausgaben sich dahinter verbirgt, wenn es heißt: Von 12 geborenen Kindern sind nur noch 3 oder 4 am Leben? Wäre es nicht unendlich viel besser, wenn überhaupt nur 3 oder 4 geboren und diese am Leben erhalten worden wären? Über die Ursache des Zusammenhanges zwischen der hohen Geburtsfrequenz und der hohen Kindersterblichkeit braucht man ja keine langen Untersuchungen anzustellen: Es ist eben einfach unmöglich für eine Proletarierfrau, die jedes Jahr oder alle anderthalb Jahre ein Kind bekommt, neben ihren sonstigen häuslichen Pflichten der Pflege und Beaufsichtigung der Kinder diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die zu ihrer Erhaltung notwendig wäre. Diese gehen zugrunde, weil sie nicht gepflegt werden, aber nicht, wie vielfach angenommen wird, weil sie als die Spätgeborenen elend und schwach auf die Welt gekommen wären. Denn die später geborenen Kinder sind bekanntlich nicht schwächer, sondern eher stärker und kräftiger als die Erstgeborenen. Aus denselben Gründen erklärt sich auch ganz ungezwungen, warum die Säuglingssterblichkeit mit abnehmender Geburtenzahl sinkt. Köppe meint zwar, daß der Sachverhalt ein umgekehrter sei, und daß deshalb weniger Kinder geboren würden, weil infolge besserer Säuglingspflege weniger stürben,

Digitized by Google

und daß infolge einer erhöhten Sterblichkeit auch wieder mehr geboren würden. Das mag in manchen Fällen gewiß zutreffen, setzt aber schon immer ein gewolltes Handeln, eine bestimmte Überlegung voraus, wovon bei den Volkskreisen, um die es sich hier in der Hauptsache handelt, nach meiner Erfahrung keine Rede sein kann. Hier handelt es sich zunächst nur um die Befriedigung sexueller Bedürfnisse ohne jede Überlegung der Folgen für Frau und Familie; stellen diese Folgen sich ein, so gibt es oft genug noch Zank obendrein, und die Frauen sind völlig außerstande, den Ansprüchen, die an sie zur Aufzucht einer solchen Kinderschar gestellt werden, mit spärlichen Mitteln zu genügen. Sie werden selbst körperlich dabei ruiniert, und die Hälfte der Kinder oder noch mehr gehen eben zugrunde. Natürlich gibt es Ausnahmen: so kenne ich die Frau eines Bahnwärters hier, die elf Kinder geboren und auch am Leben erhalten hat und die mir auf meine Frage bei der Geburt ihres elften Kindes, ob sie nun noch nicht genug habe, mit gutem Humor erwiderte: wo zehn Kinder satt werden, kann es auch ein elftes. Auch kenne ich eine Mutter von zwölf Söhnen und einer Tochter, die alle ihre Kinder zu stattlichen und tüchtigen Menschen erzogen hat und selbst noch in späteren Jahren eine sehr stattliche Dame war. Aber dies sind doch sehr große Ausnahmen, schon deshalb, weil hierzu eine äußerst robuste Gesundheit und in der Regel günstige äußere Verhältnisse gehören, wie sie am ehesten noch auf dem Lande zu finden sind. Die Regel bilden die oben erwähnten Zustände, und unvergeßlich ist mir ein kleines Erlebnis noch aus meiner Berliner Tätigkeit, wo ich zu einer schweren Entbindung einer armen Arbeiterfrau in eine Kellerwohnung gerufen wurde. Als das Kind tot zur Welt gekommen war, wollte ich die Mutter durch einige beruhigende und erklärende Worte darüber trösten, erhielt aber von der Frau folgende charakteristische Antwort: „Ach, lieber Herr Doktor! ich habe ja nichts dazu getan und bin gewiß nicht schuld daran; aber ich habe immer zu Gott gebetet, daß das Kind nicht lebend kommen möchte; denn was sollte das arme Kind wohl hier in unserem Elend?" Das ist die wahre Gesinnung, mit der die Mütter unter solchen Umständen die Vermehrung ihrer Familie und damit ihrer schon so großen Sorgen und Lasten begrüßen. Und dies war eine brave Frau, die aus Mutterliebe Gott gebeten hatte, ihr Kind nicht lebend zur Welt kommen zu lassen: die Gefühle und Gesinnungen, mit denen von vielen anderen Vätern und Müttern die Neuankömmlinge begrüßt werden, sind ganz andere.

Und so möchte ich noch einmal die Frage stellen: ist es überhaupt für die Mütter und für die Kinder wünschenswert, daß diese Massenproduktion anhielte? Vom rein ärztlichen Gesichtspunkt aus gewiß nicht. Denn die Mütter werden damit ruiniert, die Kinder haben zum großen Teil überhaupt von ihrer Existenz nichts. Denn sie gehen frühzeitig zugrunde, und falls sie überleben, wachsen sie verwahrlost und schlecht ernährt heran. Wie weit dies zutrifft, be-

Digitized by Google

weisen die Rekrutenaushebungsziffern in den großen Städten. Jedenfalls sollten sich die Prediger der unbegrenzten Volksvermehrung dann nur an die oberen, wohlhabenderen Teile der Bevölkerung wenden und nicht an diejenigen, die schon so schwer mit dem Leben zu ringen haben. Denn daß die Beschränkung der Geburtenzahl von jenen Kreisen ausgeht und ausgegangen ist, darüber kann doch gar kein Zweifel sein. Wer hier Gelegenheit hat, in die intimeren Verhältnisse hereinzuschauen, weiß doch ganz genau, daß in den meisten Familien die Zahl der Kinder durchaus keine zufällige und ein weiterer Familienzuwachs oft ein durchaus ungewollter ist. Die Verkünder des sittlichen Verfalles des Volkes machen hierfür als Hauptgrund die steigende Genußsucht des Volkes verantwortlich; und es ist wahr: Man trifft heute zuweilen bei jungen Eheleuten den festen Entschluß, auf Kinder zunächst zu verzichten, einesteils, weil sie ihr Leben noch unabhängig und unbehindert von weiteren Sorgen genießen möchten, andernteils in der klaren Erkenntnis, daß die Mittel, die ihnen eine Heirat gestattet haben, wohl gerade für sie selbst, aber nicht zur Aufzucht weiterer Familie ausreichen würden. Immerhin sind dies doch in Deutschland ziemliche Ausnahmen, und die Zahl derjenigen jungen Eheleute, deren Ehen nicht innerhalb einer gewissen Zeit mit Nachkommenschaft gesegnet ist, und die deswegen den Rat des Arztes in Anspruch nehmen, ist jedenfalls eine sehr viel größere. Ich bestreite keineswegs und billige es noch viel weniger, daß in großen Kreisen des deutschen Volkes eine wachsende Vergnügungssucht, Oberflächlichkeit und Mangel an Sparsamkeit sich geltend machen, auch in Kreisen, die es wahrlich nötig hätten. Aber man kann doch auch nicht jedes Streben, vorwärts zu kommen oder sich auf einer gewissen Lebenshöhe zu halten, unter dem Begriff des sittlichen Verfalles oder zu großer Genußsucht verurteilen. Und kann man denn schließlich vom allgemeinen Gesichtspunkt aus einem Ehepaar im Ernst daraus überhaupt einen Vorwurf machen, daß es versucht, je nach seinen Mitteln, sich selbst und den bereits vorhandenen Kindern eine gewisse Lebenshaltung zu sichern, indem es die Zahl der Köpfe der Familie nicht ins Ungemessene wachsen läßt? Ich bin gewiß ein abgesagter Feind gewisser moderner Theorien von dem Rechte des Sichauslebens, besonders wenn es ohne Rücksicht auf andere geschieht; aber ich muß doch sagen: hat nicht jederman Anspruch auf einen gewissen Genuß des Lebens, soweit solche Genüsse überhaupt vorhanden sind? und ist das Streben, sich und die Seinen vor Not, Entbehrungen und Mangel zu schützen, nicht lobenswerter als das gedankenlose Indieweltsetzen eines Haufens von Kindern, die man nicht ernähren kann? Ich wäre oft sehr geneigt, die Apostel der unbegrenzten Volksvermehrung zu fragen: wieviel Kinder sie selbst eigentlich haben, und ob diese ihre Kinderzahl eine ganz zufällige ist? Für solche, die selber diese Pflichten nicht kennen, weil sie kinderlos sind oder unverheiratet bleiben müssen, ist es

Digitized by Google

ziemlich einfach, andern Moral zu predigen, damit sie die Lücken, die sie selber hinterlassen, ja ausfüllen möchten. Diese Gedanken erheben sich auch bei dem Lesen gewisser öffentlicher Kundgebungen, die in der letzten Zeit in dieser Beziehung ergangen sind. Schließlich aber lebt doch jeder zunächst für sich selbst und nicht allein für den Staat, und aus dem Wohlbefinden der einzelnen Individuen setzt sich am Ende das Gesamtwohl des Staates und die Freude daran zusammen. Es muß doch schließlich jedem einzelnen überlassen bleiben, zu beurteilen und zu bestimmen, wieviel Nachkommenschaft er glaubt in nützlicher Weise aufziehen zu können. Denn niemand wird Lust haben, soweit er es verhindern kann, auf der sozialen Leiter wieder herabzusteigen. Durch polizeiliche oder gesetzliche Vorschriften läßt sich die Zahl der Kinder nicht regulieren, und der Mann soll noch geboren werden, der nur, um dem Staat mehr Soldaten oder Bürger zu geben, eine unbegrentze Zahl von Kindern in die Welt setzte, die er unter unseren jetzigen sozialen Verhältnissen zunächst doch allein ernähren muß. Vielleicht gab es in der römischen Republik zur Zeit Catos solche Männer; in den modernen Republiken gibt es jedenfalls keine mehr, und auch im Zukunftsstaate wird es schwerlich solche geben, solange das Band der Familie überhaupt bestehen wird. Denn hier wird erst recht der Egoismus über den Altruismus siegen.

Wenn also nach unserer Meinung die Massenproduktion von Kindern in gewissen Volkskreisen gleich verhängnisvoll für Mütter und Kinder und für die ganze Familie und ohne Nutzen für die Allgemeinheit ist, so fragt es sich, wie groß die Fruchtbarkeit der einzelnen Ehen sein müßte, wenn die Bevölkerungszahl eines Landes nicht zurückgehen oder sich in mittleren Proportionen vermehren soll? Köppe stellt hier eine Berechnung auf, daß bei einer durchschnittlichen Kinderzahl von 3 die Sterbe- und Geburtsfälle sich ungefähr gleich bleiben würden, eine Zunahme der Bevölkerung also erst bei einer durchschnittlichen ehelichen Fruchtbarkeit von 4 stattfinden könne. Diese auf den ersten Blick etwas überraschend hohe Zahl erklärt sich nur dadurch, daß in einem nicht unerheblichen Teil der Ehen nur ein Kind geboren wird, daß ein sehr erheblicher Teil (etwa 10%) aller Ehen kinderlos und ein weiterer erheblicher Teil der Bevölkerung unverehelicht bleibt. Wie unsere obigen Darlegungen zeigen, wird bei einer durchschnittlichen Fruchtbarkeit von 4 Kindern und einer gleichzeitig nicht höheren allgemeinen Mortalität, als sie in den letzten Jahren war, die Vermehrung der Bevölkerung bereits eine sehr erhebliche sein. Um aber nun diesen gewünschten und gewiß sehr wünschenswerten Zuwachs der Bevölkerung auch wirklich zu erhalten, wäre natürlich notwendig, daß auch diese 4 Kinder alle am Leben bleiben. Die Bestrebungen, dies Ziel durch eine verbesserte Säuglingspflege zu erreichen, sollte freilich *mit allen Mitteln* durch private Fürsorge und Unterstützung von Gemeinde und Staat

Digitized by Google

gefördert werden. Ist, wie schon oben hervorgehoben, die Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich auch entsprechend der Geburtenabnahme in erfreulicher Weise gesunken (nach Köppe von 26,4% im Jahre 1871 auf 16,6% im Jahre 1910 für Preußen), so beträgt sie doch immerhin noch im Jahre 1910 16,2% und in Bayern speziell 20,2%. In dieser Beziehung kann gewiß noch sehr viel gebessert werden. Ich meine hiermit weniger die Errichtung von sogenannten Säuglingsheimen, deren direkter Nutzen zur Erhaltung schwacher und kranker Säuglinge kaum in einem rechten Verhältnis zu ihren außerordentlich hohen Kosten steht. Ihr Hauptwert besteht jedenfalls darin, daß sie sich zu Zentralstellen für das ganze Säuglingswesen, Ausbildung von Pflegerinnen usw. herausgebildet haben und als solche sehr großen Nutzen stiften können. Aber die gesamte Stillpropaganda, die Stillprämien, die materielle Unterstützung armer Wöchnerinnen usw. können gewiß noch viel dazu beitragen, Säuglinge am Leben zu erhalten. In dieser Beziehung sollten auch die gesetzlichen Vorschriften über die Unterhaltungspflicht der unehelichen Kinder einer Prüfung unterzogen werden.

Wenn man Jahr für Jahr in einer erheblichen Anzahl von solchen Alimentationsprozessen Gutachten abgeben muß, so kann man sich des Eindruckes durchaus nicht erwehren, daß bei der jetzigen Fassung des § 1717 des Bürgerlichen Gesetzbuches grobe Ungerechtigkeiten gegen die Mütter und vor allem gegen die Kinder unvermeidbar sind. Indem man einerseits immer wieder der schon so oft betonten außerordentlichen Schwierigkeit für den ärztlichen Begutachter begegnet, aus einem bestimmten (leider aber oft sehr wenig bestimmten) Entwicklungsgrad des Neugeborenen auf einen bestimmten Konzeptionstermin zu schließen, andererseits dem wahrhaft raffinierten Verfahren vieler Männer, durch Beeinflussung anderer sich auf Grund dieses ihnen sehr wohlbekannten Gesetzesparagraphen den Folgen ihrer Verführungskünste und ihrer eventuellen Unterhaltungspflicht zu entziehen, so kann darüber kein Zweifel sein, daß die jetzigen Gesetzesbestimmungen groben Ungerechtigkeiten Tür und Tor öffnen. Die Folgen haben in letzter Linie die bedauernswerten Kinder zu tragen. Mir scheint, es würde viel einfacher und viel gerechter sein, wenn im Zweifelfalle, wer von mehreren der Vater des Kindes ist, die Bestimmung in Kraft träte, die früher in Bayern gültig war und in anderen Ländern auch noch ist, daß die Unterhaltungspflicht zwischen allen Beteiligten gleichmäßig geteilt würde. Dann wäre wenigstens für das Kind gesorgt, während jetzt die Männer sich zum größten Nachteil für das Kind ihrer Pflicht vollständig entziehen. Die Sorge, daß hierdurch bei den Frauen die Unsittlichkeit gefördert werden könnte, indem sie sicher wären, daß unter allen Umständen für das Kind gesorgt werden würde, scheint mir ziemlich gegenstandslos. Denn mit wenigen Ausnahmen sind es nicht die Frauen, welche die Männer verleiten, sondern so gut wie immer

Digitized by Google

ist die Sache umgekehrt. Und für viele Männer wäre es sehr heilsam, wenn sie wüßten, daß sie alle in gleicher Weise haftbar gemacht werden könnten. Auch mancherlei andere außerordentliche Ungerechtigkeiten gegen die unehelichen Mütter und Kinder kommen bei unserer heutigen sozialen Anschauung und Gesetzgebung vor, die auf die Erhaltung dieser Kindesleben äußerst ungünstig einwirken und wohl anders geregelt werden könnten. Die Zahl der in Betracht kommenden Kinder ist durchaus keine geringe; sie beträgt bei übrigens ziemlich gleichbleibendem Prozentsatz von 9 in den letzten 40 Jahren etwa 180000 jährlich mit einer Säuglingssterblichkeit von 25—29%(!).

Wenn also auch durch weiteren Ausbau der Säuglingspflege und Fürsorge für dieselben wohl noch manches gebessert werden kann, so ist doch klar, daß diejenigen Familien, welche ihre vier oder noch mehr Kinder großziehen, sich zugunsten der Allgemeinheit große materielle Opfer auferlegen, die, wenn dem Staat tatsächlich so viel an der Vermehrung seiner Bevölkerung liegt, auch eine gewisse Anerkennung und materielle Entschädigung beanspruchen könnten. Es ist bekannt, daß Frankreich in dieser Beziehung bereits mit Steuererleichterung und allerlei anderen Bevorzugungen vorangegangen ist, und auch in unserer neueren Steuergesetzgebung finden sich ja gewisse, allerdings recht bescheidene Ansätze dazu. Den radikalsten Vorschlag in dieser Beziehung hat wohl kürzlich Gruber in München erhoben, indem er dafür eintrat, daß vom dritten Kind an die Kinder mit Staatsunterstützung oder gar auf Staatskosten erzogen werden sollten. Wenn wir nun auch, Gott sei Dank, wohl noch nicht so weit sind im Deutschen Reich, um zu solchen heroischen Mitteln greifen zu müssen, deren Durchführung nach Grubers eigener Meinung jährlich Mittel von der Höhe des Wehrbeitrages, d. h. gegen tausend Millionen, in Anspruch nehmen dürfte, so ist doch der Gedanke, den kinderreichen Familien entweder direkt in Form von Subventionen oder indirekt durch Erlaß ihrer öffentlichen Abgaben einen Ausgleich oder Erleichterung ihrer Aufgaben zu schaffen, durchaus gesund. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint es mir auch durchaus gerecht und billig, daß die Junggesellen und kinderlosen Ehepaare zu diesen Kosten in irgend einer geeigneten Form nachdrücklich herangezogen würden.

Wenn wir also nach unseren Darlegungen die Ursachen der Erscheinung des Geburtenrückganges als eine Nebenerscheinung der wachsenden Kultur des Volkes bei gleichzeitig zunehmender Anfüllung des Deutschen Reiches mit Menschen und wesentlich hervorgehend aus wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen ansehen müssen, so folgt daraus von selbst, wie wenig man sich von dem jetzt reichsgesetzlich geplanten Verbot des Verkaufs von Präventivmitteln versprechen kann. Dieses ganze Vorgehen erinnert mich tatsächlich etwas an den bekannten Ausspruch von Bräsig in Reuter's Stromtid, daß „die Armut von der großen Poverté herkomme". Der Geburtenrückgang kommt eben nicht

Digitized by Google

von der leichten Verbreitung und Erreichbarkeit der Präventivmittel, sondern diese sind eben so weit verbreitet, weil das Volk die Geburtenzahl herabzusetzen sich bestrebt. Wenn man sich auch durchaus damit einverstanden erklären kann, daß gewisse Auswüchse dieses Betriebes, vor allen Dingen die zum Teil widerwärtige und aufdringliche öffentliche Anpreisung einiger dieser Mittel und besonders solcher, die im hohen Grade gesundheitsgefährlich sind, scharf unterdrückt werden (was übrigens doch wohl auch jetzt den Behörden in einer vielfach wirksameren Weise möglich wäre, als es tatsächlich geschieht), so möchte ich doch bestimmt glauben, daß infolge dieser gesetzgeberischen Maßregeln im ganzen Deutschen Reich nicht 1000 Kinder mehr geboren werden würden. Denn ein großer Teil dieser Maßregeln ist eben einfach nicht zu verbieten und dürfte auch vom ärztlichen Standpunkt aus gar nicht verboten werden, wenn nicht die Verbreitung gewisser Krankheiten noch viel schlimmere Dimensionen annehmen soll als jetzt. Auch ist die Kenntnis solcher Mittel schon viel zu weit ins Publikum gedrungen, als daß diese sich einfach wieder beseitigen ließe. Aber was mir noch viel schlimmer erscheint: Die völlige Unterdrückung der Präventivmittel würde, wenn sie tatsächlich möglich wäre, voraussichtlich ein Anschwellen der kriminellen Unterbrechungen herbeiführen, das von den schlimmsten Folgen begleitet sein würde. Es kann ja jetzt schon gar keine Frage sein und wird von allen Kundigen zugegeben, daß die Zahl der vorzeitigen Unterbrechungen eine Höhe erreicht hat, wie nie zuvor. Daß dies nicht Zufall ist, ist ganz klar, auch wenn der Nachweis vielfach nicht geführt werden kann. Aber wenn jetzt schon die wahrhaft drakonischen (nach meiner Meinung, soweit die Frauen dabei in Betracht kommen, viel zu hohen) Strafen weder die Frauen noch die Kurpfuscher abhalten, massenhaft künstliche Unterbrechungen vorzunehmen, so würde dies in Zukunft noch unendlich viel schlimmer werden. Aber es wird nicht werden! denn das Verbot des Handelns mit Präventivmitteln wird ein Schlag ins Wasser sein. Es gleicht dem Versuch eines Arztes bei einer schweren Erkrankung irgendein auffallendes Symptom zu unterdrücken, ohne das Wesen der Krankheit im geringsten zu beeinflussen. Gesetzlich läßt sich eine bestimmte Geburtenzahl nicht erzwingen! Wollte der Staat wirklich der einzelnen Ehe vorschreiben, wieviel Kinder sie in seinem Interesse groß zu ziehen hätte, so müßte er zunächst durch radikale Änderung unserer ganzen Agrar- und Steuergesetzgebung, durch großzügige innere Kolonisation usw. solche Lebensbedingungen schaffen, daß es auch den weniger gut situierten Bevölkerungsklassen möglich wäre, dies zu tun, ohne sich zu ruinieren. Da dies schwerlich geschehen wird und auch bei den jetzigen internationalen Verhältnissen wohl kaum möglich ist, so bliebe schwerlich etwas anderes übrig, als daß der Staat entweder überhaupt die Aufzucht der Kinder in die Hand nähme oder wenigstens (nach dem Vorschlag von Gruber) von einer gewissen

Digitized by Google

Zahl an: beides Gedanken, die nach meiner Meinung völlig utopisch und mit der Auflösung der Familie, des Eigentumbegriffes usw. gleichbedeutend wären. Daß die Geburtenfrequenz sich durch Moralpredigten oder ethische Einwirkungen in einer nennenswerten Weise beeinflussen und steigern lassen wird, möchte ich auf Grund meiner ärztlichen Erfahrung und der darauf sich gründenden Kenntnis der intimen menschlichen Verhältnisse absolut bezweifeln. Das einzige, was man unter den jetzigen Verhältnissen tun kann, ist: Weiteres Herunterdrücken der Säuglings- und Kindersterblichkeit durch umfassende soziale Fürsorge für Mutter und Kind, direkte oder indirekte Unterstützung kinderreicher Familien, energische Bekämpfung gewisser Krankheiten, um die Zahl der sterilen Ehen herabzusetzen, bessere Sorge für die unehelichen Kinder und vor allem Sorge dafür, daß die ökonomischen Bedingungen, unter denen man in Deutschland leben kann, nicht noch andauernd erschwert werden.

Ohne mich im übrigen auf national-ökonomische Erörterungen einzulassen, zu denen ich mich auch durchaus nicht hinreichend kompetent fühle, kann ich als Deutscher, der mit lebhaftem Interesse seit mehr als 40 Jahren die Entwicklung in unserem Vaterlande verfolgt und sich bemüht, mit unbefangenen Augen die öffentlichen Dinge anzusehen, folgende Bemerkung nicht unterdrücken: Die vielfältige Erregung über die Abnahme der Geburtenziffer, die jetzt sogar die sonst etwas schwerfällige Gesetzgebungsmaschine in Bewegung setzt, scheint mir etwas übertrieben, und der Ruf nach immer mehr Menschen scheint mir in einem bemerkenswerten Gegensatz zu stehen zu den Beobachtungen des täglichen Lebens. Die Bevölkerung des Deutschen Reiches hat seit 1870 bis jetzt um 28 Millionen Menschen zugenommen (Statistisches Jahrbuch); sie wächst auch jetzt noch jedes Jahr um 800 000 Menschen. Gibt es irgendeinen Beruf oder eine Tätigkeit im Deutschen Reich, auf der das Angebot an Kräften nicht viel größer wäre, als die Nachfrage? Ich möchte hiervon auch die einfachen Arbeiter nicht ausnehmen; denn woher kämen sonst die in jedem Jahre sich wiederholenden Notschreie über die große Arbeitslosigkeit und ihre Folgen? Woher die immer dringender erhobene Forderung nach kommunaler oder staatlicher Arbeitslosenversicherung, wenn eben nicht so viele Hände im Deutschen Reiche feiern müßten? Wozu also immer noch ungezählte Millionen Menschen mehr, da die vorhandenen schon so große Mühe haben, sich zu erhalten? Wenn man darauf erwidert, daß der jährliche Zustrom von vielen Tausend fremder Arbeiter nach Deutschland das Gegenteil beweise, so möchte ich dem entgegenhalten, daß mir die Ursachen für diese Erscheinung im wesentlichen auf einem ganz anderen Gebiete zu liegen scheinen, als auf dem des Menschenmangels. Wenn man ferner auf die große Gefahr hinweist, die uns durch die so sehr viel größere Bevölkerungszunahme der slavischen Völker, besonders in Rußland droht, so ist darauf zunächst zu erwidern, daß der allerdings sehr hohen Na-

Digitized by Google

talität in Rußland von 44,4 eine ebenso hohe Mortalität (31,4) entspricht, so daß der Geburtenüberschuß (13,0) tatsächlich noch geringer ist als im Deutschen Reich (13,6). Daß aber 108 Millionen Menschen in Rußland schließlich absolut mehr Kinder hervorbringen, als 65 Millionen Menschen im Deutschen Reich, ist doch eine ganz natürliche Tatsache, die durch keine Maßregel irgendwelcher Art auf unserer Seite ausgeglichen werden kann.

Was man mit Annoncen erleben kann.

Von Pfarrer Paul Bruns in Straßburg i. E.

Wie oft findet man in den Tagesblättern Annoncen etwa folgenden Wortlautes: „Dame in diskreten Umständen sucht Unterkunft." Im Laufe der Jahre hat sich aus der Tatsache, daß solche Anfragen sich mehrten, ein Gewerbe entwickelt, man möchte fast sagen: eine Zunft solcher, die den anfragenden Damen ihre Wohnung oder ihre Anstalt zur Verfügung stellen; und wie erhöhte Nachfrage das Angebot mehrt, so steigert umgekehrt wieder das wachsende Angebot die Nachfrage, so zwar, daß schließlich nicht nur gewisse Tageszeitungen für solche Inserate der Suchenden bevorzugt werden, sondern daß eigene Preßerzeugnisse entstehen, in denen wir gleichsam den Markt von Nachfrage und Angebot vor uns sehen.

So erscheint in Berlin ein „Internationaler Pensions-Anzeiger" am 1., 10. und 20. jeden Monats für einen Bezugspreis von 2.10 Mark im Quartal (Ausland 2.50 Mark, Einzelnummer 25 Pfg.); Inserate kosten in diesem Blatt 30 Pfg. die Zeile, auf der Titelseite 50 Pfg. Die Redaktion nimmt aber nicht nur Anzeigen auf, die ihr ungesucht zugehen, sondern es scheint eine ihrer Hauptbeschäftigungen zu sein, andere Blätter auf Inserate hin durchzusehen und an die ihr geeignet erscheinenden Adressen eine Probenummer mit einem gedruckten Zirkular folgenden Inhaltes zu verschicken:

Berlin, Datum des Poststempels.

Sehr geehrte Frau!

Sollte Ihr letztes Inserat ohne Erfolg geblieben sein, dann liegt es in Ihrem eigensten Interesse, sofort dieselbe Annonce noch einmal für unser Blatt aufzugeben.

Der „Internationale Pensions-Anzeiger" ist seit ca. 5 Jahren das einzige Blatt, das derartigen Anzeigen den geeignetsten Leserkreis und die größte Wirksamkeit versprechen kann.

Eine Probeseite fügen wir hier bei. Für eine neue Probenummer werden 25 Pfennig berechnet.

Uns freundlichst zugedachte Inserataufträge werden möglichst zeitig erbeten, damit die Aufnahme an bevorzugter Stelle erscheinen kann.

Digitized by Google

Alles weitere ersehen Sie wohl aus dem nachstehenden Bestellschein und sehen wir Ihrem werten Auftrage in Kürze mit Interesse entgegen.

Hochachtungsvoll

Internationaler Pensions-Anzeiger,

Berlin S. 14.

Bestellschein.

Die nachstehende Anzeige soll bald 1 mal, 3 mal (Nichtgewünschtes bitte durchstreichen) im „Internationalen Pensions-Anzeiger" erscheinen.

Mark..... habe ich heute per Postanweisung abgesandt. (Soll per Nachnahme erhoben werden.)

Erfüllungsort: Berlin-Mitte.

Genaue Adresse:.....

Raum für Inserat.

Zeilenpreis à 22 Buchstaben 30 Pfennig (Titelseite 50 Pfennig). Die 3. Aufnahme ist gratis. Jeder Inserent erhält ein Blatt mit seinem Inserat kostenlos.

[Hier ist das aus einer Zeitung ausgeschnittene Inserat aufgeklebt.]

Dieses Inserat kostet 1 mal ..... 3 mal M. .....

Was man nun mit einer Annonce der gekennzeichneten Art erleben kann, dafür ein Beispiel.

Auf eine solche Anzeige, die in einem norddeutschen Blatte erschien, erhielt die betr. Dame einen Brief aus Ch....., unterschrieben „Dr. S.", aus welchem ich einige Sätze mitteile (den ganzen Wortlaut abzudrucken, verbietet der Anstand). — Dr. S. schreibt:

„Mein Fräulein! Sie können in meinem behaglichen Heim einen schönen freien Aufenthalt genießen, wenn Sie mir dafür Geschlechtsverkehr gestatten. Ich bin Junggeselle — Arzt — und ich werde Ihnen natürlich nicht mehr zumuten, als Sie in Ihrem schwangern Zustande vertragen können, — ich weiß aus meiner Praxis, daß vielen Schwangeren der Geschlechtsgenuß bis kurz vor der Entbindung geradezu Bedürfnis ist. Schreiben Sie mir nun ganz offen, ungenirt und vertrauensvoll ob Sie zum erstenmal schwanger sind wie lange jetzt diese Schwangerschaft besteht, ob Leib und Brüste schon bedeutend schwellen" usw. (Nun folgte eine Schilderung seiner Leidenschaft für Schwangere, seiner körperlichen Beschaffenheit und Fragen nach derjenigen der Adressatin; und schließlich stellt er in Aussicht, das Kind evtl. zu adoptieren.)

Auf einen weiteren Brief an die angegebene Chiffre erfolgte keine Antwort, weil die mitgeteilten Einzelheiten dem Herrn wohl nicht zusagten. Es wurde darauf in derselben Zeitung ein anderes fingiertes Inserat ähnlichen Inhaltes aufgegeben, in der Hoffnung, daß der Herr sich melden würde; aber er scheint

Digitized by Google

unterdessen etwas Befriedigendes gefunden zu haben, denn er reagierte auf diese Annonce nicht.

Dagegen liefen 113 andere Angebote ein, parfümierte und unparfümierte, die zu allerhand Betrachtungen Anlaß geben.

Als einer der ersten meldete sich ein „Privat-Detektiv- und Rechtsbüro" (behördlich konzessioniert), das in menschenfreundlicher Weise schreibt: „wenn Sie sich vor schmerzlichen Enttäuschungen, Unkosten und unliebsamen Überraschungen schützen wollen, versäumen Sie nicht, sich, bevor Sie mit einer Ihnen unbekannten Person in Beziehungen geschäftl. oder privater Natur treten, über betr. Persönlichkeit ganz genau zu informieren. — Ich gebe Ihnen gegen sehr mäßige Gebühren, die erst nach Erledigung der Angelegenheit entrichtet werden können, zuverlässigen Aufschluß über alle Verhältnisse der fragl. Person." usw. — Beigefügt ist ein gedruckter Prospekt.

Sodann meldete sich mit einer gedruckten Karte der „Deutsche Zimmer-Wohnungs-Pensions-Nachweis", der dem Suchenden verheißt: „Sie brauchen keine Treppen unnütz steigen, können sich Zeit, Unannehmlichkeiten, Insertionskosten etc. ersparen, wenn Sie von unserm so äußerst nützlichen, vorteilhaften und praktischen Unternehmen ausgiebigsten Gebrauch machen, da wir ein gutes Material besitzen und jeden Wunsch berücksichtigen können." Ihm tritt zur Seite der „Internationale Pensions-Anzeiger", von dem oben geredet wurde.

Eine dritte Gruppe bilden 5 Pensionen, welche sich zur Aufnahme der Dame bereit erklärten, darunter eine von einer „Hebammenschwester" geleitete „Entbindungsklinik", ein von einer ehemaligen Rote-Kreuz-Schwester geleitetes „Erholungsheim" und ein „staatlich konzessioniertes Privat-Entbindungsheim."

Und nun kommt die große Schar (es sind 67 Angebote) von Privaten von den einfachsten Leuten bis zu den vornehmsten (darunter hochadlige Namen), die z. T., wie sie angeben, zum ersten Male aus reiner Menschenliebe, nicht gewerbsmäßig, um die Suchende vor schlimmer Erfahrung zu bewahren, um sich die Zeit zu vertreiben, um Geld zu verdienen, weil sie die Annonce zufällig gelesen haben, ein oder mehrere Zimmer zur Verfügung stellen wollen, oder die schon des öfteren solche Damen bei sich gehabt haben und sich dessen rühmen, wie wohl sich jene bei ihnen gefühlt haben. — In vielen dieser Angebote beruft sich die Frau darauf, daß sie in vornehmen Häusern gedient oder Wochenpflege geübt [habe; sie warnen vor andern und loben sich selber reichlich; die einen wollen mit viel Worten ihr Ziel erreichen, während andere sich ihrer Knappheit rühmen; Arzt und Hebamme, manchmal auch mehrere Ärzte, wohnen gewöhnlich im Hause, mindestens aber in allernächster Nähe. — In einer Reihe von Briefen fehlt auch der verlockende Hinweis darauf nicht, daß man bereit ist, das Kind in Pflege zu nehmen oder zu adoptieren.

Frau B. hat „noch nie vermietet, hier in diesem Fall würde ich es nur tun,

Digitized by Google

damit ich das Kind gleich in Pflege behalten könnte, oder noch besser gegen einmalige Abfindung, daß ich es dann immer hätte, je nach Wunsch".

Frau Sch. schreibt: „Ich bin eine alleinstehende Dame und in der Krankenpflege erfahren, man sagt mir nach, daß ich ein reiches Gemüt besitzen soll und auch liebevoll wäre; außerdem bin ich von heiterem Temperament — was gerade in Ihrem Zustand von Bedeutung ist. . . . . Ich nehme an, daß Sie, meine Gnädigste, eine Unmenge von Offerten erhalten werden — da dürfte es immerhin schwerfallen, das Richtige zu finden — mich Ihnen wie eine Ware anzubieten, vermag ich nicht."

Frau K. sagt: „Auch wäre Ihre evtl. Aufnahme mit keiner so gewerbsmäßigen zu vergleichen."

Dem kinderlosen Ehepaar K. „wäre es das größte Glück ein so liebes Wesen, wenn auch nur auf einige Zeit, abwarten und pflegen zu können".

Die Werkmeistersgattin Sch. meint, „bei einem Arzt ist es eben so geniert wie bei eine Hebame".

Die kinderlose, junge Witwe D. ist „keine gewesene Hebamme, die so etwas gewerbsmäßig betreibt".

Die Witwe W. „würde man zum glücklichsten Menschen machen, wenn man ihr das Kind anvertraute".

Frau W. erklärt: „Zweck dieses Angebotes ist hauptsächlich, daß mir das Kindchen zu eigen gegeben werde. Läßt sich dieses nicht zu, so zöge ich erst angeführtes Bitten um Besuch zurück".

Frau T. urteilt: „Es ist zwar Arztfamilie gewünscht, muß zwar bemerken, daß das lange nicht das richtige ist."

Frau Sch. „beschäftigt sich nicht gewerbsmäßig mit derartigen Angelegenheiten. Aus reinem Interesse und aufrichtiger Kinderliebe möchte ich mich dieser Angelegenheit widmen".

Frau K. empfiehlt sich auf der achten Seite ihres Briefes besonders mit folgendem Satze: „Ich habe aus erster Ehe ein 14jähriges Töchterchen, dieses bedauert immer die andern Mädchen in ihrem Alter, weil sie alle nicht eine Mutter haben der sie alles anvertrauen können so wie das bei uns der Fall ist."

Frau E. betont: „mein Sohn steht ebenfalls vor seinem Doktor-Examen".

Eine altadlige Dame schreibt sechs Seiten: „Ich lebe in durchaus geordneten, aber bescheidenen Verhältnissen, so daß ich mir, in anständiger Art gern etwas verdiene . . . ." „Mir persönlich wäre es auch nicht unsympathisch oder unverständlich, so daß ich, der Dame wirkl. eine herzliche Ansprache sein kann."

Frau v. H. schreibt: „Mein bisheriger Wunsch war eigentlich immer nur ein Pflege- oder Adoptivkind anzunehmen."

Herr v. d. F.: „Ich bin seit Oktober vorigen Jahres verheiratet u. ist meine Frau gleichfalls in gesegneten Umständen, die vorher staatlich geprüfte Kranken-

Digitized by Google

schwester und Oberin eines Krankenhauses war, außerdem war sie Reisebegleiterin der Prinzessin X. Meine Frau ist erstklassig in Wochenpflege."

Frau T. ist „seit kurzem Witwe, ohne Familie nur eine 21 Jhr alte Tochter, demnach wäre eine Abwechslung für uns am Platze".

Witwe D. „hatte bereits in den letzten 3 Jahren jeden Sommer eine sehr nette jg Dame zur Entbindung".

Frau H. schreibt: „Offerten von Ärzten und Hebammen sind hier meist fraglicher Natur. Ich bin 37erin, mein Mann ist 50er, aber die Woche hindurch auf Vortragsreisen in der Provinz, so daß ich gern eine anregende Nebenbeschäftigung haben möchte."

Frl. F. „trägt sich mit der Absicht ein Kind ganz als eigen anzunehmen, weil ich vollständig allein in der Welt stehe, ich besitze nicht viel, es müßte für dieses Kind ein größerer Betrag sicher hinterlegt werden, von dessen Zinsen ich es erziehen würde, oder ich würde es adoptieren und vollständig als meins ausgeben, wenn Ihnen daran liegt".

Unter diesen 67 Briefen stammen 37 nach den in ihnen enthaltenen Angaben resp. nach Stil und Inhalt von besseren Leuten, darunter 4 von adligen Personen. Es sind Kaufleute, höhere Beamte, Oberlehrer, Architekten, Ingenieure, Apotheker, Arztschwester, verwitwete Rätin, Offizier a. D., Pfarrerswitwe. Zur Aufnahme, bezw. Adoption des Kindes erklären sich 19 bereit.

16 Briefe stammen von Hebammen, 1 von einer Geburtshelferin, 4 von Frauen, deren Schwester, Tochter, Kusine oder Freundin Hebamme ist. (Ein Arzt erbietet sich zur Vornahme der Entbindung, zur Unterbringung empfiehlt er eine Hebamme.) — Auch unter diesen 21 Offerten befinden sich 7, welche sich erbieten, das Kind in Pflege zu nehmen oder gute Pflegestellen zu besorgen.

Die Geburtshelferin L. bemerkt: „Der Aufenthalt erfolgt unter strengster Diskretion ohne Heimbericht", und Hebamme G. noch verlockender: „Außerdem besitze ich die polizeiliche Konzession zur Geheimmeldung, so daß Ihr Aufenthalt hier bei mir niemals bekannt würde." Ähnlich Hebamme M.: „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß uns die Aufnahme von Damen polizeilich konzessioniert ist, und nur so eine absolute Diskretion möglich ist."

Einige Hebammen erklären ausdrücklich, daß sie keine „Entbindungsanstalt" haben, daß sie „nur hin und wieder mal durch Empfehlung eine Dame aufnehmen", oder „nur gelegentlich eine Dame bester Kreise"; wobei sie aber ruhig auf ein beliebiges Inserat reagiert haben.

Hebamme Sck. schreibt: „Ich alleinstehende ältere Frau der Arzt ein älterer verheirateter Herr wir beide reich an Erfahrung gewißenhaft und korrekt nach heütigem Süstem. Ich kann Ihnen nur die Zusicherung geben das wir unter sehr strenger Controlle arbeiten müßen uns keine Unregmäßigkeit zu schulden kommen zu laßen unser eigens Ich steht immer auf dem Spiel."

Digitized by Google

Hebamme G. läßt sich sehr rührend folgendermaßen hören: „Ich bin eine erfahrene Hebeamme. — Als junge Kaufmannsfrau, mußte ich, da mein Mann Unglück in seinem Geschäft hatte, diesen Beruf ergreifen u. bin so meiner Familie Schirm u. Stütze geworden. Meine hygienische Erfahrungen in 26jähriger Tätigkeit, haben mich mein Amt, liebwerden gelernt u. bin ich gewiß u. überzeugt, daß nur Frauenhände den Frauen in Wirklichkeit wohl tun können, weil sie die Frau, stets um und bei der Wöchnerin, ihrer Schwester, sein kann u. deren Wünsche schon von den Augen ablesen kann. — Ich fasse meinen Beruf im Sinne des Wortes ‚Hebe' Göttin und Behüterin der Jugend, auf; die dem Staat gesunde Erdenbürger, wünscht u. an das Sonnenlicht befördert."

Hebamme H. will die Dame aufnehmen; die Entbindung soll jedoch in der Klinik eines Arztes erfolgen.

In einer sechsten Gruppe fasse ich die Krankenschwestern zusammen; 7 haben sich gemeldet, darunter 2 adlige. Diese beiden betonen: „Die Dame hätte es bei mir sehr gut, da ich nicht gewerbsmäßig bin", bezw.: „Ich bemerke noch besonders, daß diese Antwort eine Zufallssache ist; ohne irgendwie den Annoncenteil daraufhin durchzusehn, fiel mein Auge auf Ihr Inserat." — Eine dritte empfiehlt einen Landarzt, dessen Namen sie nicht weiß, der unter Chiffre annonciert; sie warnt vor den „Privat-Entbindungsanstalten, die ausschließlich Unternehmen von Hebammen sind". Sie fährt dann fort: „Ich war 8 Jahre Schwester, ... bis ich mich mit einem Arzt verlobte. Leider wurde dieser krank und starb; ich ging hier in eine Entbindungsanstalt. Mein Kind, ein gesundes, herziges Bübchen, wollte ich in gute Pflege geben, doch es sind nur einfache, meist wenig zuverlässige Leute die nur des Verdienstes wegen ein Kind in Pflege nehmen. Das brachte mich auf den Gedanken kleine Kinder nur besserer Herkunft aufzunehmen um ihnen gute Pflege und standesgemäße Erziehung zu geben. Der Grund meines Schreibens ist, dem gnädigen Fräulein ein Heim für das zu erwartende Kindchen anzubieten ..... Vielleicht erinnern gnädiges Fräulein sich später meiner."

Nun folgen 5 Angebote von 1 Heilgehilfen, 3 Masseurinnen und 1 Naturheilkundigen und Masseur.

Die Masseurin F., „ärztlich geprüft", fügt ihrem handschriftlichen, unverfänglichen Briefe in besonderem Umschlag einen gedruckten Prospekt und eine gedruckte Karte bei. Jener hat folgenden Wortlaut: „Massage-Kuren gegen Korpulenz. Heißluftbäder u. Kräuterbäder gegen Rheumatismus, Erkältungen und Störungen. Damen vertrauensvoll. Frauenartikel. Ausspülapparate. Menstruationstropfen. Diskret. Ohne Berufsstörung. Solide Preise. Frau F. ärztlich geprüfte Masseurin (folgt Adresse). Sprechzeit 10 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. (Auch Sonntags.)" Die Karte sagt folgendes: „Nur für Damen!

Digitized by Google

Massage gegen Korpulenz. Heißluftbäder und Kräuterbäder gegen Rheumatismus und Erkältungen. Solide Preise. Frau F. (etc. wie im Prospekt)."

Die Masseurin R. schreibt: „Habe schon Jahre lang meinen Beruf als gepf: ‚Masseurin'; nur bei d. feinsten Kundschaft arbeit, im Hause unter mir ist eine Frauenklinik."

Ebenfalls sehr zu denken geben einige Sätze aus dem Briefe des Herrn S.: „bin zwar kein Arzt. Jedoch ein sehr In Jeder Hinsicht Erfahrener älterer Naturheilkundiger und Masseur. wo Sie sich mir unter vollem Vertrauen anvertrauen können. Sie haben es mit einem freundlichen gutmüthigen sicheren Alten Herrn zu tun, und Sie wohl gewiß zufrieden sein würden. . . . freundlichste Aufnahme zugesichert sowie Strengste Diskretion und keine Gefahr zu befürchten . . . glaube daß Sie es nicht bereuen würden Einfach gefahrlos. Hier oder dort. sofort Erfolg."

An letzter Stelle folgen Briefe von Ärzten; 3 wollen Aufnahmen gewähren, 1 erbietet sich zur Vornahme der Entbindung und empfiehlt eine Hebamme zur Unterkunft. Ein fünfter Brief ist von einer Dame im Auftrage eines Arztes geschrieben. Dazu sind noch zu rechnen 1 Brief der Schwester v. S., die einem „ihr verwandten Frauenarzt den Haushalt führt", deren „Antwort eine Zufallssache ist"; und der Brief der Hebamme H., welche die Entbindung in der Klinik eines Arztes vornehmen läßt.

Dr. K. sagt „gute liebevolle Pflege seitens seiner Frau und Tochter" zu. „Habe schon öfters Damen in diskreten Fällen bei mir aufgenommen, welche später voll Dankbarkeit zu Besuch zurückkehrten."

M. C. (oder M. E.?) schreibt: „Ihr Aufenthalt hier völlig ungeniert, auch erfolgt auf Ihren Wunsch keine Meldung an die Heimatbehörde. Im Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit teile ich Ihnen mit, daß es mir ein Leichtes ist, eine Frühgeburt herbeizuführen und versichere ich bestimmt, daß dieser Vorgang völlig schmerzlos und gefahrlos ist, Sie sind dann in 6—8 Tagen vollkommen wieder hergestellt."

Soweit das Aktenmaterial! Was es uns erzählt, ist nichts Neues und Unbekanntes; es ist aber vielleicht doch noch nicht so dargestellt, und vielleicht auch nicht genügend gewürdigt worden.

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ich von einer ganzen Zunft gesprochen habe, die sich herausgebildet hat. Zu ihr gehören nicht nur, was man verstehen würde, Hebammen und „Krankenschwestern", nicht nur Besitzer von Erholungs- und andern Heimen, sondern Private aller Stände und — Ärzte. Und unter diesen finden sich nicht nur, was bei Hebammen und Masseuren heute ja leider nicht weiter mehr auffällt, solche, die die Einleitung eines Abortus anbieten, sondern auch pervers veranlagte, die sich die Not eines bedauernswerten Weibes für ihre Gelüste nutzbar zu machen suchen.

Digitized by Google

Die Not so vieler Mädchen, die die Folge unserer auf die Sinnlichkeit bei Mann und Weib geradezu abzielenden und sie aufreizenden gesellschaftlichen Kultur ist, hat einen neuartigen Geschäftszweig entstehen lassen, der mit der Furcht und der Dummheit der nach unsrer traurigen gesellschaftlichen Auffassung allein gebrandmarkten und geschädigten Mädchen rechnet, sie ausbeutet und enorme Gewinne erzielt, und der andrerseits die Mädchen körperlich schädigt und sie moralisch noch tiefer hinabdrückt.

Denn wenn es so leicht ist, die Folgen (ich will nicht sagen: der Sünde) der Betörung, des Leichtglaubens, der gereizten Sinnlichkeit zu beseitigen, „schmerzlos und gefahrlos" zu beseitigen; oder wenn man das nicht will, wenn es so leicht ist, das verräterische, unwillkommene Kind so leicht unterzubringen und gar adoptieren zu lassen von Menschen, die dadurch „zum glücklichsten Menschen" gemacht werden; wenn man sich im deutschen Vaterlande (man braucht also nicht nach Frankreich, Luxemburg, Belgien, Holland oder in die Schweiz zu gehen) „ohne Heimbericht" entbinden lassen kann, wenn es sogar „polizeilich zur Geheimanmeldung konzessionierte" Personen gibt: wozu soll man sich dann noch scheuen? Es gehört nur ein wenig Geld dazu, um alle Folgen des Genusses auf die eine oder die andere Art zu beseitigen! Warum dann gegen den „übermächtigen Drang" ankämpfen, wo es ja doch von nicht wenigen Vertretern der anerkannten Wissenschaft gelehrt wird, daß es gesundheitsschädlich ist, wenn man geschlechtlich abstinent lebt? Und das Geld bekommt man ja schließlich! Warum sollen die Herren, denen man den Genuß gewährt hat, nicht zahlen?

Wie weit ist da noch der Weg von dem sich dem Geliebten hingebenden Gretchen bis zur Hure?

Dem allen sieht der Staat zu; er gibt, wenn man jenen Anpreisungen glauben darf, seine Sanktion dazu! Und die Presse ist die Vermittlerin. Und die Post mit ihrer schönen Postlager-Einrichtung unterstützt sie.

Soll es wirklich so weiter gehen? Wenn man vom „Kinderhandel" redet, wird von oben her abgewinkt. Hier ist ein Gebiet, das zum mindesten Vorstufe dazu ist.

Aber verzagen? Nein! Nicht deshalb veröffentlichen wir solche Dinge, um zu sagen: wir sind am Ende! Sondern deshalb, um zu warnen und zu bitten: Öffnet die Augen und helft uns gegen das Übel kämpfen. Und mir will's scheinen, als ob die Jugend, ohne daß sie diese Übel kennt, schon mit in den Kampf eintritt. All die Bestrebungen, die unsrer Jugend dienen und z. T. von ihr selber ausgehen, sie geben uns die Zuversicht, daß noch gesundes Leben in unserm Volke vorhanden ist. Sagen wir ihr ruhig, was wir heute zu beklagen haben, verhehlen wir unsre Mitschuld nicht: Jungdeutschland wird uns verstehen, wird mit dem Idealismus der Jugend Abscheu empfinden vor dem Schmutz, der da liegt, wird ihn liegen lassen und einen andern Weg gehen.

Digitized by Google

Bairisches Barocktheater und bairische Volksbühne.

Von Josef Nadler in Freiburg (Schweiz).

Keiner der deutschen Stämme durfte sich in der Zeit von 1550 bis Ende des 17. Jahrhunderts eines so geschlossenen, einheitlichen, die ganze Volksgenossenschaft umfassenden künstlerischen Lebens rühmen wie das bairische Volk im weitesten Sinne, der Baier vom Lech bis zur Leitha. Die bairische Prosa des 16. Jahrhunderts — eine eigene oberdeutsche Schriftsprache — besaß Denkmäler, deren Ausdrucksfähigkeit, deren Kraft und Eindringlichkeit, deren wundersam epischer Satzbau auf den späten unbefangenen Leser wie eine Offenbarung zu wirken vermag. Die Prosaübersetzung des Münchner Beamten Schaidenreißer, die deutsche Odyssee von 1537, ist in ihrer Naivität eines der schönsten und unbekanntesten deutschen Volksbücher. Mit Staunen sieht man, wie sich der bairische Verskünstler des 16. Jahrhunderts wagemutig an die schwersten Übersetzungsprobleme aus der Antike machte. Der Hofrichter zu Mondsee Ortolf Fuchsberger und seiner „Justinianischen Instituten vahrhafte Dollmetschung" von 1541, der Müller Ulrich Petz bei Steingaden um 1550, der nach Feierabend Latein und Griechisch lernte, sind Symbole für das Verhältnis des Baiern zur Antike. Im 17. Jahrhundert wurde die Kunst des Barock in all ihren Seitentrieben zur Herzenssache des bairischen Volkes und selbst der vielgerühmte Umschwung zu einem neuen deutschen Schrifttum vollzog sich im Bairischen geraume Zeit vor Gottsched und eine der ersten deutschen Zeitschriften neuer Richtung war der „*Parnassus Boicus*", den Eusebius Amort, Agnellus Kandler und der unvergeßliche Gelasius Hieber seit 1722 herausgaben, fast gleichzeitig mit den Züricher „Diskursen der Mahlern".

Nichts macht den Glanz und die Bedeutung der bairischen Barockkultur sinnfälliger als die Geschichte des bairischen Theaterwesens. Niemals, zu keiner Zeit hat irgendeine deutsche Landschaft eine auch nur annähernd so bedeutende Theaterentwicklung durchgemacht. Schrifttum und Theater sind durchaus nicht dasselbe, auch wenn vermeintliche Autoritäten ihre theatergeschichtlichen Frachtgüter unter der Flagge deutsche „Philologie" fahren. Und so beging man an der Geschichte des bairischen Volkes geradezu ein Verbrechen, indem man mit literarischen Maßstäben, die noch dazu willkürlich, eigensinnig und dogmatisch waren, der Theaterkunst des Baiern zu Leibe rückte.

Die Entwicklung der bairischen Bühne ging in drei Bewegungsreihen vorwärts: die Hofkunst des Barock in Wien und München, entsprechend an den kleineren Höfen der Habsburger; die Hochschulbühnen; die Theaterkunst des freien Landes. Nur diese wechselnden Bedürfnisse sowie die Rücksicht auf Spieler und Zuhörer machten hier Unterschiede. Tatsächlich war die Bühnenkunst des ganzen bairischen Volkes eine innere Einheit, eine besondere

Digitized by Google

Form der Renaissance, ein besonderer Ausdruck des bairischen Verhältnisses zur Antike.

Die Unterschiede zwischen Wien und München lagen in den besonderen Umständen. Das ungeheure Werk einer Erneuerung Baierns aus dem Geiste der alten Kirche heraus hatten die Wittelsbacher längst durchgeführt, während die Habsburger noch ein halbes Jahrhundert nach festen Entschlüssen rangen. Das Münchner Barocktheater stand schon um 1600 auf glänzender Höhe, zu einer Zeit, da in Wien die eigentliche Entwicklung erst einsetzte. Die Münchner Hofoper wurde erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschaffen, zu einer Zeit, da die Wiener Oper fast schon ihren Scheitelpunkt überschritt. Während sich also in Wien Barocktheater und Hofoper gleichzeitig entwickelten, einander förderten, fehlte der Münchner Jesuitenbühne dieser unersetzliche Regler der Entwicklung. Daher wurde die Münchner Barockbühne viel einseitiger zu einer sittenbildenden Anstalt und war daher schon zu einer Zeit im völligen Niedergange, da die Bühne der Donaumark zu neuen Gestalten auflebte.

Das Schauspiel der Jesuiten in München wurde sofort Hoftheater und Stadttheater wie in Wien, „die älteste ständige Schauspielergesellschaft der bairischen Fürsten". „In dem ersten Jahrhundert ihrer Bühnentätigkeit haben die Jesuiten Großes geleistet, Dramen voll Kraft und Hoheit brachten sie auf die Bretter, in den Dramen eines Agricola, Fabricius, Bidermann lebt ein unverkennbarer poetischer Geist und ein erhabener Ernst. Wie wäre anders auch der gewaltige Erfolg der Aufführungen zu erklären." Ehe Gryphius seinen „Leo Armenius" und „Papinianus" dichtete, waren diese und andere Stoffe der Dichter der Zeit schon auf der Barockbühne geläufig. Die launigsten und reizendsten Schülerspiele mit ihren gegenwartsfrohen Motiven aus dem Schulleben gingen bei den Preisverteilungen über die Bretter.

Als Festspiel und als Naturbühne wies sich auch in München diese Theaterkunst aus. Zur Aufführung einer „Esther" 1577 verwandelte sich München durch drei Tage in eine assyrische Stadt. Dreihundert Personen spielten mit, der Herzog lieh dafür seine kostbarsten Schmuckstücke; zwei Erzherzöge sahen zu, ein Schwarm von Prinzen und Fürsten; und auf dem Marktplatze schloß sich ein glänzender Festzug an. Auch hier der starke musikalische Einschlag. Eines der größten und wirkungsvollsten Stücke war „Gottfried von Bouillon" 1596. Hier war unter Einfluß Frischlins die Idee des wiederkehrenden Helden im Sinne der Türkenkriege zu aufpeitschenden Wirkungen verarbeitet. Drei Jesuiten waren in München die einflußreichsten Vertreter dieser Kunst: Andreas Fabricius, Georg Agricola, Jakob Bidermann. Mit Fabricius aus Lüttich äußerte sich auch hier die Gewalt des niederfränkischen Volkes auf die bairische Kultur. Fabricius war seit 1567 am Hofe und starb als Präfekt zu Altötting. Seine mächtigste Dichtung war die Tragödie „Samson", die 1568

Digitized by Google

zur Heirat Herzog Wilhelms mit Renata von Lothringen gespielt wurde. Trotz ihrer naiven Psychologie des Weibes und der Verführung — ein einfaches „komm" bringt Samson zum Falle — ein Drama von ungeheurer Wirkung. Die wundervollen Chöre hatte Orlandus Lassus vertont. Agricola, über den fast nichts bekannt ist, war der Dichter jenes „Konstantin", der 1574 in einer zweitägigen Aufführung mit über tausend Mitwirkenden gespielt wurde.

Mit Jakob Bidermann werden alle dramatischen Erinnerungen an das Alamannenvolk wach: Nikodemus Frischlin, das glänzende akademische Theater in Straßburg, die Volksspiele Bergalamanniens, vor allem Schiller. Das tragische Genie dieser beiden, Bidermanns und Schillers, mit seiner Ahnung aller bühnentechnischen Wirkungen, mit seinem sittlichen Ernst, seiner Kenntnis der Seele und der Gewalt weitausschwingender Bilder, Sätze, Rhythmen, seiner Wirkung auf die Zuschauer weist auf die Verwandtschaft des Baiern und Alamannen in der Begabung für die Bühne. Jakob Bidermann und Jakob Balde sind die Sieger des alamannischen Geistes im Bairischen, wie er überall siegte seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Sie sind die größten Künstler des Barock im Bereich der beiden süddeutschen Stämme. Bidermann war 1577 zu Ehingen geboren, wurde 1594 Jesuit, 1606 Professor für Rhetorik am Münchner Gymnasium und kam 1624 nach Rom, wo er 1639 starb. Bidermanns Dramen wurden 1665 gesammelt. Schon der „Belisar" 1607 zeigt seine Art voll ausgebildet: ausgezeichnete Bühnenkenntnis, die fein begründende Anlage des Ganzen, eine staunenswerte, weltkundige Charakterzeichnung. Ein „Josef" 1615 und eine Reihe Märtyrerdramen sind die übliche Stoffwahl. Sein Meisterstück war „Cenodoxus, der Doktor von Paris", 1609 in München gespielt, der Höhepunkt der altbairischen Barockkunst. Die Tragödie wurde 1625 von Joachim Meichal aus Braunau ins Deutsche übersetzt.

Ganz Paris verehrt in Cenodoxus einen Heiligen; er stirbt und wird verdammt. Diese Idee enthielt die Keime zu unfaßbaren Eindrücken. Selbstliebe macht das in den Augen der Menschen so wohlgefällige Leben reif für den Vernichtungsspruch des himmlischen Gerichts. Denn Geist und Absicht, der Sinn der guten Werke machen diese erst verdienstlich und heilswirksam. So stellt die Tragödie das Kernproblem der altkirchlichen Sittenlehre dar. Das eigentliche Stück ist streng realistisch. Denn alles Übernatürliche, die Symbole und verkörperten Gedanken sind nur für den Zuschauer sichtbar; sie spielen nur wie schimmernde Wolken zwischen den wirklichen und festen Gestalten des Dramas. Der Doktor von Paris ist von seinen Fehlern in lebendiger Gestalt umgeben. Die Psychologie der Tragödie, die künstlerische Motivierung selber ist handelnd und sichtbar dargestellt. Im dritten Akt sieht Cenodoxus — immer wieder weist diese Kunst auf die spätere klassische Bühnendichtung Wiens — im Traume den Kampf der guten und bösen Geister. Er ist auf der Szene

Digitized by Google

dargestellt. Im vierten Akt stirbt der Doktor. Engel und Teufel, nur dem Zuschauer sichtbar, streiten um seine Seele. Die Freunde preisen ihn selig. Im fünften Akt das himmlische Gericht, eine geniale Ausnützung der zweigeteilten Barockbühne. Oben die Seele des Doktors vor seinem Richter, unten der Leib auf der Bahre, von den Freunden umgeben. Oben spricht der Richter das verdammende Urteil und unten erhebt sich der für heilig gehaltene Tote, verkündet dies Urteil und sinkt wieder zurück. Von den Erschütterungen, die diese Tragödie aufwühlte, können wir uns keine Vorstellung machen. Vierzehn Hofleute eilten von der Stelle weg ins Ordenshaus und begehrten, betäubt und zerknirscht, Aufnahme. Solch unmittelbarer sittlicher Einfluß wird wiederholt berichtet. Was so ins Sittliche übersetzt ist, muß man sich zurückdolmetschen ins rein Künstlerische und Bühnenmäßige. Hier gab es eine Theaterkunst, wo die Idee, das Symbol, das gesprochene Wort, die Handlung und Darstellung, Regie und Musik zu einer einheitlichen, scharf auf einen einzigen Punkt gerichteten Wirkung zusammenschlugen.

In dieser Dichtung Bidermanns ist das innerlichste Zusammenwachsen der Antike und des Christentums am weitesten gediehen. Darüber ist das Drama des Barock nie mehr hinausgekommen. Dies Drama des Alamannen steht dem Weltgedichte Dantes am nächsten. Was der Florentiner in immer neuer Verwandlung in seinen Terzinen gestaltete, hundert einzelne Menschenleben in Schuld verstrickt, gerichtet, büßend und gerettet, das hat Bidermann an einem einzelnen zu allgemeiner Anschauung erhoben. Die komischen Dienerszenen sind der Laune des Plautus entsprungen. „Cenodoxus" ist das Meisterwerk des Barocktheaters, das alles umfaßt, was dieser Bühne eigentümlich war, und wenn man nur Zeit, Ort und Umstände im Auge behält, eine der gewaltigsten Tragödien, die ein Deutscher schuf.

Völlig gleich der Entwicklung, gleich an Form und Inhalt war die Theaterkunst der innerösterreichischen Höfe. Am wenigsten bietet Graz Besonderheiten; mancherlei Züge des Einzelwesens bietet die Bühnengeschichte des Tiroler Hofes in Innsbruck. Erzherzog Ferdinand sammelte Gelehrte um sich. Sein Kanzler Leomann Schiller schrieb über Erziehungslehre, Rechtskunde, Gottesgelehrtheit. Sein Leibarzt Georg Handsch, ein Nordböhme aus Leipa, war ein namhafter Dichter. Der Begleiter und Hofpoet des Fürsten Benedikt Edelbeck schrieb 1568 ein gereimtes Weihnachtsspiel. Georg Lucius gab 1579 in seinen „Sechs streitbaren Kämpfern" die Tragödie der Horatier und Curiatier. Ein Schwarm von Poeten, darunter Wälsche aus Trient und Arco, saßen an gastfreier Tafel. Der Erzherzog selber, Kriegsmann durch und durch, doch friedliebend, selbstherrlich und aufbrausend, daß die Hand nie weit vom Schwertknauf war, ein Liebhaber lärmfroher Volkslust, am Absonderlichen hängend und tagelang in seiner mechanischen Werkstatt und chemischen Küche, stand

Digitized by Google

hinter den Dichtern nicht zurück. 1584 ließ er sein deutsches Prosaspiel drucken „*Speculum vitae humanae*", in dem er mit dem Hofleben scharf ins Gericht ging. Doch der Mittelpunkt des Hofes war nicht die Innsbrucker Burg, sondern das Schloß Ambras, das der Fürst 1563 für seine heimliche Gattin Philippine Welser gekauft hatte. Er baute es um und trug hier seine Schätze an Kunststücken und Schrifttümern zusammen, Waffen und Bilder, Münzen, Schmiedewerke, wertvolle Kleinigkeiten volkstümlichen Kunstgewerbes. Unschätzbar war die kleine Bibliothek. 1596 waren es 3400 Werke, doch das Seltenste und Erlesenste. Sie kamen meist aus Augsburg. Köstlich war das Geschenk des Grafen Wilhelm von Zimmern: Parzival, Otfrieds Krist, das Heldenbuch.

Mit Ferdinands zweiter Gemahlin Anna Katharina von Mantua zog italienische Kultur ins Land. Das Hofleben, früher laut volkstümlich, wurde nun gedämpfter und prunkvoller: Ritterspiele, italienische Hofmusik und ein gut gepflegtes Theater. Auf dieser Grundlage schuf Leopold V., der Gatte Klaudias von Medici, die ganze Stadtkultur im Sinne des Wiener Barocks um. 1626 und 1628 wurden großartige Ballette und feine italienische Komödien aufgeführt. Ferdinand Karl besaß bereits zwei Theater, das eine gegenüber dem Hofgarten, das andere seit 1654 auf dem Rennplatze. Für diese wirklichen ganz modernen Hofbühnen fand sich ein Hoftheaterdirektor, der Vorarlberger Laurentius von Schnüffis, 1636—1702. Vom Hirten, der mit seiner Laute eigene Lieder begleitete, war Laurentius ein fahrender Sänger, in Wien ein Schauspieler geworden und bis 1661 leitete er die Innsbrucker Hofbühne. 1665 wurde er Kapuziner. In diesem Jahre wurde Tirol mit der Gesamtmonarchie vereinigt. In der weitern Entwicklung spielte die Universität, die ohne eigentlichen Stiftsbrief nach langsamer Bildung 1677 abgeschlossen war, kaum eine Rolle, jedenfalls nicht wie Salzburg und Graz.

Trotzdem hier die lange, an Tatsachen und Merkmalen überreiche Theatergeschichte Wiens seit Konrad Celtis um 1515 unberücksichtigt bleiben soll, lassen sich aus der Entwicklung der übrigen bairischen Hofbühnen, die völlig mit der Wiener übereinstimmt, die wesentlichen Züge ablesen. Diese Theaterkunst entwickelt das Renaissancedrama und das schulgemäße Humanistendrama fort. Durch die Verknüpfung der antiken Form mit modernem und insbesondere christlichem Inhalt; durch das Streben nach einer alle Sinne umfassenden Allkunst, in der das Wort nur von untergeordneter Bedeutung ist; durch die starke Betonung der Musik und des Tanzes; durch das Herrschen des Symbols, weil die Antike für die Kirche nur symbolisch zu erhalten war; durch den ungeheuern Prunk der Ausstattung; schließlich dadurch, daß das Bühnenbild nicht für sich gefaßt wurde, sondern ohne deutliche Grenzen mitten in die Stadt, in das Volk hineingestellt wurde und immer mit ganz bestimmten Festgelegenheiten verknüpft erschien: durch all das erwies sich die Bühnenkunst des Baiern

Digitized by Google

als besondere, stammestümlich bedingte Form der Renaissance, als Barock. Die fortgesetzten Beziehungen zu Italien, selbst die Herrschaft des italienischen Elements zu gewissen Zeiten erwies sich als Kulturgewinn von unermeßlicher Bedeutung. Denn gerade aus diesen Voraussetzungen wuchs die große Oper, die große Musik in Wien heraus am Abend des 18. Jahrhunderts. Es wäre reizvoll, auch an dieser Stelle im einzelnen nachzuweisen, daß der Baier unter allen Deutschen der einzige war, dessen Bühne nach ihrem Festspielcharakter, nach ihrer Verknüpfung aller Künste und da sie den Lebensgedanken der bairischen Staaten immer und immer zum Ausdruck brachte, mit dem attischen Theater und seiner Stellung zum attischen Staate verglichen werden kann. Es ist daher ganz müßig, stets von neuem der Frage nachzugehen, wann man im Bairischen Hoftheater zu haben begann. Diese Bühne seit der Mitte des 16. Jahrhunderts war die Hofbühne der Wittelsbacher in München, der Habsburger in Wien, Graz, Innsbruck, und es hat seit dieser Zeit nie mehr einen Hof gegeben, der rücksichtsloser und vollständiger über sein Hoftheater verfügen konnte. Man braucht nur die Urkunden lesen.

Diese Vorstellungen wirkten auf die breite Masse. Denn einmal spielten sie sich vor aller Öffentlichkeit ab; dann war die lateinische Bühnensprache kein Hindernis des Verständnisses, denn es war ja eine Allkunst, die vom Wort gar nicht abhing; und schließlich wurde durch deutsche Spielbücher oder wenigstens deutsche Inhaltsangaben zum Gebrauch der lateinunkundigen Zuschauer reichlich dafür gesorgt, daß auch die Masse folgen konnte. So ging von den bairischen Hofbühnen der eine Zug aus, der diese Kunst ins Volk brachte. Der zweite und wohl noch bedeutendere Vermittler an den Bürger und Bauer waren die reichen und prunkvollen Bühnen der bairischen Abteien, insbesondere im Donautal. Und da es überwiegend Benediktinerklöster waren, so kam dem akademischen Theater der Benediktineruniversität Salzburg eine gewisse Mittelstellung zu. Köstlicher als sonstwo, Wien ausgenommen, läßt sich gerade an diesen Bühnen die Entwicklung aus dem Barock zum deutschen Spielplan des 18. Jahrhunderts verfolgen. 1657 wurde in Salzburg das kleine, 1661 das große akademische Theater gebaut und nun bildete sich hier das Barockdrama unter Leitung der Benediktiner, wie es die Jesuiten in Wien und München ausgebildet hatten. Salzburg wurde zum künstlerischen Mittelpunkt der süddeutschen Benediktinerklöster. Pflegstätten des Theaters waren zunächst die Domschule und die Peterschule und schon 1540 hören wir von einer deutschen Komödie beim Einzug des Verwesers Ernst von Baiern. Durchs ganze 16. Jahrhundert wurde deutsch gespielt. 1618 ging das Theater an die neue Anstalt über. Von 1620—1715 sind mehr als hundert Auszüge aus den Spielbüchern erhalten. 29 Benediktinerdichter sind aus dieser Zeit bekannt und von 1661 bis 1767 wieder 22 Tonsetzer. Gespielt wurde lateinisch, deutsch und italienisch.

Digitized by Google

Kein anderes Barocktheater spiegelt die Wiener Entwicklung von der Renaissance über das Stegreifstück zum regelmäßigen Drama so klar und in allen Einzelheiten wider wie das Salzburger. Die ersten Dramen „Jephthe" 1632, „Cosroes" 1638, „Holofernes" 1640, „*Concordia victrix*" 1668, stammen ohne Zweifel aus dem Spielplan der Jesuiten. Aber schon 1678 ist ein Stegreifdrama ohne Titel bezeugt. Der „Ulysses" von 1687 weist auf Kremsmünster, „Alphonsus de Gozmann" 1717 ist wohl eine Bearbeitung nach Agidius Albertinus. „Johann von Nepomuk" 1731 führt auf Stranitzky und „Papinianus" 1733 wohl auf Gryphius. Der Stoff stand aber auch im Jesuitenspielplan. „*Rusticus princeps unius diei*" 1738, ist das Holberg? „Der König Riepel" 1749 ist schon völlig Geist des Stegreiftheaters. Seit 1757 wurden die Spielpläne der Wandertruppen und stehenden Bühnen ausgebeutet. „Die zaubernde Kolombine" um 1715 und „Arlequin, der lustige Schneider" 1760 grenzen zeitlich die Wirkung des Hauses am Kärntnertor auf das Salzburger Universitätstheater ab.

Dichter persönlichen Gepräges waren Rettenbacher, Aicher, Seiz, Wimmer. Otto Aicher, 1628—1705, aus Altötting, der Lehrer Abrahams a Sancta Clara, war 1676—1687 Spielleiter und schrieb 15 Dramen, von denen wohl das bedeutendste „Nebuchodonosor" 1683 zur Aufführung kam. Sein Vorgänger Simon Rettenbacher war 1671—1675 *pater comicus* und gab eine Reihe von Stücken aus der mazedonischen Geschichte. Von Plazidus Seiz stand besonders „Conradinus" 1706 mitten in einer stets erneuerten Stoffreihe. Marian Wimmer aus Mühldorf, 1725—1793, ein nennenswerter Musiker und Singspieldichter, der Familie Mozart befreundet, hielt sich ganz an die Wiener Volksposse mit seinen zwei Singspielen in Salzburger Mundart „Der wachend-träumende König Riepel" 1749 und „Die geadelten Bauren" 1750.

Den schönsten, furchenreichsten Durchschnitt durch die Theatergeschichte beider Jahrhunderte bietet Oberösterreich. Die alten Mysterien und Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert, die humanistische Komödie der lutherischen Lateinschulen, die Barockbühnen der mächtigen Klöster des Donautales, das alles prallt fast zu gleicher Zeit noch aufeinander. Die lutherische Landschaftsschule zu Linz und die lutherische Lateinschule zu Steyr waren die Pflegstätten des humanistischen Dramas. Ein seltsamer Gegensatz! Diese Schulmeister zu Linz und Steyr, fröhlich darbend, etwas pedantisch, doch mit tiefem Ernst bei der Sache, ihre Mittel so bescheiden als möglich, doch alles um Liebe, so feilten sie mit unsäglicher Gewissenhaftigkeit am Wort ihrer Dramen, indes die Klöster aus unerschöpflicher Fülle Prunkwirkungen über die Massen schütteten. Linienscharf scheiden sich hier die künstlerischen Ziele, Mittel und Erfolge zweier Weltanschauungen, die um die Seele des Baiern rangen. Meist waren es in Linz Fremde, Alamannen, neben Kepler und Megiser der Schlesier Georg Cala-

Digitized by Google

minus. In Straßburg hatte er studiert und er war voll des Geistes, den damals das akademische Straßburg ausströmte. 1578 kam er nach Linz und richtete nach Elsässer Muster sein Schultheater ein. Im gleichen Jahr wurde sein lateinisches Weihnachtsspiel gegeben und 1594 erschien zu Straßburg sein „*Rudolphus et Ottocarus*", von dem manche Beziehungen zu Grillparzer festgestellt sind.

Im Donautal waren es wie in Oberbaiern die großen Klöster, drei vor allem: Sankt Florian, Lambach und die Königin Kremsmünster. Diese Abtei kann ihrer ganzen kulturellen Wirksamkeit nach nur mit Ettal verglichen werden. Drei Äbte bezeichnen in Kremsmünster den Weg zu ungeheuerm Einfluß: der größte von allen Plazidius Buechauer, der Schöpfer des Stiftstheaters 1641; Alexander III. Fixlmüller, 1744 Schöpfer der Ritterakademie; Erembert III. Mayer, unter dem das Stift und sein Theater 1771—1800 zu größtem Glanze gedieh. Von 1651 bis 1780 sind in Kremsmünster mehr als hundert Textbücher erhalten. Die Abtei, ein Mittelpunkt der Tonkunst, besaß eine Oper, die sich mit der Wiener Hofbühne zu wetteifern getraute. Das Beste und Größte wurde gespielt, Gluck, Haydn, Jomelli, Mozart, Salieri, und wie vorzüglich die Schüler Italienisch sangen, das bestätigten ihnen 1777 der päpstliche Gesandte Graf Garampi. Junge Mönche wurden nach Italien geschickt zu den besten Meistern. Die Ritterakademie, nicht ausschließlich für Adelige, trat 1744 das Erbe Ettals an. Der Lehrplan war fast überreich und weit über den veralteten humanistischen Schulbetrieb hinausgewachsen. Alle Wissenschaften der vier Fakultäten wurden vorgetragen, dazu moderne Sprachen, Militärbaukunst und Architektur, Musik und Fechten, und zu einer Zeit, da Ickstatt noch gar nicht um die Universität Ingolstadt kämpfte, wurde im Benediktinerstift Kremsmünster Wolffs Philosophie gelehrt. Freilich galt die Akademie manchem als ketzerisch. Erembert III. Mayer fügte 1772 Staatspolitik und Kriminalwissenschaft in den Lehrplan. 1782 hob Josef II. die Akademie auf aus Abneigung gegen Adelsvorrechte, die aber ja doch in Kremsmünster nicht eigentlich herrschten. Diese hohe Schule war ein Hort der deutschen Sprache und Literatur. Seit 1755 war die Theatersprache deutsch und selbst die Mundart wurde gepflegt.

Dem Stift gehörte der Baier an, der Glanz und Ehre auf jede Stadt gezogen hätte, Simon Rettenbacher, 1634—1706. Man wird ihn einmal, allgemein, neben die bedeutendsten Deutschen des 17. Jahrhunderts stellen. Seine Heimat war Aigen bei Salzburg. Er studierte in Salzburg, in Rom, in Padua. Trotz Aussichten auf eine glänzende weltliche Laufbahn trat er 1661 in die Abtei Kremsmünster ein. 1658—1659 in Rom, trieb er morgenländische Sprachen und Leo Allatinus aus Chios, Laienprofessor am griechischen Kolleg, war sein Gönner. Die ersten Kenner des Morgenlandes waren seine Lehrer. In Kremsmünster übernahm er die Leitung des Gymnasiums und

Digitized by Google

1671—1675 war er Geschichtsprofessor in Salzburg und Leiter des Universitätstheaters. Als Bibliothekar in Kremsmünster setzte er seine Bühnentätigkeit fort. „*Misonis Erythraei ludicra et satyrica*" in glänzender lateinischer Prosa waren scharfe Zeitsatiren. Von Arbeiten umdrängt, lernt er Türkisch und Persisch, schreibt den Text und setzt die Musik zu dem prunkvollen Singspiel von 1680 „Ulixes". Kaiser Leopold war zu Besuch im Kloster und staunend fand er hier alle Feinheiten, allen Glanz, die ausgezeichneten Weisen seiner Hofoper wieder. 1683 erschienen Rettenbachers ausgewählte Dramen und bewundernd sieht man den Unermüdlichen bei Übersetzungen aus dem Spanischen und Französischen tätig. Eine Menge lateinischer Gedichte, das Beste und Schönste, wurde nicht gedruckt; eine Heiligenlegende auf alle Tage, „deutsche Reimgedichte", theologische Schriften haben die Pressen nie gesehen. 6000 Gedichte, darunter 4000 Epigramme, sind von ihm erhalten.

Rettenbacher war neben Balde der größte deutsche Renaissancedichter des 17. Jahrhunderts. Horaz war sein Meister. Doch es ist verlockend zu sagen, er habe ihn nicht nachgebildet als sein Schüler, sondern gesungen wie sein Bruder. Das hohe Pathos echter Gesinnung, die starken Gedanken weltreifer Mannheit, das schamhafte, tiefe Gefühl des Baiern in weichen Stunden, der große, edle vaterländische Zorn und eine Form, die so klassisch ist, daß sie wie eine junge, unberührte Frucht duftet, so spiegelt dieser liebenswürdigste Vertreter des durch die Gegenbewegung geläuterten Klosterlebens die ganze deutsche Literatur der Zeit in antiken Formen wider, Scheffler ebenso wie verfeinert und züchtiger die späten Schlesier. Seine lateinischen Rheinlieder, seine Naturhymnen, daß sie doch deutsch wären! Daß ein Ebenbürtiger käme, der uns seine mächtige Ode *Viribus Germania surge iunctis* in deutsche Verse bannte! Er feiert Bacchus, er scherzt und spottet von Dingen der Liebe, er gibt in einer Ode *comoedia leges*, er schmettert seine Posaunenrufe in die Welt, die die Habsburger immer wieder auf ihre Morgenstraße gen Osten weisen. Als Liedersänger, als Theaterdichter, als Schulmeister und Hochschullehrer, als Forscher, Sprachkenner und Benediktiner, im Scherz und im Ernst, untadelhaft und voll ruhiger Kraft, der Vollgehalt der bairischen Kultur des 17. Jahrhunderts.

Was für Kremsmünster Rettenbacher war, das bedeutete für Lambach Maurus Lindemayer, 1723—1783. Er stammte aus Neukirchen bei Lambach und trat 1746 ins Stift, studierte in Salzburg, wurde 1754 Prior und starb als Seelsorger zu Neukirchen. Seine mundartlichen Gedichte wurden erst 1822 gedruckt. In der bairischen Theatergeschichte steht er an einem Dreiwege. Als Maria Antoinette auf ihrer unseligen Brautfahrt durch Lambach zog 1770, spielte ihr Lindemayer sein köstliches Lustspiel „Kurzweiliger Hochzeitsvertrag" vor. Im gleichen Jahr ging sein Argonautenzug in Szene, der stärkste Hinweis auf die Wiener Barockbühne, ein Zwischenglied von ihr zu Grillparzer.

Digitized by Google

Immer klarer ging auch bei ihm die typische bairische Entwicklung auf. Das ist seine „Reisende Ceres", eine Parodie der griechisch-morgenländischen Kulturmythe. Lindemayers letzte Stufe war der „unentbehrliche Hanswurst", der mit vollendeter Kunst das Stegreiftheater literarisch umformt und Kostbarkeiten aus dem Volksleben enthält. Alles ist einfach gebaut, knapp und schlagend, höchst ergötzliche Wortwitze, Arien, dramatisch in jeder Zeile; die Mundart des Hausruckviertels neben hochdeutschen Alexandrinern; Früchte höchster Begabung und siegreicher Bühnenlaune.

Den Knoten zu all diesen flatternden Fäden des Stoffes und der Gestaltung knüpfte das Theater des Piaristengymnasiums zu Horn. Als Orden der Versöhnung und zum segensvollen Ausbau der österreichischen Mittelschule 1763 bis 1819 berufen, waren die Piaristen 1657 in Horn eingezogen. Zwei Jahre später begannen sie zu spielen und bei ihrem unermüdlichen Eifer überall zu lernen, bei dem heißen Bemühen immer vorne zu bleiben, ist es verständlich, daß gerade der Spielplan dieser Anstalt die feinste, sorgfältigste, vollständigste Auswahl ist aus den Stoffmassen des 16. und 17. Jahrhunderts. Ihr Spielplan ist der beste, allgemeinste, übersichtlichste und für die Vorgeschichte fast jedes österreichischen Theaterstücks wichtig. Schon 1678 ein goldenes Vließ — Barockbühne, Lindemayer, Grillparzer —; 1690 Kara Mustapha — Höhepunkt der österreichischen Geschichte und Beziehung zur Hamburger Oper dieses Titels; 1695 „Griseldis" — Aufnahme des dem Baiern so lieben Stoffes aus hundert Aufführungen und Weiterleiten an Halm; 1707 „Ulysses" — wichtig für die Nachwirkung der Oper Kremsmünsters und Rettenbachers; 1708 „Hildegardis" — Frischlin und die Fülle der Bearbeitungen auf allen Bühnen; 1715 „Aeneas und Turnus" — ob dem Berliner Johann Raue nachfolgend?; 1725 „Iphigenie auf Tauris".

Diese Barocktheater der bairischen Höfe hier und die Barocktheater der bairischen Abteien dort boten Ausgang, Anregung, Vorbild und Quellen für die eigenartige, stammestümlich bedingte und einzig dastehende Bühnenkunst des bairischen Volkes. Drei landschaftlich begrenzte Gebiete zeigen besonders auffallend die Zusammenhänge, die Tiefe und Ausbreitung dieser Bauernkunst. Einmal Oberbaiern und gerade hier ist die Beziehung zur beherrschenden Abtei besonders augenfällig; dann Salzburg, wo sich die zunftmäßige Vergesellschaftung des Theaterbetriebes erkennen läßt; dann Tirol, wo die Masse und Verbreitung zwingend zu beweisen ist. Das Regensburger Handwerkertheater des frühen 17. Jahrhunderts bleibt außerhalb dieses Zusammenhangs.

Ettal und Oberammergau! Man müßte die ganze Kulturgeschichte des bairischen Volkes wiederholen, um den vollen Sinn dieser beiden Namen zu hören. In dieser Landschaft vermählte sich recht eigentlich der Bater mit der Kunst des Barock. Hier standen uralte Klöster, in denen es gerade im späten 16. Jahr-

Digitized by Google

hundert von ernstester wissenschaftlicher Arbeit lebte. Gewaltige Bauten des Barockstils wuchsen empor, Kunst und Wissenschaft rangen um den Wettpreis, weitherzige Gastfreundschaft schloß alle Türen auf. Im Ammergau wurden nach Westenrieder „unzählige Jünglinge, an welchen man die Spuren guter Köpfe bemerkt, von Klöstern und Pfarrern gleichsam an Kindes Statt angenommen, unentgeltlich erzogen und in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtet". Gerade aus diesen Klöstern ging fruchtbares Leben im 18. Jahrhundert aus. In Polling standen über 80000 Bände der seltensten Art, in Wessobrunn lief Anfang des 16. Jahrhunderts eine eigene Druckerei. Und viel später, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, war es eine Benediktinerabtei, die zu Kempten und ihre *Societas litteraria germanica Benedictina*, die das geistige Leben Schwabens und Altbaierns mit den lutherischen Landschaften zu verbinden suchte, aus der mit Gottsched Briefe gewechselt wurden. Die reichen Prälaten Altbaierns bauten und musizierten, spielten und forschten um die Wette. Alles lebte und formte die Künste des Barock. „Das war die Kunst nach dem Herzen des lebensfrischen und sinnefreudigen bayerischen Volksstammes, der das Übersinnliche greifbar vor sich sehen will und tiefen Abscheu hegt vor jeder formlosen Abstraktion." Die neue Bewegung wurde weniger durch Dragoner aus Baiern hinausgeritten, sondern die berauschende Musik der Farben, Melodien und Formen des Barock, im Geiste der alten Kirche verbunden, zogen den Baier zurück. „Das kongeniale Erfassen der süddeutschen Volksnatur, den konservativsten aller Stämme ganz in den Bannkreis italienischer Kunst zu zwingen", das war hier das Problem. Jede Abtei war ein Mittelpunkt, von dem aus diese volkstümliche Kunst nach allen Seiten ausströmte bis in die einsamste Waldkapelle und die letzte Holzschnitzerwerkstatt. Die einheitlich geschlossene, hochaufstrebende Kirche von Ettal, eines der schönsten Meisterwerke dieser Kunst, war ein Symbol dafür.

Ettal und Oberammergau, an der Grenze bairischer und alamannischer Art, liegen an der alten Römerstraße und dem späteren Handelsweg von Verona nach Augsburg. Der Ort, ob man seinen Namen nun als Einödtal, als Tal des Verlöbnisses, als Tal Ethikos deuten mag, weist in die Zeit der Karlinger zurück. Hier stiftete 1332 Kaiser Ludwig ein Benediktinerkloster und ein Pfründehaus für Ritterbürdige und ihre Frauen. War das die Idee des Graltempeltums? Diese Abtei Ettal wurde bald das Herz des ganzen Ammergaues. Ihre höchste Blüte hub mit dem neuen, mit dem 18. Jahrhundert an. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts versammelten sich die Äbte oder Gesandten aller baierischen Benediktinerklöster zu Beratungen über Schulangelegenheiten und die Berichte dieser Tagungen sind wertvolle Urkunden zur deutschen Bildungsgeschichte. 1708 schlug Freising eine Erneuerung der Gymnasien vor. Man beriet, ob die Philosophie des Thomas fürderhin herrschen solle, und war hoch-

Digitized by Google

herzig genug, den Besuch der Ordensuniversität Salzburg nicht zur Pflicht zu machen, sondern die Wahl auch anderer Hochschulen freizugeben. Aus dem Geiste solchen Fortschritts erwuchs die Ettaler Ritterakademie und einer der größten Äbte, die der Benediktinerorden jemals hatte, schuf sie.

Plazidus Seiz, 1672—1736, stammt aus Landsberg. In Ettal und Salzburg studierte er und lehrte hier schließlich nacheinander Beredsamkeit, Sittenlehre, Geschichte. Als *pater comicus* war er Regisseur und Dichter des Salzburger Universitätstheaters. 1709 wurde er Abt von Ettal, 1711 gründete er die Ritterakademie, die nun die Blüte des süddeutschen Adels an sich zog. Im Studienplan war die Herrschaft des Humanismus bereits gebrochen. Die Ritterschüler trieben neben den Lehrgegenständen der Zeit Musik und Scheibenschießen, Fechten und Jagen, Fischfang und Vogelstellen und von ihren Belagerungsübungen haben sich die Erdwälle bis heute erhalten. 1744 brannten Kloster und Akademiegebäude nieder. Die Schule blieb in Trümmern liegen, doch das Kloster erhob sich zu neuem Leben, bis es der Verbrecher an der Vergangenheit Baiern, der Graf Montgelas, niederstürzte.

Im Kloster wirkte eine ganze Schule von Theaterdichtern, doch keiner so mächtig und einflußreich wie Ferdinand Rosner. Ein Wiener Kind, 1709 geboren, kam er 1721 nach Ettal, wurde Professor an der Ritterakademie, Archivar und Bibliothekar und starb im Kloster 1778. Sechs schwere Bände voll Lesefrüchten, deutschen und lateinischen Versen, Theaterstücken sind von seiner Hand erhalten. Manches ist nur Abschrift, das meiste eigene Dichtungen. Die lateinische Odensammlung „*Asinus ad lyram*“ ist ganz im Stile des Denis. Die Überschriften der deutschen Verse sind lateinisch und die Themastellung weist sie als vorbildliche Schulübungen aus. Doch die Reime, die Rosner machte, klingen entzückend, leicht und trällernd, im Wiener Tonfall. Viele Volksliedanklänge sind zu hören. *Sunt oculi scopuli titulo meliore vocandi*, das führt er so durch:

Sag schöne Dido sage,
Was brachte dich in Tod?
„Aneas“, ist ihre Klage,
War Ursach dieser Not.
Ich hatte ihn gesehen,
Er hatte mich betracht,
Und da er mußte gehen,
Befand ich mich veracht,
Ein Dolch mich mußte retten,
Weil er nicht bleiben wollt,
Zerreißen seine Ketten,
So er doch tragen sollt.

Tanzmäßige Liedformen weiß er zu bilden, die lebhafteste Wiener Weisen sind. „*Amor caecus*“, eine Arie im Rhythmus des Schnadahüpfels:

Amor, kleines Kind,
Siehe den Rauch und Dunst,
Grausame Feuerbrunst,
So du angezündt.
Amor, es brinnt.
Wanns weitergreifen tut,
Straft man dich mit der Rut'.
Laufe geschwind.
Amor, es brinnt.

Digitized by Google

Ein lateinisches Drama „Benedictus“ und andere; lateinische Weihnachtsspiele; Arien und deutsche Chöre zu einem Johann von Nepomuk sind Zeugnis für seine Tätigkeit als Theaterdichter und Regisseur.

Die Oberammergauer gelobten im Pestjahr 1633 ein Passionsspiel. Dieses und andere Gelöbnisse dieser Art in andern bairischen Landschaften sind die feierlichste Urkunde dessen, wie das bairische Volk seine Bühnenkunst als das kostbarste Kulturopfer auffaßte, das den erzürnten Himmel besänftigen könne, als eine Form des Gottesdienstes. Wie nahe stehen sich hier Attika und das bairische Oberland! 1634 fand das erste Passionsspiel statt. Das älteste Spielbuch, von 1662 bezeugt und erhalten, ist zusammengearbeitet aus einem Passionsspiel des 15. Jahrhunderts — aus Augsburg, jedenfalls aus Schwaben — und dem 1566 gedruckten Stück des Augsburger Meistersingers Sebastian Wild. In Augsburg ließ sich während des 16. Jahrhunderts ein völliges Übergehen der Meistersänger von der Singschule zum Theaterbetrieb feststellen. Das kam nun Oberammergau zugute. Sein erstes Spielbuch ist eine Frucht des Augsburger Handwerkertheaters. Dieser Text wurde aber sofort stufenweise umgebildet. Stücke aus der Weilheimer Passion von 1600 und 1615 wurden aufgenommen und seit dem Ende des 17. Jahrhunderts näherte sich der alte Meistersingertext mehr und mehr der Barockbühne. 1750 wandten sich die Oberammergauer nach Ettal um ein neues Spielbuch; Rosner schrieb es ihnen.

Er machte als Vollender das Theater Oberammergaus, Bühne und Stück, zum vollen volkstümlichen Barockkunstwerk. Sein Spielbuch mit der starken Herrschaft der Musik, den lebenden Bildern, dem Überwiegen des Dekorativen, den Arien, vor allem mit der Schlußapotheose in Alexandrinern ist das fein erwogene Ergebnis des Barockschauspiels in Wien, in München, in allen baierischen Schulen und Abteien. Und die neue Bühne Oberammergaus. Sie hat nichts gemein mit der Bühne des Mittelalters. Als geschlossenes Theater im Freien, mit den Gassen der beiden Seitenbaue, mit dem streng perspektivischen Aufbau des Ganzen, mit dem scheinbaren und wirklichen Blick ins Freie, mit den mächtig flankierten Vorderseiten: das ist die Bühne des Barock, über die jene Prunkschauspiele und Festspielopern der bairischen Fürstenstädte gingen. In Oberbaiern ist es wirkliches Erlebnis geworden, was überall zu spüren war: Barockkunst ist Volkskunst. Das Wiener Stegreiftheater und die Weihebühne Oberammergaus sind der unvergleichliche Gewinn, den das bairische Volk aus dem Humanismus, aus der Renaissance, aus dem Barock zog, aus der Kunst der welschen Oper, aus der Kunst der Jesuiten und Benediktiner. Beide Bühnen, die am Kärntnertor und die von Oberammergau, wirken bis in die jüngsten Tage.

So in ganz Oberbaiern. 1580 wurde an den Ufern der Kieferach ein österreichisches Hammerwerk gebaut und seit 1596 spielten die Schmiede und Schmiedegesellen Komödie. Am Burgberge bei Kiefersfelden bauten sie eine hölzerne Hütte.

Digitized by Google

Ritterspiele, Märchen und Sagen gingen über diese Bretter und alles wurde in einer Theaterbibliothek gesammelt, die den ganzen Spielplan enthielt. Ein stehendes bairisches Dorftheater durch dreihundert Jahre, seit dem Abend des 16. Jahrhunderts! Zum Dramatiker geboren, schrieb der Kohlenbrenner Josef Schmalz aus Brixlegg um 1800 eine Reihe Stücke für Kiefersfelden, knapp derb, ohne lange Zwiesprache und Einzelrede, Kunstwerke im Stile Stranitzkys.

Es fieberte das Theaterblut im ganzen Volke. Bairische Bediente des Kurfürsten Josef Klemens von Köln spielten irgendwo am Rhein das Mundartstück „Der Prinz von Arcadien" 1701. Als das bairische Leibregiment 1713 in Namur lag, führte es, tief im Französischen, ein Passionsspiel auf. Kleine Festspiele in Baumburger Mundart sind von 1759, ein Primizspiel ist von 1770 erhalten. Zwischenhin schwärmte ein ganzes Schrifttum bairischer Zunge, historische Lieder über die Schlachten des großen Krieges, über die Einnahme Belgrads 1690 durch Max Emanuel, über das Elend, das die siegreichen Kaiserlichen im spanischen Erbfolgekrieg ins Land trugen. Dazu eine ganze Literatur von Gedichten in der Art des „Andächtigen Bauern" von 1758, die das naive Staunen des Landmanns schildern in der Kirche, in Städten wie Landshut und Salzburg. Das bairische Volk hatte für den gelehrten Humanismus, für sein Spiel des Tauschens und Vorstellens kein Verständnis. Doch es raffte gierig an sich, was daraus volksmäßig werden konnte.

Dem Volkstheater Salzburgs kommt schon um dessenwillen große geschichtliche Bedeutung zu, weil von hier aus aller Wahrscheinlichkeit nach Stranitzky zu seiner genialen Neuschöpfung der Wiener Volksbühne am Kärntnertor schritt und weil die Salzburger Entwicklung in allen entscheidenden Merkmalen sich scharf in der Richtung hielt, die diese Kunst in Wien nahm.

In den einzelnen Gauen des Landes bildeten sich altümliche Volksspiele aus, ein ganzes Netz von Goldadern aus weiter Ferne gesehen. Das Brunnenspringen der Metzgergehilfen am Aschermittwoch gab es auch in Salzburg. Das Gasteiner Paradeisspiel hält Beziehungen zu Hans Sachsens „Schöpfung, Fall und Austreibung aus dem Paradies". Die Halleiner geistlichen Spiele wurden von Bildschnitzern und Krippenmachern gegeben. Die erhaltene Fassung der Saalfeldner Passion stammt von 1720. Sankt Nikolaus, der Schutzheilige der Seefahrer, dessen Bild an Flüssen und auf Brücken stand, hatte ein Theater in Bruck. Auch das Laufener Adam- und Evaspiel stimmt zur Hälfte mit dem gleichen Stück Hans Sachs überein und das Laufener Hirtenspiel geht wahrscheinlich auf vier Weihnachtsspiele des frühen 17. Jahrhunderts zurück.

Das Salzregal lieferte dem Erzbischof jährlich über 200000 Gulden um 1600. Im Zusammenhang mit diesem herrschenden Gewerbe des Landes sammelte sich die Salzachschiffahrt noch vor dem 13. Jahrhundert in der Schiffergesellschaft zu Laufen, die sich wieder mit den Gesellen zu Hallein und Salz-

Digitized by Google

burg verbrüderte. Diese Schiffergilde war ein Kulturträger des Fürstentums, die Zunft des Landes und ihr Theater steht entwicklungsgeschichtlich neben der Bühne Oberammergaus und der Tiroler Bauerndörfer. Das Laufener Schiffertheater geht in seinen Anfängen mindestens ins früheste 17. Jahrhundert zurück. Schauspielen war der Gilde zur Zeit, da die Salzach vereist war, ein Gewerbe. Eine feste Bühne hatten sie nicht. Sie spielten in Wirtshäusern, 1762 im Schloß, sie spielten in München und Freising und für die soziale Bedeutung ihrer Kunst spricht es, daß ihnen 1797, als die Regierung gegen die Wandertruppen einschritt, eine Sonderstellung eingeräumt wurde. Man bringt die Laufener Bühnenkunst in engsten Zusammenhang mit dem Volkscharakter dieser Gilde, vor allem mit ihrem Stegreifwitz. Ihr Spielplan ist der des Universitätstheaters — volksmäßig gewandelt —, der Bauernbühne, des Stegreifdramas und fast will es scheinen, als ginge Stranitzkys „Johann von Nepomuk" auf das Laufener Drama zurück, durch eine ältere gemeinsame Vorlage. „Don Juan" und „Entführung aus dem Serail" wurden als Schauspiele gegeben, später traten Kotzebue und Nestroy in den Spielplan. Wie peinlich genau ging jede bairische Bühne den gleichen Weg.

Ganz gleich lagen die Verhältnisse in Tirol. Einen besonderen Erkenntniswert bietet diese bairische Landschaft, weil die Masse des überlieferten Materials einen genauen Einblick gestattet in die ungeheure Verbreitung dieser Bauerntheater. Es steht gar nicht zur Frage, welchen Eindruck etwa eine solche Bauernaufführung auf einen Logenbesitzer von heute machen würde, sowenig ein tieferer historischer Sinn die Antwort darauf abwartet, ob bei einer solchen Bauernaufführung das Literarische des gespielten Stückes ganz oder halb zum Ausdruck kam. Die moderne Literatursentimentalität mit ihrem Urheberdünkel und Urhebereigensinn ist ein Zeitweiliges und Vorübergehendes wie die Auffassung der Stegreifkünstler am Wiener Kärntnertor, denen das Wort nichts und die künstlerische Herrschaft des Darstellers alles war. Jedenfalls hatten die Stranitzky, Prehauser und Kurz das Wesen des Theaters fester in Händen als die Spielbuchschreiber im Zeichen Lessings, die sich keine Aufführung und künstlerische Wirkung denken konnten, wenn der wirkliche Fachmann, nämlich der Darsteller, nicht jeden Beistrich spielte. Theater treiben hieß dem Baier von je spielen, nicht heilige Texte vortragen. Die Kunst der Stegreifbühne, die in Wien wenigstens mehr als ein Jahrhundert herrschte und auch eine ganze Stadt ohne Unterschied des Standes, Alters und der Bildung fortriß, ist nur eine Ausdrucksform für diesen bairischen Spieltrieb. In Tirol ist er besonders deutlich geworden. Und darauf kommt es vor allem an. Rings um Innsbruck, in allen Tälern Tirols blühte eine Volkskunst auf, die so allgemein, dem kleinsten Bergdorf und fernsten Einödbauern eigen, noch nie einen ganzen volksreichen Stamm ergriffen hat. Auch das Tiroler Bauern-

Digitized by Google

theater hat doppelte Quellen: die Bühne des Mittelalters und das Barockdrama. Die Bühnenkunst in Hall und Sterzing war noch aus dem 15. Jahrhundert gewachsen. Jetzt, nachdem die Erfahrungen des Humanismus und die Innsbrucker Jesuitenbühne, nachdem die schimmernde Welle italienischer Renaissancedramen und Opern über das Land gegangen war, nahm der Tiroler wie der Altbaier diese neuen Ausdrucksmittel auf und setzte sie in eigene Volkskunst um. Die nächsten Zwischenglieder zwischen der Innsbrucker Barockbühne und dem Bauerntheater waren wohl die Mittelschulen des Landes. Es spielten die Benediktiner in Meran, es spielte das bischöfliche Gymnasium in Brixen und von da strömte es in die Städte und Dörfer. Da lebte sich eine uralte Leidenschaft des Tirolers aus, eine bairische Leidenschaft. Schon 1568 versichert Edelbeck, die Tiroler hätten von alters her — damals schon von alters her — sonderlich Lieb und Neigung besessen, deutsche Komödien und andere Spiele in Reimen zu verfassen und in denselben zu agieren. Regierungserlässe vermochten diesen Urtrieb des Volkes nicht zu ersticken und gerade in den Jahren 1750—1800, in denen Volkstheater verbieten eine wichtige Regierungssorge war, wurde die Verbreitung dieser Volkskunst offenkundig.

Es läßt sich kaum eine Vorstellung fassen, groß und mannigfaltig genug, um sich der Wirklichkeit zu nähern. In diesem halben Jahrhundert allein von 1750—1800 lassen sich an 160 verschiedenen Orten Tirols an die 800 Volksaufführungen zählen. Die Menge der Stücke ist nicht viel kleiner, denn das Festspielmäßige, das Einmalige der Aufführung war auch dem Tiroler Grundsatz, und der Stücke, die von einem Ort zum andern wanderten, sind nicht übermäßig viele. Man müßte fast jeden Ort von einiger Größe nennen, wollte man sagen, daß da und dort dies Theater besonders blühte. Die Spielpläne sind dem Historiker, der von manchem Theater deutscher Lande Kunde hat, oft wie eine Offenbarung. Der Tiroler Bauer hat in diesem halben Jahrhundert einfach alles gesehen, was seit 1600 über deutsche Bühnen, vieles was in dieser Zeit über europäische Bühnen gegangen war. Da sind Staatstragödien großen Stils, die berühmtesten darunter, Passionsspiele, Weltgerichtsspiele, deutsche und italienische Operetten; da sind Legenden; da sind Komödien und Tragödien aus dem Spielplan aller deutschen Hoftheater dieses Menschenalters; da sind vaterländische Stücke und Nachklänge des deutschen Schuldramas; alte Fastnachtsspiele und zurechtgestutzte Prunkwerke des Barocktheaters. Beliebt sind Genovefa, Johann von Nepomuk, Hildegardis, Griseldis. Neben Voltaires „Zaire" steht der „Prinzenraub" und schon 1767 sah der Tiroler eine Maria Stuart aus dem Spielplan der Jesuiten.

Sterzing, Hall, Innsbruck, Telfs stehn an erster Stelle. Daneben gab es Orte mit besonderen Genüssen. Dieser Art sind die Innsbrucker Hanswurstspiele und das Höttinger Peterlspiel. Peterl ist ein echter Bruder des Kasperl

Digitized by Google

und wandert in den Winterabenden zwischen Dreikönig und Fastnachtsdienstag von Bauernstube zu Bauernstube. Er spielt auf seiner Marionettenbühne in allen Stücken, in einer Enthauptung Johannis wie im Doktor Faust, in einer Judith wie im Don Juan. Er spielt neben Max auf der Martinswand und neben Sankt Georg mit dem Drachen. Besonders berühmt war um 1740 das Theater zu Thaur zwischen Innsbruck und Hall. Die Bürger zu Hall lasen in ihren Trinkstuben Dramen von Sigmund Birken und anderen. Schwaz, die reiche Erzstadt, mit ihren 20000 bis 30000 Bergknappen, Anfang des 16. Jahrhunderts die erste Druckerstadt Deutschtirols, dann im Besitz eines bedeutenden Volkstheaters, war die eigentliche Heimstatt des Meistergesangs in Tirol. Denn sie war sozial gleich gebaut wie die andern großen Städte dieser zünftigen Kunst. Die Gründung der Singschule geht auf 1532 zurück und die Innsbrucker Regierung trat auf Seite der Knappen gegen die Schwazer Landrichter. Die Bergleute sangen im Gerichtshaus und die besten aus ihnen wurden Anfang des 17. Jahrhunderts nach Innsbruck an den Hof befohlen zur Ergötzung des Fürsten und seiner Gäste.

Es fällt dem Historiker schwer ein zweites Beispiel zu nennen, wo Kunstformen so fremden Ursprungs, wie sie Renaissance und Barock boten, so ein ganzes Volk von vielen Millionen ergriffen, gleichzeitig, gleichartig und ohne Ausnahme. Natürlich mußten diese fremden Formen für die Bedürfnisse dieses Volkes umgestaltet werden. Doch das liegt im Wesen aller Entwicklung. Es ist nichts Neues und Seltenes, daß stoffliche Einzelheiten, daß Einzelformen den Betrieb ganzer Generationen von jenen beherrschen, die Kunst mehr oder weniger berufsmäßig ausüben. Hier in Baiern war es aber nicht ein bestimmter Stoff, nicht eine einzelne Form, sondern eine ganze umfassende Kunst, noch dazu fremden Ursprungs, fremder Sprache, die als Ganzes in das Ganze eines Volkes einging und in allen Ausläufern mehr als 250 Jahre beherrschte, nämlich von rund 1550 bis zu Nestroy und dem Oberammergauer Passionsspiel.

Rudolf Hans Bartsch läßt in einer seiner „bittersüßen Liebesgeschichten" seinen Doktor Würfel eine gar rührsame Geschichte erzählen. Die Baiern sind Anno Neun gerade dabei, zwei Tiroler Bauern zu füsilieren, weil sie empfanden und handelten wie die Oberbaiern hundert Jahre zuvor. Der Offizier fordert die Zwei auf, sich mit den Taschentüchern die Augen zu verbinden. Aber sie kennen keine Taschentücher und haben keine und so sterben sie im Gewehrfeuer, die Augen mit den Zipfeln ihrer Joppen verhüllt. Aus diesem Mangel an Taschentüchern und der Unkenntnis ihres Gebrauchs sucht Doktor Würfel dem Baiernkönig von damals begreiflich zu machen, wie wenig Kultur die Tiroler von 1809 haben und wie sehr sie deren bedürfen. Da sind nun Doktor Würfel, der Baiernkönig, der von dieser Geschichte gerührt wird, und Rudolph Hans Bartsch, der sie beschreibt, wirklich im Irrtum. Höchste Lebensbequemlichkeit

Digitized by Google

ist wohl vereinbar mit einem ganz bescheidenen Maße von Kultur — drei Stunden Eisenbahnfahrt von Wien nach Osten beweisen es — und ein ganz bescheidenes Maß von Lebensbequemlichkeit ist wohl vereinbar mit höchster Kultur. Aber so ging es dem ganzen bairischen Volke vor seiner Bekehrung zum schriftsprachlichen Mitteldeutsch. Bis 1750 war der Baier ein Wilder, weil er besser Latein sprach als Deutsch und um 1800 war der Baier ein Barbar, weil er besser Deutsch sprach als Latein. Um 1750 hieß es eben außerhalb Bayerns Kultur: Realschule, viel Vernunft, regelmäßige Komödie; um 1800 hieß es eben außerhalb Bayerns Kultur: Humanismus, viel Mystik, und Literatur auch ohne viel Regelmäßigkeit. So hatte es der Baier niemals recht gemacht. Zwar erweist schon diese eine Seite geistigen Lebens, die bairische Theatergeschichte, daß dieses Volk auch von 1550—1750 als Gesamtheit alle nur wünschenswerte literarische und künstlerische Kultur besaß. Aber da man heute den Gebrauch so vieler Literaturbequemlichkeiten gelernt hat, so dachten die einen über den Baier jener Jahrhunderte wie Doktor Würfel über den Tiroler von 1809, die anderen waren darüber so gerührt wie der König von Baiern über jene Geschichte und die ganz Kundigen schrieben dieses Histörchen nieder wie Rudolf Hans Bartsch seine bittersüße Liebesgeschichte.

Im Balkankrieg.

Von Dr. med. Hans Feist-Wollheim in Berlin.

III. Die Landung.

Als wir erwachten, bot sich ein gegen den gestrigen Abend gänzlich verändertes Bild. Unser kleiner weißer Baslangitsch war nicht mehr allein auf den Fluten, sondern er war der Anführer einer großen Flotte geworden. Um uns und hinter uns sah man, fast so weit das Auge reichte, große Dampfer, Truppentransportschiffe, die von den verschiedenen Orten an der asiatischen Küste die Bataillone herführten. Es waren ungefähr 20 große und 10 kleinere Dampfer, eine stolze und majestätische Flotte. Wir steuerten stracks auf einen Ort an der Küste zu. Vor diesem Ort lag die türkische Kriegsflotte, das heißt die drei Panzerschiffe, in drohender Stellung mit den Breitseiten auf die Küste gerichtet. An der Küste aber sahen wir eine Stadt, auf deren Rathaus die bulgarische Flagge wehte: das war Scharköj.

Gegen Mittag war die Kanonade soweit fortgeschritten, daß die Transportflotte dicht hinter den Kriegsschiffen auffahren konnte. Es war ein wilder, stürmischer Tag. Das weite Meer war mit unzähligen weißen Wellenkämmen bedeckt, die mit den Schneebergen des Horizontes um die Wette blitzten. Dazwischen sandten die Kriegsschiffe unentwegt ihre tödlichen Salven und Scharköj stand in hellen Flammen.

Digitized by Google

Die mächtigen Schiffskolosse der Transportflotte waren jetzt in einer geraden Linie aufgefahren. Überall wurden Boote heruntergelassen und eine ganze Flotille von kleinen Segelschiffen war beweglich gemacht worden. Zwei Torpedoboote fuhren dazwischen unablässig umher und voller Spannung wurde der Moment erwartet, an dem die ersten Truppen landen könnten. Es war eine Kompagnie smyrniotischer Freiwilliger, die zur Landung auserlesen waren. Etwa um 3 Uhr gingen die ersten Soldaten an Land, ungefähr einen Kilometer südlich der Stadt Scharköj, und wir konnten deutlich beobachten, wie sie unter heftigem Infanteriegefecht nur ganz langsam an den hügelig bewaldeten Ufern in Schützenlinien ausgeschwärmt vorrücken konnten. Um dieselbe Zeit verschwand die bulgarische Flagge vom Rathausturm. Offenbar zog sich das feindliche Kommando aus der Stadt zurück. Mit fieberhafter Aufregung verfolgten wir die Vorgänge an Land. Immer noch sah man fliehende Bulgaren. Hie und da stand ein Haus oder eine Mühle in Flammen, vereinzelte Schüsse fielen und ließen auf Straßenkämpfe schließen. Spät abends kamen Enver und der General an Bord unseres Schiffes, nachdem sie die Nacht zuvor und den Tag auf einem der Kriegsschiffe, dem Hairedin Barbarossa, zugebracht hatten. Sie waren von dem Erfolg des ersten Kampftages sehr befriedigt.

Der nächste Morgen — es war der 9. Februar — bot wiederum ein gänzlich verändertes Bild. Alle die großen Schiffskolosse, die träge und in majestätischer Ruhe dagelegen hatten, wurden auf einmal lebendig und glichen riesigen Bienenhaufen, mit den Tausenden von braununiformierten Soldaten an Deck. Überall fuhren die Segelbarken dazwischen umher. Von den großen Schiffskrähnen wurden Pferde durch die Luft geschwenkt und in die Kähne hinuntergelassen. Mit Menschen vollgepfropfte Boote schaukelten sich stundenlang an derselben Stelle und warteten der Abholung. Alles ging sehr geschäftig zu, etwas planlos, etwas durcheinander, etwas *alla turca*.

Um 8 Uhr morgens fuhr ich mit Ibrahim zunächst auf das Hospitalschiff. Es war hierzu vorübergehend ein Teil des großen Transportdampfers „Gül Djemal" — zu deutsch „Maiglöckchen" — eingerichtet worden. Wir hatten im ganzen von den Gefechten des Vortages 45 Verwundete, die schon alle mit Verbänden eingeliefert wurden. Es waren etwa zehn schwere Verbände anzulegen. Zwanzig Tote wurden gemeldet. Um die Mittagszeit setzten wir endlich zusammen mit dem Stabe an Land. Wir gingen den Weg vom Landungsplatz am Ufer entlang der Stadt zu. Der Weg bot ein Bild des Schreckens. Überall lagen die Leichen der tags zuvor gefallenen Bulgaren in den Gräben und auf den Feldern. Gegen Abend gingen wir alle zum Landungsplatz zurück und es wurde zunächst vorgesehen, daß der ganze Stab dort im Freien übernachten sollte. Jedoch spät abends entschied man sich noch, die ersten Häuser des Ortes, die als ganz sicher erschienen, für den Stab des Armeekorps zu be-

Digitized by Google

setzen. Nachts um 11 Uhr wanderten wir mit unserer ganzen Bagage dorthin, und ohne nach Essen und Lager zu fragen, legten wir uns in dem Hausflur auf den nackten Fußboden und genossen die kurzen Stunden des Schlafes. Enver und der Kommandierende waren im Nebenhaus untergebracht und waren, wie wir am Morgen hörten, die ganze Nacht bei der Arbeit aufgeblieben.

IV. Der Rückzug.

Der nächste Morgen, der Morgen des 10. Februar, brachte die große Enttäuschung. Während der Nacht war der Einschiffungsbefehl aus Konstantinopel eingetroffen; die Truppen sollten nach Gallipoli, weil man dort nach den unglücklichen Gefechten am 8. und 9. Februar einen größeren Sturm befürchtete. Schon früh um sechs, ungefähr sechs Stunden nachdem wir eingerückt waren, und stolz die Fahne des Oberkommandos aufgepflanzt hatten, wurde diese wieder aufgepackt und der ganze Stab rückte zum Landungsplatz zurück. Morgens um sieben knallte es schon heftig von den Bergen herunter. Und als die Letzten von uns mit ihren Pferden die Ställe verließen, brannten alle umstehenden Häuser und Scheunen, die die Komitadschis — die bulgarischen Freischärler — zu unserem Verderben angezündet hatten.

Es war so recht der Morgen eines Schlachttages. Das Meer lag im Sonnenglanze von leuchtendem Nebel bedeckt und Nebel zog sich über den Wiesen an den Hängen und Bergen hinauf. Von allen Seiten hörte man Kanonendonner, sah man Funken sprühen und niemand wußte, woher es kam. Wie ich als einer der letzten mit dem Hauptmann-Quartiermacher mein Pferd aus dem brennenden Stalle zog und sattelte, überkam mich ein unwiderstehliches Verlangen, nicht mit den anderen nach dem Landeplatz zu reiten, sondern in den Nebel hinein, den Schüssen entgegen, in unbekanntes Gebiet. Es ist das Gefühl, das die meisten ergreift, wenn sie zum ersten Male das Feuer der Geschütze aus der Nähe hören. Man will immer mehr davon haben, immer näher kommen, so schön ist es. Wir galoppierten zum Landeplatz. Dort brach gerade die Nachhut eines Bataillons mit der dazu gehörigen Sanitätskolonne in die Berge auf, um den Rückzug und die Einschiffung vor feindlichen Angriffen zu schützen. Zu diesem Bataillon gehörte ein Stabsarzt, der mir schon am Tage zuvor durch seinen Araberhengst aufgefallen war. Er ritt einen rostroten Fuchs von besonders hohem und schlankem Bau, mit hochvorgewölbter Stirn und wunderbar fein geschnittenem Profil. Ich sprach ihn an. Er war ein Syrier und antwortete mir in leidlichem Französisch, seine Kompagnie sei eben zum Kampfe in die nächsten Hügel aufgebrochen und er mit der Sanitätsabteilung bilde den Schluß. Ich fragte Enver, ob ich mich dieser Sanitätsabteilung anschließen dürfte, was er mir lächelnd erlaubte. Ich wußte nicht, wie weit es gehen und wie lange es dauern würde. Mein Gepäck konnte ich nicht mehr mitnehmen. Ich riß rasch

Digitized by Google

von dem Bagagewagen eine Kamelhaardecke aus meinem Reisesack, legte sie über den Pferdehals und eilte zusammen mit dem Stabsarzt in gestrecktem Galopp dem Bataillon nach. Nach etwa einstündigem Marsch hielt dieses an einem der nächsten Höhenzüge und ging in Feuerstellung. Wir suchten einen gedeckten Punkt auf, wo wir unsere Tragen und Verbandskästen einrichteten. Es gehörte zu jedem Bataillon eine solche Sanitätsabteilung, mit einem Stabsarzt, einem Apotheker, sechs Sanitätssoldaten und drei Krankenträgern. Wir gaben unsere Pferde ab und mischten uns unter die in Stellung gegangenen Soldaten, von wo aus man mit dem Glase die feindlichen Geschütze erkennen konnte. Wir befanden uns ungefähr auf halber Höhe. Tief unter uns lag das Meer — vom Landeplatz konnten wir nichts sehen — und auf den Kämmen der Hügel blitzte es an acht verschiedenen Stellen. Acht Gebirgsgeschütze, die aufgefahren waren, um unsere Truppen während der Einschiffung zu beschießen.

Unsere Kriegsschiffe hatten vom Morgen an das Bombardement wieder eröffnet und zwar diesmal auf die feindliche Artilleriestellung. Es war die Aufgabe der Kriegsschiffe und der langsam zurückgehenden Bataillone, den von den Bergen vorrückenden Feind aufzuhalten, damit er uns am Einschiffen nicht allzu hinderlich wäre. Das Bataillon, bei dem ich mich befand, hatte noch kein Feuer bekommen, als wir plötzlich zu unserem großen Erstaunen hörten, wie die Schrapnells hoch über unseren Köpfen pfiffen und ins Meer einschlugen. Offenbar stellte die feindliche Artillerie ihre Geschütze auf den Landeplatz selbst ein. Gleichzeitig beobachteten wir, wie die Transportdampfer, von denen mehrere dicht am Landeplatz gelegen waren, hinter die Kriegsschiffe fuhren, um sich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. Wir warteten ruhig, aber voller Spannung. Bei dem ganzen Bataillon hatten wir einen Verwundeten, dem ein Geschoß den Unterarm zersplittert hatte. Nach einigen Stunden kam ein Bote zu uns, mit dem Befehl, zum Landungsplatze zurückzukehren.

Dort fanden wir das regste Leben. Von allen Seiten kamen die Kompagnien und der Train und es wurde mit allen Kräften in die Schiffe verladen. — Das Ziel der feindlichen Geschütze war jetzt der Landeplatz selbst und um die Pontonbrücke herum schlugen die Geschosse in das Wasser ein. Enver saß noch immer auf demselben Fleck, wie fünf Stunden vorher, auf einem kleinen Feldstühlchen, ein Kohlenbecken vor sich, an dem er seine Hände wärmte. Von Zeit zu Zeit blickte er durch Fernrohr oder Krimstecher, um den Gang des Gefechtes zu verfolgen und schickte seine Adjutanten und Ordonanzoffiziere mit Befehlen, den Rückzug der Bataillone in die Gebirgstäler zu leiten. In den vielen Stunden sprach er nur einen Satz zu mir, mit bitterem Lächeln: „Es war ja alles nur ein Manöver, man hat es in Konstantinopel nie ernst gemeint.“ Und doch war uns allen zumute, als sei ein großer, kühner Plan zunichte geworden.

Die Sanitätskompagnie der 31. Division hatte am Landeplatz ein Zelt auf-

Digitized by Google

geschlagen und was durch die feindlichen Schrapnells verwundet wurde, konnten wir fast noch im Feuer selbst schnell versorgen und dann in einem reservierten Boot auf die Cambridge, das Hospitalschiff des Roten Halbmondes schicken. Das Feuer der Geschütze dauerte bis zum Abend. Inzwischen hatte sich auf dem Meere starker Wind erhoben, der das Einschiffen auch noch erschwerte.

Scharköj war des Nachmittags von unseren Truppen geräumt worden. Jetzt sahen wir Flammen und Rauch darüber aufsteigen. Um 6 Uhr abends hörten wir plötzlich heftiges Infanteriefeuer aus dem nahen Bergtal. Dort hatte sich ein Kampf zwischen einer der zurückgehenden Kompagnien und den Feinden entwickelt. Der Feind mußte sich zurückziehen. Spät abends sollte sich alles, was noch auf dem Landeplatze übrig war, einschiffen. Der General war längst auf dem „Hairedin Barbarossa". Nur Enver selbst saß noch immer auf derselben Stelle unbeweglich. Beim Morgengrauen erst ging er als letzter mit den Verwundeten an Bord. Ich selbst landete auf einem Kavalleriedampfer von meinem Pferde und meinen Kameraden getrennt. Um 3 Uhr morgens setzte sich die ganze Transportflotte langsam in Bewegung und kurz nach Sonnenaufgang liefen wir in der Bucht von Gallipoli vor Anker.

Das war der Tag von Scharköj und der Landungsversuch Enver Beis mit dem zehnten Korps.

In Gallipoli.

Nach einer kurzen Stunde Rast während der Fahrt erwachte ich am Morgen im Hafen von Gallipoli, wo sich ein gänzlich verändertes Bild bot. Statt des Schlachtengetümmels, der brennenden Ufer, der nächtlichen Einschiffung, hier unsere Flotte friedlich im Morgensonnenschein in der lieblichen Hafenbucht.

Für mich galt es zunächst herauszufinden, welcher der 20 Schiffskolosse meinen kleinen Schimmel beherbergte, da ich einigermaßen Verlangen darnach trug, diesen wiederzusehen. Da im Hafen sehr bewegte See herrschte und nur wenige und ganz unmögliche Fahrzeuge von Dampfer zu Dampfer verkehrten, war dies eine gar nicht so leichte Aufgabe; fast der ganze Tag ging dabei hin, erst gegen Abend fand ich das Bataillon jenes Stabsarztes wieder, dem ich mich während des Kampfes angeschlossen hatte und besaß nun endlich einen Anhaltspunkt. Ich wußte, daß man unsere beiden Pferde zusammen verladen hatte. Auch er wußte noch nicht, wo sein Pferd geblieben war, aber es war anzunehmen, daß er es wieder finden werde. So klammerte ich mich an diesen Hoffnungsanker und beschloß, den Stabsarzt fürs erste nicht wieder zu verlassen, zumal ich mich ja dem Bataillon noch offiziell zugeteilt betrachten konnte.

Am nächsten Morgen entdeckte ich endlich mein Pferd und stellte mich mit ihm wieder beim Stabe ein. Ich erfuhr dort die Neuigkeiten des letzten Tages. Es hatte bei Bulair, unweit Gallipoli, zwei Tage zuvor ein heftiges Ge-

Digitized by Google

fecht stattgefunden. Man befürchtete, die Bulgaren würden einen Vorstoß durch die feindliche Befestigungslinie wagen. Es waren daher von Konstantinopel aus alle Reserven nach Gallipoli beordert worden, nicht nur unser Korps, sondern auch eine Division des zweiten Armeekorps, das bei Tschataldscha stand. Als wir ankamen, war jedoch das Gefecht schon vorüber und man bedurfte unserer Hilfe offenbar nicht mehr. So wurden wir vorläufig nicht ausgeschifft, sondern mußten im Hafen warten, bis sich die Kriegslage irgendwo so entwickeln würde, daß wir dorthin fahren müßten, um Hilfe zu bringen. Der Stab war sogleich vom Baslangitsch auf einen der großen Transportdampfer gebracht worden; günstigerweise auf denselben, auf dem das Hospital eingerichtet war. So fand sich an Bord des Gül Djemal wieder alles zusammen.

Die nächsten zwei Tage hatten wir damit zu tun, die Verwundeten von Scharköj zu versorgen und auf das Hospitalschiff Cambridge zu transportieren, das sie nach Konstantinopel bringen sollte. Es waren im ganzen 80 Verwundete. Ungefähr 40 Tote hatten wir auf dem Schlachtfelde gelassen. Es waren meist leichte Verwundungen und meist von Infanteriegeschossen, von den letzten Nahkämpfen am Gestade herrührend. Ein Blasenschuß und einige Extremitätenzertrümmerungen mußten operiert werden.

Auf dem Gül Djemal traf ich einen jungen Oberarzt namens Wefik, mit dem ich schon von Konstantinopel her gut bekannt war. Es war ein kluger, sympathischer Mensch, der zwei Jahre in Berlin bei den Eisenbahnern gestanden hatte und gut Deutsch sprach. Wie ein Schatten folgte ihm sein jüngerer Bruder, der die Uniform eines Militärarztes, jedoch ohne das Ärzteabzeichen, trug. Er hatte immer einen Baschlik in phantastischem Knoten um Kopf und Hals geschlungen, so daß nur sein Gesicht frei blieb. Er sprach Türkisch und nur ein paar Brocken Französisch, jedoch stets nur mit halber Stimme. Beim Verbinden und beim Transport der Kranken half er wie ein gelernter Krankenpfleger und machte sich überhaupt überall nützlich und beliebt. Er hatte sich fest vorgenommen, seinem Bruder, der die Sanitätskompagnie einer Division führte und zwar derjenigen, die zuerst ins Feuer sollte, nicht von der Seite zu weichen und als wir in Scharköj ausgeschifft wurden, trug er dessen Verbandskasten um den Leib geschnallt und schwang fröhlich seine kleine Reitpeitsche in der Luft. Eines Tages wurde der jüngere Bruder krank und mußte auf Wunsch des älteren zu seiner tiefsten Trauer nach Konstantinopel zurückfahren. Erst da erfuhr ich, daß der Bruder Wefiks Braut gewesen war, die sich die Haare abgeschnitten hatte und ihrem Bräutigam in den Krieg folgte. Ich glaube, sie mußte auf Wunsch des Generals das Armeekorps verlassen, denn man denke sich, welche Ungeheuerlichkeit nach türkischen Begriffen darin liegt, daß eine Frau sich ganz allein zwischen Tausenden von Männern aufhält.

Nun lag man im Hafen von Gallipoli, besuchte jeden Tag eines der großen

Digitized by Google

Schiffe und wartete vergeblich auf Taten. Unser Armeekorps bestand nur noch aus zwei Divisionen, die dritte war wegen Choleraerkrankungen unter der Truppe nach Ismid geschickt worden. Zu jeder Division gehört eine Sanitätskompagnie und ein Feldlazarett, außerdem hatten wir noch eine Reservesanitätskompagnie und ein Reservelazarett. Wesik führte die Sanitätskompagnie der 32. Division und ich ließ mich gleichfalls dieser zuteilen. Nun arbeiteten wir uns zusammen unsere Pläne aus. Im Falle einer Schlacht sollte der eine immer mit dem Divisionskommandeur beim Divisionsstabe bleiben, der andere bei der Sanitätskompagnie, so daß man stets den Platz, den die Kompagnie einnehmen würde, genau nach den Bewegungen der Division einrichten könne. Es ist dies die wichtigste und schwierigste Aufgabe des Sanitätswesens im Kriege, jederzeit den Ort der Aufstellung richtig und den Verhältnissen entsprechend zu wählen, sowohl den Ort des Truppenverbandplatzes, als auch den der Sanitätskompagnie und des Lazaretts. Wir dachten uns dann eine Zeichensprache aus, die zwischen dem Truppenverbandsplatz und dem Hauptverbandsplatz d. h. also zwischen den Sanitätskolonnen der einzelnen Bataillone oder Regimenter und der Sanitätskompagnie der ganzen Division eine Verständigung ermöglichen würde. Es sollten mit dieser Zeichensprache die wichtigsten Dinge mitgeteilt werden können: ob Verwundete da wären, ob man einen Arzt oder Krankenträger brauchte, ob Verbandsmaterial da wäre usw. Dann arbeiteten wir uns mit Hilfe der Karten Stellen aus, die wir etwa zum Aufschlagen der Feldlazarette und der Sanitätskompagnie bei gegebener Kampfesmöglichkeit wählen könnten.

Außerdem hatten wir reichlich zu tun, auf den einzelnen Schiffen den Gesundheits- und Reinlichkeitszustand der Kranken zu kontrollieren, dafür zu sorgen, daß die Wärmeverhältnisse richtig reguliert wurden, und daß keine ansteckenden Krankheiten ausbrachen. Im allgemeinen war die Verproviantierung des ganzen Armeekorps eine tadellose. Hin und wieder ließen wir auch einen Teil der Sanitätskompagnien landen und veranstalteten mit den Leuten in der Nähe der Stadt Krankenträgerübungen.

Die Stadt selbst war gänzlich von ihren Bewohnern verlassen und in ein Heerlager verwandelt. Es befanden sich hier Teile der zu Hilfe gerufenen Divisionen vom zweiten Armeekorps, außerdem ein Teil des Trains der Bulairarmee. In der Stadt waren zwei Lazarette, in denen aber nicht mehr viel Verwundete waren. Die mehr als 1000 Verwundeten, die es in den ersten Kampftagen vor unserer Ankunft bei Bulair gegeben hatte, waren gleich am ersten Tage in kleinen Schiffen in das nächste große Militärlazarett nach Tschanakaleh gebracht worden. Von dort aus wurden sie dann allmählich nach Konstantinopel transportiert.

Die nächsten Wochen brachten wenig Veränderung. Die Truppen blieben

Digitized by Google

an Bord der Schiffe. Von Zeit zu Zeit wurde eine einzelne Kompagnie gelandet, damit die Leute nicht ganz steif würden. Die Idee war, das ganze Korps immer bewegungsbereit zu halten, damit es im geeigneten Augenblick rasch eingreifen könnte, wo Hilfe am nötigsten war, sei es nun hier in Gallipoli, in den Dardanellen, bei Tschataldscha oder gar oben an der Küste des Schwarzen Meeres. Dadurch, daß man die Transportflotte immer zur Hand hatte, konnte man binnen weniger Stunden das Korps zum Entsatz überall hin bringen.

Allmählich wuchs natürlich die Ungeduld der Soldaten wie die der Kommandierenden. Eines Morgens war alles in dichten Schnee gehüllt, der die Bewegungs- und Kriegsaussichten natürlich noch verschlechterte.

Wir Ärzte gingen jeden Tag an Land, machten auch öfters Ritte in die Umgebung, besuchten die Lager und die Lazarette, konnten viel Interessantes sehen und auch hie und da Verbesserungen bewirken. Nach einigen Wochen kam der Befehl, daß das vierte Korps in die Gegend der Hauptstadt zurückzukehren habe, um in St. Stefano ausgeschifft zu werden und dort vorläufig in Reserve liegen zu bleiben. Am 25. Februar kehrte ich von St. Stefano in die Hauptstadt zurück und fuhr in den ersten Tagen des März nach Berlin.

Das zehnte Korps war es, das im Mai an der Spitze den unerwarteten Eilmarsch nach Adrianopel ausführte und die abgetretene Stadt, allerdings ohne Kampf, wieder einnahm. Ein Freund von mir, der beim Korps geblieben war, schrieb mir zwei Briefe von dem Marsch und von der Einnahme der Stadt. Er schrieb, daß die Verheerungen, die die Bulgaren in Thrazien angerichtet hätten, jeder Beschreibung spotteten und alle Zeitungsberichte an Entsetzlichkeit weit überträfen. Adrianopel selbst soll unter dem Kriege nicht so sehr gelitten haben. Als ich die Türkei verließ, hätte ich ebensowenig wie wohl irgend jemand anders für möglich gehalten, daß unser Korps doch noch das ersehnte Ziel erreichen und zwei Monate später Adrianopel erobern würde. Jetzt, bei der nachträglichen Betrachtung, erhellt es klar, daß der entscheidende Umschwung nicht im Mai stattgefunden hat, als die Truppen trotz des Friedensschlusses vorwärts drängten, sondern eben in jenen Wochen, die ich beschrieben habe, da nach dem Waffenstillstand die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden. Es war damals eben schon eine andere Türkei als die der Niederlagen, ein andrer Geist, der das Heer mit einem Mal beseelte; es war der frische Mut der ausgeruhten und nunmehr gut versorgten Soldaten und die innerste Kraft eines Landes, das sich nach einer entsetzlichen Katastrophe endlich auf sich selbst besonnen und sich selbst zurückgewonnen hatte.

Digitized by Google

Prof. Fr. W. Förster als christlicher Ethiker.

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses.

Fr. W. Förster wurde im Winter 1912 auf 13 an die Universität Wien als Professor für Pädagogik berufen, begann seine Lehrtätigkeit im Sommersemester 1913, verließ aber Wien schon mit Ende des Wintersemesters 1913/14, um seine Tätigkeit an der Münchener Universität fortzusetzen. Sein im Maiheft erschienener Aufsatz über Jugendkultur fand, wie ich höre, die begeisterte Zustimmung weiter Kreise. Sie ist wohl verdient, denn aus ihm spricht der Förster der ersten Periode. Auf ihn hoffe ich zurückzukommen, wenn ich meine den Süddeutschen Monatsheften versprochenen „Schulerinnerungen" schreiben werde, was voraussichtlich bald geschehen wird.

Die Berufung nach Wien erfolgte durch den als entschieden klerikal bekannten Unterrichtsminister Hussarek, der, bevor er ins Ministerium Stürgkh eintrat, selbst an der Wiener Universität als Kirchenrechtslehrer gewirkt hatte. Man erfuhr auch alsbald, daß die Berufung unter den Universitätsprofessoren viele Gegner gehabt hatte, und daß es wohl die Persönlichkeit Hussareks gewesen war, die sie wollte und durchsetzte. Förster ging der Ruf eines Klerikalen voraus. Freilich nicht eines katholischen Klerikalen, denn er ist ja Protestant, aber eines dem Katholizismus sehr sympathisch gegenüberstehenden Mannes. Dieser Umstand hat gewiß den Minister Hussarek besonders gereizt. Er, der ausgesprochen kirchliche Katholik, beruft einen protestantischen Professor aus der Schweiz, der zudem in seiner Jugend in Deutschland wegen Majestätsbeleidigung zu drei Monaten Festung verurteilt worden war. Das hätte ein sogenannter „liberaler" Unterrichtsminister, wie man die drei Vorgänger Hussareks (Stürgkh, Marchet, Hartel) bezeichnete, nie wagen dürfen. Zugleich knüpfte eine solche Handlungsweise an alte Überlieferungen an. Der Unterrichtsminister der Reaktionszeit, Thun, liebte es, an die Wiener Universität Leuchten der Wissenschaft, auch wenn sie Protestanten waren, zu berufen. Dem bis in die Knochen klerikalen Thun verschlug es nichts, an den Universitäten die besten Kräfte zu haben. Daß die, selbst wenn sie noch so liberal waren, dem Volke in Sachen der Religion nicht gefährlich werden konnten, setzte er voraus. Die die Universitäten verlassenden jungen Leute mußten ja, ob sie wollten oder nicht, mit den ultramontanen Wölfen heulen. Was sie dachten, war gleichgültig, wichtig nur, wie sie sich gaben. Und daß sie sich den Umständen gemäß geben würden, dafür würde schon die politische Verwaltung sorgen. Die Rechnung stimmte. Und so mancher von liberalen Professoren unterrichtete, und als Liberaler ins Leben getretene junge Mann geht heute fleißig jeden Tag in die Kirche, weil

Digitized by Google

das nach oben beliebt macht. Ein „katholischer" Unterrichtsminister kennt sich aus. Und außerdem: eine schöne Gebärde ist auch etwas!

Fr. W. Förster ist der Sohn des Professors der Astronomie an der Berliner Universität, W. Förster. Dieser ist einer der Mitbegründer der sogenannten ethischen Bewegung und einer der feinsten Köpfe des heutigen bürgerlichen Deutschlands. Sein ältester Sohn trat auch in die Kreise dieser Bewegung und hat in deren Zeitschrift „Ethische Kultur" im Jahre 1895 einen Artikel geschrieben, der sich mit Ernst aber ohne ein wirklich beleidigendes Wort gegen eine Rede des Deutschen Kaisers wendete, in der dieser sich aufs schärfste gegen die Sozialdemokratie aussprach. Gegen die Art wie das geschah, wehrte sich Förster, ohne etwa selber Sozialdemokrat zu sein, als „Ethiker". Die Folge war seine Verurteilung zu drei Monaten Festungshaft, die er in Weichselmünde verbüßte. Das Nähere darüber ist im 30. Kapitel des lesenswerten Buches von W. Förster „Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen (1832—1910)" zu lesen (Berlin, Georg Reimer). Der edle Greis, der heute noch lebt und gerade in diesen Tagen auf einem von einem andern seiner Söhne gebauten Schiffe noch die Reise nach Amerika wagt, hat auch noch zwei Bände zeitgeschichtlichen Inhalts veröffentlicht „Lebensfragen und Lebensbilder. Sozialethische Betrachtungen" (Berlin, Vita), auf die ich bei dieser Gelegenheit hinweisen möchte. Der junge Förster, dem die Absicht, sich an einer reichsdeutschen Universität als Privatdozent niederzulassen, durch seine Verurteilung vorerst vereitelt wurde, ging in die Schweiz und lehrte an der Züricher Universität.

Seine Berufung nach Wien wurde von den klerikalen Blättern sympathisch begrüßt, die „liberalen" Blätter waren verschnupft. Soviel ich mich erinnere, war es einzig die Wiener „Arbeiter-Zeitung", die bei fast völliger Ablehnung der Ansichten Fr. W. Försters doch seiner wissenschaftlichen und persönlichen Bedeutung gerecht wurde.

Von seinem Wirken und von seiner Tätigkeit in der ethischen Bewegung war mir Förster seit langem bekannt. Von seiner merkwürdigen Wendung hatte ich manches erfahren, manche seiner Schriften hatte ich gelesen. Seine Berufung nach Wien veranlaßte mich, alle seine Bücher (vielleicht habe ich die eine oder die andere kleine Schrift übersehen) durchzunehmen, um ein sicheres Urteil über ihn zu gewinnen. Solche Erscheinungen, wie Fr. W. Förster, reizen. Er ist kein Streber, kein Dummkopf und keine niedere Natur, und seine seltsame Wandlung schreit doch nach Erklärung. Wo soll man sie finden, wenn nicht in seinen Büchern, die doch einzig dem von ihm fernen der Ausdruck seines Wirkens sind.

Diese Bücher sind nun derart, daß sie nicht nur in vielen ihrer Stellen die wärmste Zustimmung hervorrufen, den Verfasser als einen vornehm denkenden und fühlenden Menschen erscheinen lassen, sie erwecken auch die stärksten Wider-

Digitized by Google

sprüche, die nicht allein in der Gegensätzlichkeit der Überzeugungen ihren Grund haben, sondern auch auf einen inneren Bruch im Wesen des Verfassers hindeuten, den ohne Gehässigkeit, aber mit voller Deutlichkeit aufzuzeigen eine öffentliche Pflicht ist.

Das bedeutendste, an Gedanken und Anregungen fruchtbarste Werk F. W. Försters ist seine „Jugendlehre, ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche" (Berlin, G. Reimer). Ihm schließen sich die in demselben Verlage erschienenen, kleineren Bücher „Lebensführung" und „Lebenskunde, ein Buch für Knaben und Mädchen" unmittelbar an. Sie enthalten zum Teil Auszüge aus der umfangreicheren „Jugendlehre". Diese drei Bücher sind klassische Bücher der pädagogischen Praxis vom konservativen Standpunkte des Verfassers aus. Unbeschadet dieses Standpunktes wird auch sein Gegner den Ernst der Behandlung, die Eindringlichkeit der Betrachtung und die Würde der Auseinandersetzung freudig anerkennen. Die Fülle der Anregungen ist groß, die Polemik vornehm, die Ergebnisse sind klar und anschaulich. Aus diesen Büchern spricht noch vielfach der einstige Jünger der ethischen Bewegung, wenn gleich der kirchlich-positiv-gerichtete Sinn des Verfassers schon deutlich hervortritt. Er will in der Schule keinen positiven Religionsunterricht, trotzdem er „die hohe pädagogische Kraft der christlichen Religion" hervorhebt. Er weist diesen Religionsunterricht, den er als eine Notwendigkeit erklärt, der Kirche und der Familie außerhalb der Schule zu. Seine heutigen Freunde, insbesondere die Katholiken, werden mit diesem Gedanken so wenig einverstanden sein wie mit dem andern von ihm verfochtenen, daß die Moral aus den Tatsachen des Lebens heraus, auch ohne Verbindung mit Religion „lehrbar" sei. Seine besondere konservative Richtung ist aber schon unverkennbar scharf ausgedrückt. Wenn er gegen die übermäßige Schätzung des „bloßen Wissens" auftritt, so kann man ihm beistimmen, wird aber dabei der Empfindung nicht los, als ob er in den entgegengesetzten Fehler der Unterschätzung verfalle. Daß das Wissen den Menschen besser mache ist gewiß nicht richtig. Aber ebensowenig, daß die Unwissenheit ihn besser macht. Es klingt im Unterton der Ausführungen mit, daß das Wissen den Menschen hochmütiger machen könne oder kälter. Das mag schon etwas für sich haben. Aber das Wissen kann den Menschen auch bescheidener machen. „Dat's all, as dat Lebber is", wie Fritz Reuter sagt. Wir brauchen eben das Wissen. Es ist eine unserer stärksten Kräfte („Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!"). Ohne Erwerb von Wissen keine Zivilisation, ohne Zivilisation keine höhere Kultur, die doch Förster so hoch schätzt, wie irgendeiner.

Hier schon zeigen sich Ansätze zu einer Lebensauffassung, der wir feindlich gegenüberstehen. Aber sie zu bekämpfen, ist nicht die Aufgabe dieser meiner Zeilen, das soll nur ab und zu mit einem Worte geschehen. Was ich hier will, das ist vielmehr, Herrn Prof. Förster vor die Konsequenzen seiner eigenen

Digitized by Google

Auffassung zu stellen. Daher wende ich mich hier weder gegen seine Ansicht über die geschlechtliche Enthaltsamkeit, noch gegen seine Schätzung der Ehe, noch gegen sein Urteil über die unehelichen Mütter, noch gegen seine Behauptung über die wachsende Verwilderung der Jugend, noch gegen seine Verurteilung des Klassenkampfes. Alle diese Meinungen sind in der „Jugendlehre" nur erst im Keime da. Erst in späteren Büchern Försters treten sie ausgewachsen auf und sollen bei Gelegenheit der Erwähnung dieser Bücher kurz behandelt werden.

Die Schule der Gegenwart vermittelt Wissen. Nach meiner Meinung als Volksschule viel zu wenig. Ihre moralische Einwirkung ist gering, denn wir alle, die die Volksschule im katholischen Österreich durchgemacht haben, wissen, daß sie ausschließlich auf dem katholischen Religionsunterricht beruht, der fast durchgehend als Gedächtnissache betrieben wird, die durch religiöse Übungen in der Kirche ergänzt wird. Ihr eigentlicher Wert und Gewinn liegt auf der ästhetischen Seite, denn der katholische Gottesdienst reizt die Phantasie mächtig. Das Hochamt, die Musik, der Gesang, der Weihrauch, der Kirchenschmuck in Bildern, Lichtern und Blumen, die berückenden Maiandachten mit den entzückend hinreißenden Marienliedern, die pompösen öffentlichen Umzüge mit schmetternden Musikkapellen, mächtig schwellenden Gesamtchören, wehenden Fahnen, den schweren goldgeschmückten Gewändern der Priester, den weißgekleideten Mädchen, den Spalier bildenden gläubigen Zuschauern, dem hallenden Glockengetön — das alles versetzt insbesondere das jugendliche Gemüt in einen Taumel des Rausches, dessen seelische Wirkung überwältigend ist. Moralisch ist die Wirkung nur ganz allgemein, insofern jedes künstlerische Erlebnis eine moralische Erhebung in sich begreift. Mit Moral im Sinne der Charakterbildung hat das gar nichts zu tun. Aber die katholische Kirche weiß, warum sie Pomp und Pracht aufwendet. Sie sind die großen Narkotika, deren Wirkung unfehlbar ist. In der Schule wird darauf gesehen, daß der Katechismus ordentlich auswendig gelernt wird. Hier herrscht das trockene „Du sollst" und „Du darfst nicht". Förster aber will in der Schule unmittelbar Moralunterricht, der nicht auf ein dogmatisches Ja und Nein ausgeht, sondern aus den Beziehungen des Lebens und der Menschen heraus lebendig entwickelt werden soll. Um Beispiele einer solchen Schuleinrichtung zu finden, muß Förster sehr weit gehen. Er holt sie vielfach aus Amerika. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes legt er, der nicht allein Pädagoge, sondern auch Psychagoge sein will, in einem starken Bande dar: „Schule und Charakter. Moralpädagogische Probleme des Schullebens" (Zürich, Schultheß & Co.). Dieses Buch ist bedeutungsvoll durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, die einen Beweis dafür ablegt, daß Förster nicht nur ein originaler Selbstdenker ist, sondern auch mit nimmermüdem Fleiße die pädagogische Literatur nicht bloß Deutschlands durchstudiert hat. Während

Digitized by Google

er in der „Jugendlehre" noch mit großer Entschiedenheit den Religionsunterricht aus der Schule hinausweist, sagt er jetzt schon, „daß eine tiefgreifende Seelsorge nicht denkbar ist ohne die Mitwirkung der Religion". Und deutlicher noch drückt er seine neugewonnene Überzeugung gelegentlich eines Ausblick „auf das Problem der Trennung von Staat und Kirche" aus: „Prinzipiell sind beide so wenig zu trennen, wie Leib und Seele im Erdenleben zu trennen sind. Alles Zusammenwirken der Menschen im staatlichen Leben und alle Erziehung zum staatlichen Leben bedarf der Kultur des Gewissens — es gibt aber auf die Dauer keine Kultur des Gewissens ohne den Kultus der religiösen Mysterien, in denen die menschliche Seele auf Grund erhabenster Zeugnisse und Ereignisse zum Bewußtsein ihrer überirdischen Bestimmung erweckt wird. Die Religion allein spricht die Ursprache der Seele — wer die Seele will und die Beseelung des Lebens, der kann darum der Religion nicht entraten. Hieraus folgt auch die Unzulänglichkeit einer staatsbürgerlichen Pädagogik ohne tiefe religiöse Basis." Und diese Religion ist ihm die christliche Religion, nicht etwa bloß die im Evangelium gelehrte, sondern die positiv-christliche Kirche, und wie seine spätere Entwicklung lehrt, in erster Linie die katholische. Davon soll noch gesprochen werden. Hier soll noch auf verschiedene Einzelheiten des Buches „Schule und Charakter" hingewiesen werden. Förster verherrlicht hier die Demokratie: „Es ist kein Zufall, daß Kants Lehre von der moralischen Selbstgesetzgebung gerade erschien, als der demokratische Gedanke seinen ersten Triumphzug durch ganz Europa antrat: Politische Freiheit verlangt moralische Selbstgesetzgebung; wahre bürgerliche Freiheit kann sich nur dort entfalten, wo die Disziplin, die früher von außen führte und zügelte, nun von der innersten Persönlichkeit des Menschen bejaht und gewollt wird. Selbstregierung in diesem persönlichen und moralischen Sinne ist die Bedingung wahrer politischer Selbstregierung. Sie wird aber nur durch Erziehung und Übung gewonnen und darum eben ist es von fundamentaler Bedeutung, daß die neue Schule auch eine Schule der Selbstregierung sei, statt überwiegend eine Stätte des Lehrer-Zarismus und einer bloßen Drill-Disziplin, die durch allerhand Schrecken und Strafen oder Anstachelungen des Ehrgeizes zwar eine gewisse und musterhafte Ordnung des Benehmens und Arbeitens hervorbringt, die aber für die Zukunft ganz wertlos ist — gerade aus solcher bloß äußeren Zucht gehen notorisch die zuchtlosesten Gesellen hervor!" Hieher gehört auch ein weiterer, später folgender Satz: „Nichts verbindet den Menschen so sehr mit der sittlichen Ordnung, als wenn er etwas für sie tut." Warhaft goldene Sätze, die zur echten Schätzung der Demokratie hinführen. Zu ihnen paßt freilich wenig die Preisung der Renaissance-Menschen. Ihre Zeit hat gewiß „charaktervolle, willensstarke und originelle Menschen" hervorgebracht, die es aber sehr an dem Gedanken der Selbstverantwortlichkeit fehlen ließen. Ihnen

Digitized by Google

gegenüber unsere Gegenwart als eine Zeit willensschwacher Menschen hinzustellen, ist völlig ungerecht, denn die Tatmenschen unserer Zeit lassen (freilich auf ganz anderen Gebieten, was aber Nebensache ist), brutale und bisweilen auch höher geartete Willensstärke wirklich nicht vermissen. Zu handeln, etwas zu tun, waren immer die Menschen bestrebt, es handelt sich nur um die Richtung, wie das ja Förster selbst an dem Beispiel des Knaben zeigt, der nicht aus Böswilligkeit, sondern aus dem ihm innewohnenden Tätigkeitstrieb etwas zerstört, was er ebenso gerne, richtig geleitet, herstellen würde. Dem Tätigkeitstrieb Bahnen weisen und Verantwortlichkeit einimpfen, das ist nach Förster der richtige Weg zur Erziehung, der zur „Selbstlosigkeit" in der jungen Seele führt. Daher auch Unterlassen jeder Körperstrafe, weil sie die „Selbstachtung" tötet. Dafür wird selbst Jesus Christus als Autorität angeführt, und auf die Tierbehandlung hingewiesen. Wenn schon diese durch rohe Erzieher in ihrem Empfinden verletzt werden, wie sehr erst die Menschen.

Dieses Buch, das sich mit der Frage der Charakterbildung in eindringlichster Weise beschäftigt, ist hochbedeutsam für die Beurteilung Försters, weil es mit seiner hohen Schätzung der Demokratie in starkem Gegensatz steht mit der Praxis Försters, d. h. mit seiner Haltung zu der römisch-katholischen Kirche und zu den herrschenden Gewalten der Welt.

Bevor ich aber in eine Erörterung dieser Haltung Försters zu Staat und Kirche und zu gewissen politischen Parteien übergehe, möchte ich noch im besonderen einiges über sein Buch „Sexualethik und Sexualpädagogik. Eine neue Begründung alter Wahrheiten" (Kempten, Kösel) sagen, das freilich schon stark von seinen neugewonnenen religiös-kirchlichen, ja römisch-katholischen Anschauungen beeinflußt ist, die in einem schon früher erschienenen Buche, auf das ich noch zu sprechen komme, ausgesprochen werden. Schon im Vorwort der „Sexualethik" heißt es bezeichnenderweise: für die Vertreter der sogenannten voraussetzungslosen Forschung „scheint es von vornherein ein Dogma zu sein, daß alles, was die katholische Kirche vertritt, Unsinn, Aberglaube und Krankheit ist; sie können sich überhaupt nicht vorstellen, daß man gerade durch konkrete Erfahrung, wirklich ‚voraussetzungslose' Forschung und ernstes Nachdenken auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaft dazu kommen kann, gewisse Auffassungen der römischen Kirche als unausweichliche Konsequenzen jeder eindringenden Seelen- und Lebenskenntnis zu bejahen. Solche Zustimmung ist dem Nichtkatholiken einfach nicht gestattet; für ihn muß die Wahrheit da aufhören, wo das Katholische beginnt, er darf hier nichts bejahen oder er wird wissenschaftlich nicht mehr ernst genommen. Das ist die ‚gebundene Marschroute' des modernen Radikalismus. Wer sich daran nicht hält, wer aus wissenschaftlichem Ernst und aus ehrlicher Überzeugung heraus gerecht sein will und muß, der wird als ‚Ultramontaner' denunziert und

Digitized by Google

damit unschädlich gemacht. Man ist von vornherein fertig mit allem, was er zu sagen hat." Welche maßlosen Übertreibungen! Der sonst so besonnene Förster läßt sich hier zu Äußerungen hinreißen, die weit über die Wirklichkeit hinausgehen. Was die katholische Kirche positives geleistet hat, das anerkennt auch der radikale Gegner des Katholizismus, wenn er es auch oft auf ganz anderem Gebiete findet als Förster. Fast mutet es einem an, als ob Förster mit dem Untertauchen in den Katholizismus sofort auch seine Manieren angenommen hätte. Es gehört doch zu seiner Taktik, überall als der Verfolgte zu jammern, nur weil es überhaupt Leute gibt, die sich erlauben, unkatholisch oder gar antikatholisch zu sein. Es liegt im Wesen des Katholizismus, durchaus intolerant zu sein. Förster hätte nur versuchen sollen, während seines Aufenthaltes in Österreich dafür öffentlich aufzutreten, daß der kirchliche Religionsunterricht außerhalb der Schule gegeben werden solle! Er hätte was erleben können! Da hätte es ihm auch nichts genützt, wenn er gleichzeitig dem Katholizismus die tiefsten Komplimente gemacht hätte. Die katholische Presse hätte sich auch den Teufel um seine wissenschaftliche Bedeutung gekümmert. Er wäre als Freimaurer und Judenknecht gebrandmarkt worden. Ich halte dafür, daß Förster zu seinen autoritätskirchlichen Überzeugungen auf redlichem Wege gelangt ist und jeder Ehrliche muß derselben Meinung sein. Die angeführte Äußerung aber hat den unangenehmen Beigeschmack, als wolle sich Förster wegen seiner Hinneigung zum Katholizismus als eine Art wissenschaftlicher Märtyrer hinstellen. Also das, bitte, nicht. In der ganzen Kulturwelt wird man heute keinen katholischen Märtyrer finden (er sei denn ein Modernist). Ganz gewiß aber nicht in Österreich, und, wie ich vermute, auch nicht in Bayern. Förster führt, freilich als eine Art Ausnahme, den Protestanten Paulsen an. Und gewiß ist deswegen die wissenschaftliche Bedeutung Paulsens nicht angezweifelt worden. Solche „Radikale" aber, die Förster im Auge hat, werden ihm und der Wahrheit nicht schaden und sind ebenso zu beurteilen, wie die unduldsamen Katholiken. Hierin hoffe ich mit Förster einig zu sein. Wenn ich Prof. Förster wegen seiner religiös-kirchlichen Haltung scharf am Ende dieses Artikels angreifen werde, so wird er mir hoffentlich das Recht dazu nicht absprechen. Auch ich suche die Wahrheit. Und wenn ich sie ganz wo anders zu finden glaube als Förster, so ist es mein gutes Recht, das zu sagen.

Försters Anschauung über die Geschlechtlichkeit ergibt sich aus seiner christlichen Gesinnung. „Toren und Verblendete" sind für ihn diejenigen, die „ewige Wahrheiten" nicht anerkennen. Für ihn ist das Christentum ewige Wahrheit. Ich will nicht so schroff sein wie Förster und, weil ich weder an ewige Wahrheiten glaube, noch das Christentum für eine solche ewige Wahrheit halte, etwa ihn für einen „Toren und Verblendeten" erklären. Mit derartigen Beschimpfungen kommen wir nicht weiter und sie ziemen am wenigsten einem Ethiker,

Digitized by Google

einem Christen. Wir sollten doch einander zu verstehen suchen. Nach Förster ist „weltliches Denken" und „konsequent christliche Anschauung des Lebens" unvereinbar. „Nur von den Gedanken, die weit über das irdische Leben hinausgehen, kommt die belebende und befreiende Kraft, die allen Seiten der Wirklichkeit gewachsen ist." Gerade in der Frage der Geschlechtlichkeit stößt „Christlichkeit" mit „Wirklichkeit" aufs härteste zusammen und die Forderung der Askese vor und unter Umständen auch in der Ehe, ist in der Regel unerfüllbar gewesen. Die Ausnahmen sind so gering an Zahl, daß sie ganz ausgeschaltet werden können. Sie ist im Christentum immer aufgestellt, aber nie durchgeführt worden. Sie ist auch, wie ich glaube behaupten zu dürfen, im Evangelium nie positiv behandelt, sondern bloß aus ihm gefolgert worden, wie so vieles andere, was dann später als im „*consensus sapientium* von Jahrhunderten" behauptet worden ist. Eine sittliche Forderung aufstellen, deren Erfüllung nur verhältnismäßig wenigen „Heiligen" (denn was zählen sie gegenüber den Milliarden) möglich ist, erscheint mir selbst als eine grobe Unsittlichkeit. Und irgendwie hätte doch das Christentum in 1900 Jahren mit seiner Sittlichkeitslehre Erfolg haben müssen. Die paar Heiligen, es sei nochmals gesagt, bedeuten nichts. Und solche Heilige hat auch der Buddhismus, ja selbst der Muhammedannismus gehabt. Man kann also ruhig sagen: etwas fordern, was nie, nirgend und von niemanden geleistet wurde, ist Härte und Heuchelei. Das Äußerste fordern, um das Leidliche zu erreichen, mag als Übung jeweilen am Platze sein. Als ständige Stimmung führt sie zu jener Laxheit, die ein besonderes Kennzeichen der katholischen Kirche ist. Denn sie hat frühzeitig erkannt, daß die sittlichen Vorschriften des Christentums mit den „Wirklichkeiten des Lebens" in einem allzu krassen Widerspruch stehen und sie hat jenes verächtliche Moralsystem ersonnen, das, als Jesuitismus bekannt, durch Ausreden, Ausdeutungen und Autoritätsanrufungen jede Festigkeit verliert. Der arme, gebrechliche Mensch kann die sittlichen Forderungen des Christentums nicht erfüllen, aber er tröste sich: er braucht bloß Reu und Leid erwecken und er ist rein wie Schnee. Morgen kann er wieder „sündigen". Und sich übermorgen wieder „reinigen". Das ist die Grundstimmung der heutigen Gläubigen. Und war es noch mehr der Gläubigen der Vergangenheit. Daher muß man sehr erstaunt sein über folgende Worte Försters: „Die Abkehr von einer abstrakten Intellektkultur, die Rückkehr zur Religion, ist der einzige Weg zu einer fundamentalen Gesundung des Geschlechtslebens." Die Rückkehr zur Religion! Darunter versteht wohl Förster die Religion der christlichen Kirchen und besonders der römisch-katholischen Kirche. Ja um Gottes willen — hat denn die römisch-katholische Kirche zumal in bezug auf das Geschlechtsleben etwas bewirkt? Ja gefordert hat sie, wie sie heute fordert. War das Mittelalter geschlechtlich sittlicher als unsere Zeit? Vielleicht insoferne, als es sich naiver gegeben hat. Und ehr-

Digitized by Google

licher. Aber das Mittelalter war direkt geschlechtsfreudig. Und an dieser Geschlechtsfreudigkeit hat weltlich und geistlich, alles, mitgehalten. Aber das Zölibat, die Klöster! Daß die Klöster heilsam gewirkt haben, insoferne sie Werke der Barmherzigkeit geübt haben, wissen wir. Daß sie aber ebenso oft Stätten der geschlechtlichen Ausschweifung waren, wissen wir auch. Das Zölibat hat den außerehelichen Geschlechtsverkehr außerordentlich vermehrt. Und wer in einem katholischen Land lebt und die Dinge kennt, muß lachen, wenn er vom katholischen Zölibat hört. Das Zölibat verpflichtet zur Ehelosigkeit, aber auch der katholische Priester, der mit einem Weibe geschlechtlich verkehrt, begeht eben eine Sünde, von der ihn der verständnisvolle Kollege in der Beichte freispricht. Und die Klosterschulen! Insbesondere die für Mädchen. Ich habe wiederholt mit solchen Mädchen gesprochen. Was die Nonnen lehren, das ist zumeist Fetischismus und Aberglauben. Sind Förster außerdem die wirtschaftlichen Ausbeutungen der armen Kinder in belgischen und österreichischen Klöstern und ähnlichen Anstalten ganz unbekannt? Man nimmt gewöhnlich an, daß unsere Bauernschaft noch die beste Bewahrerin der Religion sei. Förster gehe doch zu unseren Alpenbauern. Die haben in Geschlechtsdingen ganz bestimmte Gewohnheiten. Wohl keiner heiratet, ohne früher mit seinem Mädchen, oft jahrelang, geschlechtlich verkehrt zu haben. Vor allem will er einer Nachkommenschaft sicher sein. Der katholische Pfarrer wird sich in den weitaus meisten Fällen gar nicht trauen, gegen diese alte Gewohnheit auch nur ein Wort zu sagen. Dafür wird ihm auch der Bauer gerne den geschlechtlichen Verkehr mit seiner Haushälterin gönnen. Ja er ist ihm vielleicht recht, weil der Bauer bei dem Mangel eines solchen Verkehrs einen Einbruch in sein eigenes Haus fürchten könnte. Man muß den Wirklichkeiten des Lebens mutig ins Auge sehen und wird dann bewahrt werden vor Aussprüchen Försters „von der geistigen Größe der Institution des Zölibats".

Man kann wirklich nicht sagen, daß die Geschlechtlichkeit der antiken Zeit im wesentlichen so viel unsittlicher gewesen sei als die der christlichen Zeit. Sie war nur offener. Diese ist aber voll ekelhafter Heuchelei.

Dem Geschlecht sein Recht! Damit soll nicht der geschlechtlichen Zügellosigkeit das Wort geredet werden. Wir kommen nur vorwärts mit Erweckung des Gefühls der Selbstverantwortlichkeit und der sozialen Verantwortlichkeit. Das Evangelium Jesu Christi kann uns auf diesem Wege helfen, aber keine der kirchlichen Bekenntnisse des Christentums.

Nach Förster kann uns gegen die Geschlechtsgier nur die Religion, und zwar die christliche Religion und im besonderen die römisch-katholische Kirche helfen. Aber auch die soziale Frage kann nur auf diesem Wege gelöst werden. Dieses zu erweisen ist der Zweck seines Buches: „Christentum und Klassenkampf. Sozialethische und sozialpädagogische Betrachtungen". (Zürich, Schultheß & Co.) Das Buch geht aus von der Predigt gewisser protestantischer Pfarrer in der

Digitized by Google

Schweiz, die im Evangelium die Rechtfertigung des sozialen Kampfes der Arbeiterschaft finden und demgemäß ein rücksichtsloses soziales Christentum verkündigen. Diese Erscheinung ist nicht neu. Im Christentum war von alter Zeit her immer der Aufruhr mächtig. Die jeweilig herrschenden äußeren Mächte des Christentums fanden innerhalb des Christentums selbst immer ihre stärksten Gegner. Nicht immer konnten die Kirchen diese revolutionären Bewegungen einfach niederknüppeln. Wo sie es konnten, taten sie es im brutalsten, widerchristlichsten Geiste mit großem Erfolge. Wo sie es nicht konnten, suchten sie sie einzuordnen und auszunützen. So geschah es mit der allem Weltchristentum feindseligen Mystik. Auch die moderne soziale Bewegung machte der christlichen Kirche große Schwierigkeiten. Nur protestantische Sekten konnten sich zu ihr in ein gewisses Verhältnis setzen. Auch die katholische Kirche versuchte es. Aber sie scheiterte kläglich und trieb ihre sozial empfindenden Glieder bald zum Kadavergehorsam zurück. Als in England im vorigen Jahrhundert in der Chartistenbewegung die mißhandelten Arbeiter in Aufstand traten, da waren es nicht selten Sektengeistliche, die sich an ihre Spitze stellten. Einer ihrer bedeutendsten war Jos. Rayner Stephens, ein Methodistengeistlicher. In Hottingen-Zürich erschien 1887 in einer Sammlung „Sozialdemokratische Bibliothek" als XVI. Heft „Die Chartistenbewegung in England". Im Anhang wird die Rede Stephens, die er am 10. Februar 1839 in der Methodistenkirche in Staleybridge gehalten hat, mitgeteilt. Sie ist das revolutionärste, was ich je gelesen habe, aber wie ich es auffasse, das christlichste. Die Schrift ist leider völlig vergriffen. Ich möchte Förster sehr raten, sich die Schrift zu verschaffen. Hier spricht einer, der Jesum Christum als den erkennt, der nicht nur den Frieden in die Welt gebracht hat, sondern auch das Schwert. Er schließt die an die Arbeiter gerichtete Rede, die vom Geiste tiefster christlicher Sittlichkeit erfüllt ist, mit den Worten: „Wenn es einst darauf ankommt, dann werde ich bei euch sein und werde der erste vorangehen, nicht mit einem Dolche unterm Rocke, nein, mit einer blanken Muskete auf dem Nacken. Nieder mit dieser verdammten Regierung! Nieder mit dem Hause der Gemeinen! Nieder mit dem Hause der Lords! Ja, nieder mit dem Thron! und nieder selbst mit dem Altar! Verbrennt die Kirchen — nieder mit allem Rang! nieder mit allen Würden, allen Titeln, mit aller Gewalt, bis dem ehrlichen, armen Manne eine gute Existenz als Lohn für eine gute Arbeit wird! Ihr gebt euch jetzt so viel Mühe um eure Charte; dafür gebe ich nichts; sie mag recht gut sein, sie mag recht schön sein und ihr habt ein Recht darauf; und ich will euch stets helfen, aber ich lege gar keinen Wert darauf; ich gebe auch nichts für eine Republik; ich gebe für keinen einzigen Zustand etwas, wenn er nicht jedem Sohne der Arbeit, wenn er nicht jedem lebendigen Wesen eine volle, hinreichende und gute Existenz sichert, laut dem Willen und nach dem Befehl des allmächtigen Gottes!" Dieser Stephens

Digitized by Google

hat gewiß mit Inbrunst an Gott geglaubt, aber sein Gott war nicht der Gott der katholischen Kirche und, wie ich fürchte, auch nicht der Gott Försters!

Es ist bezeichnend, daß in diesem Buche Förster, der sonst Ruhe und Besonnenheit walten läßt, überaus leidenschaftlich und in seinen Angriffen direkt beschimpfend wird. Ich spreche es nicht gerne aus — aber ich kriege das Gefühl nicht los, als ob hier persönliche Empfindungen stark mitspielten. Als ob er vielleicht im öffentlichen Kampfe in Versammlungen (ich höre, er solle an solchen teilgenommen haben) von Pfarrern und Sozialdemokraten schwere Niederlagen erlitten hätte, und als ob Groll und Verletztheit ihm häufig die Feder geführt hätte. Er nennt gewisse Ausführungen von sozialen Pfarrern „hetzerisch". Herr Prof. Förster ist ganz aus christlicher Ethik zusammengesetzt und darf sich solche Bezeichnungen nicht erlauben, wenn er nicht den Beweis führen kann, daß diese Ausführungen auch subjektiv hetzerisch waren. Obwohl ich durchaus nicht auf dem Standpunkt der Försterschen Ethik, vielmehr auf dem der Ethik Stephens stehe und mir also derbe Worte gestatten könnte, werde ich ähnliche beleidigende Worte Förster gegenüber nicht gebrauchen, obwohl mir oft die Erbitterung gegen ihn in die Kehle steigt. Und ich verhalte mich so, weil ich in Försters Persönlichkeit seine Ehrlichkeit achte, weil ich weiß, daß eine Diskussion zwischen zwei so verschiedenen Menschen wie er und ich nur möglich ist durch die sorgfältigste Zurückhaltung. Sie wird einem freilich gerade bei diesem Buche schwer und es bedarf oft der größten Anstrengung, um an den guten Glauben Försters festzuhalten. Man kann es nur, indem man bei manchen Stellen intellektuelle und seelische Trübungen annimmt.

So sagt z. B. Förster: „Ich behaupte, daß der gewiß ganz außerordentliche Mammonismus in unserer Zeit zu einem großen Teile gerade aus der weitverbreiteten religiösen Verflachung des Christentums zu erklären ist und darum auch nicht durch soziale Zornespredigten, sondern nur durch Überwindung des Intellektualismus, des Pantheismus und jeder anderen Art von Diesseitigkeit im modernen Christentum wirksam bekämpft werden kann." Vor allem: jede Zeit hat ihren Mammonismus und gewiß war der Mammonismus der Feudalzeit qualitativ nicht weniger drückend als der Mammonismus der Gegenwart. War die „Diesseitigkeit" im Christentum zu irgendeiner Zeit geringer als heute? Wenigstens im Wesen? Wenn man so wie Förster an dieser Stelle schreibt, verschüttet man jede geschichtliche Perspektive. Der Mammonismus wird gewiß nicht durch „soziale Zornespredigten" wirksam bekämpft, ebensowenig wie das Christentum durch ethische Reden wiederhergestellt wird. Das vermöchte nur das religiöse Genie und das erhabene Beispiel. Beides ist weit und breit nicht zu sehen. Wir leben in einer bedeutsamen Übergangszeit und wie immer in solcher Zeit ersteht religiöse Sehnsucht. Aber sie findet kein Echo.

Ebenso bedenklich mißverständlich muß es wirken, wenn er vom Sozialis-

Digitized by Google

mus sagt, daß „er beständig die geistige Erneuerung der Gesellschaft verhöhnt, die inwendigen Lebensbedingungen aller gesellschaftlichen Reform in ihrer ganzen praktischen Unentbehrlichkeit verkennt, statt das Außenwerk dem Innenwerk unterzuordnen". Ja, glaubt denn Förster wirklich an die Wahrheit dieses Satzes. Oder, da es ihm ja gewiß möglich wäre, sich zum Beweise dieses Satzes auf Zeugnisse zu berufen, glaubt er, daß in ihm die ganze Wahrheit enthalten ist. Und halbe Wahrheiten auszusprechen, ist oft verwerflicher als ganze Lügen.

Das Buch ist überreich an Stellen, die zu dem schärfsten Widerspruch anreizen. Es ist ganz unmöglich, in einer Zeitschrift auf alle einzugehen. Aber oft fragt man sich, ob denn Förster es nicht an dem notwendigen gewissenhaften Studium des Sozialismus hat fehlen lassen. Wie dilettantisch klingt es z. B. gegenüber der sozialistischen Theorie, wenn Förster sagt: „Was wir brauchen, das ist nicht weniger, sondern mehr Kapitalismus, damit die zurückgebliebenen Betriebsweisen mehr und mehr ausgemerzt werden." Das steht in einer Polemik gegen den Sozialismus. Da muß man schon sagen: „Herr Förster, Sie haben den Pfarrer und den Sozialismus nicht verstanden. Und dabei reden Sie von kindischen Vorstellungen der Sozialisten." Förster spricht auch von der „öden Schimpferei des Klassenkampfes". Ich will hoffen, daß er über die Theorie des Klassenkampfes eine im Intellekt geordnete Vorstellung hat. Die Theorie mag wahr oder falsch sein — richtig ist, daß gerade sie dem sozialen Kampf die Note der persönlichen Gehässigkeit nimmt. Tausendmal sagen die sozialistischen Führer den Arbeitern: Wir bekämpen nicht die Menschen, sondern die Einrichtungen. Unsere Aufgabe ist nicht, die Menschen zu hassen, sondern die Zustände zu ändern. Diese Theorie steht sogar nach dem Zeugnisse katholischer Autoritäten nicht im geringsten Widerspruch zum Christentum. Es wäre auch nicht abzusehen, wieso. Freilich die Kirche — das ist was anderes. Die hat materielle Gründe, gegen den Sozialismus loszugehen.

Das Buch ist durchtränkt von einer fast erschreckenden Gehässigkeit gegen die Sozialdemokratie, insbesondere gegen jene ihrer Führer, die aus der „deklassierten Bourgeoisie" kommen.

Dem „einfachen Arbeiter" gegenüber hat er milde Worte und er läßt sogar etwas wie Achtung vor ihrem Idealismus spüren. Nicht gerade allzuviel. Er braucht auch scharfe Worte gegen den Mammonismus der Armen, den er ebenso verurteilt wie den der Reichen. Man kann ihn verstehen. Ob aber der Reiche wirklich und vollkommen ein Christ sein kann, darüber spricht das Evangelium deutlich. Bezeichnend aber ist es, daß, soweit wenigstens ich mich erinnere, das ganze Buch kein Wort gegen die schändlichen, verlogenen Angriffe hat, unter denen die sozialistische Arbeiterbewegung lebt. Kein Wort auch gegen die schamlose Klassenjustiz, unter der sie, zumal in Norddeutschland, leidet. Vielleicht sagt er, er wisse davon nichts. Diese Ausrede gebrauchen ja viele

Digitized by Google

sonst redliche Männer, wenn sie gegen die Sozialdemokratie wettern. Sind sie wirklich in diesem Belange unwissend, so sollen sie schweigen. Der Ethiker aber, der da redet, hat die Verpflichtung, die Dinge, über die er redet, genau zu kennen. Sonst muß man ihn der groben Leichtfertigkeit beschuldigen. Und an dieser Stelle kann man Förster diesen Vorwurf nur schwer ersparen. Wir sind nicht wehleidig und vertragen Kritik, wenn sie sittlichem Ernst entspringt. Und der kann nur aus dem Geist der Gerechtigkeit kommen.

Es würde ihm wahrhaftig schwer werden, über diese „deklassierten Bourgeois" in der Sozialdemokratie sich deutlicher auszusprechen. Insbesondere, insofern sie die sozialdemokratische Presse leiten. Solche allgemeine Behauptungen sollte man nicht aufstellen, ohne sie vorher sorgfältig geprüft zu haben. Sozialdemokratischer Redakteur zu werden, ist gerade in Deutschland nicht sehr verlockend, weder vom Standpunkt des „Mammonismus", noch von dem eines sonst behaglichen Lebens. Und auch der „deklassierte Bourgeois" oder der, der sich freiwillig deklassiert und mit Bewußtsein aus dem Kreise der Klasse tritt, der er ursprünglich angehört hat, verdient nicht von vornherein die verächtliche Behandlung, die ihm Förster hier zuteil werden läßt. Sehr vornehm ist sie gewiß nicht und sie riecht recht sehr nach der Kampfesweise des antisozialdemokratischen „Reichsverbandes", den Förster wahrscheinlich auch nicht kennt.

Aber nun kommen wir zu dem Werke Försters, das die tiefsten Aufschlüsse über die Stellung Försters gibt: „Autorität und Freiheit. Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche" (Kempten, Kösel). Wer sich einmal der katholischen Kirche liebreich genähert hat, für den gibt's eben kein Halten mehr. Zwar handelt Förster fast ausschließlich nur von der katholischen Moral, aber hier und da macht er auch schon seine Verbeugung vor den Mysterien der katholischen Dogmen und er würde wohl am besten tun, endlich in den Hafen der alleinseligmachenden Kirche einzulaufen. Sollte seine Vernunft noch ab und zu Widerstand leisten — er wird sich besiegen lassen. Und endlich wird er dem einen oder andern schwer verdaulichen Dogma gegenüber den einzig richtigen katholischen Standpunkt finden, den Anzengrubers Steinklopferhans den Bauern verkündet, die das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht glauben wollen: Habt ihr das ganze Pfund geglaubt, so wird das Lot weiter auch nichts ausmachen. Außerdem ist die Vernunft eine so unsichere Sache, sie proklamiert allzusehr das Individuum („Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!"), sie ist hinfällig gegenüber der Sicherheit des Glaubens und gegenüber der göttlichen Gnade. Überhaupt wird der grundsätzlich Autoritäre am besten tun, sich der katholischen Kirche anzuschließen. Hier ist die einzige noch fest bestehende und wirksame Autorität. Hier gibt's die Unfehlbarkeit. Förster ist jetzt schon so weit, daß er sogar geneigt ist, „in dem weltgeschichtlichen Streite zwischen Kaiser und Papst auf die Seite des letzteren zu treten, eben weil die Kirche, trotz alles Hinein-

Digitized by Google

spielens weltlicher Interessen, doch prinzipiell die Oberhoheit der geistig-sittlichen Güter vertrat". Und er fährt fort: „Darum nennt Comte auch die Absorption der geistlichen Gewalt durch die weltliche Gewalt eine ‚Rückkehr zur Barbarei', weil es absolut nötig sei, daß über der Welt der weltlichen Aktion, mit ihrer ‚praktischen' Kurzsichtigkeit, ihrer Leidenschaft und ihrer Gewissenlosigkeit eine geistige Macht steht, die die ewigen Interessen der Seele gegenüber den Gütern des Tages verteidigt." Dem stimmt Förster zu. Auf das Prinzip kommt es also an, nicht auf die Praxis. Jesus Christus hat sich ganz im gegenteiligen Sinne ausgesprochen. Freilich war es gerade bei diesem Beispiel notwendig, vom „Prinzip" zu sprechen, denn im Streit zwischen Kaiser und Papst hat es sich wahrhaftig nicht um religiöse, sondern um sehr grobe, materiell-irdische Interessen gehandelt. Weil aber die Kirche religiösen Ursprung hat, also „geistig-sittliche Güter" zu vertreten hat, muß man sich auch dann auf ihre Seite stellen, wenn sie ihres Ursprunges und ihrer wahren Aufgaben vergißt und lediglich um die weltliche Herrschaft ringt. Ich habe vor Jahren einmal im Parlamente in einer Rede die Wendung gebraucht: „Die römisch-katholische Kirche, diese größte politische Organisation der Erde." Nachher kam der Stenograph zu mir und fragte mich, ob er diese Stelle richtig verstanden habe! Seit die Papstkirche besteht, hat sie die Religion nur als ein für weltliche Zwecke sehr brauchbares Mittel benützt. Sie ist heute durchaus eine weltliche Herrschaftsorganisation. Wenn Förster sagt: „Rückkehr zu Christus ist Rückkehr zum Leben!" so hätte er hinzufügen müssen: „und Abkehr von der Papstkirche", die Christus jeden Tag verrät. Wohin die Reise geht, erhellt am deutlichsten aus einer Bemerkung, wie diese: „Gedankenfreiheit ist gewiß ein hohes Gut, aber sie ist doch nur dort vorhanden, wo die Gedanken wirklich frei und nicht von unsern Wünschen und Leidenschaften bestimmt sind." Das ist ein scheinbar harmloser Satz, aber er kann auch dazu führen, die Gedankenfreiheit, die wir heute noch nicht ganz haben, wieder zurückzuschrauben. Eine solche Auslegung darf nicht als willkürlich zurückgewiesen werden, wenn man weiter den Satz liest: „Was die christliche Kirche im Prinzip fordert, das ist nicht ein Opfer des Intellekts, sondern ein Opfer der Arroganz." Auch vom Intellekt gelte das Goethesche Wort: „Stirb und werde." Sich gerade bei dieser Gelegenheit auf Goethe zu berufen, ist unvorsichtig. Dieser hat das abschließende Wort gesprochen:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Auch Pascal wird hier angerufen, der sagt: „Der höchste Erfolg der Vernunft ist die Erkenntnis, daß es unendlich viele Dinge gibt, die sich ihr entziehen. Die Vernunft ist sehr minderwertig, wenn sie nicht zu dieser Erkenntnis gelangt. Man muß am richtigen Orte zu zweifeln, am richtigen Orte mit Festigkeit zu behaupten, am richtigen Orte sich zu bescheiden wissen." Ausge-

Digitized by Google

zeichnet! Aber was von der menschlichen Vernunft und dem menschlichen Wissen gilt, das gilt doch auch vom menschlichen Glauben. Wir, die wir der „Gnade" entbehren, müssen uns eben „bescheiden". Wir sind nicht hochmütig genug, die anderen, die glauben, tadeln zu wollen. Nur wo sie ihren Gottesglauben mit Argumenten dieser Welt, von denen wir auch etwas wissen und die unstichhältig sind, stützen wollen, bekämpfen wir sie. Die Bescheideneren sind wir. Wir wissen, daß wir arme Menschen sind, denen, um im Stile der Gläubigen zu sprechen, Gott eine Vernunft gegeben hat, doch wohl, um sie zu gebrauchen. Sie unterdrücken zu wollen, wäre ja Gotteslästerung. Die „Arroganz" liegt in der Papstkirche, die das Privilegium der Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimmt und mit diesem Privilegium Millionen Seelen und Geister gemordet hat. Was nützt es, wenn neben solchen Stellen Förster sich gegen die staatlich-konfessionelle Schule, gegen jede Vergewaltigung Andersdenkender erklärt. Da spricht noch die alte Ethik seiner Jugendzeit. Wenn er den Weg, den er bisher gegangen ist, weiter geht, wird er noch ein tadelloser christkatholischer Bekenner werden und solche leichtsinnige Behauptungen widerrufen.

Wenn man dieses Buch liest, wird man sehr traurig. Was hat der Katholizismus nicht alles auf der Welt verbrochen. Auch die Seele Försters hat er auf dem Gewissen. Denn aus diesem seinen Buche spricht nicht Christus, sondern der Teufel Mephistopheles:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Dann hab ich dich schon unbedingt!

Ein Mann, der ein Buch wie „Autorität und Freiheit" geschrieben hat, mußte unserem klerikalen Unterrichtsminister schmecken. Er berief ihn als Universitätsprofessor nach Wien — aber sonderbar, nach einem halben Jahre sagte er dem bayerischen Minister für München zu. Warum verließ er uns so plötzlich? Man erzählt, er sei vor einigen Jahren von den Christlichsozialen für einige Vorträge nach Wien gerufen worden. Er habe hier sehr gefallen (er soll ein vorzüglicher Redner sein) und sei besonders in aristokratischen Zirkeln sehr gehätschelt worden. Und doch dieser schnelle Abschied! Ich werde später versuchen, eine Erklärung dafür zu geben.

Als Förster Österreich verließ, hat er noch einen Artikel in der in Wien erscheinenden „Österreichischen Rundschau" (XXXIX, 4) „Das österreichische Problem vom ethischen und pädagogischen Gesichtspunkte" erscheinen lassen. Er heischt eine kurze Betrachtung, weil er einen neuerlichen Beleg für Försters Weltfremdheit bildet. Auch Religion, die zu Gott hinführt, muß aus dem Leben, aus der menschlichen Seele herauswachsen, sonst ist sie wurzellos, eine reine Geistesspielerei. Auch die Religion des geringen Zimmermannssohnes in Nazareth konnte die Welt nur erobern, weil das Leben der Millionen hoff-

Digitized by Google

nungslos war und sie aus der trostlosen Diesseitigkeit in ein verheißungsvolles Jenseits trieb. In einer günstigen Zeit erstand der religiöse Genius. Das Leben bot den Menschen nichts als materielle Unsicherheit und die Seelen waren leer. Nach Erhebung der Seele wird der Mensch immer verlangen. Auch die sozialistische Arbeiterbewegung hat diesen Drang, den jeder sehen kann, der nicht auf der Oberfläche bleibt. Förster meint: „Nur eine neue religiös-sittliche ‚Konsekration' der Beziehungen zwischen den Völkern kann die Kraft zu einer Lösung des ‚österreichischen Problems' verleihen." Aber wir sind doch ein fast ausschließlich katholisches Land und im Katholizismus ist doch die religiös-sittliche Kraft nach Förster am lebendigsten. Auch hat ja gerade in Österreich in den letzten zwei Jahrzehnten eine „Wiedergeburt" des christlichen Gedankens sich vollzogen, was für Förster gewiß eine große Anziehung gewesen ist. Von der christlichsozialen Bewegung werde ich später sprechen. Aber hat in der Geschichte Österreichs je, in irgend einer Zeit, früher oder heute, der Katholizismus den Beziehungen der Völker eine „religiös-sittliche Konsekration" gegeben? Nein. Im Gegenteil: er hat in der Gegenreformation nach Barbarenart bei allen Völkern gewütet und seit der Wiedererweckung der nichtdeutschen Völker zum nationalen Bewußtsein dieses als kräftigstes Mittel zum Kampfe gegen die Deutschen benutzt, die dem Papste immer ein Dorn im Auge waren, immer als nicht ganz verläßlich galten. Der slawische katholische Priester war schier ausschließlich, ob Kaplan oder Bischof, Slawe, und der deutsche katholische Priester war durch Jahrzehnte national gleichgültig. Wenn darin ein Wandel eingetreten ist, so ist er nicht die Folge religiöser Empfindungen, sondern hat seine Wurzel in der Furcht der katholischen Kirche, immer mehr Boden im deutschen Volke zu verlieren, d. h. es wirkten weltliche Herrschaftsgelüste. Im Reichsrate gingen die deutschen katholischen Abgeordneten, die sich als klerikal bekannten, mit den Slawen, mit denen gemeinsam sie nicht etwa religiöse, sondern politische Ziele leichter zu erreichen hofften. Der katholische Klub der deutschen Abgeordneten hat sich im weiteren Verlauf mit den christlichsozialen Abgeordneten im Parlamente zu einem Gesamtverbande geeinigt. Die katholische „Renaissance" in Österreich war nur äußerlich religiös, sie entsprang der Demagogie eines skrupellosen und geschickten Agitators, dem jedes Mittel zur Erreichung der Macht recht war und der sich der politischen Organisation der katholischen Kirche bediente, wie er sich jeder Macht bedient hätte, die ihm in gleicher Weise hätte helfen können. Auch die Christlichsozialen sind gezwungen, sich gelegentlich ein deutschnationales Mäntelchen umzutun. Sie müssen eben auf die Zeitströmung Rücksicht nehmen. Wären sie religiös im Sinne Försters, so müßten sie im christlichen Geiste Völkerversöhnung und Völkerverständigung betreiben. Aber das fällt ihnen nicht ein. Sie wollen Macht erlangen, wie alle politischen Parteien und wo sie sie haben, wie in Niederösterreich, gebrauchen sie sie in rück-

Digitized by Google

sichtslosester, aller Sittlichkeit Hohn sprechender Weise. Vielleicht hat auf Förster in der Ferne die katholische „Renaissance" in Österreich eine faszinierende Wirkung ausgeübt und vielleicht hat er dann alsbald in Österreich einen Einblick in das Treiben dieser Partei bekommen, vielleicht hat das einen so starken und abstoßenden Eindruck auf ihn gemacht, daß er schnell wieder aus dem Lande floh, das eine Stätte aller Korruption ist. Wenn dem so wäre, so hätte er wohl die Pflicht, über diese Dinge öffentlich zu reden. Statt dessen gibt er uns für die nationalen Kämpfe Ratschläge. Ein Jahr in Österreich hat ihm nicht die Augen geöffnet. Politisch hat er hier nichts zugelernt. Er sieht nicht, daß es sich um nationale Machtkämpfe handelt, die nicht durch Worte sittlicher Weisheit beendet werden, sondern nur durch die Ausgleichung der Interessen. Es gehört wirklich eine große politische Naivität dazu, von der Gründung eines Vereins zur Förderung des nationalen Friedens „*Austria nova*" etwas zu erwarten: „Alles kommt eben darauf an, daß das Bewußtsein der hohen, ja ergreifenden Kulturaufgabe, die hier zu leisten ist, eine Elite von Männern und Frauen aus allen Rassen und Parteien ernstlich zu verpflichten und zu entsprechendem Handeln, Reden und Schreiben zu veranlassen beginnt." Darauf kommt eben gar nichts an. Das sind völlig machtlose Faktoren. Das Interesse und die Notwendigkeit entscheiden. Sie können auch nach der Richtung der Auflösung dieses Reiches entscheiden. „In der jungen Generation muß eine aus tiefster Seele kommende Liebe erweckt werden für das Staatsgebilde, das sich — als ein Triumph des Geistes über die Natur — über all den streitenden Rassenkontrasten erheben und die Schicksalsgemeinschaft heterogenster Elemente zu einer bewußten Kulturleistung gestaltensoll." Österreich ist gerade das richtige Land, in dem die Welt das Beispiel des „Triumphes des Geistes über die Natur" zuerst erleben wird! Aus diesem Nazareth wird wirklich nichts Gutes kommen. Und will man näheres über diese Untauglichkeit Österreichs zu einer solchen Rolle erfahren, so braucht man bloß seine Geschichte seit der Schlacht am Weißen Berge zu studieren. Bald werden es dreihundert Jahre seit damals sein, und während dieser ganzen Leidenszeit Österreichs, gleich für alle Völker, war der römische Klerikalismus unablässig an der Arbeit, dieses schöne Land mit seiner tüchtigen Bevölkerung materiell, geistig und sittlich zu verludern. Aber es gibt eine große Partei in allen Völkern, die seit Jahren ernstlich daran, die Wege für eine nationale Verständigung zu bereiten, nicht durch vages Gerede, sondern durch wirkliche Vorschläge, deren Ausführbarkeit keinem Zweifel unterliegt. Sie hat freilich die Demokratisierung Österreichs zur Voraussetzung. Und dieser steht die Dynastie und der Klerikalismus im Wege. Diese Partei ist die national organisierte Sozialdemokratie. Von ihr redet Förster kein Wort, sie gehört nicht zur „Elite". Statt dessen zitiert er wiederholt eine Broschüre „Österreichischer Granit" von Burger, einem Christlichsozialen, die man nur mit Er-

Digitized by Google

bitterung lesen kann. Es ist eine Häufung von schwarzgelbem Hochmut mit inhaltlosen Phrasen. Ein Gewäsch und Geträtsch niedrigster Sorte. Ich erkläre mich, wenn es nottut, bereit, dies Zeile für Zeile zu erweisen. Was Förster gegen den nationalen Chauvinismus sagt, haben die Sozialdemokraten früher, öfter und gründlicher gesagt, als es hier Förster sagt und sind nicht vor den Verläumdungen der bürgerlichen Gegner zurückgeschreckt. Und selbst davor nicht, daß man sie oft wohlwollend als die einzige österreichische Staatspartei bezeichnet hat. Wir wollen die nationale Gerechtigkeit. Davon braucht ein Ethiker natürlich keine Notiz zu nehmen. Aber weitaus bedenklicher noch, ja wahrhaft befremdlich ist es, daß Förster im Zusammenhange seiner Rede und des Aufsatzes mit vollständigem Schweigen über die Frage des Antisemitismus hinweggeht. Geschah das aus Rücksicht auf seine christlich-sozialen Freunde in Österreich? Derartige Rücksichten sind vom Standpunkte einer jeden tieferen Moral durchaus verwerflich. Er muß aber doch wissen, welche Rolle der Antisemitismus bei der „Renaissance" des österreichischen Katholizismus gespielt hat. Er muß wissen, daß dieser Antisemitismus mit der christlich-sozialen Bewegung aufs innigste verbunden ist. Ethische Gesinnung haben, heißt aber doch tapfer sein und bekennen. Nun muß Förster in tiefster Seele ein Gegner des Antisemitismus sein. Er deutet das auch an, indem er im Hinblick auf die Elite der *Austria nova* von „Männern und Frauen aller Rassen" spricht. Aber in solchen Dingen bloß den Mund zu spitzen, ist etwas zu wenig — da muß schon gepfiffen werden!

Als Förster ins öffentliche Leben eintrat, betätigte er sich in der ethischen Bewegung. Sie war nicht religiöser Natur. Sie glaubte vielmehr an eine von den verschiedenen Kirchenreligionen unabhängige Ethik. Spuren dieser Auffassung sind noch in den ersten Schriften Försters zu finden. Sie verflüchtigen sich bald, um der Anschauung Platz zu machen, daß die Religion im Mittelpunkte des Lebens stehe. Daher tritt ihr gegenüber alles in den Hintergrund. Der Zweck des Lebens ist nicht das Leben selbst, sondern Gott und das Jenseits.

Zuerst ein Wort über die ethische Bewegung. Sie ging gewiß aus dem Besten im Menschen heraus. Aber ihre Wirkung war nicht eben groß und konnte es nicht sein. Sie litt von Anfang an an Halbheit. Was ich meine, wird am klarsten, wenn ich mein Verhalten bei der Gründung der Wiener ethischen Gesellschaft erzähle. Man hatte mich zur Gründungsversammlung eingeladen. Dort ergriff ich das Wort und führte aus, wie ich mir eine Gesellschaft von Ethikern vorstelle. Das müssen, sagte ich, Menschen sein, die bereit wären, jeden Tag ins Gefängnis zu wandern, die nicht zögerten, gegen jede Ungerechtigkeit, gegen jede Gemeinheit offen aufzutreten und die daher aus den Konflikten mit den herrschenden Gewalten nie herauskämen. So wollten die Gründer die Sache

Digitized by Google

doch nicht verstanden haben. Sie wollten edle Menschen sein oder werden, aber irgendein Märtyrertum strebten sie nicht an. Sie wollten für alles Gute, Edle und Schöne eintreten, aber mit möglichster Schonung der eigenen Behaglichkeit. Mit einem Worte: sie waren gute Menschen, aber schlechte Musikanten. Förster faßte die Sache schon ernster auf. Er trat gegen einen Großen der Erde maßvoll aber entschieden auf und scheute das Gefängnis nicht.

Das war die Heldenzeit Försters. Sie ging vorüber und er wurde ein positiver Christ. Er studierte die christliche Moral und sah in ihr die moralische Vollendung. Der Gottesglaube, der in ihm lebte, bekam eine bestimmte, die christliche Gestalt, die Lehre Christi wurde ihm die „ewige Wahrheit", die christliche Moral die ewig gültige Moral. Die Ewigkeit geht nicht nur nach vorwärts, sondern auch nach rückwärts. Wenn ich von Moral spreche, so muß ich einen Menschen, eine Gesinnung und eine Handlung vor mir haben. Eine Moral, die durch den weiten Weltenraum schwebt, ist sinnlos. Förster spricht oft sehr erbittert über die „moderne Herumrederei". Verfällt er nicht auch zuweilen in solches Gerede? Ich kann meine Moralbegriffe nicht von den Menschen treten. Wenn es eine ewige Moral gibt, so muß sie, um in katholischen Fachausdrücken zu sprechen, *„semper, ubique et ab omnibus"* festgehalten worden sein. Sie galt aber nicht immer, sie gilt nicht überall und wird nicht von allen anerkannt. Wir kennen sie erst 1900 Jahre und ihre Anhänger füllen nur einen Teil der Erde und machen etwa ein Fünftel der Menschheit aus. Und die Christen mit ihrer Moral sind durchaus nicht für die nichtchristliche Menschheit vorbildlich. Wenn man nach Christi Worten die Christen an ihren Früchten erkennen soll, so steht es schlimm um sie. Im Namen keiner Religion der Welt ist so viel unschuldiges Blut vergossen, sind so viele Scheiterhaufen errichtet, sind so viele Menschen schuldlos gemartert, sind so viele Völker hingemordet worden, als im Namen der Religion der Liebe. Eine Berufung auf die Grundsätze, wie sie Förster liebt, klingt beinahe wie Hohn. Grundsätze ohne Betätigung sind wie Bäume ohne Früchte. Ein Teilnehmer am letzten Weltreligionskongreß in Berlin berichtete über die Rede eines buddhistischen Geistlichen, der über die religiöse Propaganda im Buddhismus sprach. Er sagt, daß in dieser Propaganda nie Mittel der Gewalt angewendet worden seien. Die christlichen Teilnehmer des Kongresses hatten wohl allen Grund, bei dieser Stelle ihre Augen zu Boden zu senken.

Es wäre einmal hoch an der Zeit, systematisch zu untersuchen, welcher Art denn die Wirkungen des Christentums auf das gesamte Leben der Völker waren. Daß es die intellektuelle Entwicklung der europäischen Menschheit auf tausend Jahre gehemmt hat, kann ja nicht mehr bestritten werden. Für Förster würde das wenig besagen, denn der menschliche Intellekt ist ohnehin ein verdächtiger Geselle. Aber eine Schlußabrechnung möchte ergeben, daß es auch mit der christ-

Digitized by Google

lichen Moral und ihrer dauernden Wirkungen recht windig ausschaut. Die Menschen vom Schlage des Franz von Assisi sind sehr dünn gesät und seltene Ausnahmen. Am Ende bleibt als Hauptverdienst der Kirche der mönchische Bodenbau.

Und wie steht's denn heute mit der christlichen Gläubigkeit und Moralfestigkeit? Am besten ist's damit wohl noch bestellt in den kleinen Sekten, am schlechtesten im Katholizismus, besonders dort, wo er in der überwiegenden Mehrheit ist, wie in Österreich. Dieser Katholizismus ist reine Konventionssache geworden. Man tauft sein Kind, man läßt sich vom Geistlichen trauen und begraben, weil sich das schickt. Man macht gewisse Gebräuche mit, ohne sich viel dabei zu denken. Die religiöse Gleichgültigkeit macht reißende Fortschritte. Im ernsteren Norden entsteht eine Kirchenaustrittsbewegung, bei uns nimmt man die Dinge nicht sehr ernst und trottet im Wege der Überlieferung, die noch immer das stärkste in der Welt ist. Förster hat den Katholizismus aus Büchern kennen gelernt. Ich bin als gläubiges Kind in der gläubigen Unterschicht des Volkes aufgewachsen und habe mich Stück um Stück von einer Institution innerlich losgelöst, die ich persönlich und in der Geschichte immer mehr als ein Unheil erkannt habe. Ich bin nie ein Freigeist im Sinne des naturwissenschaftlichen Materialismus gewesen, obwohl meine Jugendjahre seine Glanzzeit waren, meine Trennung vom Katholizismus war das Ergebnis eines starken Dranges nach Wahrheit in mir. Sicher gibt es auch unter den Katholiken hin und wieder wirkliche Christen, aber man muß sie schon eifrig suchen, um sie zu finden. Die Masse unten ist entweder gleichgültig oder fetischistisch, die Masse oben frivol oder opportunistisch. Freilich die christliche Moral ist für die Menschen zu schwer. Sie stellt unmögliche Forderungen. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, die die christliche Moral möglich macht. Aber sie kann sich in einer Gesellschaft nicht durchsetzen, deren Organisation aufgebaut ist auf der unablässigen Aufpeitschung der niedrigsten tierischen Instinkte des Menschen. Auch den Zögling, den ich zu erziehen habe, darf ich nicht immer und immer wieder den schrecklichsten Versuchungen aussetzen, die zu überwinden über seine Kräfte gehen muß. Ich weiß, daß gerade da Förster am heftigsten widersprechen wird. Die menschliche Seele ist für ihn immer dieselbe. Der Jesuitismus hat diese Tatsache der Unmöglichkeit der christlichen Moral für die Menschen erkannt und ist dazu gekommen, jene Moralkasuistik zu treiben, die von tiefer Menschenkenntnis zeugt, dabei aber vom christlichen Standpunkte aus so ziemlich das Gotteslästerlichste ist. Die Jesuiten waren es auch, die gar wohl erkannten, daß die spiritualistische Auffassung der Sakramente und Dogmen, die sich oft mit Mystizismus verband, für die Masse nichts tauge und daß es ein viel besseres Mittel gebe, die Massen festzuhalten. Und dieses Mittel wenden sie im größten Maßstabe an: es ist die Materialisierung der Heilswahrheiten, die unmittelbar zum widerwärtigsten Fetischismus führt. So haben sie, um nur ein

Digitized by Google

Beispiel aus einer Überfülle anzuführen, eine Verehrung des Herzens Jesu organisiert. Auch der Nichtchrist kann sich darunter sehr wohl etwas Hohes und Heiliges vorstellen. Denn das Herz Jesu ist auch ihm das edelste und vollkommenste Herz, aus dem das Licht und die Wärme der Liebe strahlt. Aber dem Volke wird gesagt: du mußt das Herz Christi verehren in seinen Muskeln, seinen Fasern und in seinem Blute. Das heißt, aus einem verehrungswürdigen Symbol wird ein Fetisch. Die katholische „Renaissance" in Österreich machte aus der Religion ein Mittel der Parteipolitik. P. Abel (übrigens auch ein Jesuit) hielt eine Reihe von Predigten für Männer unter dem Titel „Zurück zum praktischen Christentum", die unter demselben Titel dann gedruckt wurden. Was denkt sich der Unbefangene unter dem „praktischen Christentum"? Hat er einmal den Katechismus gelernt, so wird er sofort an die Werke der christlichen Barmherzigkeit denken: die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Kranken besuchen usw. Aber was erfährt er nun von P. Abel: Praktisches Christentum, das heißt: zur Beichte gehen, katholische Zeitungen abonnieren, gut katholisch gesinnte Abgeordnete wählen. Das alles ist doch eine tägliche Beleidigung Christi, ausgeübt von den Führern der „alleinseligmachenden Kirche".

Christus Lehre verträgt keine Konzessionen. Daher ist unsere ganze Gesellschaft, der moderne Staat unchristlich. Es gibt christliche Sekten, deren Anhänger sich weigern, in den Krieg zu ziehen. Der vom Staate besoldete Priester muß sie belehren, daß sie dem Staate gehorchen müssen, trotzdem geschrieben steht: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Und alle unsere Staaten mühen sich, daß dem Volke die Religion erhalten werde. Aber ist das die Religion Christi? Italien greift unvermutet Tripolis an und der Papst segnet die italienischen Waffen. Wo erhebt sich Christus in seinen Nachfolgern? Und die in seinem Sinne reden und handeln, sind nicht seine Anhänger.

Und unausstehlicher Ekel ergreift einem, wenn man diese Tatsachen der Welt sieht und das Gerede vom Segen der christlichen Moral hört. Und dem Ekel gesellt sich Erbitterung gegen die schließlich bodenlose Heuchelei, die in diesem Gerede steckt.

Dabei gibt es für den strengen Katholiken (und die Kirche fordert die Strenge) keinerlei geistige Freiheit. Schon in der Schule lernt das Kind: „Du mußt glauben, was dir die Kirche zu glauben vorstellt." Das bescheidenste Recht des Individuums ist ausgelöscht. Er wird ein geistiger Kadaver. Zum erstenmale in der Weltgeschichte hat Jesus das Individuum proklamiert. Jeder Mensch hat eine unsterbliche Seele. Die gleiche Gotteskindschaft aller wird verkündet. Und schließlich läuft alles auf eine einförmige Knechtschaft hinaus, die sich mit Verzicht auf alle individuelle Einsicht, ohne Betätigung persönlichen Willens zu unterwerfen hat. Das erscheint mir als unchristlich und tötet alles Selbstgefühl und alle Selbstverantwortlichkeit, die doch die Wurzel aller Moral sind.

Digitized by Google

Solche Gesinnung muß zum Fetischismus führen. Es ist herzlich gleichgültig, ob der Wilde einen Steinfetisch verehrt oder der Gläubige den Pantoffel des Papstes küßt. Nie wird der katholische Priester zum Gläubigen, der mit Zweifeln beladen, zu ihm kommt, sagen: Prüfe dich, und wenn du nicht glauben kannst, so tritt aus der Kirche. Er wird ihm sagen: Bet zu Gott um Gnade und bleib der Kirche treu. Aber schließlich, wie bequem ist das alles für den einzelnen, der mit Ergebenheit sich im Schoße der Kirche sicher fühlt.

Und endlich, man stelle sich einmal vor, daß Christus heute wieder auf die Erde käme. Wo wären die Pharisäer, die er zu bekämpfen hätte anders als zu allererst in den Palästen der Bischöfe und des eifervollen katholischen Klerus?

Gerhart Hauptmann hat ein Buch geschrieben, das von allen seinen Schriften vielleicht am längsten dauern wird: „Emanuel Quint." Das ist einer, der wirklich im bitteren Ernst Christus nachleben will. Das einzigartige dieses Buches besteht darin, daß es mit reinster Objektivität den Mann schildert, daß es kein Wort gegen das Christentum enthält, und daß es dabei die schärfste, vernichtendste Kritik des Christentums darstellt, die je geschrieben wurde. Gegen dieses schöne und ruhige Buch sind alle Bücher, die mit Haß und Leidenschaft gegen das Christentum geschrieben wurden, unbedeutend. Aber es verkündet mit erschütternder Klarheit den endgültigen Bankerott des Christentums, zum mindesten für unsere Zeit.

Gibt es aber vielleicht doch einen Weg zur Wiedererweckung der christlichen Moral aus der Gruft der unlebendigen Lehre zum Lichte des lebendigen Lebens? Gibt es damit zugleich vielleicht den Weg zu einer neuen Religion? Die Wahrscheinlichkeit ist nicht sehr groß, die Religionen haben sich zu sehr selbst entwertet, die Menschheit wendet sich in Scharen von ihnen ab. Aber wollen wir eine Moral, nach der die Menschen überhaupt leben können, so müssen wir erst ihre Bedingungen schaffen und zwar mit den Mitteln, die uns die Erfahrung, die Wissenschaft und die aus ihr gewonnene Erkenntnis gibt. Da kann Förster nicht mit, der an die Unveränderlichkeit der menschlichen Seele glaubt und ein überzeugter Anhänger dieses „starren Systems" ist, der vor der Wissenschaft nur eine bedingte Achtung hat und der dem Entwicklungsgedanken fremd, wenn nicht feindselig gegenüber steht. Man kann es nicht deutlich ersehen, aber es kann schon sein, daß Förster an die Schöpfungsgeschichte im biblischen Wortsinne glaubt. Er will allerdings sogar dem Katholizismus zu bedenken geben, ob er denn nicht der Wissenschaft mehr Platz gewähren soll, z. B. in der Textkritik der Bibel. Wie sehr verkennt er die Papstkirche. Es ist ein im gewissen Sinne großer Zug in ihr, daß sie in keinem einzelnen Punkte ernsthaft nachgibt, es sei denn, ein weiterer Widerstand sei unmöglich. Und gerade in die reine Theologie will sie den wissenschaftlichen Geist der Gegenwart nicht eindringen lassen, weil sie weiß, daß er, einmal zugelassen, unwiderruflich zum

Digitized by Google

Untergange des Dogmenbaus führt. Und auch für uns Gegner des Katholizismus ist dieser Starrsinn Roms von größtem Vorteil, denn er verhindert die die abgrundtiefen Widersprüche verschleiernden Unklarheiten und muß durch sich selbst zum Untergang des Katholizismus führen.

Wenn Förster an der Dieselbigkeit der Seele immer und überall festhält, so möge er doch erklären, wieso es schlechthin unmöglich ist, die Seele des auf einer tiefen Stufe stehenden Wilden für die Lehre Christi zu gewinnen. Es muß erst eine gewisse Zivilisation, ja eine gewisse Innenkultur durch längere Zeit gewirkt haben, bevor so feine Vorstellungen, wie sie die christliche Moral voraussetzt, überhaupt erfaßt werden können. Die Macht der Umwelt gibt Förster im letzten Grunde nicht zu. Es ist daher äußerst schwer, mit ihm auf wissenschaftlichen Boden in Erörterungen einzutreten. Da klaffen Welten. Der ausschweifende Rationalismus unserer Zeit hat gewiß seine abstoßenden Seiten, aber er ist die natürliche Gegenströmung gegen die blitzblauen Spiritualismen, die ja gerade heute überall vor ihrem Zusammenbruche sich verzweifelt wehren. Es müssen nicht immer christliche sein.

Wir scheiden uns bewußt, bisweilen mit aller Hochachtung, dann aber mit um so größerer Bestimmtheit von allen Schwarmgeistern nach der Art Försters. Sie sind nicht Förderer, sondern Hemmer. Sie wollen von dem ablenken, was vor allem nottut. Auch wir haben Gott in unserem Herzen und dieser unser Gott befiehlt uns gebieterisch: Arbeitet auf der Erde und für die Erde. Gebrauchet die euch von mir verliehenen Kräfte und Fähigkeiten in angemessener Weise, wirket so lange es Tag ist. Wir sehen das Glück des Menschen nicht im Taumel der materiellen Genüsse, sondern in der Entfaltung seiner höchsten geistigen und seelischen Anlagen. Uns ist die Erde kein Jammertal, sondern ein Arbeitsfeld. Die Arbeit soll uns keine Last, sondern eine Freude sein, denn wir leisten sie für uns und für alle. Wir lieben unser Volk, weil wir seines Blutes und seiner Sprache sind. Wir lieben die Menschheit, von der unser Volk ein Glied ist. Wir lieben die Zukunft, weil wir sie gestalten wollen nach dem Willen des Gottes in unserem Herzen. Und wir wollen, daß auf Erden heimisch werde die Freude, von der Schiller gesungen hat:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Professor Foerster wird in einem der nächsten Hefte erwidern.

Digitized by Google

Die Schönheit der tiroler Stadt.

Der Verlag von R. Piper in München liebt es Werke herauszugeben, die von den wenig gekannten Schönheiten alter stiller Städte handeln. Der Italienfahrer, der Alfred Steinitzers zwei Bände Aus dem unbekannten Italien einmal in der Hand gehabt hat, wird sie so wenig mehr missen wollen, wie der Liebhaber deutscher Vergangenheit das kostbare Werk Boegners über Rothenburg. Das süddeutsche Dorf, der Brunnen im Volksleben haben ihre Sonderdarstellung durch Piper erhalten. Sein verdienstlichstes Unternehmen aber ist das dreiteilige Werk Die schöne deutsche Stadt, das unter den Büchern zu nennen ist, die in jedes gute deutsche Haus gehören wie die Märchen der Brüder Grimm, des Knaben Wunderhorn und der Zupfgeigenhansl. Ihm hat der Verlag soeben in der gleichen Ausstattung und zum nämlichen billigen Preise ein Buch über die schöne tiroler Stadt folgen lassen[1]), von dem es sich nicht nur, wie von all seinen Veröffentlichungen, rechtschaffen lohnt des genaueren zu sprechen, sondern das, angesichts des Umstandes, daß diese Zeilen im Juli erscheinen sollen, wo der nie ganz aussetzende Fremdenstrom nach Tirol zur zweiten Jahreshochflut anschwillt, sogar besonders zeitgemäß ist, und manchem Reisenden die Augen öffnen mag.

Denn die Zahl derer, die in den tiroler Städten nichts als Ausgangs- und Endpunkte von mehr oder minder schweren Bergbesteigungen sehen, so daß man etwa in Kufstein aussteigt und rasch noch Ausrüstungen und Mundvorrat vervollständigt, um nach Erledigung des Wilden Kaisers, der Tauern und Dolomiten, mit durchgelaufenen Schuhen, verschwitzten Hemden, leerem Geldbeutel und einem Kater wieder in den Zug nach Norden zu steigen, die Zahl der Bergsteiger, die an der Tiroler Stadt so rasch wie möglich vorbeifahren und sich nur auf dem Matratzenlager der Schutzhütten wohl fühlen, ist, wie sich jeder überzeugen kann, der seinen Gebirgsfreunden in dem Punkt ein wenig auf den Zahn fühlt, erstaunlich groß. Das köstliche Sterzing kann fast als Sinnbild dessen gelten, was der Durchschnittsreisende von der tiroler Stadt zu Gesicht bekommt: für den Vorüberfahrenden ein Haufen von Dächern, die sich grau und flach über- und hintereinanderlegen, wie eine Austernbank; für den nach dem Ridnaun strebenden Gletschermann ein Ding, wo man übernachtet, frühstückt, zahlt, davonstürmt; für den Kenner eine stille Märchenwelt, in der man nur offenen Auges und Sinnes herumzugehen braucht um Fund über Fund zu tun.

Aber selbst dem Freunde der Tiroler Stadt wird dieser hübsche Band viel Neues bieten, so lieb und vertraut ihn Bild um Bild anmuten mag, solange er nur darin blättert; fängt er erst an zu lesen, so wird ihm manches, was nur

[1]) Die Tiroler Stadt. Von O. F. Luchner. Mit 162 Bildern. Mark 1.80.

Digitized by Google

Gefühl war, zur Erkenntnis, manche Ahnung zur Gewißheit, manches, über das er nie nachgedacht hatte, zum Problem. Denn auf die eine Frage läuft schließlich doch all das Sehen und Herumschlendern hinaus: warum wir uns nämlich in diesem Sterzing, Hall, Schwaz, Rattenberg immer wieder so sonderbar behaglich fühlen, und warum uns in den ersten Tagen der Heimkehr in die Großstadt Augen und Gemüt geradezu schmerzen. Hierüber gibt Luchners Text manchen Wink. Er spricht vom Lande selber, seiner mutmaßlichen oder vermeintlichen Urbevölkerung, von Römern, Goten, Bajuvaren und Langobarden. Er zeigt, wie unzertrennlich Tiroler Stadt und Römerstraße sind, wie all diese Orte natürlich bedingt, notwendig entstanden, organisch gewachsen sind, wie sie sich dem sie schützenden Burghügel anschmiegen, unterordnen, sich um ihn herumlegen wie eine Schleppe; wie sie sich in die Längsfalte des Tals fügen im langen Zeilendorf, dessen Häuser in Reih und Glied stehen und sich stützen und keinen Zwischenraum für Wind und Kälte lassen; wie sie still und unauffällig in der Landschaft daliegen, aus demselben Stoff gebaut, aus dem jene besteht, vom Gebirge überragt, mit dem an vertikalen Wirkungen zu wetteifern sie sich niemals beikommen lassen. Er spricht von Straßen und Plätzen, Stilformen in Nord und Süd, von Kirchen und Burgen.

Auf den ersten Blick merkt man die großen Unterschiede nicht, die zwischen Unterinntaler und Brenner, Nord- und Südtiroler, Pustertaler und Vorarlberger Stadt bestehen, zwischen dem unversehens zur Stadt gewordenen Dorf Kitzbühel, der Grenzfestung Kufstein, dem reichen Handelsplatz Bozen, der Landeshauptstadt Innsbruck. Man konstruiert sich, ähnlich wie für Mundart, Menschenschlag und Wein, den undeutlichen Begriff des Tirolers, wo doch über den letzteren die prüfende Zunge, über Sprachliches das aufmerksame Ohr und über Menschenart und Stammestracht das offene Auge den ersten Aufschluß gäben, dem manch weiterer durch ein hübsches Buch folgen könnte, wie durch Carl von Lutterottis viel zu wenig bekannte Gedichte in Tiroler Dialekten [1]). Man muß erst die Unterschiede erfaßt haben, um die ideale Einheit, die doch wieder dahintersteckt, zu ahnen.

Die Erbauer dieser Städte hatten die ganze herzhafte Freude des Südländers an der großen Wand, den Mut zur breiten, ungegliederten, meist farbigen Mauerfläche und zugleich die ganze herzhafte Freude des Nordländers an der organischen Gliederung der Wand, durch Geschoß und Dach, Tor und Fenster, Laube und Erker. Man braucht nur durch die Bozener Lauben zu gehen, um zu sehen, welche Freude in einem schönen Portal steckt: dort ist mindestens ein Dutzend zu finden, alle aus edlem, dunklem Holz, von dem sich das blanke Messingschild des hausbesitzenden Advokaten prächtig abhebt. Ich zweifle, nebenbei, am nördlichen Ursprung der Lauben und glaube im Gegen-

[1]) Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

Digitized by Google

teil, daß sie nichts anderes sind als die durch die Jahrhunderte überlieferte und nach Ort, Klima und Bedürfnis umgebildete, antike Forumsbasilika. In den Bozener Lauben haben wir übrigens eine Art *via dei calzaioli*, denn der Schwerpunkt liegt in der *nobile arte della lana* und ihren Verwandten: lauter Tuchläden, Weißzeug, Spitzen, Kleider, Wollwebereien, Wirkwaren, wie überhaupt in Tirol die zweckmäßige Zuweisung bestimmter Straßen an bestimmte Gewerbe noch deutlicher kennbar ist als bei uns. Jedes dieser Elemente, Mauer, Fenster, Tor, Erker, Dach, Laube, verdient für sich betrachtet, in seiner Entwicklung dargestellt und mit Auswärtigem verglichen zu werden. Gewisse Tiroler Fensterlösungen zum Beispiel kehren nicht nur im alten Zürich, sondern auch in Hansestädten wieder; der Altan verschwindet im gotischen Stein-Hausbau Tirols fast ganz (das Goldene Dachel ist die glänzendste Ausnahme), um erst im Barock, von Italien her, wieder aufgenommen zu werden. Sogar von nördlichem und südlichem Ziegel wäre manches zu sagen. Jedem, der Bozen aus halber Höhe sieht, fällt der feine graubraune Farbton der Rundziegel auf; man braucht nur das Bahnwärterhaus nördlich von Bozen mit dem südlichen zu vergleichen um zu erkennen, um wieviel ruhiger sich der südliche Bau mit seinen verwitterten Farben und seinen klaren Verhältnissen in die Landschaft fügt. Mit Recht sagt der Verfasser, daß in Bozen am verständigsten gebaut wird. Lösungen, wie das eingeschossige Bankgebäude an der Südseite des Walterplatzes oder das neue und doch so ruhige Dach des Hotels zur Stadt Bozen, das man sich nur einmal mit den bei uns üblichen schreiend roten Ziegeln vorstelle, um zu ahnen, wie schlimm die Linie des dahinterragenden Bergrückens hätte durchschnitten werden können, oder das neue Theatergebäude sind Beweise dafür. Ganz bös ist in Innsbruck gewütet worden. Wer die feine Maria-Theresia-Straße von früher gekannt hat, kann nur mit Ingrimm an den Neubauten vorbeigehen, durch die dieses einzig schöne Straßenbild verschandelt worden ist, und erst in allerjüngster Zeit ist der Landtagssaal in dem schönen alten Barockbau durch neue Einbauten unbegreiflich plump und roh zerstört worden. Wenn man nur die unverwüstlichen alten Baumotive mit Verstand übernimmt und weiterbildet, braucht man nie zu untiroleriſcher Bauweise zu greifen. Wer zum Beispiel die wirkungsvollen Außentreppen des Bozener Hauses kennt, bedauert, daß das prächtige Motiv bei neuen Bauten nicht öfter angewandt wird, wie man überhaupt gerade in Südtirol anfängt, die Schönheit der Naturformen des Hauses als etwas Köstliches und Unerschöpfliches zu empfinden: Erker, Pfeiler, Laube, Halle, Treppe, Lichthaube. Man kann das schwindsüchtige Zeug, das bei uns einen Erker vorstellen soll, gar nicht mehr ansehen, wenn man die innen geräumigen, behaglichen, nach außen kraftvoll vortretenden Tiroler Erker kennt, von der einfachsten bis zur reichsten Form. Wer durch das alte Klausen, Brixen, Sterzing geht, erlebt, wie sich der steinerne Rhythmus sozusagen must-

Digitized by Google

kalisch fortsetzt, wie die Linie fortschwingt, die Wiederholung der einfachen Motive traulich und froh wirkt, ähnlich wie in Paris das Fortschwingen der horizontalen Linie von Geschoß und Balkon, das beharrlich festgehaltene Höhen- und Breitenverhältnis von Fenster und Balkontüre der ganzen Straße eine klare, helle Festlichkeit gibt, die das Einzelgebäude an sich nicht hat. An Tiroler Straßen und Plätzen kann man demonstrieren, noch mehr an italienischen, daß eine Straße, ein Platz Organismen aus Stein sind, mit einem Blick überschaubar, überall durch Hintergrund abgeschlossen, ohne breite Löcher, die die Linie zerreißen, ohne große gärtnerische Anlagen und ähnliche Mittel des städtebauenden Dilettantismus der achtziger Jahre, dessen Unvermögen zu Stil, Gestaltung, Geschlossenheit man nirgends stärker empfindet, als an den Ringstraßen Wiens, wo jeder Häuserblock isoliert und zentrifugal wirkt oder vielmehr, weil isoliert und zentrifugal, nicht wirkt.

Es ließe sich manches über Tiroler Kirchen sagen mit ihren Türmen, dem grünspitzigen des Unterinntals, den rotspitzigen des Eisacktals, dem uralten Kegelaufsatz des Südens, der ebenso nach der Lombardei weist, wie die Scaligerkastelle von Malcesine und Sirmione und der Ponte di Castel Vecchio in Verona nach den Burgen Tirols. Denn auch Südtirol ist nur aus einer langen germanischen Vergangenheit heraus verständlich, die sich nicht nur auf Herrensitz und Kirchengiebel, Stadtburg und Zwingmauer, Geschlechterturm und Brustwehrzinnen erstreckt, sondern auf das älteste und bleibendste, wenn auch vielfach verstümmelte, überdeckte, unverstandene, sinnlos gewordene: Orts- und Flur-, Wald- und Wiesen-, Berg- und Bachnamen[1]). Der Übergang von Nord nach Süd vollzieht sich im Sprachlichen wie im Stadtbild ungemein allmählich. Für einen gescheiten Franzosen ist unser München *ce Munich à demi italien déjà*, für uns hat Kufstein schon etwas Südliches, noch mehr Bozen, das uns, wenn wir hinunterreisen, wie der erste Gruß des Südens anmutet, auf der Heimfahrt hingegen als der erste deutsche Laut wieder wohltut. Tirol hätte niemals diesen Zauber für uns, wäre seine Landschaft nicht zugleich ein Zustand der Seele. So, wie die holde Wald- und Wasserlandschaft um Wien ein Stück Schubert, ist Tirol für uns ein Stück Spitzweg, ein lebendiger Teil unserer Vergangenheit, den wir rettungslos verspielt haben und zu dem es uns darum immer wieder magisch zieht.

Noch hat in diesen herrlichen Landen mit seinen alten, lieben Städten die *phylloxera renovatrix* nicht heillos gewütet; noch ist im ganzen und großen das Alte und Echte bewahrt geblieben. Möge der gute Baugeist, der in Tirol seinen Einzug gehalten hat, uns diese Juwelen nicht nur unverdorben erhalten,

[1]) Vergleiche hierzu das lesenswerte Büchlein des k. k. Oberstleutnants Rudolf Merkh „Es war einmal". Deutsche Wanderungen in Südtirol und Oberitalien. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung.

Digitized by Google

sondern auch vermehren. Deutsch bauen ist auch deutsch sprechen. Jedes echte, aus dem Tiroler Bauempfinden hervorgegangene Haus ist ein Bollwerk gegen die Italianisierung. Wir haben manchen uralten Besitz da unten eingebüßt, aber wir fangen allmählich an, ihn zurück zu gewinnen. Denn der Deutsche ist, bis ins Geistige hinein, kein zufriedener Besitzer, sondern ein Eroberer.

Josef Hofmiller.

Rundschau.

Offenherzigkeiten eines österreichischen Geistlichen.

Joseph Scheicher, der bekannte christlichsoziale Abgeordnete des österreichischen Reichsrats, erzählt aus den Erfahrungen seines siebzigjährigen Menschen- und fast fünfzigjährigen Priesterlebens über: Arme Brüder. Ein Stück Zeit- und Kirchengeschichte (Bonz, M 4.—). Manche von den rund ein Dutzend Fällen, die Scheicher berichtet, schreien zum Himmel. Aber der Priester ist rechtlos. „Wir dürfen nicht einmal das tun, was Lehrjungen, Maurergesellen, ja selbst die Weibsleute machen dürfen. Uns ist es nicht erlaubt, einen harmlosen Klerustag abzuhalten, einen Verein zur Erlangung eines standesgemäßen Einkommens zu gründen und dafür gesetzmäßig tätig zu sein. Gar zur Erlangung einer Dienstpragmatik Schritte unternehmen wollen, würde heute noch als Felonie betrachtet werden ... Ich bin ein alter Mann. Oft und oft schon hat mir ein in Verlassenheit auf der untersten Stufe der Hierarchie versteinert stehen gebliebener Bruder gesagt: Ich muß mich fügen. Für mich gibt es keine Erlösung. Ich habe einmal den X. Y. Z. beleidigt, vor den Kopf gestoßen; ich habe ein freies Wort über einen am hohen Orte unbedacht herausgelassen, ich bringe den schwarzen Punkt aus der geheimen Konduite nicht mehr heraus .... Arme Brüder sind es, von welchen der bekannte Spruch gesagt zu werden pflegt: Der für uns geistlich geworden ist... Der junge Kooperator speist vielleicht mit seinem Pfarrer die Kost eines Speisehauses untern Ranges; ist, wenn die Haare bereits zu ergrauen anfangen, noch nicht auf der untersten Rangklasse angekommen, rangiert noch mit Dienern und Portiers. Vielleicht noch dazu mit solchen, welche in jedem Augenblick entlassen werden können. Kardinal Manning erfuhr eines Tages aus dem Munde eines offiziellen römischen Pressemannes: wir haben Auftrag, Sie nie ehrend zu erwähnen ... Der Heiland lebte arm und hatte nicht sein Haupt wohin zu legen. Diejenigen, welche heute ihn würdig zu repräsentieren in erster oder zweiter Linie das Recht oder die Pflicht zu haben glauben, haben Paläste und Schlösser, Wagen und Pferde, sind unter Umständen von einem Troß überflüssiger, faulenzender Diener umgeben. Der Heiland wusch den armen Schluckern und Fischerleuten die kotigen Füße: vor den Türen mancher Nachfolger patrouillieren Türhüter, manchmal auch Soldaten mit Bajonett und Gewehren bewaffnet. Es erschallt nicht mehr und nicht stets: Kommt alle zu mir! Selbst der geistliche Mitbruder muß um Audienz ansuchen, und wehe ihm, wenn er nicht die tiefste Rückenbeuge zu leisten imstande oder willens ist...

Digitized by Google

Wehe wird über den im Herzen frömmsten Christen gerufen, der in den Verdacht kommt, Außenseiter zu sein. Und das Wehe hat praktische Wirksamkeit. Wenn es sich um einen Priester handelt, so ist jedenfalls seine Stelle, unter Umständen sogar sein Leben in Gefahr, vorausgesetzt, daß derselbe, wie etwa Schell, nervöser Natur ist ... Niemand klagt, verklagt, verschwärzt, verleumdet zuzeiten so erbarmungslos, als Mitbrüder und sogenannte fromme Weiber es zustandebringen. Unter letzteren sind Blaublütige leider öfter gut vertreten und sind die gefährlicheren ... Der Klerus herrscht bei uns gewiß nicht, er wird beherrscht; in seiner Mehrheit darf er sich nicht den mindesten Luxus einer eigenen Meinung gestatten, er ist oft recht- und schutzlos nach innen und außen. Das Damoklesschwert hängt immer über ihm. Die Intellektuellen halten ihn für eine Puppe, eine Grammophonplatte seiner Vorgesetzten und die Streber unter seinen Brüdern sagen und verkünden vielleicht noch, daß dieser Zustand gottgewollt sei und zur Heiligkeit führe ... Wenn ihm auf geistigem Gebiete gar kein selbständiger Platz gegönnt ist, wenn er höchstens als Grammophon in Verwendung kommen soll, dann will er gut essen, nicht schlecht trinken, wird ihm ein harmloser Tarock bald lieber sein, als eine Rede zu halten, die nicht strengstens notwendig ist ... Es ist soweit, daß, wenn sich jemand auf die Bibel, das Evangelium zu berufen wagt, ihm manchmal schon ein Ruf des Zornes und der Entrüstung entgegenschallt. Er ist ein Protestant! Er zieht die Bibel an! ... Wenn jemand vom Bruderreiche spricht, hüte er sich insbesondere, die hohen Vorgesetzten eingeschlossen zu denken. Sie sind Herren, absolute Herren, was sie sagen, ist wahr, ist Gottes Wort. Es darf niemand zweifeln, niemand eine andere Meinung äußern ... Die vom Regular- und Säkularklerus pflegen nicht in besonderer Freundschaft zueinander zu stehen. Einzelpersonen ja, der Stand als solcher nicht ..., Eine Mutmaßung in bezug auf die geradezu neronianische Grausamkeit (des Weihbischofs Nagl) habe ich und muß ich aussprechen. Die Maßregel war eigentlich weniger auf den Pfarrer als den Redakteur gemünzt, der vielleicht auch der Anreger des Klerustages gewesen war ... Wozu braucht man eine katholische Universität, wenn man selbst Bücher und Schriften von im Amt befindlichen Theologie-Professoren nicht lesen darf? Da genügt eine Fibel oder ein Namenbüchel auch ... Die Geistlichen früherer, harmloserer Zeiten, die sich noch ein freies Wort und freiere Ansichten gestatten durften, hatten ein plastisch und drastisch schönes Sprüchlein geprägt:

Felix illa parochia
Ubi non sunt illa tria
Moses, Aaron et Elia.

Glücklicher Seelsorgerposten, wo es kein Bezirksgericht (keine Beamten), keine Hohenpriester (kein Ordinariat oder Abtei) und kein Kloster (keine Klosterfrauen und Betschwestern) gibt ... Es soll auch mitunter vorkommen, daß sogenannte anonyme, nichtunterfertigte Briefe, also Briefe von Feiglingen, die sich nicht nennen, um nicht für die Verdächtigungen eintreten zu müssen, selbst im Einlaufsprotokolle Aufnahme und gleiche Behandlung mit ehrlichen Eingaben finden ... Diözesaneinrichtung ist der Absolutismus ... Nur damit die Anschauung der Intolerantesten gelten und aufgezwungen werden könne, machen die Verbohrten

Digitized by Google

aus jedem Klexen ein Dogma, eine katholische Lehre, eine heilige Sache, schreien in die Welt hinaus, daß jeder nicht mehr katholisch sei, nicht kirchlich sei, nicht loyal denke, nicht gutgesinnt sei, der anders reime und bete als die einzig und allein Ausschließlichen, die Privilegierten. Letztere müssen dafür unter Umständen ihre Menschenwürde opfern, damit sie nicht vom Götzenbilde desavouiert werden, das sie anzubeten sich verstellen... Heute finden sich Leute, die zur Kurie laufen und Absetzung eines Mannes verlangen, der in einem andern Tonfalle pariert, als es die Sykophanten und Denunzianten tun! Was mich dabei tief beschämt, ist die Tatsache, daß von Priestern geschriebene Zeitungen es waren, welche inquiriert, denunziert, kurz, das Amt des Teufels dem Bruder gegenüber ausübten... Die Jesuiten werden als die geborenen Hofseelsorger gewiß viel Böses verhindern, viel Gutes veranlassen, aber den Klerikalismus werden sie des ihm anhaftenden minderwertigen Parfums gewiß nicht entkleiden. So manche hohe und höchste Seele wird durch ihr Vorgehen gerettet werden, manche wieder aber auch geärgert vom rechten Wege abbiegen... Die ganze Welt weiß, daß die Brevier-Lektionen in ihrem biographischen Teile nichts weniger als fehlerfrei sind. Der verstorbene Weihbischof Schneider hat als Universitätsprofessor auf der Kathedra einst offen einbekannt, daß „lügen wie die zweite Nokturn" unter den Geistlichen sprichwörtlich sei... Was mir am sogenannten Januarius-Wunder theologisch nicht gefallen will, das ist das theatralische. Ich kann mir nicht denken, daß der liebe Herrgott alle Jahre zur Befriedigung der menschlichen Schaulust das Spektakelstück gewissermaßen programmäßig aufführen werde. Deswegen höre ich nicht auf, katholischer Christ zu sein, auch dann nicht, wenn ich das französische lärmende fromme Schauspiel von Lourdes trotz des kirchlich bereits approbierten bezw. eingeführten Offiziums anzuschauen keine Versuchung habe. Altötting, Maria-Zell und andere Orte lassen ebenso Wunderdinge schauen, wenn jemand überhaupt das für Wunder halten will, was dort erwiesenermaßen sich schon ereignet hat. Merkwürdig bleibt unter allen Umständen, daß keine Legende, kein Volksglaube je von einem Kreationswunder noch berichtet hat. Ein fehlender Fuß wurde noch nie wachsen gelassen... Man sieht oft nach sehr wenigen Priesterjahren die Blaublütigen bereits an der Spitze der Hierarchie! Ob sie taugen, ob sie die schwierige *ars gubernandi* verstehen, ist gleichgültig. Ihre Eltern waren aus den oberen Zehntausend und das Blut ist blau. Sie haben die Gnade. Punktum... Was den geistlichen Zorn betrifft, so weiß ich aus eigener und fremder Erfahrung, daß er ebenso intensiv als perennierend ist. Wer beispielsweise dem Bischof Doppelbauer oder Erzbischof Kohn und anderen mißfallen hätte, der wäre am besten zu den Botokuden ausgewandert, wenn er noch einmal friedliche Tage sehen wollte... Commer bezeichnete mich als Freund des wackeren unglücklichen Schell, den bekanntlich er, Commer, gemordet hat, d. h. aus Kränkung in den Tod gestürzt... Wir sind längst keine Brüder mehr. Unser Reich ist eher in eine Tyrannis, eine absolute Monarchie, umgewandelt worden." Wir können behaupten, Prälat Scheicher habe den Mut das auszusprechen was innerhalb eines großen Teils des katholischen Klerus allgemein gedacht werde. Bei der Rolle, welche die Geistlichkeit in katholischen Landesteilen spielt, erhalten derartige Offenherzigkeiten, von denen

Digitized by Google

wir aus Raumgründen nur einen geringen Teil bringen konnten, eine mehr als nur aktuelle Bedeutung. Es gibt fromme Katholiken, welche nicht nur das *ignis ardens* der bekannten Prophezeiung auf den gegenwärtigen Papst beziehen, sondern auch das *religio depopulata* auf den Zustand, in welchem er über kurz oder lang die Kirche seinem Nachfolger überlassen wird. Spectator Novus.

Ein österreichischer Naturdichter.

Franz Michael Felders Werke, im Auftrag des Felder-Vereins herausgegeben von Hermann Sander (Leipzig, Max Hesses Verlag), sind wiederum geeignet, das leise Mißtrauen gegen sogenannte Naturdichter, das sich nicht nur bei Voreingenommenen findet, zu entkräften. Gleich Peter Rosegger ist Felder (geb. 1839, gest. 1869) ein Bauernkind. Körperlich zarter und seelisch feiner als seine Umgebung, lauscht er auf allerhand Dinge, an denen die anderen achtlos vorübergehen, schwelgt in mündlichen Erzählungen, verschlingt mit Gier den geringen ihm zugänglichen Lesestoff, bis er selbst zu erzählen anfängt. Am wirksamsten vielleicht ist, was er von sich und seinem Werden aussagt: eine Selbstbiographie von bezwingender Unmittelbarkeit, ohne Demut und Hochmut, in anschaulichstem und einfachstem Stil geschrieben. Paul Heyse, der sie im letzten Jahre seines Lebens las, äußerte darüber: so könne eben nur jemand schreiben, der, vom Bücher- und Zeitungsdeutsch ganz unberührt, sein angeborenes Sprachgefühl an der heimatlichen Mundart gestärkt habe und mit unbefangener Sicherheit stets den glücklichen Ausdruck für sein Erleben treffe. Die beiden großen Romane „Reich und Arm" und „Sonderlinge", sowie die Novellen „Nummamüllers und das Schwarzokaspale" und „Liebeszeichen" malen überzeugend den Menschenschlag im inneren Bregenzer Wald, dem Felder entstammte. Mit ebensoviel Liebe als Schärfe beobachtet, wandeln die Gestalten der „Wälder" greifbar einher. Am persönlichsten gesehen erscheinen die „Sonderlinge"; am frischesten wirkt die Novelle „Nummamüllers", Felders Erstlingsarbeit. Den Beschluß machen einige kleinere Prosaschriften, zum Teil Schilderungen von Land und Leuten, zum Teil sozial-politischen Inhalts. Denn der Volksdichter Felder war, nachdem er den Weg zu seiner eigentlichen Bestimmung gefunden hatte, auch ein Volksmann geworden, der an dem wirtschaftlichen wie geistigen Gedeihen seiner Landsleute fördernden Anteil nahm. Zum Dank dafür und aus Furcht vor seiner freieren Denkart wurde er von den fortschrittfeindlichen Elementen seiner Heimat als Freimaurer, Umstürzler u. dgl. verdächtigt, so daß er sogar zeitweilig von daheim flüchten mußte; eben da man „draußen im Reich" auf ihn als eine stark aufstrebende Poetenbegabung hinzuweisen begann. Besondere Anerkennung ward ihm gezollt von Rudolf Hildebrand, dem Germanisten in Leipzig, der ihn in der „Gartenlaube" der deutschen Lesewelt vorstellte. Aber auch im Vaterlande, trotzdem er daselbst das Los aller Propheten geteilt hatte, blieben einzelne Tapfere ihm treu, so sein ihm brüderlich nahestehender Schwager, Kaspar Moosbrugger, und andere Jugendfreunde, die wenigstens ungefährdete Heimkehr für ihn und gerichtliche Verurteilung seiner gröbsten Widersacher erreichten. Der Rechtfertigung seiner selbst und der Abfertigung seiner Ankläger gelten die letzten kleinen Aufsätze, die der am Schlusse angehängten Lyrik voranstehen.

Der Lyriker Felder hält sich nicht ganz auf der Höhe des Epikers: seine Verse haben

Digitized by Google

minder eigenen Ton und Empfindungsgehalt als seine Prosa. Auch unterläuft ihm hier und da eine rhetorische Wendung, während in seinen Erzählungen die Leute meist nur das Echte und Richtige sagen. Aber zur Vervollständigung des poetischen Gesamtbildes war diese Lyrik dennoch unentbehrlich, zumal die Dialektgedichte; denn in den Prosaschriften läßt Felder seine Menschen keinen Dialekt sprechen. Einzelne Worte und Wendungen charakterisieren die wälderisch-bäuerliche Denkart, auf die es ja weit mehr, denn auf die Mundart ankommt; im übrigen — ein nicht zu unterschätzender Vorzug — ist Felders Sprache jedem Deutschen verständlich. Zum inneren Verstehen helfen in erster Linie die ebenso klaren wie von umfassendster Sachkenntnis getragenen Einleitungen, die der Herausgeber jedem Bande vorausschickt. Sander hat auch seinerzeit eine treffliche Felder-Biographie verfaßt und durch freundschaftliche Beziehung zu des Volksdichters nächsten Verwandten und Förderern Einblick in Felders Briefe, seine ganze Denkweise und sein Schaffen erhalten. Auch eine historisch-kritische Studie Anton Schönbachs, des Germanisten, über Felder, ist in den ersten Band aufgenommen; alle vier Bände sind geschmückt mit je einer Abbildung, die den Dichter selbst und die Stätten seines Wirkens zeigt. Die äußere Ausstattung verdient, zumal in Anbetracht des volkstümlichen Preises (M. 2.50 pro Band) alles Lob. Der Franz Michael Felder-Verein zu Bregenz, hauptsächlich begründet von Dr. Hans Nägele und Prof. Martin Bilgeri, beginnt mit dieser Felder-Ausgabe seine Tätigkeit, die sich die Verbreitung guter vaterländischer Volksliteratur zum Ziele setzt. Ihm wie dem Herausgeber und dem Verlag gebührt Glückwunsch und Anerkennung. Helene Raff.

Der Ochsenkrieg.

Roman aus dem 15. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer. (2 Bände. Stuttgart, Bonz u. Co., 1914.) Wie der Träumer neben dem Leben, so ist der historische Roman in Deutschland lange neben der Literatur, oft auch neben dem Leben hingewandelt, ein versonnener, durchaus romantischer, idealistischer und sehr gelehrsamer Träumer. Der Professorenroman der Dahn, Ebers, Hausrat (Taylor), das literarische Schoßkind der achtziger Jahre, tummelte sich auf diesem Felde. In mächtig sich ausdehnender, zyklischer Form griff man zurück in die entlegenste Vergangenheit. Romantik und Gelehrsamkeit — das Bild hat bis heute keine wesentlich andere Färbung erfahren. Auch die jetzt so beliebten Romane aus der neueren deutschen Geschichte, vor allem die Kriegsromane von 1870, ändern darin nichts. Ein bedeutendes, wirklich modernes, literarisches Erzeugnis über jene Zeit haben wir nicht. Noch immer gipfelt dieser historische Idealismus in der Romantik. Und doziert wird noch immer, sei es auch Tendenz, statt Antiquaria, sei es auch wie bei der Handel-Mazetti mit dem Hammer oder vielmehr mit der großen Trommel, fortissimo, furiosissimo, prestissimo! Man bewundert, bis einen die Ohren schmerzen. Ganghofers Ochsenkrieg ist dem Tempo der Artillerie des beginnenden fünfzehnten Säkulums entsprechend ein ruhigerer Kampf. Der Roman weiß seinem Zweck gemäß ein stilleres Tempo einzuhalten, und auch die Sprache, glücklicherweise nur andeutend antikisiert und stilisiert, hat nichts von jener atemraubenden brüllenden Hast. Auch Ganghofers Roman gehört, wie jene früheren, einem Zyklus,

Digitized by Google

den Berchtesgadener Romanen des Dichters an. Aber das ist zum Glück keine Personalunion, die uns immer wieder zum Zurückblättern und Zurückbesinnen auf Ahnenreihen zwingt, vielmehr eine Realunion, bedingt durch die Gleichheit einer bestimmten, eigenartigen, dem Dichter ans Herz gewachsenen Landschaft, die im Lichte verschiedener Zeiten auftaucht. Keine Personalunion schon um deswillen, weil hier ein menschlich-ewiges Geschick, ja ein Verhängnis entfaltet wird, das weit über den Rahmen einer Familiengeschichte hinausreicht: ein schweres Trauerspiel der Menschheit, wie es der Dichter treffend nennt, ein Kampf um siebzehn Ochsen, der Volk und Reich zerrüttet, die Zeit um Jahrzehnte zurückwirft, Verwüstung und Verarmung schafft, ein Kampf, bei dem jeder und keiner Recht hat, der wiederum beweist, daß es ein absolutes Recht nicht gibt, der, wie viele größere Kämpfe, im Grunde nur eine groteske Lächerlichkeit wird. Ein poetisch sehr fruchtbares Motiv, in manchem an die Kohlhasgeschichte erinnernd, bei der freilich das Ziel, der konsequent durchgeführte Kampf des einzelnen um sein Recht, ein anderes ist. In Ganghofers Erzählung gehen all diese Einzelschicksale in der großen allgemeinen Not unter. Dies Problem bedingte, daß der Roman keinen eigentlichen Helden haben konnte. Das ist bewußt und mit großer Kunst durchgeführt. Nicht die Geschicke des Liebespaares, das auch hier agiert, aber nur als *secondo Tenore* und *seconda Donna*, kümmerten den Dichter. Er behielt das ganze im Auge und in der Hand. Und diese Hand formte aus dem Söldner Malimmes, der Hauptfigur, zugleich einen prächtigen, lebendigen Menschen und etwas zeitloses und ewig lebendiges, ein Symbol des Deutschtums vielleicht, wenigstens der damaligen Zeit. In dem überlegenen Humor, der das ganze durchzieht und der bei der Schaffung dieses liebenswürdigen Sünders besonders glücklich war, in der Durchführung der Idee und der Steigerung der Handlung bis zu dem groß angelegten Schlußakt in Regensburg, liegen die Hauptvorzüge des Werkes. Nur wird bisweilen diese Steigerung durch zu breite rein historische Berichte aufgehalten. Auch wirkt es, abgesehen von historischen Widersprüchen, dichterisch nicht glücklich, wenn zur Illustrierung der Kulturzustände auf die ersten primitiven Buchdruckversuche hingewiesen wird. Das erinnert ein wenig an das gewaltsame Dozieren der Professorenromane, auch wird das Motiv bald fallen gelassen, während das Motiv der langsamen Artillerie mit sehr glücklichem Humor verwertet wird. Prägen sich schon einige der früheren Episoden, so die Szenen zwischen Herzog Ludwig von Ingolstadt und seinem mißgestalteten Sohne, die Bezwingung des Törringers u. a. nachdrücklich ein, so erreicht das Werk in dem Regensburger Schlußakt, dem Einzug des Königs Sigismund, der Schlichtung des langen Kampfes, und dann — Ironie des Geschicks — dem Eindringen des schlimmsten Feindes, der Pest und damit dem Ende des Malimmes (eine meisterhafte Szene, in der wie auch sonst kein äußerliches Pathos aufgeboten wird und ein versöhnender Humor über dem Grausen der Vorgänge schwebt), seinen Höhepunkt. Einen Höhepunkt auch unter den historischen Romanen Ganghofers. Ein Beweis auch dafür, daß der bald sechzigjährige immer noch und mit Erfolg an seiner Entwicklung arbeitet und sich die Gunst der Leser, die er in so reichem Maße besitzt, immer wieder und — wahrlich auf mühevollen Wegen — zu erwerben sucht. Robert Hallgarten.

Digitized by Google

Eduard II.

Tragödie von Christopher Marlowe. Deutsch von Alfred Walter Heymel. Leipzig, Inselverlag. O. J. [1914]. (Sammlung von 50-Pfennig-Büchern.) Vor anderthalb Jahren erhielt ich zur Rezension von der Redaktion der Preußischen Jahrbücher die Übersetzung des obigen Dramas von dem genannten Dichter, der mir bisher durchaus unbekannt geblieben war, was bei meiner etwas einseitigen Vertiefung in auf Abschluß drängende Shakespeare-Studien wohl erklärlich ist. Das Buch versetzte mich in eine Art von Aufregung; ich möchte hier erklären, warum.

Seitdem mir die großartige Rhythmik in Shakespeares Meisterdramen Lear, Macbeth und Antonius und Kleopatra aufgegangen war, wurde mir der große Abstand unseres klassischen Dramenverses von dem Shakekspeareschen klar. Die Jamben Schillers, Goethes, Grillparzers — Hebbels dramatische Verse sind oft keine — sind dem Schema ungemein ergeben, glattfließend, gleichtönend, einschläfernd wie das Rauschen eines Waldbaches, d. h. hervorragend undramatisch. Bei Goethe, dem größten lyrischen Rhythmiker, den wir haben, ist eben die Seelenruhe nicht bewundernswert, mit welcher er im Drama seinem Empfinden den Zügel eines ewig gleichen Tonfalles anlegte, obgleich er es doch auch besser wußte, wie der rassige Vierheber seines ersten Faustteiles beweist. Nur Kleist macht eine ruhmvolle Ausnahme: daß seiner freien, melodienreichen Seele, die selbst in seiner Prosa singt, das antike Klipp-klapp hätte genügen können, war von Natur ausgeschlossen. Und so hat er in seiner Penthesilea, seiner Hermannsschlacht und in dem durch seine Rhythmik und Tonmalerei überwältigenden Guiscard-Fragment den wirksamsten Bühnenvers geschaffen, den die deutsche Literatur kennt.

Wenn ich an meine Studentenzeit zurückdenke: wie uns die altdeutsche Metrik in eine uns deutschen Jünglingen fremde, wunderbare Welt der Musik, eine klingende Frühlingswelt einführte; mit welcher Begeisterung wir laut unsern Tristan, unsern Walter von der Vogelweide lasen; wie unser geliebter Lehrer Schade, wenn er uns das Waltersche Liebesliedchen vorlas, an der Stelle

tandaradei
schône sanc diu nahtegall

und zum Schluß, wo von dem *kleinen vogellin* die Rede ist, dem einzigen Zeugen der Liebesfreuden, das wohl nicht plaudern wird — sein Entzücken nicht bemeistern konnte; wie wir die Kollegientische mit wer weiß wie schlechten mittelhochdeutschen Gedichten beschmierten; dann frage ich mich: was ist aus dieser altdeutschen Herrlichkeit geworden? Warum ist sie versunken? — warum? Einen inneren Grund kann es nicht geben: dieser freie, rhythmische Hebungsvers ist geboren von unserer deutschen Volksseele, der von allen denkbaren Gefühlen in ewiger Schwingung erhaltenen. Denn, mag heute Jung und Alt dem Halbgermanen, dem gefühlsstumpfen Engländer äußerlich nachäffen, wir Germanen sind und bleiben doch das empfindungsreichste Volk, ob wir nun unser Inneres leichter hinausgeben wie die Süddeutschen, oder ob wir es auf norddeutsche Art scheu verhüllen. Und eben für solche Seele war der äußerst freie, vielgestaltige Hebungsvers geschaffen. Denn die Möglichkeiten des Gefühlsausdrucks, die dieser Vers bietet, sind schier unendlich.

Digitized by Google

Man bedenke doch, daß ein Vers mit ein- oder zweisilbigem oder gar keinem Auftakt mit einer, zwei oder gar keiner Senkungssilbe nach der Hebung alle antiken Versfüße in sich schließt und noch manche mehr, nur daß bei dem dauernden Wechsel der Rhythmik, auf den das Naturgesetz der Prosodik unserer Sprache gebieterisch dringt, das antike Mühlengeklapper, der ewig-gleiche Polkatakt (Jambus, Trochäus), der Walzer- (Daktylus) oder Steyrischtakt (Anapäst) vermieden wird. Und es ist kein innerer Grund denkbar, weshalb wir heute den Hebungsvers nicht genau so brauchen sollten, wie in alter Zeit. Es waren zwei unglückliche Fügungen, welche die Annahme der antiken, der Natur unserer Sprache durchaus widersprechenden[1]) Metren bewirkten: einmal war der Hebungsvers degeneriert in die silbengezählte Prosa der Meistersinger und bei der Abwesenheit literarhistorischer Forschung ganz unbekannt geworden; dann glaubte eine kritiklose Begeisterung für das Altertum alle dessen literarische Äußerungen, die Gattung, den Gehalt, die Komposition und auch die Form seiner Dichtungen nachahmen zu müssen. Übrigens dürfen wir Martin Opitz das Danaergeschenk seines Buches Von der deutschen Poeterey nicht gar so übelnehmen; denn in England hatte man schon fast ein Jahrhundert früher die Alten als unübertreffliche Muster auch in der Verskunst angenommen.

Glücklicherweise ließen sich die antiken Metra nicht ohne weiteres in unser widerstrebendes Deutsch übertragen. Wie hätten wir bei unserer trochäisch fallenden Sprache in einer Jambendichtung Trochäen vermeiden können? Was wir Jambendichtung nennen, ist tatsächlich nur ein Kompromiß des Jambenmetrums mit unserer Sprache, wie denn überhaupt kein antikes Metrum bei uns rein hat durchgeführt werden können. Man suchte aber bei uns dieses Kompromiß möglichst wenig auffallend zu machen, indem man die Trochäen nur nach Pausen, also vor allem an den Anfang der Verse setzte, wo sie wegen des nachfolgenden Jambengeplätschers weniger ins Gehör fielen; einen Trochäus nach der Zäsur-Pause anzubringen, wo nur noch ein oder zwei Jamben folgen konnten, war eine ungewöhnliche Kühnheit. So verfuhr auch Shakespeare in seinen Jugenddichtungen, wo ihm das Versschema immer im Ohre klang; freilich brauchte er auch hier schon Freiheiten, die in unseren klassischen Dramen prinzipiell vermieden wurden: er setzte öfters Anapäste an die Stelle der Jamben und zog zwei Jamben in einen machtvollen Fuß (⏑ ⏑ — ⏑ —) zusammen. Diese Freiheiten, zu denen noch eine überzählige tonlose Silbe vor der Zäsur (epische Zäsur) kam, wurden im Laufe der Jahre immer häufiger: man kann nach der Zahl der Trochäen hinter der Zäsur, der epischen Zäsuren, der Doppeljamben das Alter seiner Dramen bestimmen. Schließlich aber konnte er die reiche Musik seiner Seele, die jedem Gefühlsausdruck seine besondere Kadenz geben mußte, nicht einem bloßen Schema opfern, wenn es auch aus dem griechischen Altertum stammte, und endlich, in der Reifezeit, wird der Gebrauch der Trochäen viel freier. Auch in der Jugend hatte er es nicht ganz vermieden, für einen Be

[1]) Die antiken Oden, Strophen und die Chöre der Dramen nehme ich wegen ihrer freien, wechselvollen Rhythmik aus. Noch ganz kürzlich hat Rudolf Alexander Schröder klassische „Deutsche Oden" in antiker Strophenform gedichtet. (Sie sind zuerst in den S. M., jetzt ebenfalls in dieser Sammlung erschienen.) Und vor ihm hat der leider zu wenig zur Geltung gekommene Albert Möser zwar nicht so Großes, aber doch vortreffliches in dieser Gattung geleistet.

Digitized by Google

griff, eine Sache oder Person, eine Handlung, die er besonders stark hervorheben wollte, einen Trochäus mitten im Fluß der Jamben, also im zweiten oder vierten Fuß zu verwenden (⏑ – – ⏑); jetzt wird dieser Fall viel häufiger. Mitunter beginnt er den Vers mit zwei Trochäen; in sehr schweren, machtvollen Versen — also selten — scheut er sich nicht vor dreien und hebt damit den jambischen Charakter des Verses vollkommen auf; ja er bringt — ein reiner Hohn auf das Jambenmetrum — im letzten Fuß einen Trochäus und versetzt damit einen Streich ins Gesicht der Ruhe des gemächlichen Zuhörers. Selbstverständlich tut er nichts der Art zufällig; sonst wäre es wüste Regellosigkeit: er verfolgt damit immer einen erkennbaren dichterischen Zweck. Eine weitere Freiheit der Reifezeit zeigt sich in der Behandlung des Versschlusses; der Gedanke schließt sehr häufig nicht mit dem fünften Fuß, wie er nicht mit dem ersten beginnt; Anfang und Ende sind an irgend einer Stelle in der Mitte der Verse, so daß das, was zwischen den Gedankenpausen als zusammengehörig ins Gehör fällt, nicht jambische Quinare sind, sondern rhythmische Reihen von außerordentlich mannigfaltiger Modulation. Die dritte Freiheit ist der Gebrauch längerer und kürzerer Verse neben den Quinaren; Verse von 14 (selten), 12 (Alexandriner), 8, 6 und 4 Silben. (Auch die steigende Menge der Alexandriner ist ein Kriterium für die Altersbestimmung.) Die reifste und in der Tat herrliche Verskunst Shakespeares ergibt also folgendes Prinzip: wenn man die antiken Metra verwenden und die Musik der germanischen Seele nicht zerstören will, so bleibt nur übrig eine unbeirrte Emanzipation von dem antiken Versschema. Freilich muß man diese Musik in der Seele tragen, ein wirklicher deutscher Dichter sein; der Nichtdichter, der diese Freiheiten verwenden will, wird, ebenso wie der unbegabte Schöpfer von Hebungsversen, Prosa schreiben. Die reifsten Verse Shakespeares haben vielfach mit dem antiken Quinar nur noch die zehn oder elf Silben gemein; dagegen stellen viele von ihnen prachtvolle altdeutsche Vier- und Fünfheber dar. So brach sich bei diesem typischen Germanen von ungemischt angelsächsischer Rasse die seiner Seele eingeborne Urmusik durch den Zwang des antiken Metrums Bahn — unbewußt; denn von dem altenglischen Hebungsvers ist ihm schwerlich etwas bekannt gewesen. Die mehr oder weniger freie Behandlung des antiken Jambus ist übrigens ein durchgehendes Charakteristikum des englischen Renaissancedramas; die herrliche Rhythmik Shakespeares wird freilich von keinem erreicht, wenn auch sein Jünger Massinger, der Größte nach ihm, darin ihm nahe kommt.

Ich hatte mehrfach auf die Rettung unseres Dramenverses durch die Nachahmung des englischen Renaissanceverses im Shakespeare-Jahrbuch und in den Preußischen Jahrbüchern hingewiesen, am eingehendsten in dem Programmaufsatz zu meiner Revision des Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Textes, welcher in den Preußischen Jahrbüchern (Januar-Heft 1903) erschien: als plötzlich in Heymels Übersetzung Eduards II. das, was ich mit Feuereifer empfohlen, in greifbarer Schönheit vor meinen Augen stand. Also es ging, wenn man nur wollte! Daß mich die Verwirklichung eines — Verzeihung — guten Gedankens, der mir lange am Herzen gelegen hatte, aufregte, war natürlich. Freilich die Genugtuung, daß mein Gedanke die Veranlassung zu dieser Tat gewesen, hatte ich nicht. — Leider? — Gott sei Dank nicht! Denn der Wert eines Gedankens wird gerade dadurch bekräftigt, daß ihn mehrere unab-

Digitized by Google

hängig voneinander gleichzeitig haben. Natürlich mußte ich das Evangelium, dessen Johannes ich war, auch offen vertreten; und die Redaktion der Preußischen Jahrbücher, die nicht, wie das anderen einst berühmten selbst Berliner Revuen passiert, auf den Lorbeeren ihrer Jugend schläft, sondern für alles Neuartige, wenn es Sinn und Verstand hat, zu haben ist, gewährte mir Raum für den Aufsatz „Ein neuer deutscher Dramenwers."

Die Heymelsche Übersetzung, mehrfach durchgearbeitet, wie mir der Verfasser schrieb, verdient großes Lob, und zwar nicht bloß wegen ihrer neuen und freien Verskunst. Der Nachdichter brachte für sie auch die jugendliche Frische der Anschauung und die Kraft der Sprache mit, wie sie zur Übersetzung dieses Marloweschen Jugendwerkes gehören. Denn der Eduard II. ist wahrscheinlich ein Erstlingswerk. In keinem seiner andern bekannten Dramen ist Marlowes Stil so leicht geschürzt, sind die Sätze so kurz und schlagkräftig Die feurige Energie des Wollens geht zwar auch hier öfters über die Möglichkeit des Vollbringens hinaus, aber sie ist harmlos, sie kleidet sich noch nicht in den dichterisch wie menschlich abstoßenden Schwulst des Tamburlaineschen übermenschlichen Größenwahns. Auch der Vers ist relativ einfach gebaut, und nur etwa das dritte Viertel des Dramas — kein bloßes Gefühlsurteil von mir — nähert sich dem viel freieren und großartigeren Verse des Juden von Malta. Für Heymels Versbau ist dieser, offenbar später überarbeitete Teil maßgebend gewesen, und mit Recht; denn er zeigt am besten den Charakter des Verses der englischen Renaissancedramen. Natürlich war nicht alles zu loben, und ich habe meine Bedenken gegen manche prosaähnliche Formgebung und speziell gegen die Beschwerung des weiblichen Ausgangs mit zu volltönenden Silben nicht zurückgehalten.

Für das vorliegende Bändchen ist die erste Ausgabe genau durchgesehen; und ich habe bei meinem Vergleich der beiden Texte in dem neuen kaum eine Seite gefunden, die nicht eine oder mehrere Besserungen enthielte. Somit kann denn diese Übersetzung Eduards II. als eine schwer zu übertreffende bezeichnet werden.

Berlin-Lichterfelde. Hermann Conrad.

Mirakel.

Bei einer der letzten Aufführungen des „Mirakels" von Carl Vollmoeller, Regie von Max Reinhard, im Berliner Zirkus Busch, ist der Direktor der Vertriebsstelle des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller, Dr. Artur Dinter, aufgestanden und hat in einer kurzen Rede gegen solche Verhöhnung und Profanierung christlicher Liturgien protestiert. Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller erklärte solch eine Kundgebung als unvereinbar mit den Interessen des Verbandes und der Aufsichtsrat hat Dinter nun von seiner Stellung suspendiert. Die Direktion der Reinhard-Bühnen hatte sich sofort beschwerdeführend an den Bühnenverein, den Verein der Berliner Direktoren und den Verband der Bühnenschriftsteller gewandt. Die Direktion ist besonders ungehalten, weil das Delikt auf der Grundlage eines Freibilletts zustande kam. Die Direktion will die unerquickliche Angelegenheit nicht auf sich beruhen lassen. Zu diesem Tatbestand muß wohl hinzugefügt werden, daß, nach Aussage der Direktion der Reinhard-Bühnen, Herr Dinter auch dagegen prote-

Digitized by Google

stierte, daß Berliner Juden christliche Religionswerte geschäftlich verwerten. Dr. Dinter bestreitet, solches Sakrileg gesprochen zu haben. Die Direktion hat zwölf Zeugen aus dem Publikum. Man könnte meinen, Holländer habe die Sache wieder im Zug.

Es steht für mich fest, daß das „Mirakel" das roheste und aufreizendste Machwerk ist, das ich je auf der Bühne gesehen habe; daß die Verwendung christlich-katholischer Riten auf eine überaus peinliche, dazu ahnungslose Weise erfolgt; daß die Aufführung spottschlecht und hingeschleudert war, was die Peinlichkeit wesentlich verstärkte; daß schließlich das ganze Milieu, Zirkus, Berlin W.-Publikum, Staunen, Geraune und Lachen vor ungewohnten Religionsgebräuchen, einen aus der Haut fahren lassen konnte. Die Berliner Kritik, soweit sie das alles nicht gesehen hat, hat damit noch einmal den ganz überflüssigen Beweis ihrer Unfähigkeit angetreten. Nun hat Herr Dinter protestiert. Zuerst hat mich dieser Protest gefreut. Man kann sagen, Protest sei, bei einer öffentlichen Vorführung, mit Rücksicht auf das Publikum, das einen .... ungestörten Genuß haben wolle, zu unterlassen; man habe seine Nerven in der Gewalt zu haben. Man kann auch sagen: Wohl uns! Einer hat den so bitter notwendigen Mut zur Geschmacklosigkeit oder zur Rohheit gehabt, hat den Protest laut gerufen, den wir nur unserer Frau zugemurmelt haben. Was richtig ist, weiß ich heute nicht mehr; Dr. Dinter hatte leider die Freundlichkeit, seinen Protest zu kommentieren. Er hielt seine kleine Rede „um öffentlich Protest zu erheben gegen den Geist, der heute am Werk ist, nicht nur unser religiöses Empfinden, sondern unser deutsches Empfinden überhaupt, das in den Begriffen Gott, Religion, König und Vaterland seinen elementaren Ausdruck findet, zu zersetzen". Also nicht Protest gegen rohe Geschmacklosigkeit, sondern Kreuzzugpredigt! Mein Gott, ein elementarer Ausdruck! So steht also Ungeschmack gegen Ungeschmack: mit deutschem Empfinden hat die Sache doch nur insoweit zu tun, als der „Große König" des von Lauff einen kostbaren Gefühlswert ebenso demoliert, wie Vollmoeller-Reinhards „Mirakel". Der Protest des Dr. Dinter ist wertlos geworden, seit er ihn erläutert hat.

Bleibt aber Verschiedenes. Erstens die Rohheit des „Mirakels" selbst. Es ist Reinhards alter Trick, der allmählich sich selbst in seine ernsthafte Arbeit, zum Beispiel den Shakespeare-Cyklus, einschleicht: Dinge, die man innerlich nicht lösen kann, mit viel Lärm äußerlich zu überwältigen. Vor allem mit den bekannten, sechsfach durcheinander gequirlten Massen. Ödipus, Hauptmannfestspiel, Mirakel: es ist immer dieselbe Mechanik, die nur den noch umwirft, dem Zahlen imponieren. Da aber von Reinhards Gnaden nicht einmal ein Gedanke an den Begriff „Pantomime" verwendet wurde, reicht die Masse zur Pointierung der Vorgänge noch nicht aus. Man macht es dann so: die Masse, des Wunders gewärtig, drängt langsam vor, lauter Bresthafte. Sie schleudert die Arme, ringt die Hände, hebt Krücken und die Klappern der Aussätzigen, einer ringt vorn mit seiner Lahmheit, er fühlt, wie die unnützen Glieder sich dehnen, bewegen, er geht, er steht aufrecht, ist heil: unendliches Geschrei füllt den Zirkus. Pantomime!

Oder: Die Nonne ist von Hand zu Hand gegangen. Der Vater hat ihretwegen den Sohn erschlagen; nun hockt er irrsinnig mit ihr und einer Puppe, die er als Sohn liebkost, im Palast. Wie geht es weiter? Die Manege füllt sich mit einer

Digitized by Google

dunkeln Menge, verwandelt sich aus dem Palast in den Gerichtsplatz und sämtliche Zwischenglieder der Handlung erfährt der kluge Zuschauer unschwer daraus, daß das Volk „Hexe! Hexe" murmelt. Pantomime? Gedankenlosigkeit!

So ist das Ganze gearbeitet. Vom Dichter und vom Regisseur. Am peinlichsten allerdings stößt Gefühlswert und seine berlinsche Lesart in der Verkörperung der Gottesmutter durch Frau Maria Carmi gegeneinander. Sie ist sicherlich wunderschön, solang sie auf ihrem Thron sitzen bleibt, sobald aber das unselige Wunder geschehen ist, sobald sie aufsteht und wandelt, erlebt man erstens das unangenehme Schauspiel einer schönen Frau, die mit ihrem Körper nicht das Geringste anzufangen weiß. Daß sie keine Schauspielerin ist, möchte schließlich hingehen. Daß es ihr aber gar nicht zum Bewußtsein kommt, man müsse auch eine Gottesmutter menschlich wahrscheinlich machen; daß sie nicht fühlt, sie zerstöre mit ihren larmoyanten Windungen nnd Selbstbeschaulichkeiten das Bild der Madonna: das ist, zweitens, die verstimmende Profanation, die man dazuhin unter den Begeisterungsausbrüchen von Kritik und Publikum hinunterfressen muß. Eine Maria, die nichts vermag, als sich von allen Seiten wie ein Mannequin beschauen zu lassen und dabei Schritte zu üben. Müßte man zu dieser Pantomime einen Begleittext schreiben, er könnte nur so lauten: „Zum Kuckuck, wie hat die Preistänzerin in der Maxim-Bar nur den Schritt gemacht! So? Oder erst Demi-Corte? Nein, linker Fuß vor, Aufrichten auf die Zehenspitzen, Schritt zurück, in Kniebeuge und dann Heranholen" .... Muttergottes!

Es ist bis heute die adelige Pflicht des Schriftstellers, dessen, der sagen und bezeugen muß, was ihm sein Dämon eingibt, gewesen, ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Vor- oder Nachteile ein Teil des Gewissens seiner Zeit zu sein. Der Verband der Bühnenschriftsteller verläugnet diese Pflicht. Er entläßt seinen Direktor, weil der sich mit einem Theatermagnaten in einer persönlichen Angelegenheit, wenn auch vor der Öffentlichkeit, brouilliert hat. Damit hat der wirtschaftliche Charakter des Verbandes über die innere Natur des Schriftstellers gesiegt. Herr Dinter hat nichts getan, was ihn seines Postens unwürdig machen könnte; er ist nur inopportun geworden. Der Verband der Dütschen Bühnenschriftsteller betrachtet Dinters Kundgebung als „unvereinbar mit den Verbandsinteressen". Lies: Tantièmeninteressen. Die Opportunisten haben den Frondeur (Frondeur aus Ungeschmack oder anderen Grund, ist hier gleichgültig) entfernt. Die Schriftsteller haben eine Überzeugung anathematisiert, die sie etwas kosten konnte. Dinter hat, bewußt oder unbewußt, mit seinem Zwischenruf das Rechte getroffen. Die Bühnenschriftsteller wollen aber verdienen und scheren sich einen Teufel, ob Recht oder Unrecht. Die ödeste, unpersönlichste Geschäftspraxis haben sich eben die angewöhnt, denen die reichste Persönlichkeit eignen sollte. Sie werden mir entgegnen, auch der Schriftsteller müsse aus dem Traumland in die harte Wirklichkeit usw. .... (so werden sie sicherlich sagen). Ich weiß alles! Wenn aber ein Mensch etwas Impulsives, stark Persönliches tut, so steh' ich zu ihm, und nicht zu den gekränkten Geschäftsleuten. Meinen Rayonchef entlaß ich, wenn er sich mit der Kundschaft überwirft, nicht den Schriftsteller, der die Geschäfte von Schriftstellern so führen soll, daß noch eine letzte Ahnung wenigstens ihrer geistigen Herkunft übrig beibt. Die Bühnenschriftsteller haben gekuscht.

Digitized by Google

Die Direktion der Reinhard-Bühnen aber hat aufs widerwärtigste denunziert. Was geht ein privater Protest des Dr. Dinter den Bühnenverein, den Verein der Berliner Direktoren und gar Dinters Brotherrn, den Bühnenschriftsteller-Verband an? Was eben jetzt Otto Ernst vorgeworfen wird, er habe ihm mißliebige Kritiker ihren Zeitungsverlegern „angezeigt", das, genau das hat die Direktion der Reinhard-Bühnen getan. Dieser Versuch, einem Unbequemen wirtschaftlich zu schaden, ist umso übler, als er wieder einmal mit der Frage des Freibilletts, als eines Gnadenaktes, zusammengekuppelt ist. Die Direktion hätte Dr. Dinter sicherlich kein Billett gegeben, wenn es nicht in ihrem Interesse irgendwie gelegen wäre. Jetzt hat der Mann den Mund zu gegnerischen Worten aufgetan und die freigibige Direktion reagiert mit Denunziation und Anklage schnöden Undanks. Will keine Berliner Zeitung diese Unglaublichkeit mit den richtigen Worten bezeichnen? Will niemand den deutschen Theatermännern übers Maul fahren? Alles bleibt stumm, angesichts des Tatbestandes: ein Mann protestiert gegen eine Übelkeit. Seine Brotherrn, Schriftsteller!, entlassen ihn. Der Gegner, ein Theaterkönig, läßt ihn bei diesen Brotherrn und ein paar andern Stellen denunzieren und winkt! Ein Kuschen geht durch den deutschen Dichterwald. Und der aus demselben Holz wachsende Blätterwald schweigt, schweigt. Der Kunstplauderer, auf seinem Bock lehnend, sieht einen mit Märchenaugen an. Ulrich Rauscher (Berlin).

Berliner „Cabaret".

Die elfte Muse. Ein Führer durch die moderne Cabaret-Literatur nebst einer Einleitung über die Veranstaltung von Cabaret-Abenden in Verein und Familie. Drei Masken-Verlag G. m. b. H. München-Berlin ... in Bildern und kurzen persönlichen Bekenntnissen ... die markantesten Interpreten des Cabarets ... nicht nur vom Besten das Beste, sondern auch praktische Winke und Ratschläge ... das Niveau des Büchelchens auf jenen heiteren Plauderton zu stimmen, der ja das Thema bedingt ... Aber kann man denn in anständiger Gesellschaft so was aufführen? ... Aber Mama, weißt du denn nicht, daß dies geradezu zum guten Ton gehört? ... Es ist ein Irrtum zu glauben, daß Chansons gesungen werden müßten ... Die Begleitung der meisten Chansons ist ja so einfach ... Also arbeiten Verlag und Künstler Hand in Hand? — Ja, Mama! — Das find ich aber sehr nett ... Wozu so ein Cabaret-Abend doch gut ist, was? Lieder freien Inhalts sind durch † gekennzeichnet. Chansons, die sich nur für Herren-Abende eignen, haben †† ... † Ralph Benatzky Drei Herrscherworte. Eine feine satyrische und sehr pikante Verwendung der bekannten Zitate: Ich habe keine Zeit müde zu sein! Wir fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt! Es ist erreicht! ... Carl Christoff Der Dreimaskenverlag hat sich um das Cabaret unvergängliche Verdienste durch Heranziehung neuer talentierter Komponisten und Schriftsteller der Kleinkunst erworben .. Die Chansons dieses Verlags sind manchmal lyrisch, manchmal pikant, doch immer geistreich ... † In Büsum gibts einen Keuschheitsverein. Eine scharfe, sehr komische Satyre auf die Sittlichkeitsschnüffelei und duckmäuserische Frömmelei, die in den harmlosesten Vorgängen gleich das Unanständigste wittert. Auf den Drei-Masken-Verlag:

Digitized by Google

Suchen Sie 'mal das Chanson, damit wir's nicht wieder verlegen,
Denn wir verlegen soviel, daß nie verlegen wir sind.

Auf die Cabaretkünstler:

Viele sind es zwar nicht, doch sind es immerhin welche,
Sind es viele auch nicht, welche sind's immerhin doch!

Die Verse sind von Ralph Benatzky, dem jungen deutsch-böhmischen Dichterkomponisten, der, früher aktiver österreichischer Offizier, den Degen mit der Lyra vertauschte ... Der Schädel des heiligen Radbod. Eine wunderbar packende, tiefernste Satyre auf die Heiligen- und Reliquienverehrung. Mit Harmonium- oder Orgelbegleitung. Siegwart Ehrlich Mein Jim hat Beine, so dicke kleine ... Ludwig Friedmann Komm doch, mein kleines Wackelweibchen, komm doch, du feines Two-step-Täubchen ... Fritz Grünbaum hat versprochen etwas lustiges biographisches zu unserem Katalog beizutragen, — — „paar Schmonzes willst haben? ... gemacht!" ... Leo Valberg Talentlosigkeit bedürfe zur vollen Wirksamkeit des intimen Rahmens ... Ich heiße Dr. Richard Hirsch und trage an meiner Uhrkette eine goldene, von Brillanten besetzte 13. Marcel Boissier ist nicht sein wahrer Name. Er stammt aus einer süddeutschen Patrizierfamilie ... Kollo Walter ist ein neuer Paul Linke ... Schneider-Dunker es war immer die Angst, daß die Sachen zu frivol seien, heute bin ich, da meine Tätigkeit in der Hauptsache am Variété liegt, wohlanständig geworden, bin überhaupt der Meinung, daß die Zote dem Cabaret-Publikum längst zuwider ist ... Das Lied vom *avec*. Text von W. Prager. Nicht küssen. Text von Louis Taufstein ... †† Die kleine Nase. Text von Louis Taufstein ... Schloß Sanssouci ... Der alte Fritz baut sich dies Haus, Um fern von Tages Lasten, Vqn Stürmen und von Weltgebraus, Zu ruhen und zu rasten ... Spitzenhöschen: Ein reizendes Höschen so duftig und fein ... † Eine anständige Frau. Text von Louis Taufstein ... Und dann dieselben großen Toiletten, die nachts vom Riche nach dem Casino ziehen, ich bitte telegraphisch mich zu retten, mon cher, ich habe Sehnsucht nach Berlin. So'n junger Affe machte jüngst mich lachen, Er streckt durchs Gitter seinen Arm geschwind, Macht mit die Mädchens da so wind'ge Sachen, Caruso ist direkt ein Waisenkind ... Willy Schäffers Darf ich noch einen Wunsch äußern, so ist es der: Rudolph Nelson möge in Berlin eine Konzession bekommen für ein Nachttheater mit kleinen zarten Operetten oder Revuen oder Pikanterien, Szenen und Solovorträgen. 250 Personen. Nur Klubsessel. Gedämpftes Licht. Nur Frack und große Toiletten. Mont-Martre-Stimmung. Aber ohne falsches Bohèmetum ... Mary Irber ist Münchens Spezialgröße ... Die Blumenluzie war früher, in ihrer Jugend so genannt, weil sie die Blumen besonders liebte; speziell Lilien, Rosen, Veilchen! Doch mit der Zeit hat sich das gelegt und sie schwärmt nun mehr für die realeren Genüsse der Herren: Lilien-thal, Rosen-zweig, Veilchen-feld ... Willy Prager. Ich habe teilweise meine Ideale am Cabaret wiedergefunden ... Es ist ein himmelschreiendes Unrecht nicht blos seitens des Publikums, sondern auch seitens der Behörden und der deutschen Presse, alle Cabarets in einen Topf zu werfen und als eine Kunstgattung zweiten Ranges zu behandeln ... Die Frau und sein Kompagnon Im allertiefsten Negligee Und auf

Digitized by Google

bewußtem Kanapee ... eines der humoristischsten Chansons der neueren Zeit. Bruno Warden Meine Ahnen sollen in den Eichenwäldern Untersteiermarks Schweine gehütet haben — — möglich, daß ich deshalb Chansondichter wurde. Philipp, Philipp, nicht so hitzig! Philipp, nicht so rauh! Philipp, du bist eigennützig! Philipp, Philipp, schau! ... Harry Waldau *Oh very well, oh yes.* Mit Herren- und Damentext erschienen, ebenso gentlemanlike als ladylike ... Willy Wolff. *Révanche pour Sédan Décolletté* und Compagnie Lucette Germaine Manon Ninon Fifi Didi Lolo Cloclo Wat die Biester können *ah les grandes femmes* in ihrem Boudoir gleich einem Märchen *Bon jour* Mimi Kokottenbiographie von all den Mägdelein zusammen aber bitte nicht zu lachen Cohn wie aufmerksam bist du ich mach was ich mach mit *avec la chosette la diabolette la craquette le kicking* Arnold Oppenheimer heißt er der Mann über dreißig bekannt als lieb und nett denn die Art sich zu geben es gab kein reineres Geschöpfchen sie wurde von Mayer souteniert ein Kux und eine Aktie es war einmal 'ne leere Bank kennst du das Land da hat Herr Mayer mit ruhigem Gewissen Reisen in Europa ist meine Passion die Spottdrossel pfiffs von den Dächern und dann dieselben großen Toiletten Frau Meyer eines Tages kam nun stehen wir beide vor der Scheidestunde das war ihm augenscheinlich sehr peinlich denn man ist ja nicht von Holz was eine Schwalbe ist die ohne Flügel mein Jim hat Beine so dicke kleine soso aha wenn Se woll'n dann könn' Se mich am Arme führen Ralph Benatzky Siegwart Ehrlich Ludwig Friedmann Fritz Grünbaum Richard Hirsch Louis Taufstein Drei Masken-Verlag G. m. b. H. München-Berlin."

Pantheon-Ausgabe.

Drei neue Bände dieser schönen Taschenausgabe liegen vor: die Gedichte Chamissos, Bürgers, Hölderlins (in Glanzleder je 3 M). Chamisso und Bürgers Lyrik wurde durch Julius Bab, die Hölderlins durch Emil Strauß eingeleitet und ausgewählt. Über die Notwendigkeit, ja über den Nutzen solcher Einführungen mag man verschiedener Meinung sein. Die einen werden eine Gedichtsammlung als ein anonymes Wunder lieben, das vom Himmel gefallen ist; andere werden gern über das Menschliche des Dichters etwas hören, selbst wenn es allzumenschlich sein sollte. Mancher mag die knappe, zurückhaltende Einleitung von Strauß den beiden von Bab vorziehen, in denen ein wenig viel gewertet und kritisiert wird, mit Seitenblicken auf alles Gleichzeitige. Die Bände sind jedenfalls schön und preiswert und haben ein besonders glückliches Größenmaß, so recht für die Tasche passend. Vielleicht überlegt sich der Verlag (S. Fischer), ob er für neue Bände und Auflagen nicht statt der Antiqua Fraktur nimmt; gerade bei Gedichten, auf die sich die Sammlung mehr und mehr beschränkt, empfindet mancher Leser Lateindruck als störend. Auch ist Rückkehr zum früheren Vorsatzpapier nicht nur zu empfehlen, sondern dringend zu wünschen.

Italienische Reise.

Goethe als Illustrator Goethes: Fast siebzig ganzseitige Zeichnungen, zum weitaus größten Teil von Goethe selbst, verschieden in Technik und Geschick, manche fast unbehilflich, andere so flott, daß sie ihm abgesprochen werden, alle aber,

Digitized by Google

wie das die Skizze mit sich bringt, das Wesentliche treffend. Luft und Licht zu geben lag nicht in der Absicht, kaum in der Fähigkeit des Zeichners. Die Stimmung der Linie aber ist, wie jeder Kenner dieser Natur bald sieht, fast immer mit großer Sicherheit erfaßt. So wirken diese Blätter nicht als Kuriositäten, die philologisch gestimmtes Ästhetentum dem Buche beigibt, sondern sie haben ein jedes die nämliche reine und ruhige Hingabe an die Welt des Sichtbaren, von der die Italienische Reise eines der schönsten Denkmäler ist (Inselverlag, 2 Bände in Halbpergament, M 7.50).

Religiöse Dichtung.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß Sammlungen Geistlicher Lieder wieder auf Freunde rechnen dürfen. Zwei Bändchen Marienlieder hat uns allein das letzte Jahr gebracht: Der geistliche Mai (Kurt Wolff, Leipzig, 3 M 50) ist besonders geschmückt durch 12 Blätter des sogenannten Meisters des Hausbuchs, der zwischen 1480 und 1500 am Mittelrhein tätig war; wenn der Band, wie wir herzlich wünschen, bald neu aufgelegt werden sollte, möge man doch den Texten und Bildern auch noch die feinen Melodien beigeben, von denen manche, wie das „Wunderschön prächtige" durch die Wiederbelebung des Lautenlieds auch außerhalb kirchlicher Kreise wieder volkstümlich geworden sind. Ähnlich, aber kleiner im Umfang, ist das niedliche Büchlein „Alte deutsche Marien- und Weihnachtslieder" (Gustav Kiepenheuer, Weimar, 1 M 50), für das derselbe doppelte Wunsch einer neuen, durch Melodien verschönten Auflage gilt, während das Bändchen „Von Gottes- und Liebfrauenminne" (Inselbücherei, 50 Pf.) vor allem unbekannte Texte aus der deutschen Mystik bringt. Der Verlag Langewiesche-Brandt ließ die „Deutschen Psalter" erscheinen, (1 M 80), der, vom Wessobrunner Gebet bis zu Conrad Ferdinand Meyer reichend, das dichterisch Kostbarste unserer geistlichen Lyrik umfassen will. Einen tiefen Griff in den Schatz kirchlicher Hymnik tun die von Friedrich Wolters übertragenen „Hymnen und Sequenzen" vom vierten bis zum fünfzehnten Jahrhundert (Berlin, Otto v. Holten, 4 M 50), die sich streng in Reim und Maß ans Urbild halten; wenn wir auch dieser Sammlung gegenüber einen Wunsch aussprechen, so ist es der nach den beizudruckenden lateinischen Urtexten, deren Kraft, Gedrungenheit und Bewegtheit auch durch die vollkommenste Nachdichtung nie erreicht werden kann. Mit zwei Lebenden sei geschlossen: Auguste Supper, deren Gedichte „Herbstlaub" (Heilbronn, Salzer) Stücke von tiefer Innigkeit enthalten, und Ernst Threfolt, dessen „Witterungen der Seele" (Ravensburg, Alber) zum bedeutendsten gehören, das seit langem an religiöser Dichtung erschien.

Die Meistersinger von Nürnberg.

Richard Wagners liebenswürdigstes Werk war vor Jahren mit Zustimmung der Familie Wagner im Holbeinverlag in der schönen Ausstattung von Barlösius erschienen, aber der Preis — 75 Mark — war für die wenigsten erschwinglich. Der Verlag legt das Werk nun in derselben Ausstattung vor, nur der Einband ist einfacher und der Preis viel niedriger geworden: 12 Mark. Die Bilder, Randleisten, Vignetten und Initialen von Barlösius sind in der Tat aus demselben Geiste

Digitized by Google

geboren, aus dem die Meistersinger entstanden sind: aus einer starken, reinen Freude an unserer deutschen Vergangenheit und ihrem menschlichen und künstlerischen Reichtum. Die Farbenholzschnitte von Cranach, Burgkmair, Altdorfer sind auch Barlösius' Bildern Gevatter gestanden und so ist ein Buch geworden, an dem man selber seine Freude haben und Manchem eine aufrichtige Freude machen kann; denn es ist ein schönes und sinnvolles Geschenk. J. H.

Vogelschutz im Altertum.

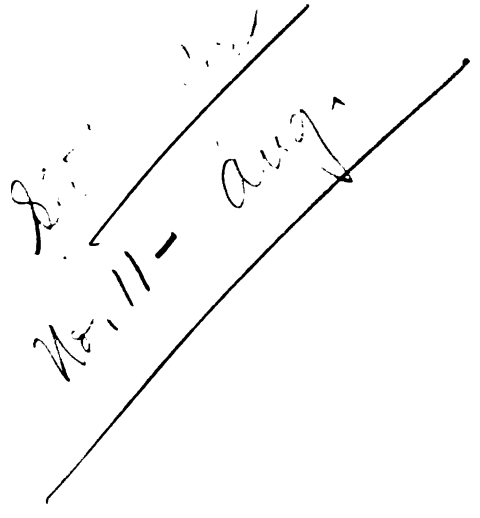
Dr. Robert Eisler in Feldafing schreibt uns: Soeben stoße ich auf eine Stelle, welche Prof. Schillings und Sie als Vorkämpfer des Vogelschutzes interessieren wird und für die Sie vielleicht ein Eckchen in den nächsten Südd. Monatsh. finden. Aelian, *nat. anim. V 21* erwähnt, daß Alexander d. Gr. als sein Heereszug in Indien auf die bis dahin wenig bekannten dort wild lebenden Pfauen stieß, „die schwersten Strafsatzungen erließ gegen jeden der einen der Pfauen töten würde" (κατὰ θύσαντι). Dabei zeigt das gewählte Verbum, daß damals nicht einmal eine Ausrottung der Vögel aus Gewinnsucht befürchtet wurde, sondern nur damit gerechnet wurde, daß der fromme Wunsch einzelner den Göttern gern ein besonders prächtiges Opfer darbrachte, wie denn der Pfau ja der Hera von Samos heilig war.

Ecco!

Die italienische Presse fühlt in regelmäßigen Intervallen das Bedürfnis sich über Bädeker, Murray, Joanne und alle möglichen Reisehandbücher zu entrüsten, weil sie sich erlauben dem Reisenden anzudeuten, daß es in Italien Taschendiebe, unverschämte Bettler, aufdringliche Führer gibt, daß es, besonders für Damen, nicht rätlich ist zu spät auszugehen oder zu entlegene Gegenden zu besuchen, daß man möglichst wenig Schmuck zeigen soll, usw. Es hat sich ein Komitee *(Comitato d' Agitazione)* gebildet, das eine *antologia delle diffamazioni* herausgeben wird. Anbei zu dieser Blütenlese ein kleiner Beitrag, der aus einer sicher einwandfreien Quelle stammt, nämlich dem bei Treves in Mailand erschienenen Führer *Venezia e il Veneto* (p. 136): *Dopo Tezze la strada carrozzabile ci fa passare prima di tutto fra le mani dei doganieri italiani che pare si dilettino, qui come altrove, a seccare i viaggiatori.* („Nach Tezze führt uns die Fahrstraße vor allem in die Hände der italienischen Zollbeamten, die hier, wie auch anderwärts, sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, die Reisenden zu schikanieren".)

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nationale Kundgebung

eutſcher u. öſterreichiſcher Hiſtoriker:

Rudolf von Scala / An Deutſchland!
Paul Herre / An Öſterreich-Ungarn!
Karl Theodor Heigel / An die akademiſche Jugend!
Erich Marcks / Bismarck und unſer Krieg
Veit Valentin / Was wir ſeit 1870 erſtrebt haben
Karl Mayr / Wilhelm II.
Oswald Redlich / Kaiſer Franz Joſef
Friedrich Meinecke / Politik und Kultur
Hermann Oncken / Deutſchland oder England?
Johannes Haller / Gedanken eines Balten
Martin Spahn / Der Krieg und das Elſaß
Max Lenz / Der deutſche Gott
Karl Alexander von Müller / An Preußen!

Max Fiſcher / Bei Kriegsausbruch in Sarajewo
Friederike von Belli / Mit dem Sanitätszug
Joſef Hofmiller / Engländer über uns
Max von Gruber / Mobiliſierung des Ernährungsweſens

München, Süddeutſche Monatshefte, September 1914

reis 1.50 M

STÄDT. SAMMLUNGEN BADEN No. 5791

1 Krone 7

Beachtenswert für Verlobte!

Die von uns hergestellten Leinen, Tischzeuge und Handtücher sind aus den besten Garnen gearbeitet, garantiert nur Rasenbleiche, daher das beste, was herzustellen ist. Die Anfertigung von Bett- und Leibwäsche geschieht im eigenen Atelier und berechnen wir für Maßbestellungen nicht mehr als für Lagerwäsche. Leinenhaus Fraenkel, Theatinerstr. 17. Handweberei in Leinen, Handtüchern und Tischzeugen, sowie Lager nur erstklassiger Fabrikate.

Muster, sowie Brautausstattungs-Kataloge zu Diensten!

Georg Müller Verlag / München und Berlin.

Als dritter Band der von Hans Heinz Ewers herausgegebenen Sammlung

Galerie der Phantasten

erscheint soeben

Visionen der Dämmerung

Phantastische Geschichten von

Oskar Panizza

mit einer Einleitung und einem Nachwort von H. H. Ewers und H. Ruch.

Geh. M 4.—, geb. M 5.—, Luxusausgabe M 15.—.

Dieser unglückselige Mensch, den seine Zeit, wie kaum je einen anderen Dichter, schmähte, bespie und beschimpfte, der jetzt noch ein trauriges Dasein hinter Irrenhausmauern lebt, wird nun seine Auferstehung feiern und endlich den Platz einnehmen, der ihm gebührt:

neben Hoffmann und Poe.

Ein weiterer Band Panizzascher Werke befindet sich in Vorbereitung.

Digitized by Google

Erziehungs- und Unterrichtsanstalten

FRIEDRICHSHAFEN AM BODENSEE. Kgl. Paulinenstift.
Mädchenpensionat. Höhere Mädchenschule, Haushaltungsschule mit freier Beteiligung am wissenschaftl. Fortbildungskurs, der auch selbständig besucht werden kann. Beste Verpflegung, sorgfältige Erziehung. **Prof. Dr. Vöhringer.**

Jena Trüpers Erziehungsheim und Jugendsanatorium Sophienhöhe für nervenzarte, schulmüde oder sonst einer individualisierenden, heilerzieherischen Pflege bedürftige Knaben und Mädchen. Ältestes Landerziehungsheim. Reformschule bis Untersekunda. Als Nebenanstalten: Haushaltungs- und Gartenbauschule, insbes. für Minderbegabte. Reich illustrierte Prospekte durch die Leitung.

Töchterheim und Lyzeum
Weberstraße 13.
Heidelberg-Neuenheim
Prospekte durch die Direktion.

Studienheim Inst. Sonnenberg
mit Schülerheim
Stuttgart, Rotenwaldstr. 31-33,
dem Leipziger Platz gegenüber
(herrliche städtische Parkanlagen)
für begabte Schüler, die schnell :: zum Ziele gelangen wollen ::
Vollständiger Ersatz für jede höhere Schule, Einjährigen-Prüfung an der Schule u. vor d. Kommission, **Fähnrich-, Seekadetten** und **alle Reifeprüfungen.**
Spez. Vorbereitung für Leute ohne höhere Schulbildung. Volle Berücksichtigung der Individualität
Prospekt und Auskunft an **Interessenten.**

Eltern, die ihre Söhne während der Kriegszeit gut unterbringen wollen, seien aufmerksam gemacht auf das
Evang. Pädagogium in Godesberg am Rhein
Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule (Einjähr.-Berecht.) mit seiner Zweiganstalt in **Herchen a. Sieg,** wo ihnen die Söhne in Unterricht und gute Verwahrung bei vollständigem **Familienanschluß** genommen werden.
Wiederbeginn des Unterrichts am 10. September. Aber auch während der gegenwärtigen Ferien werden Zöglinge aufgenommen.
Näheres durch den Direktor
Prof. **O. Kühne** in **Godesberg** a. Rh.

Ab Juli 1914 **neue Leitung.** Hausoberin Fräulein Ida Martin aus München
Institut der Abt. II des Bad. Frauenvereins vom Roten Kreuz — Kinderpflege — in Karlsruhe,
bildet junge Mädchen u. Frauen m. Töchterschulbild. als nach den Grundsätzen der modernen Gesundheitspflege geschulte Pflegerinnen u. Erzieherinnen kl. Kinder von der Geburt an bis in das schulpfl. Alter aus. — Jahreskurse jeweils 1 Okt. beg. — Eing. prakt. Ausbild. in d. Krippe u. in d. Kinderabteilung d. Krankenh. sowie theoret. durch d. Anstaltsarzt. — Hauswirtschaft. — Handarbeiten. — Grundzüge d. Pädagogik; Beschäftig. u. Spielen n. Fröbelsystem. — Konversationsstunden in Englisch und Französisch. — Turnunterricht.
Auskunft u. Prospekte durch den **Vorstand d. Abt. II,** Gartenstr. 49 in **Karlsruhe, B.**

Höhere Mädchenschule mit Erziehungsinstitut
v. Anna Roscher, vorm. Hermine Ilgen, München, Karlstr. 45/2
Die Anstalt (Externat und Internat) umfaßt
a) eine **Vor- od. Elementarschule** (1.—4. Volksschulklasse);
b) eine **6klassige höh. Mädchenschule;**
c) **Fortbildungskurs** m. **Vorbereit. f. d. Erzieherinnenprüfung.**
Aufnahme-Prüfung noch Dienstag 15. September.
Prospekte gratis und franko. Anmeldungen jederzeit. Sprechstunden an Werktagen von 11—12 Uhr.

Lausanne-Ouchy :: **Villa Sans-Souci au Lac. Töchterpensionat I. Ranges!**
Vollständige Erlernung des Französischen, fortwährend Konversation; Grammatik, Lektüre, Diktat, Aufsatz, Korrespondenz, Stil, Literatur. Nebenfächer: Englisch, Italienisch, Musik, Gesang, Malen, Handarbeiten, Haushalt usw. Vornehme Geselligkeit. — Komfortable Villa am See. Eigenes Tennis, Turnsaal, Seebäder, Sport. Großer Garten. — Prospekte, Referenzen. M 1200.—.

Hinweis. Der heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt der **Stuttgarter Privatschule Institut „Sonnenberg"** bei, mit der ein modern eingerichtetes Schülerheim für Schüler dieser und der dortigen öffentlichen Schulen verbunden ist. Dem Institut ist es während seines nunmehr zehnjährigen Bestehens durch ernste und gewissenhafte Durchführung seiner Aufgabe gelungen, sich das Vertrauen staatlicher Schulvorstände und erster Kreise zu erwerben; es hat infolge seines Zuspruchs seine Daseinsberechtigung bewiesen.

Süddeutsche Monatshefte

11. Jahrgang September 1914 Heft 12

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Krieg 769

An Deutschland! / Von Rudolf von Scala, Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck 771

An Österreich-Ungarn! / Von Paul Herre, Professor der Geschichte an der Universität Leipzig 774

An die akademische Jugend! / Von Karl Theodor Heigel, Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften 776

Bismarck und unser Krieg / Von Erich Marcks, Professor der Geschichte an der Universität München 780

Was wir seit 1870 erstrebt haben / Von Veit Valentin, Privatdozent der Geschichte an der Universität Freiburg i. B. . 788

Wilhelm II. / Von Karl Mayr, Professor der Geschichte an der Universität München 790

Kaiser Franz Josef / Von Oswald Redlich, Professor der Geschichte an der Universität Wien 794

Politik und Kultur / Von Friedrich Meinecke, Professor der Geschichte an der Universität Berlin 796

Deutschland oder England? / Von Hermann Oncken, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg 801

Seite

Gedanken eines Balten / Von Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen 812

Der Krieg und das Elsaß / Von Martin Spahn, Professor der Geschichte an der Universität Straßburg 817

Der deutsche Gott / Von Max Lenz, Professor der Geschichte an der Wissenschaftlichen Stiftung Hamburg 821

An Preußen! / Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. B. Akademie der Wissenschaften 824

Bei Kriegsausbruch in Sarajewo / Von Max Fischer 829

Mit dem Sanitätszug. Tagebuch einer Pflegerin aus dem Jahre 1870 / Von Friederike von Belli . . . 835

Engländer über uns / Von Josef Hofmiller 845

Mobilisierung des Ernährungswesens / Von Max von Gruber, Professor der Hygiene an der Universität München . 858

Bücher des Kriegs II

Der Abdruck aller Beiträge ist den Zeitungen kostenlos gestattet mit der Quellenangabe „Aus der Nationalen Kundgebung deutscher und österreichischer Historiker (Septemberheft der Süddeutschen Monatshefte, München)."

Bücher des Kriegs.

Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank: Heft 1. Sein oder Nichtsein? Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde. Von Dietrich Schäfer (30 Pfg., Verlag Kameradschaft, Berlin). — Karte der Balkan-Halbinsel und der angrenzenden Gebiete (M 1.—, Hartleben, Wien). — Kriegskarte von Serbien und dessen Grenzen (75 Pfg., Hartleben, Wien). — Karte von Europa (M 1.25., Ullstein, Berlin). — Esmarch, Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Leitfaden für Samariterschulen. 29. Auflage (M 1.80., Vogel, Leipzig). — Flemmings Deutsch-Französisch-Russische Kriegskarte (M 1.—, Berlin, Flemming). — Deutsch-Russische Grenzlande. Deutsch-Französische Grenzlande (je M 1.—, Velhagen & Klasing). — General z. D. v. Janson, Unsere Feinde, (30 Pfg., Mittler, Berlin). — Die Kriegsvorlagen des Deutschen Reichstags, (M 2.—, Heymann, Berlin). — Vorläufige Denkschrift und Aktenstücke über den Kriegsausbruch. Dem Deutschen Reichstag vorgelegt. (50 Pfg., Heymann, Berlin). — Stecherts Armee-Einteilung und Quartierliste des Deutschen Reichsheeres und der Kaiserlichen Marine (80 Pfg., Siegismund, Berlin). — Karte zur Übersicht der gegenwärtigen Kriegslage in Europa und den Mittelmeerländern (M 1.—, Dietrich Reimer. Berlin). — Kriegskarte von Europa (M 1.—, Westermann, Braunschweig). — Die Deutsche Kriegsflotte 1914 (M 1.—, Mittler, Berlin). — Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Herausgegeben von Dr. Friedrich Purlitz. Erste Lieferung: Bis zur Kriegserklärung Englands (M 1.20, Meiner, Leipzig). — Griebens Reiseführer, Bd. 22: Belgien (M 3.—, Grieben, Berlin).

Digitized by Google

Krieg.

Nun lernen wir Jüngeren die Schrecken des Krieges kennen. Den unmenschlichen Kampf von Mensch gegen Mensch, die maßlosen Opfer der Kämpfenden, Ärzte und Schwestern, die Seelenqualen der Zurückbleibenden, die Trauer in zahllosen Familien, unendliches Leiden aller Kreatur. In dem Druck, der auf uns lastet, erleben wir, was wir von je als das Schrecklichste uns vorgestellt.

Was wir uns nicht vorgestellt hatten, was wir gelernt haben von einer Stunde zur anderen, das ist die Größe des Krieges. Wir Gebildeten wissen, daß es in Trappistenklöstern und in buddhistischen Einsiedeleien Werte gibt, die nicht an der Nation haften; aber wir hatten nicht gewußt, welche Werte in Aktion treten, wenn auf der Weltenbühne der Vorhang in die Höhe geht.

Wir hatten den Krieg nicht gekannt; denn wir hatten geglaubt, er sei der Sieg des Körpers über den Geist, und sehen nun, daß er der Sieg des Geistes über den Körper ist. Er ist nicht eine Scheidung der Körper in schwache und starke, sondern eine Scheidung der Geister in feige und mutige, in seichte und tiefe, in selbstische und selbstlose.

Wir hatten unser Volk nicht gekannt. Alle Eigenschaften, die wir im Frieden an einzelnen geschätzt: die Selbstverständlichkeit der Treue, die Sicherheit im Rechten, die Heiterkeit im Schweren, Opferwilligkeit ohne Grenzen — sie sind der Besitz von Millionen.

Wir hatten das junge Geschlecht nicht gekannt, das wir für verweichlicht und hinfällig gehalten hatten; nun sehen wir, daß das ein paar Literaten waren, die sich für das junge Geschlecht ausgegeben hatten; der Schmutz, der in Wasser obenaufschwimmt, in Blut zu Boden sinkt.

Und wir hatten uns selbst nicht gekannt. Wir hatten geglaubt, Deutschland zu lieben, und sehen nun, daß wir nur Deutschland lieben.

Digitized by Google

Wie einer in der Gefahr des Ertrinkens blitzartig sein ganzes vergangenes Leben beleuchtet sieht, so ist die deutsche Nation hellsichtig geworden im Augenblick der Gefahr. Sie hat erkannt, daß es in dieser Welt, die der deutsche Geist als Welt des Leidens längst erkannt hat, eine andere Welt gibt, die des deutschen Leidens, des Heldenleidens. Sie hat erkannt, daß sie bescheiden alles Fremde zu hoch, alles Eigene zu gering geschätzt hat. Jetzt wollen wir es aber aussprechen: das was da, in ungleichem Einsatz, für uns im Felde steht, ist die Blüte der Menschheit.

Es ist nicht die Stunde zum Kritisieren der Vergangenheit und zum Rechtbehalten. Das eine ist sicher und rechtfertigt den Krieg vor unserem Verstand: wir mußten Krieg führen und konnten nicht warten, bis Rußland seine von französischem Haß bezahlten Rüstungen vollendet. Und das andere ist sicher und rechtfertigt den Krieg vor unserem Gewissen: Niemand in Deutschland, vom Kaiser bis zum letzten Taglöhner, wollte den Krieg. Selbst das Heer und die Flotte, die wie alle tüchtigen Organismen den Wunsch haben, sich in der Lage zu bewähren, für die sie geschaffen sind, hatten keinen anderen Wunsch als in einem Krieg sich zu bewähren wie diesem, einem Verteidigungskrieg.

Dieser schönste Verteidigungskrieg, den je ein Volk geführt — das ist dem blödesten Auge offenbar, seit England mit Rußland verbündet ist — gilt nicht nur Deutschland, gilt der ganzen Kultur. Der Kultur dienen, heißt jetzt, dem Krieg dienen. Wie im Traum geht uns einmal durch den Sinn, daß es so etwas gibt wie deutschen Wald, deutsche Musik, deutsche Bücher. Die Seele wird wiederkommen, wenn wir durch sind. Jetzt haben wir nur noch Einen Wunsch. Wir wollen siegen oder alle untergehen, alle.

Digitized by Google

An Deutschland!

Von Rudolf von Scala, Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck.

„Ich kenne keine Parteien mehr.
Ich kenne nur Deutsche."
(Kaiser Wilhelm II.
4. August 1914.)

„Zur rechten Zeit das rechte Wort! Der rechte Mann am rechten Ort!" So fühlt ganz Deutschland, daß mit den Worten Kaiser Wilhelms die neue Entwicklung voll gekennzeichnet ist. Durch Blut und Eisen ist das Deutsche Reich zusammengekittet worden. Durch Blut und Eisen wird nunmehr jegliche Parteizerklüftung in dem also zusammengeschmiedeten Deutschen Reiche geheilt. Und wie bei uns in Österreich jedes Zagen, jeder Kleinmut langjähriger innerer Zwistigkeiten untergegangen ist in heißer Empörung, glühender Sehnsucht nach Niederbeugung frevelhafter Bestrebungen, wie aus den stürmischen Wogen der Begeisterung ein wiedergeborenes Neuösterreich erstanden ist, das sein Volksheer in kaum zu bezähmender Leidenschaft gegen die Moral des byzantinischen Ostens entsendet, so hat Deutschland sich in Einigkeit und hinreißender Kraft erhoben, uns, seinen Bundesgenossen, und „mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche" sich selbst zu schützen.

Wohl abgestimmten feierlichen Glockentönen gleich klingen zusammen die erhebenden Kundgebungen der deutschen Fürsten, die Aufrufe der hohen Schulen, der Ausdruck des machtvollen Kampfeseifers des Adels, der Bürger, der Bauern, der Arbeiterscharen, ein überwältigender Rütlischwur, zu dem wir mit die Hand erheben! Von jenseits des Weltmeeres dringt der begeisterte Zuruf der Stammesgenossen herüber, der die Einigkeit der Geister verkündet und ihr Blut zur Verfügung stellt.

Schon wendet sich inmitten der tiefen Bewegung die sinnende Erinnerung zurück an ähnliche große Zeiten; schon tauchen die Befreiungskriege und 1870/71 zum Vergleiche auf. Nicht um den Glanz jener Zeiten zu mindern, nicht um vergangener Entwicklung Trübes zu entnehmen, nur um die Gegenwart ihre volle Weihe ausströmen zu lassen: wo wäre ein Rheinbund möglich? wie wäre heute möglich den Kriegskredit zu weigern? Mählig dämmernder Erkenntnis der Allgemeinheit von damals ist heute vom ersten Augenblick des Daseinskampfes an die tiefe und kristallklare Überzeugung aller Geister, die herzerwärmende Glut aller Herzen an die Seite zu stellen.

Digitized by Google

Es hieße die Hoheit dieser uns alle läuternden Tage und Wochen mit Schlamm bespritzen, wenn wir uns vertiefen wollten in die abgründige Erbärmlichkeit, die Deutschland und Österreich-Ungarn in den Kampf getrieben hat. Schaudernd erlebten wir, wie die beiden Reiche mit einem Netz von Spionen überzogen waren, wie mitten unter uns russisches Gold Verräter in Menge gewonnen hatte, wie uns das ganze ehrbare Leben — wenn schon nicht die Brunnen — vergiftet worden wäre. Ein ganzer Stamm von Meuchelmördern war erzogen worden, Bomben waren zum gewöhnlichen Kampfmittel im Frieden geworden. Und der heiße Wunsch, daß hier endlich die tiefeinschneidende Grenze gezogen würde zwischen mitteleuropäischer Moral, langgewöhnter Gesittung, ehrlicher Geradheit einerseits und byzantinischem Slawentum mit all seinen Meuchelmordüberlieferungen andrerseits, eine Grenze, die quer durch alle politischen Erwägungen von Gleichgewicht und törichten Anklagen von germanischer Eroberungslust sich durchsetzen würde, ward durch die westlichen Mächte zerstört. Daß die französische Regierung in Einhaltung staatlich-verkünstelter Verpflichtungen und in Fürsorge für reiche dem Osten gespendete Schätze durch ständige Feindseligkeit gegen Deutschland sich als besonders opferfähig und staatsliebend erweisen wollte, war klar. Aber England mit seinen hohen Begriffen von persönlicher Ehrenhaftigkeit, die uns den nun zu streichenden Namen des Gentleman geschenkt haben, steht auf Seite Serbiens, das mit seiner Moral wie ein Aussatz Europa zu ergreifen droht, steht auf Seite Rußlands, das persönlichen Ehrenwortbruch bei Herrn und getreuen Dienern des Herrn in den Dienst politisch-militärischen Betruges stellt.

So empfinden wir im tiefsten Innern, ob wir selbst zu Felde ziehen oder unsere Söhne, Brüder, Väter, Gatten, Verlobte hinaussenden, ob Männer, ob Frauen, ob Jünglinge oder Mädchen, daß niemals, so lange die Kämpfe der Menschen währen, alle heiligen Güter des Lebens so sehr gefährdet, und einheitlich zusammengefaßt zu verteidigen sind, als in diesem Kriege Deutschlands und Österreich-Ungarns. Wir verteidigen mit Gut und Blut unsere Ehre, unser Recht, unser Dasein, unsere Nation, unser Vaterland und die alten Kulturgüter. Götterdämmerung bräche über uns herein, wenn wir besiegt werden könnten. Aber ein einziger Aufschrei aller, die das Heil der Menschheit wollen, setzt der Möglichkeit des Barbarensieges ein millionenfaches „Nein" entgegen. Nun empfindet Deutschland mit uns den großen naturnotwendigen Krieg, der die Städte und das Land entvölkert, Handel und Wandel lahmlegt, den Krieg, der den Zurückgebliebenen den weichen Pfühl, die Nahrung des heimischen Herdes, die Schönheit und den Zauber der Natur, die tägliche Beschäftigung, alle Werke des

Digitized by Google

Friedens als unnütz erscheinen läßt. Nur Prometheus gilt, Epimetheus muß zugrunde gehen: wir erleben gemeinsam den Krieg, der auch alle Zurückgebliebenen zu Tatmenschen umschafft, den Krieg, der aus Sorge und Leid die unsagbare Hoheit des Gemeingefühles aufblühen läßt, der das nicht der Allgemeinheit nützlich eingegliederte Einzelwesen in seiner ganzen Hilflosigkeit und Nichtigkeit, den Staat, das Vaterland, den gemeinsamen Kulturbesitz als Güter höchster Ordnung erkennen läßt, ohne die wir nicht mehr leben *wollen*. Wir erleben gemeinsam den Krieg, in dem das dem Staate eingegliederte und dienende Einzelwesen durch Ausbildung des sittlichen Willens, der geistigen Fähigkeiten, der körperlichen Kräfte sich der Allgemeinheit, der Gegenwart und der Zukunft restlos opfern kann: durch Einsatz seines ganzen Seins. Wer ist nicht in tiefster Seele demütig und gehoben zugleich, diese Zeit, diesen Kampf zu erleben, in dem für uns der uralte Zwiespalt zwischen Einzelwesen und Gesamtheit in einzigartiger Weise geschlichtet ist. . . . Alle sind Streiter, alle sind Soldaten im heiligen Dienste. Kinder, Frauen, die akademische Jugend, soweit sie nicht unter den Fahnen dient, bergen die jetzt doppelt kostbare Ernte, in die verwaisten Schreibstuben der Ämter ziehen, um „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" nicht stocken zu lassen, Lehrer aller Schulen, Männer ein, die des Lebens Dienstpflicht längst erfüllt hatten. Und ein Heer von kundigen Heilkünstlern und zarten Pflegerinnen ist gerüstet, die Wunden zu heilen, die in der Abwehr frechen Angriffes den Streitern geschlagen werden.

Von fürsorgender Leitung geübt und gerüstet, von den Kräften einer unsagbaren Begeisterung vorwärts getrieben, von der Überzeugung eines gerechten Daseinskampfes erfüllt, wird Deutschland kämpfen und wir Österreicher und Ungarn, die wir von den Geistern der Bundesgründer, Bismarcks und Andrassys, umschwebt werden, die wir in tiefster Dankbarkeit der beiden hohen Kontrahenten des Vertrages, unseres Kaisers Franz Joseph und des Kaisers Wilhelm gedenken, die wir in tiefster Seele überzeugt sind, daß unsre Heere ebenso für Deutschlands Ehre und Bestand kämpfen wie die Deutschen für Österreichs Ehre und Bestand, halten durch unerschütterliche Gesinnung, durch unsere kampfesfrohen Heere, die die großen gemeinsamen Erinnerungen der Befreiungskriege in sich aufleben lassen, Waffenbrüderschaft in *allen Kämpfen*, die uns drohen, durch dick und dünn, in Not und Tod.

Digitized by Google

An Österreich-Ungarn!

Von Paul Herre,
Professor der Geschichte an der Universität Leipzig.

Der Weltkrieg, der seit Jahren den Völkerfrieden bedrohte und dessen Ausbruch nur mit Mühe immer wieder beschworen wurde, ist nun doch mit all seiner Furchtbarkeit hereingebrochen, und die große Auseinandersetzung, die über die Geschicke der Welt entscheiden wird, sieht Deutschland Schulter an Schulter mit dem verbündeten Österreich-Ungarn.

Jedermann weiß, wie es dazu gekommen ist. Das Donaureich war in letzter Stunde zur Abwehr der gefährlichen Bewegungen geschritten, die seine gesamte staatliche Existenz in Frage stellten und deren letzte Ziele sich seit der verbrecherischen Bluttat von Serajewo in voller Klarheit greifen ließen. Seine große weltgeschichtliche Aufgabe, deren Erfüllung allein seinen Fortbestand gewährleistet, sollte ihm entrissen werden: der Zusammenschluß der Völkersplitter des Donaugebietes zu einer kulturellen und politischen Einheit unter Wahrung der nationalen Sonderheiten der Einzelstämme und der geschichtlich begründeten Vorrechte der deutschen Kultur. An die Stelle des Nationalitäten-Donaustaates an der Pforte des Orients sollte das slawische Großreich treten, in dem die Sonderheiten slawischer Nationalitäten keine Stätte haben, das nivelliert und zerschlägt und das Osteuropa vom Weißen Meer bis zu den Dardanellen unter des Zaren Zepter vereinigen soll. Hinter das zur Rechenschaft gezogene Serbien stellte sich Rußland, das den Augenblick für gekommen hielt, in die große Abrechnung mit dem österreichisch-ungarischen Nebenbuhler einzutreten. Damit aber war auch Deutschlands Stunde gekommen. Bismarcks Ausspruch „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden kann" gewann jetzt unmittelbare Geltung, und unsere Reichsregierung gab mit kräftigen Worten dieser politischen Wahrheit von neuem Ausdruck. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 1. August gedenkt der russischen Bestrebungen nach einer Zertrümmerung Österreich-Ungarns mit folgenden Worten: „In diesem Falle kam ein Lebensinteresse Deutschlands in Frage: der ungeschwächte Bestand der uns verbündeten Monarchie, dessen wir zur Erhaltung unserer eigenen Großmachtstellung inmitten der Gegner von Ost und West bedürfen".

Digitized by Google

So ist folgerichtig Österreich-Ungarns Daseinskampf auch Deutschlands Daseinskampf geworden. Damit ist der eigentliche Inhalt der deutsch-österreichischen Waffengemeinschaft bezeichnet, damit ist das unerschütterliche Zusammenstehen der beiden verbündeten Staaten begründet. Aber auch die geschichtliche Würdigung dieses gemeinschaftlichen Ringens auf Leben und Tod ist damit gegeben.

Das Deutsche Reich war im Gegensatz und schließlich im offenen Kampfe gegen das alte österreichische Staatswesen entstanden, aber eben der Zusammenbruch der überlebten Staatsidee auf den böhmischen Schlachtfeldern von 1866 wies die Donaumonarchie auf ihre ostwärts gerichteten neuen Staatsaufgaben. Es war notwendig, das Deutschtum Österreichs dem deutschen Nationalstaat zum Opfer zu bringen, aber als ein unentbehrlicher Bestandteil der deutschen Kulturgemeinschaft mit eigenen wichtigen Zukunftszwecken sollte es erhalten bleiben. Mag das Bündnis von 1879 aus dem Drange der politischen Verhältnisse erwachsen sein, Bismarck, sein Betreiber, sah es darüber hinaus im weitesten geschichtlichen Zusammenhang. Der große Realist hat sich 1895 zu einer Schar Steiermärker, die ihm in Friedrichsruh ihre Huldigung darbrachte, also geäußert: „Das Bündnis, welches wir vor 16 Jahren in Wien abgeschlossen, der Dreibund, reicht in seinen Ursprüngen fast auf die Sagenzeit zurück. Die alte deutsche Kaiserherrschaft des Heiligen Römischen Reiches erstreckte sich ja von der Nordsee bis Apulien, und theoretisch — welche merkwürdige Analogie in unseren Tagen! — gehörte ganz Italien dazu. Es ist eine eigentümliche Fügung des Schicksals und der göttlichen Vorsehung, daß dieses große gewaltige Gebiet von Zentraleuropa, nachdem es durch Schicksalsfügungen und viele Kämpfe getrennt und zerrissen war, sich heutzutage wieder zusammengefunden hat. Ich glaube, wir werden dauernd zusammengehören und zusammenbleiben, mit mehr Dauer als wir früher im Frieden miteinander gelebt haben." In diesen Tagen engster Waffenbrüderschaft hat sich das Vertrauen gefestigt, daß die infolge einer eigenartigen Entwicklung zerrissene Gemeinsamkeit für immer wiederhergestellt ist, daß die Deutschland und Österreich-Ungarn umschlingenden Bande ihre Völker zu einem nimmermehr zu trennenden Ganzen vereinigen.

Die Not des Daseinskampfes hat die Völker und Stämme der Donaumonarchie, deren Zerfall den Gegnern so sicher schien, zu einer starken Volks- und Staatseinheit zusammengefügt. Die neue Staatsidee, die vordem nur von einer wenig zahlreichen Oberschicht fast allein der Deutschen Österreichs getragen wurde, ist mit einer ungeahnten Schnelligkeit lebendiges Eigentum der ganzen Völkervielheit geworden, und hoffnungsvoll sieht das seines Rechtes auf selbständige kulturelle und staatliche Existenz

Digitized by Google

bewußt gewordene Geschlecht in die Zukunft. Der Rückhalt an dem starken Deutschen Reich, dem Verbündeten in schimmernder Wehr, hat daran entscheidenden Anteil. In Österreich-Ungarns schwerster Schicksalsstunde steht Deutschland ihm brüderlich schirmend zur Seite; um Österreich-Ungarn vor dem Untergange zu schützen, setzt Deutschland sich selbst ein; so gebieten es mit elementarer Selbstverständlichkeit die Lebensinteressen unseres Reichs. Kann es etwas Überzeugenderes geben für die Gemeinsamkeit der beiden verbündeten Staaten?

Wohlauf denn Völker Österreich-Ungarns und namentlich Ihr, deutsche Brüder, die Ihr für deutsche Kultur und Gesittung Wacht haltet im Osten, schlagt einmütig die Feinde nieder, die neidvoll unsere Gemeinschaft zu zertrümmern streben! Mit dem Schlachtgesange „Prinz Eugenius der edle Ritter", der einst Österreichs siegreiche Fahnen in den Osten begleitete, sichert Euch den Platz, den Euch die Geschichte gewiesen! An uns Reichsdeutschen ist es, mit den umlauernden Gegnern in West, Nord und Ost fertig zu werden. Eure Feinde sind unsere Feinde, unsere Feinde Eure Feinde. Und nicht eher wollen wir die Waffen aus der Hand legen, bis allen unseren gemeinsamen Neidern und Hassern zum Trotz sich siegreich durchgesetzt hat: die kulturelle und politische Gemeinschaft der aufs engste miteinander verwachsenen Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns.

An die akademische Jugend!

Von Karl Theodor Heigel, Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften.

In jüngster Zeit wurde über die Frage, ob und in wie weit die studierende Jugend sich selbsttätig mit Politik befassen soll, eifrig verhandelt. Nun hat die höhere Macht, die das Schicksal der Völker lenkt, selbst das entscheidende Wort gesprochen. Es wird sich ja wohl nicht bestreiten lassen, daß sich derjenige selbsttätig mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, der dafür Blut und Leben einsetzt — —

Als nach dem Scheitern der letzten diplomatischen Vermittlung die Versetzung auf den Kriegsfuß angeordnet worden war, erhielt ich eine freundliche Aufforderung, in den Süddeutschen Monatsheften einen Aufruf an die akademische Jugend zu veröffentlichen. Die Schriftleitung mochte von der Erwägung ausgehen, daß ich, obwohl schon Emeritus, doch noch ein bißchen Kredit genieße bei der studierenden Jugend, der ich vierzig Jahre

Digitized by Google

lang nicht bloß meine Arbeit, sondern auch die wärmste Zuneigung gewidmet habe. Ich war aber von vornherein des festen Glaubens, daß der deutsche Student im Augenblick ernster Kriegsgefahr des Rates und der Mahnung nicht bedürfe, sondern ohne Verzug die rechte Wahl treffen und für diese Entscheidung mit ganzer Seele und mit allen Kräften eintreten werde. Und so geschah es!

Nach dem erlösenden Wort des Kaisers kam es wie ein Pfingsten über die deutschen Lande. Es geschah ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllete das ganze Volk, so daß Alle einmütig bei einander waren im Geiste! Die Reichstagsversammlung vom 4. August war der erste Sieg der Deutschen, gewiß nicht weniger bedeutsam als der am 4. August 1870 bei Weißenburg erstrittene. Mächtig lebte in Aller Herzen, bei Jung und Alt, in Hütte und Palast ein Gedanke auf, der Manchen schon als antiquierter Begriff erschienen war, den Viele als Fetisch eines Hurrahpatriotismus verspottet hatten, der Gedanke: das Höchste ist nicht das Ich, ist nicht die Welt, das Höchste ist die Volksgemeinschaft, die Heimat, das Vaterland!

Was auf der Kneipe oft nur gedankenlos gesungen worden war: vom Gott, der Eisen wachsen ließ, vom Schwerte an der Linken ꝛc., das hatte auf einmal eine ungeahnte reale Bedeutung gewonnen. Über Nacht hatten wir, was aus dem Leben der Kulturnationen schon ausgeschaltet schien: den Krieg! Des Kaisers Ruf erging ans deutsche Volk: „Auf, zu frischer, warmer Tat! Greift zu dem Schwert, um des Vaterlands Ehre zu schirmen!"

Und Alle, Alle kamen, doch zuerst und vorne dran, das sei für alle Zukunft festgehalten, die Studenten!

Wohl erging da und dort von Rektor und Senat ein patriotischer Aufruf, doch war das alles posthum und überflüssig. Der große Gedanke war in der studierenden Jugend selbst sofort mächtig aufgeflammt, und Gott sei Dank. Ist in ihr trotz alledem die alte germanische Kampfesfreude noch nicht erloschen. Werner Siemens erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß im Sommer 1870 bei Ausbruch des Krieges sein sechzehnjähriger Sohn Arnold einfach an ihn telegraphiert habe: „Ich muß mit!" So braver Söhne gab es in den letzten Wochen die Fülle! Wer dienstpflichtig war, packte sein Köfferchen, und wer vom Militärdienst befreit, aber zur Führung der Waffe nicht unbedingt untauglich war, erbat sich stürmisch die Ehre, das Los der begünstigteren Kommilitonen teilen zu dürfen. Nur wenige, ganz wenige sind noch anzutreffen, denen man auf der Straße zurufen möchte: „Es ist eine Schande für kräftige junge Leute, in diesen Tagen mit dem Tennisschläger durch die Stadt zu bummeln!" oder denen man in den Arbeitssälen

Digitized by Google

der Bibliotheken den Rat geben möchte: „Alles zur rechten Zeit! Es gibt keine gelehrte Arbeit von solcher Wichtigkeit, daß sie in drangvollen Tagen nicht einen Aufschub ertragen könnte!“ Ganze Verbindungen erhoben *in corpore* den Speer, die Studierenden der Heilkunst meldeten sich scharenweise in den Spitälern, ja auch die jüngsten mit dem ersten Flaum ums Kinn, die noch nicht das Reifezeugnis erhalten hatten, wollten nicht ausgeschlossen sein vom Löschen am Weltenbrande. Die gesamte gebildete Jugend war von dem Bewußtsein getragen, daß sie vor allen anderen berufen sei, ein Beispiel von Mut, Zuversicht und Opferwilligkeit zu geben.

Dies alles vollzog sich, ehe ich den geplanten „flammenden Aufruf“ in die Druckerei geben konnte. Es bleibt mir also nichts zu tun übrig, als daß ich als ehrlicher Chronist bezeuge: „So groß, so herzerhebend hat sich im August 1914 die Bewegung vollzogen!“ Und daß ich von Herzen Dank sage den jungen Kommilitonen, die den von der Generation „Sedan“ aus der Hand gegebenen Speer so freudig ergriffen haben und so kräftig schwingen!

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt ums höchste Gut,
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut!

Der Krieg mit seinem schauerlichen Gefolge Pest, Hunger und Tod wird, wenn auch Alldeutschland schon in gewaltigen Strömen bei Welschen und Russen eingedrungen ist, noch einen hohen Einsatz von blühenden Menschenleben, von Glück und Hoffnungen fordern. „Der rote Morgen glüht!“ Tausende von deutschen Jünglingen werden den Abend nicht erleben, sondern mit ihrem Blut das Feld der Ehre tränken.

Daß wenigstens die große Mehrheit wiederkehre ins Vaterland, das ist der innige Herzenswunsch der Alten, die selbst zu nichts mehr gut sind, als zu papierenen Heldenleistungen.

Die durch Heereszucht gestählte und durch Kampfesnot gereifte Jugend wird ja, wenn unsren Fluren der goldene Friede wiedergekehrt ist, noch zu neuen Taten berufen sein. Es gilt, ein neues Reich aufzubauen, frei von den Sünden und Gebresten, die in dem alten aufgewuchert sind. Eine innere Läuterung, eine sittliche Erhebung ist dem deutschen Volksgeist dringend vonnöten.

Ein Baum von neuem treibet seine Glieder,
Ein Vogel treibt von neuem sein Gefieder:
So kann ein Volk auch werden neugeboren,
Du Volk der Deutschen, Phönix ohnegleichen! (Rückert)

Aus dem Krieg, der unsrer Heimat tausend Wunden schlägt, muß ein alle Wunden heilender, innerer Friede hervorgehen.

Digitized by Google

Der patriotische Drang der Kriegstage hat die Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse mit einem Schlage geeinigt, — möge nie wieder unwürdiger, unchristlicher Zwist die Herzen entzweien! Unter den Angehörigen der einzelnen deutschen Stämme besteht heute nur noch insofern Eifersucht, als Jeder seine vaterländische Pflicht am kühnsten und opferwilligsten bekunden will, — möge der unheilvolle Sondergeist auch in Zukunft den deutschen Herzen fernbleiben! Parteien wird es immer geben in einem Staate, und Parteikämpfe zeugen nicht gegen die Gesundheit des Staatswesens, doch die Gegensätze sollten, nachdem einmal die Gemeinsamkeit vaterländischer Ehre und Vaterländischer Pflicht Allen zum Bewußtsein gekommen ist, nicht wieder in häßliche Feindschaft ausarten. Eine gerechtere Verteilung des Gewinnes muß die unnatürlichen Schranken zwischen Arbeitern und Arbeitgebern niederreißen; der Kampf der Interessen kann geführt werden, ohne daß Haß die Kämpfenden antreibt und die Frucht des gemeinsamen Schaffens gefährdet!

Noch manches andere wäre, gleich den Reaktionsdokumenten auf dem Holzstoß vor der Wartburg, auszutilgen: Auswüchse einer zu Alexandrinertum hinneigenden, nur sich selbst dienenden Wissenschaft und einer sensationslüsternen Kunst, einer übermütigen Mode, eines volksfeindlichen Ästhetentums usw. Vor allem wird das Aufwuchern materiellen Schwindelgeistes abzuwehren sein, wie er nach dem Deutsch-Französischen Krieg so verhängnisvoll den deutschen Volksgeist schädigte.

Wenn es gelänge, die verderblichen Wirkungen eines Völkerkampfes fernzuhalten und schon festgewurzelte Mißstände zu beseitigen, könnte aus dem Krieg, der so viele Tränen kostet, reicher Segen fürs Vaterland und für die Weltkultur erblühen. Denn das Volk der Krieger und der Denker hat den weltgeschichtlichen Beruf, Sparta und Athen zu vereinigen.

Heute freilich dürfen wir nicht nach Athen blicken, — heute gilt es nur, auf gut spartanische Art den uns aufgedrungenen Kampf zu glorreichem Abschluß zu bringen!

Digitized by Google

Bismarck und unser Krieg.

Von Erich Marcks, Professor der Geschichte an der Universität München.

Wir hatten gemeint, in diesem Bismarckjahre der Erinnerung und durch die Erinnerung der Wirkung des Großen dienen zu sollen, der unser Reich geschaffen hat. An die Stelle des Gedenkens ist das Leben gerückt. Die Flammen, die über Deutschland hinleuchten, sind keine Sonnwendfeierflammen geblieben. Aber Bismarck ist bei uns und bei allem, was um uns geschieht, auch so, und so erst recht. Und alle unsere Fragen stellen wir an ihn auch heute, wie wir es immer getan haben, und heute lauter und selbstverständlicher denn je.

Der Bismarck, der einst zwischen uns auf unserer Erde gewandelt ist, hat in tiefer Seele gewünscht, seinem Volke diesen Krieg zu ersparen. Er sah uns, seit er das alte Deutschland und das alte Europa 1866 und 1870 zerbrochen hatte, von möglichen Feinden umgeben, auch dem Furchtlosen und dem Sieger legte sich der Albdruck der Sorge vor den Bündnissen, die uns umklammern könnten, auf die Brust, er träumte von dem Bunde gegen Friedrich den Großen von 1756, und spähte nach dem Bundesgenossen für sein Deutschland aus, der solche Umklammerung verhüten könnte. Er hat ihn in Österreich-Ungarn 1879 gefunden und hat ihn festgehalten. Wir wissen, er wollte auch von Österreich nicht abhängen, durch Österreichs Sonderinteressen nicht in einen tödlichen Gegensatz zu Rußland hineingerissen werden, er hat die freie Zwischenstellung zwischen den beiden östlichen Kaisermächten erstrebt und behauptet, in seinen Taten bis 1888 und 1890, in seinen Mahnungen und Lehren von da ab bis an seinen Tod. Er sah England, entsprechend der Lage bei seinen Lebzeiten, als den Todfeind Rußlands und warnte davor, uns an England so zu ketten, daß wir sein Soldat gegen Rußland würden; ein schwerer Gegensatz zwischen England und Deutschland bestand damals noch nicht, nur vor verhängnisvoller Hingabe an England wollte Bismarck sein Reich schützen; aber die Weltpolitik, die uns dann in diesen Gegensatz hineingeführt hat, hat er in seinem letzten Jahrzehnt ausdrücklich bekämpft. Den Krieg mit Rußland also wollte er nicht; den mit England vermochte er noch gar nicht auszudenken; einen Krieg mit Frankreich, Rußland und England zugleich am allerwenigsten.

Dennoch ist der Krieg, der uns heute aufgezwungen worden ist, die Erbschaft Bismarcks. Daß wir groß geworden sind, war seine Tat; und wie wir die Ströme aller Feindseligkeiten gegen uns von 1871 ab heute über-

Digitized by Google

schauen, so ist ihr gleichmäßiger Ursprung und ihre gleichmäßige Richtung immer so gewesen: sie haben sich, von Ost und West und von der Nordsee her, immer gegen uns gekehrt, weil wir die neue und deshalb störende Macht in Europa waren, weil wir das alte Übergewicht der anderen durch unser neues Dasein verschoben hatten, weil man den Spätgekommenen die neue und stetig wachsende Größe nicht gönnte und nicht endgültig zugestehen wollte ohne die Probe des zweiten Lebenskampfes, den Moltke uns vorausgesagt hat. Das galt für England, wie es für die zwei anderen galt. Auf der Gründung unseres neuen Reiches erhob sich, als die natürliche Folge, unsere steigende Wirtschaftsgröße; Deutschlands Wirtschaftsleben, durch das Reich, seine Einheit und seine Macht geschwellt, strömte unvermeidlicherweise über in die Welt, stieß in der Welt auf Wettbewerb und Widerstand und schuf sich zum Schutze ihres unabweisbarsten Lebenstriebes die Flotte. Das war in gerader Linie die Weiterwirkung von 1870: wir konnten nicht anders, wenn wir leben wollten, und daß wir dabei auf Englands Mißfallen und Mißtrauen stießen, das konnten wir nicht vermeiden; wir hätten denn verzichten müssen auf unsere Entwicklung selbst. Wir haben den Widerstand Englands in den Kauf nehmen müssen; wir haben in dem kritischen Jahrzehnt, das unserer Flottengründung von 1900 folgte, diesen Widerstand getragen, aber dem offenen Kampfe mit England vermochten wir zu entgehen. Seit 1911 haben wir eine Verständigung gesucht und schienen ihr näher zu kommen; wir glaubten zuletzt darauf hoffen zu dürfen, daß der Waffengang mit England uns erspart bleiben könnte, daß eine friedliche Auseinandersetzung, eine friedliche Anerkennung, wie Deutschland sie von jeher ehrlich ersehnte, mit der Zeit gelänge und die drohenden Wolken zertriebe. Und wir hatten die Kriegsgefahr seit langem wesentlich an England geknüpft gesehen: Friede mit England schien uns den Frieden überhaupt zu verbürgen.

Da kam der Stoß von anderer Seite her: von Rußland. Und hier ist es so deutlich, daß man es mit Händen greift: dieser russische Haß ist vollends und ganz unmittelbar die Wirkung von Bismarcks Tat. Rußland hat unsere Großmacht von Anbeginn her widerwillig ertragen: vor 1870 bereits, seit 1871 ganz gewiß. Es hat sich in den ersten Balkanwirren, von 1876—79, an der Tatsache dieser Großmacht entrüstet gestoßen, dieser Großmacht, die ihm nicht feindlich, aber auch nicht dienstbar sein wollte und durfte. Es hat in uns das Werk und das Volk Bismarcks gehaßt und anzugreifen getrachtet; und es hat Bismarck gezwungen, sich 1879 endgültig gegen diesen drohenden Angriff an Österreich zu lehnen. Er selber hat diese Anlehnung von Königgrätz ab erstrebt, unablässig, stets von neuem: sein Zweibund mit Andrassy war nichts weniger als das Er-

Digitized by Google

zeugnis eines Zufalls, einer einmaligen und vorübergehenden Gefahr. Bismarck selber hat diesen Bund festhalten wollen, wenngleich, wo irgend möglich, ohne den dauernden Bruch mit Rußland: er hat oft zwischen den beiden Nachbarn sein Spiel gespielt; die Existenz Österreichs aber war ihm stets Lebensgebot für Deutschland selbst, und er verlangte nur von Österreich klare Ruhe und zuverlässigen Mut. Stand nun im Juli 1914 Österreichs Dasein wirklich auf dem Spiele? Konnten wir wirklich nicht anders als an seinem Vorgehen teilnehmen, selbst auf die Gefahr des großen Krieges hin? Tat Österreich nur, was es unbedingt mußte, und setzte es für ein tödlich bedrohtes Dasein, unter dem Zwange gebieterischer Notwendigkeit, mit voller Sicherheit alle seine Kräfte mutig ein? Nach allem, was wir sehen können: ja. Wir haben mit heißem Bemühen zu vermitteln gesucht, bis in die letzte Stunde hinein. Rußland benutzte Serbien seit Jahren als Waffe gegen den inneren und äußeren Bestand der österreichischen Großmacht. Der Angriff Serbiens war unerträglich geworden; diese Wunde rührte dem Donaustaate nachgerade ans Leben. Und Rußland deckte diesen Angriff auch jetzt. Österreich hat sich bitterschwer und sehr spät entschlossen, seinen Gegenschlag gegen Serbien zu tun; der Mord von Serajewo sprach allzu schrill, und es war die letzte Stunde. Rußland verharrte bei Serbien; es war die äußerste Probe: das Zarentum deckte sogar den Fürstenmord. Und es war eben nicht Ein Balkanproblem, um das es sich hier handelte, eine Einzelheit, in die hineingezerrt zu werden Deutschland sich sträuben konnte. Die serbische Frage war längst für Österreich-Ungarn zur Daseinsfrage geworden. So war es bereits in der bosnischen Krise von 1908—09. Daß aber in jener Krise, die unmittelbar doch nur aus einer Formfrage entstanden war — denn es handelte sich ja nur darum, daß Österreich aus dem tatsächlichen Besitze Bosniens die formelle Annexion gemacht hatte, — daß schon damals Österreich die Degenspitzen europäischer Großmächte auf seine Brust gerichtet sah, das entsprang doch schon damals den weitesten europäischen Zusammenhängen: England handelte 1908 gegen Österreich, weil Österreich Deutschlands Verbündeter war und bleiben wollte, die bosnische Krise war ein Zusammenstoß Deutschlands mit König Eduard VII. Wenn wir damals Österreich preisgaben, so fiel es von uns ab; und ebenso stand es 1914: Preisgabe bedeutete, in einem Falle und in einer Stunde, wo Österreich um seine Lebensgebote rang, den Abfall oder den Zerfall seiner Großmacht. Wir haben uns oft gefragt: was hätte Bismarck beide Male getan? Wir wissen das eine gewiß: für die Erhaltung Österreichs, die er als Daseinsbedingung seines eigenen Reiches ansah und laut als solche erklärte, hat er selber auch den Bruch mit Rußland seit 1876 unzweifelhaft und rückhaltlos wagen wollen. Wozu schloß er den Bund von 1879?

Digitized by Google

Und 1887 stand er von neuem an der Grenze des Kriegs. Er hielt ihn damals nicht für notwendig und hat ihm auszuweichen gewußt, aber mit knapper Not.

Seitdem hat sich die Lage auf dem Balkan verwandelt. Noch in seinem Altersbuche, im zweiten Bande der Gedanken und Erinnerungen, rechnet Bismarck mit der Möglichkeit einer friedlichen Unterwerfung der Türkei unter russisches Protektorat und einer friedlichen Auseinandersetzung Rußlands mit Österreich. Seitdem ist die neue Türkei und das neue System der Balkanstaaten aufgestiegen, und hat sich durch Großserbien die russische Gefahr unmittelbar an Österreichs Flanke, ja an Österreichs Herz herangeschoben. Auseinandersetzung ohne Kampf war unmöglich geworden. Wenn Deutschland Österreich nicht decken wollte, so mußte es den Sprung von Österreichs auf Rußlands Seite vollziehen; war er ausführbar? Ließ die Weltlage, ließ Rußland selber ihn heute zu? Bismarcks Politik jedenfalls, wie er sie getrieben und wie er sie verkündet hat, wäre eine solche Mitwirkung an Österreichs Zerstückelung schlechterdings entgegen gewesen. Unsere Regierung sah hier, nach allem was wir wissen können, gar keinen anderen Weg vor sich als den der Treue gegen Österreich: auch im Sinne Bismarcks. Und sie sah Rußland in steter, immer drohenderer Offensive wie gegen Österreich so gegen uns selbst. Wie oft sind uns, in all diesen letzten Monaten, die Anzeichen der heranrückenden Gefahr von besorgten und kundigen Warnern vor die Augen gehalten worden! Rußland war im Vorgehen und *wollte* nicht zurück. Es war wie vor dem Juli 1870: auch dieses Mal bebte, nur unendlich spürbarer und schwerer, der Boden Europas von der kriegschaffenden Wühlarbeit von Deutschlands Feinden. Deutschland hat auch dieses Mal den Präventivkrieg nicht gewollt und nicht gesucht. Es hat sich bewehrt und sich bereit gehalten und sicher mit gespannter Sorge tatbereit hinausgespäht. Aber den Anstoß hat Deutschland nicht gegeben: es hat weder den Mord von Serajewo noch die Selbstgleichsetzung Rußlands mit Serbiens Schuld geschaffen und es hat Mittelwege gesucht bis zuletzt. Der Krieg ist uns entgegengetragen worden, wie 1870 so auch dieses Mal, und dieses Mal noch weit unbedingter und unverkennbarer als damals: auch dieses Mal aber, ehe der überall zum Schlage rüstende Gegner selber fertig war. Kriegerisch gewesen sind wir wahrlich nicht. 26 Jahre lang hat Wilhelm II. Frieden gehalten, wie sein großer Vorgänger zuvor, und mehr als einmal mit gewaltsamer Überwindung. Die Gefahr ist auf uns eingedrungen. Was hätte Bismarck getan? er wäre ihr, da sie kam, in den Weg geschritten, genau wie einst. Und wie die Dinge sich geschoben haben in den entscheidenden Tagen, so trat die Ähnlichkeit mit 1870 verblüffend hervor: der Angriff des Gegners, den die weit

Digitized by Google

entgegenkommende Friedlichkeit des deutschen Monarchen in doppeltes Unrecht setzte, die Bedrohung, die gegnerische Mobilmachung, die persönlichste Unredlichkeit gegen den zur Vermittlung aufgerufenen Kaiser: moralische Eindrücke, deutlicher, unfraglicher noch als der von Ems; die Herausforderung und der Bruch, erkennbar und einleuchtend für jeden im deutschen Volke, und von ungeheuerer Eindruckskraft auf das schlichteste wie auf das feinste Fühlen und Denken. Wir sind, in der Tiefe des Hergangs, durchaus und unbedingt die Angegriffenen gewesen: angegriffen damals in unserem Rechte auf unseren nationalen Staat, da er sich erst bilden wollte, angegriffen heute in dem Bestande unseres Staates, unserer Sicherheit, unseres Wohlstandes, unserer Kultur, unseres Daseins selbst. Nichts kann klarer sein als diese Wahrheit — so ist es im tiefsten Zusammenhange der Ereignisse, der langen Entwicklungen von 1871 ab; so leuchtet es überwältigend und einfach hervor aus den offenen Tatsachen und Aktenstücken des Juliendes 1914. Die Leitung unseres Reiches hat die innere Wahrheit der Dinge, das gute moralische Recht unseres Volkes und unserer Politik, durch den sichtbaren Hergang dieser Tage wundervoll zum Ausdruck gebracht und diese Klarheit schimmert über Deutschland und drang in alle Tiefen unseres nationalen Empfindens. Das ist gut bismarckisch gehandelt gewesen. Und überraschend bismarckisch war der Widerhall. — Wie würde Fürst Bismarck in diesen Tagen aufatmen, in denen der Sturm seines eigensten Geistes durch sein Deutschland fährt! Er hat seit 1871 nur die Verteidigung seines Reiches erstrebt, aber unablässig dessen Waffnung. Er hat sie, 1874 und 1880, 1887 und 1888, immer wieder ergänzt und verstärkt und sie und sich immer wieder durchgesetzt: aber mit welchen parlamentarischen Kämpfen! Wir kennen seine Klagen und seine Zweifel, die Einheitsmahnungen, die Zornesrufe des alten Löwen. Wie würde es ihn heute umrauschen! Und wir dürfen es ganz empfinden, so wie ich es dargelegt habe auf diesen kurzen Seiten: er wäre mit uns, er, wie er gehandelt hat und wie er gelehrt hat, solange er lebte. Vor allem aber, und über all diesen historischen Nachweis weit hinaus: wir wissen es und fühlen es mit voller Sicherheit und mit der tiefsten Berechtigung: er ist mit uns, er so wie er war und wie er in unserem Volke fortlebt, als Macht, als Geist, als Flamme, die uns durchglüht, als Kraft, die in uns atmet, die für uns wirkt und aufbaut, die mit und durch uns lebt, über seine Erdentage, über unsere Erdentage weit hinaus. Sein Name und seine Gestalt sind uns zu einer elementaren Größe, zu einer heroischen Verkörperung unseres Höchsten und Stärksten geworden, zum Ausdrucke dieses Volkes, das er schuf und war, das er beseelte und verkündete, mahnend und manchmal warnend und grollend, und dennoch in der Tiefe seiner heißen Seele voll unausrottbaren

Digitized by Google

Glaubens. Sein Glaube an seinen alten Staat und an seine junge Nation ist Bismarcks eigentliches Leben und seine eigentlichste schöpferische Größe gewesen. Wir fühlen es als ein unsagbares Glück: dieser Glaube des großen Geschlechtes von 1848 und 1870, dieser Glaube unseres größten Führers ist heute unserem Volke ein ergreifend selbstverständlicher Besitz. Seine innere Erbschaft kreist in unserem Blute. Wir stehen inmitten lodernder seelischer Flammen. Wir haben ein neues Geschlecht heranwachsen sehen, mit neuen Formen, mit manchem neuen Ideale; wir haben so manches Mal mit leisem Zweifel gefragt: hält dieses junge Deutschland die Überlieferungen seines Gründers und Heros fest? Und jeder Zweifel ist von der schlichten Großartigkeit überströmt worden, mit der das neue Deutschland, jeder deutsche Staat, jede deutsche Landschaft, jede deutsche Stadt und all diese unsere deutsche Jugend, als gäbe es nichts Einfacheres in der Welt, jedes Empfinden und jedes Leben und jede Kraft der Seele und des Leibes dem Vaterlande dargebracht hat, dem elementaren Genius Bismarcks so selbstverständlich wahlverwandt, so ganz von dem erfüllt, was Er gewollt hat und was Er war, von einfachem nationalem Gesamtgefühle, von Mut und Hingabe, von heiterer Stärke, daß uns die Kette der Zeiten über allem Dunkel hoch aufglüht und alles Kleine versinkt vor diesem starken Vertrauen und vor dieser fraglosen Einheit von Nord und Süd, von hoch und niedrig und von einst und jetzt.

Wir brauchen für den furchtbaren Daseinskampf, in den wir eingetreten sind, jeglichen Beistand, den wir ersinnen können. Die Großen unserer Vergangenheit müssen ihre Waffen für uns führen: sie sind von jeher für ein Volk die besten aller Mitstreiter gewesen. Wir rufen sie an, in der Stunde der Entscheidungen, wie wir es getan haben in langen, ungewissen Jahren der Vorbereitung, und fühlen sie uns nah. Denn die Geschichte ist ewig weiterströmendes innerliches Leben, und unsere besten und höchsten sittlichen Kräfte sind älter als wir selbst und wirken aus dem tiefen Quellgrund unserer Vergangenheit unendlich befruchtend, unendlich stärkend und segnend herauf in den gegenwärtigen Tag. Wir denken an König Friedrichs Riesenkampf und unsere Seele schwillt in Stolz und Vertrauen und in bewundernder Demut; wir fühlen den Hauch von 1813 durch unser Volk wehen und wissen, daß wir wie unsere Ahnen für alles kämpfen, was das Leben lebenswert macht, für das Dasein von Staat und Kultur, und ihre Jugendlichkeit flutet durch unser Herz. Wir haben die Großen unseres Einigungskrieges dicht neben uns: wir verteidigen ihr Werk, es ist ein und derselbe Kampf; wir stehen auf ihrer Arbeit, ihrer Organisation, ihrer Erziehung, und ihr Wille und ihre Kraft sind mitten unter uns, die Jahrzehnte sind versunken und ihre Stimme tönt zu uns, als spräche sie heut.

Digitized by Google

Wie viele haben in diesen Wochen die Worte neu erlebt, die Fürst Bismarck dem künftigen Kriege gesprochen hat: sie gelten alle für unsern Krieg. Er hat (1878) die Voraussetzungen bestimmt, ohne die Deutschland nicht losschlagen könne: „den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns, die volle Überzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation." Er hat (1888) die Notwendigkeit unserer Wehr großartig begründet: „Wir müssen so stark sein, daß wir mit dem Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition, mit dem Selbstvertrauen und mit dem Gottvertrauen, welches die eigene Macht verleiht und die Gerechtigkeit der Sache, die immer auf deutscher Seite bleiben wird nach der Sorge der Regierung — daß wir damit jeder Eventualität entgegensehen können, und mit Ruhe entgegensehen können." Er hat mit Stolz von unserem Volksheer und seiner Ausbildung und seinem Offizierkorps als von unvergleichlichen und unnachahmbaren Werten gesprochen, und von der friedfertigen und verantwortungsbewußten Besonnenheit zugleich, mit der „die gewaltige Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat", gelenkt und zurückgehalten werden werde bis zum äußersten Falle. Aber er hat damals die Drohungen stolz zurückgewiesen und den Friedensbrecher ehern gewarnt: er „wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!" Er hat „das ganze Gewicht der Imponderabilien" gewürdigt, „die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte": der Imponderabilien „in einem Kriege, wenn wir angegriffen werden. Dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren und es wird kein Feind wagen, mit diesem *furor teutonicus*, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen". Die Stunde ist da; Bismarcks Glaube hat sich bis heute überwältigend erfüllt. Sein Vermächtnis betätigt sich allüberall, seine Worte sind wirkende Wirklichkeit. Er selber ist bei uns, und er lebt in unserm Volke.

Was aber würde er, der Staatsmann, der Diplomat, wenn er heute zu handeln hätte, heute tun? Das wissen wir: das Äußerste. Er würde jedes Mittel aufnehmen, auch jedes Mittel der Revolution; er würde der furchtbaren Härte dieser Tage furchtlos ins Antlitz schauen; er würde alles tun, was Deutschlands Zukunft retten und was sie gegen künftige Gefahren

Digitized by Google

sichern und ausbauen könnte, mit ehernem Griffe, besonnen und schonungslos, weitausgreifend in alles Gefüge des Erdteils und der Welt. Einen Krieg ohne Ziele hat er selber als ein Unding verworfen. Er würde mit seinem Löwenauge in das Dunkel dieser Stunde hinausspähen, in diesen Sturm, der alles Leben Europas in Ost und West durcheinanderjagt und in Frage stellt, und neue Programme, die über das Werk und das Ziel des Bismarck von 1870 hinausführen müssen, Programme einer neuen, festeren Weltgestaltung in sich aufrichten und sie in die Wirklichkeit übertragen wollen. Die Stunde des Kampfes, der nun einmal kam, die Stunde des Sieges, auf den wir vertrauen, auf den wir vertrauen müssen, muß unser Volk auf den Bahnen seiner Notwehr weiterleiten, über die große Vergangenheit hinaus. Wir brauchen nicht Eroberung, aber Deckung, und somit mancherlei Neubau ringsum. Auch diese Aufgabe wird ungeheuer sein; stähle Sein Geist uns und unsere Führer auch für sie! Aber das sind Gedanken, die erst noch in der Tiefe hoffen und arbeiten und reifen müssen; es wäre vermessen, dieser Pflichten heute zu gedenken, als wären sie schon da. Was wir heute brauchen, ist noch ernsthafter und eherner als sie: durch! Wir stehen in der bittersten Notwehr, in der jemals ein großes Volk gestanden hat; diese Notwendigkeit stößt uns voran: und auch sie, die einfachste Erhaltung unseres Daseins selber, ist wahrlich für diese schwersten Tage Ziel und Inhalt genug: ein Inhalt von furchtbarer und erhabener Größe. Wie klein ist jedes Wort in solcher Zeit. Aber auch der Daheimgebliebene empfindet es mit heißem Stolze: wir haben in diesen letzten Wochen den Geist unserer Genien wieder aufsteigen sehen, den Geist des Vertrauens und der Hingabe, des Todesmutes und des tödlichsten Zornes, den Geist, der alles für alles gibt, mit freudiger Hoffnung. Wir spüren in Deutschlands Hand und in Deutschlands Blut das Eisen, das keiner in uns hineingebildet hat so wie Er: die letzte, härteste, einzige Kraft unserer Rettung und unseres Lebens. Fürst Bismarck hat in seinem großen und heißen Leben mit tragischen Schmerzen um sein Vaterland, um die Seele seines Deutschlands gerungen und gelitten: er wäre heute mit seinem Volke zufrieden.

Digitized by Google

Was wir seit 1870 erstrebt haben.

Von Veit Valentin, Privatdozent der Geschichte an der Universität Freiburg i. B.

Freiburg, 5. August.

Vierundvierzig Jahre liegen zwischen dem Kriege, den Preußens Norddeutscher Bund zusammen mit den süddeutschen Staaten um Einheit und europäische Autorität gegen das rivalisierende französische Kaiserreich geführt hat — und diesem neuen größeren Kriege von heute, in dem die beiden mitteleuropäischen Großmächte um Selbstbehauptung und Weltgeltung kämpfen müssen. In dieser Epoche hat der staatliche Wille des Deutschen Reiches zwei Träger gehabt: Bismarck und Wilhelm II.

Bismarck ist der letzte und größte Verwirklicher des Nationalstaatsgedankens gewesen. Er hat dem ringenden Deutschtum in dem Reich die Form staatlichen Lebens geschaffen, die es ebenbürtig neben die älteren, schon lang kompakten Nationen, die britische und die französische stellte. Dieses Reich war nicht der freie Volksstaat von reiner idealistischer Deutschheit — sondern ein robustes praktisches politisches Gebilde, klug zusammengeballt um den harten preußischen Kern, vom Überkommenen reich ausgestattet, dem Zukünftigen lebendig zugewandt: eines der größten Staatsmeisterwerke neuerer Geschichte.

Was konnten wir Deutsche in solcher Hut anderes wünschen denn Arbeit in Frieden?

Die Sieger von 1870/71 schufen sich Gesetz, wirtschaftliche Lebensformen, Gewinn und Glück in dem neuen Reich, weitergeleitet von dem gewaltigen Verstand, der überragenden Arbeitskraft seines Begründers. Die neuen Parteien machten ihm Not, und er ihnen: das Wichtigste, die ständige Sorge dieses rastlosen Geistes bleiben die Sicherungen, die dem Lebenswerk nach außen gegeben werden mußten. Er hatte Österreich aus Deutschland drängen können, weil er Napoleon III. in die Rolle des geschädigten Zuschauers zu bringen wußte; er hätte seinem Reich das Reichsland nicht zu gewinnen vermocht, ohne die freundliche Neutralität Rußlands. Wie diese Kombinationen dem Kriege, so dienen alle nach 1871 dem Frieden. Deutschland ist „saturiert", sagt Bismarck. Er läßt keinen neuen Krieg gegen Frankreich zu, wie ihn militärische Kreise wünschen; er wendet sich ab von Rußland, um Österreich als Bundesgenossen zu gewinnen, und kommt trotz Zollkrieg und Panslawismus dann auch wieder zu Rußland durch den Rückversicherungsvertrag in ein vertrautes Verhältnis — und das, nachdem er auf dem Berliner Kongreß Rußlands einzigen militärischen Sieg seit hundert Jahren durch kunstreiche Schmälerung des Siegespreises

Digitized by Google

entwertet und ihm den Balkankonkurrenten in Österreich an die Seite gesetzt hat! Er zieht Italien hinein in sein System und versteht es, England an überseeische Unternehmungen Deutschlands zu gewöhnen. Weltpolitisch war das nicht bei ihm gemeint; gewiß hat er alles, was über die Kontinental-Europäische Sphäre hinausging mitberechnet. Entscheidend für sein überlegenes Spiel war das Interesse seines Reiches, dessen elementaren Daseinsfragen. So hat er das Zueinanderstreben Rußlands und Frankreichs, der einzigen europäischen Mächte, die keine Interessengegensätze haben, gestört, er hat Englands asiatischen Gegensatz zu Rußland benutzt: er hat seiner Schöpfung eine außerordentliche Machtstellung zwischen und über den Mächten Europas gegeben, — alles das nur durch die Einzigkeit seiner persönlichen Genialität inmitten einer Welt, deren wesentliche Lebensbedingungen sich schon völlig umwandelten.

Die neue weltwirtschaftliche Solidarität und Konkurrenz der Mächte zwingt seit dem Ende der achtziger Jahre die Deutschen in eine ganz andere Richtung ihres staatlichen Wollens. Es hat keinen Sinn mehr eine europäische Hegemonie auch nur zu erstreben; denn die Autorität des Nachbarn Frankreich beruht jetzt immer mehr auf seinem afrikanischen Kolonialreich und die Autorität des Nachbarn Rußland auf seinem asiatischen. So muß das Deutsche Reich Wilhelms II. auch hinaus in die große Welt; es muß mithandeln und mittun, so wenig es durch natürliche und historische Verhältnisse begünstigt sein mag, weil es einen Rang einnehmen muß, der der deutschen Volkskraft, der deutschen Arbeit, der deutschen Kultur würdig ist. Es ist das weltgeschichtlich Große an der Persönlichkeit Wilhelms II., diese Notwendigkeit erkannt zu haben; er erwirbt Deutschland eine Position in den beiden Wetterwinkeln der großen Welt, im Orient und in Ostasien, er kämpft in den afrikanischen Kolonien und erweitert sie; vor allem: er schafft eine deutsche Flotte, die überall da dem Reich Ansehen erwirbt, wo der Deutsche arbeitet. Nie konnte in Deutschland daran gedacht werden, durch diese Weltpolitik dem Reich die äußere Ausdehnung zu verschaffen, die die drei Weltmächte ersten Ranges, Großbritannien, Rußland und die Vereinigten Staaten haben. Das verantwortliche und unterrichtete Deutschland konnte nur Eines erstreben: ungehinderte Arbeitsmöglichkeit für den deutschen Unternehmungsgeist in der großen Welt und dafür die notwendigen Garantien. Diese Garantien mußten bestehen in der Aufrechterhaltung des Besitzstandes des Reiches und seiner Verbündeten in Europa, sowie in einem loyalen Verhältnis zu den wirtschaftlichen Hauptkonkurrenten, den Vereinigten Staaten und Großbritannien. Ein loyales, ja freundschaftliches Verhältnis zu den Vereinigten Staaten herzustellen ist uns gelungen; Englands Eifersucht und Groll hat sich aber nicht stillen lassen.

Digitized by Google

Und unser Besitzstand in Europa ist von dem unversöhnlichen Besiegten von 1871 ebenso hartnäckig bedroht worden, wie der Besitzstand unseres Verbündeten, der österreichisch-ungarischen Monarchie, von Rußland und seinen Balkanvasallen.

Immer enger sind das Reich und die Monarchie im Osten zusammengewachsen zu einem vielgestaltigen, aber politisch einheitlichen Körper; nichts beweist mehr, wie sinnlos die theoretische Überspitzung des Nationalitätsprinzipes ist, als der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie, der geschichtlich und wirtschaftlich einzig möglichen staatlichen Form für das Völkergeschiebe an der Grenze von Westeuropa.

Das Deutschland Wilhelms II. erstrebt als Ziel nichts anderes als das Deutschland Bismarcks: Arbeit in Frieden. Die Bedingungen der Arbeit haben sich verändert — wir müssen noch einmal um den Frieden kämpfen. So stand es um Friedrich den Großen, als er zum drittenmal für Schlesien ins Feld zog. Er errang Preußen die Großmachtstellung in Europa, so wie wir Deutschen heute unseren Platz in der großen Welt behaupten und bekräftigen wollen.

Wilhelm II.

Von Karl Mayr, Professor der Geschichte an der Universität München.

Seit dem 2. August bereitet sich im deutschen Volk eine innere Wandlung vor. Es ist in eine Bewegung eingetreten, die jene von 1813 schon jetzt an Breite übertrifft; und es schickt sich an, mit ihr auch an Tiefe zu wetteifern. Wieder bemächtigt sich des Volkes das Gefühl, daß es nicht um dieses oder jenes Gut geht, sondern um die Existenz. Vor hundert Jahren hatte der preußische Nationalismus andere geistige Gegner in sich zu überwinden als die heutige deutsche Nation. Damals schmückte sich das, was überwältigt werden mußte, mit dem vieldeutigen, viel Großes und viel Schwächliches in sich bergenden Namen Weltbürgertum. Heute liegt die Gefahr im Materialismus und Egoismus, die durch den rasenden Lauf der wirtschaftlichen Entwicklung übernährt, durch geistige und soziale Einflüsse ins Kraut geschossen sind. Wer möchte bestreiten, daß auch die Wirklichkeiten ihre starken moralischen Werte besitzen. Aber das ist doch sicher: mit allzu großer Sorge um die materiellen Güter hat uns der dreiundvierzigjährige Friede erfüllt. Wir sind in ihm luxuriös und verschwenderisch ge-

Digitized by Google

worden. Die Sorge für unsere lyrischen Gefühlchen, für geschmackvolle Lebensführung ging uns sehr nahe, allzu nahe. Wir sind Verzehrer des Ererbten und Erworbenen geworden; wir haben uns lieber in weichliche und feine als in kräftige Stimmungen versetzen lassen wollen. Schon in den Anfängen des Krieges klopft mancher an seine Brust und hält Einkehr.

Seit langem sind Kräfte am Werk, die dem entgegenarbeiten. Gehör fanden sie aber selten. Die zahllosen Anzeichen neu auftauchender Bindungen wirtschaftlicher, religiöser und philosophischer Art wurden übersehen, oder sie dünkten vielen als etwas Unbegreifliches, sie wurden wohl gar verachtet.

Nun aber kam der große Wecker. Wie mit einem Zauberstab rührte die plötzlich riesengroß emporfahrende gemeinsame Gefahr an lang verschüttete, doch nicht verlorene Instinkte des Volkes. Durch das ganze Volk hindurch erwachte der kriegerische Geist, der von je in ihm gewesen, der Geist der Ordnung und der Unterordnung dringt in den Vordergrund. An der vielgeschmähten Disziplin, die der Kultivierte kaum mehr für sich als nötig erachtete, sah man mit einem Male wieder das Wohltätige und Sichernde. Die lange Erziehung durch Heer und Staat erscheint aufs neue als die Bewahrerin der besten Eigenschaften der Nation. Der Vaterlandsgedanke breitet sich überwältigend aus und sammelt alle Wildwasser übertriebener Subjektivität in ein gemeinsames Becken. Was man seit langem vielfach vergessen hatte oder kaum mehr für möglich hielt, die allgemeine Hingabe an ein gemeinschaftliches Ziel tritt Gut und Blut heischend auf und siehe da — alle Lebenssäfte strömen ihr zu. Sogar das, was unser Volk so lange tief zerrissen, die Standesunterschiede, treten zurück und hoffend wirft man den Blick auf die Millionen, die sich anschicken, wirklich wieder ein einig Volk von Brüdern zu werden.

Wohl ist der Krieg die bittere Medizin, die bestimmt scheint, uns von so vielen Krankheiten zu befreien. Aber er würde nicht diese heilende Kraft haben, dürfte sich nicht das ganze deutsche Volk heute sagen: Unser Krieg ist gerecht, so gerecht wie der vor 100 Jahren und der vor 44 Jahren. Und daß wir dieses Gefühl haben können, das verdanken wir dem, der heute das Symbol der kriegerischen Macht Deutschlands und das Haupt des Volkes ist, dem Kaiser.

Es ist jetzt die Stunde, da es gesagt werden muß, und wir dürfen es, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, weil alle Welt unsere Treue sieht: Bei vielem, was in der Vergangenheit liegt, vermochte ein großer Teil der Nation nicht auf die Seite des Kaisers zu treten. So wenig die Zeitgenossen in der Regel von der wirklichen Geschichte ihrer Zeit wissen können, so war doch erkennbar, daß der Kaiser sie in einer Richtung beeinflußte, welcher der Beifall weiter Kreise oft gefehlt hat. Sein autoritativer Sinn glaubte,

Digitized by Google

auch die immateriellen Dinge, insbesondere die Entwicklung der Kunst, von außen her beeinflussen zu sollen. Anderes mag hier und jetzt unberührt bleiben. Aber mögen ihn auch Politiker bekämpft, Künstler und Kunstfreunde seine Stellungnahme bedauert haben — wie stehen wir heute zu unserem Kaiser? Getrost darf man sagen: Heute gibt es niemanden mehr, der nicht bedingungslos zu ihm stände, habe er ihn früher bekämpft oder sei er von ihm bekämpft worden. Wir stehen Mann für Mann zu ihm, nicht bloß weil er nach der Verfassung unser oberster Kriegsherr ist, sondern ganz besonders auch deshalb, weil er sich als Deutscher und als echter Mann vor allem Volk erwiesen hat. Niemand ist, der das nicht laut bekennt, soweit die deutsche Zunge klingt: In dem diplomatischen Konflikt mit unseren Feinden war des Kaisers Auftreten herrlich, würdig und edel. Als unsere einrückenden Oberländler Reservisten juchzend über den Marienplatz in München stampften, stand auf den Gesichtern der Stolz geschrieben, daß wir einen solchen Kaiser haben.

Durch den Telegrammwechsel mit dem Zaren hat er das Herz der Nation geradezu erobert. Wie im Nu fiel alle und jegliche Opposition zu Boden, als er am 4. August bekannt wurde. Man sah: da hatte ein Mann, der es wußte, was es heißt, den Frieden der Welt in der Hand zu halten, im entscheidenden Augenblick gesprochen und gehandelt, wie es nicht besser für das ganze Volk hätte sein können. Indem er bis zum Äußersten in der Erhaltung des Friedens ging, erfüllte er den Wunsch der Gesamtheit. Indem er dann, als durch die Wachsamkeit unseres Petersburger Gesandten rechtzeitig die Wahrheit an den Tag kam, ohne Zagen, blitzartig zuschlug, traf er wieder die folgenschwere Entscheidung in einer Art, der jeder zustimmen mußte. Jedermann empfand: so handelt ein Mann, so handelt ein Deutscher. Niemals hat der Kaiser etwas getan, das ihn deutscher, niemals etwas, das ihn im eigentlichen Sinne volkstümlicher hätte erscheinen lassen.

Seine Telegramme sind rein von jeder unnötigen und unwahren Phrase. Sie drohen nicht und schmeicheln nicht. Sie sind entgegenkommend bis zum Äußersten, aber auch fest und entschieden. Gerade durch den Gegensatz zu der Persönlichkeit, die die russischen Telegramme verfaßte, ist er für uns Deutsche der Inbegriff unseres Wesens geworden. Obwohl der Telegrammwechsel der Fürsten formal nur die Aktion der Diplomaten unterstützte, ist er für die tatsächliche Entwicklung doch der Kern und das ausschlaggebende Moment geworden. Das Größte hat der Kaiser allein getan: im gefährlichsten Augenblick handelte er so, daß das Odium des Krieges auf diejenigen fällt, die ihn in der Tat gewollt haben. Was nach der Kriegserklärung von ihm ausging, war vom nämlichen Geiste getragen. Die Thronrede vor dem Reichstag ist ein Meisterstück, schlicht im

Digitized by Google

Ton, wahrhaft und männlich, kein Geklingel und keine Verschleierung, was man von den gleichlaufenden Kundgaben der übrigen Nationen nicht sagen kann — ein Dokument, würdig der Bedeutung, die das Deutsche Reich in 43 Friedensjahren erreicht hat.

Wer hätte gedacht, daß es jemals gelingen würde, die Parteien so zu einigen, wie es geschah, in die Hände des Kaisers selbst, unsere Parteien, die mit unseren verhängnisvollsten Anlagen verknüpft sind. Was für die meisten ins Gebiet des Traumes und der Phantasie gehörte, ist nun schöne, köstliche Wahrheit geworden, ein Gut, dessen Wirkung uns nicht mehr entschwinden kann, in keinem Sieg und in keiner Not. Glänzend hat sich bewahrheitet, was manche in den Zeiten des Parteihaders sich erlaubten den Führern der Sozialdemokratie einfach nicht zu glauben: im Augenblick der Gefahr ließ sich die Partei von Niemanden an Patriotismus übertreffen, wenn auch ihre Gesinnung eine andere Farbe hat als die unsrige und nicht an der Person des Kaisers hängt. Gewiß hätte die Partei auch ohne den Kaiser gewählt, wie sie es getan. Aber es erfreut das Herz der Nation und verspricht viel für die Gesundung unseres Parteiwesens, daß der Kaiser selbst die Initiative ergriff. Mit gewinnender Herzlichkeit, ja mit stürmischer Ritterlichkeit hat er hinweg über alle Vorurteile die nervige Hand des Arbeiters ergriffen und geschüttelt. So sind es gerade die prächtigsten und liebenswerten Eigenschaften des Kaisers gewesen, die bei diesem denkwürdigen Bunde aller Parteien mitgeholfen haben, vor allem sein Temperament, das im Schwung der Stunde überwallt. Jetzt hat es ihn im großen Augenblicke doch das rechte versöhnende Wort finden lassen, das das Volk zu einem einzigen, untrennbaren Ganzen zusammengeballt hat. Auch dafür sei ihm Dank gezollt und die Hoffnung daran geknüpft, daß nicht die Feder der Bureaukraten und der Ehrgeiz der Führer verdirbt, was der Mund des Kaisers gelobt hat.

Jahrzehntelang hat Kulturdünkel, Kaufmannsneid und Rassenhaß an dem Netz gewebt, das über dem Kopf der Nation zusammengezogen werden sollte. Jetzt muß das deutsche Volk das nächtliche Gewirk mit einem gewaltigen und furchtbaren Ruck zerreißen. Daß dabei alle Fäuste, alle Herzen und alle Hirne eins sind, verdanken wir vor allem dem Kaiser.

Digitized by Google

Kaiser Franz Josef.

Von Oswald Redlich, Professor der Geschichte an der Universität Wien.

Wir leben große, gewaltige Tage, die mit stürmischer Schnelligkeit über uns gekommen sind. Ein herrliches Schauspiel, wie die ungeheure Kraft des Deutschen Reiches und Volkes sich erhebt wider die ringsum drohenden Feinde, die nun den ganzen, lange gesammelten Neid und Haß gegen Deutschlands Größe entladen. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie die Völker Österreich-Ungarns einmütig und ohne Zaudern sich um ihren Kaiser scharen zum Kampfe gegen die serbischen Fürstenmörder und deren gewaltigen Protektor und wider alle Feinde, die Feinde des verbündeten Deutschlands sind. Ein bedeutsames Schauspiel, wie tschechische und polnische, südslawische und rumänische Stimmen sich mit Deutschen und Ungarn vereinen und erklären, die Monarchie sei ihre Heimat, sei der gemeinsame Hort, den sie wahren und schützen wollen. Ist dieses das gespaltene, zerfallende Österreich, an das freche Fäuste nur pochen zu dürfen meinten, damit es zerbreche? Wo ist all der innere Hader und Streit? Vergeht und verschwindet er vor dem ungeheuren Kampfe, der uns bevorsteht gegen das Moskowitertum und seine Verbündeten? Beginnt sich jetzt unter Blut und Schlachten als wahr und wirklich zu erweisen, was der Historiker von der Lebenskraft und Lebensnotwendigkeit Österreichs erkannt hat?

Unser Hoffen, daß dieser Existenzkampf der zwei großen, treu verbündeten mitteleuropäischen Reiche wider eine Welt von Feinden siegreich bestanden werde und daß in diesem Kriege unser altes Österreich zu neuem kraftvollem Leben erstehe, ist gewissermaßen personifiziert in unserem ehrwürdigen Kaiser, dem lebendigen, höchsten Ausdruck der Kraft und Einheit unserer Monarchie. Als Greis ergreift er entschlossen das Schwert zum größten Kampfe seines Lebens! Und welches Lebens? Kaum hat je ein junger Fürst eine so schwere Bürde übernommen, wie Kaiser Franz Josef am 2. Dezember 1848 im Thronsaal zu Olmütz, mitten in einer der schwersten Krisen, die Österreich jemals zu bestehen hatte. Er übernahm ein Reich, das herausgeführt werden mußte aus vielfach rückständigen Verhältnissen zu einer tiefgreifenden Neugestaltung der Verwaltung, der Justiz, des Unterrichtswesens, zu neuen Schöpfungen auf den Gebieten des Handels, der Industrie, des Verkehrs. Ein Reich, von verschiedenen Völkern bewohnt, die national zu fühlen begannen und die nach konstitutioneller Verfassung riefen. Das neue Österreich ist nicht ohne schwere und schmerzliche äußere und innere

Digitized by Google

Kämpfe geworden. Auf jahrhundertealte Machtstellungen in Italien und Deutschland mußte es verzichten und eine traditionell zentralistische innere Politik aufgeben zugunsten der neuen Ordnung mit Ungarn. Und jene nationale Frage, die das 19. Jahrhundert beherrscht, hat das Innere Österreichs am stärksten aufgewühlt, das so viele Nationen in sich beherbergt. Das nationale Ringen um die Form staatlichen Zusammenlebens erfüllte seit Dezennien die Regierungszeit Kaiser Franz Josefs. Aber so kampfreich, dornenvoll und schwierig dieses Problem auch ist, es muß gelöst werden. Die historische Gestaltung Österreichs, seiner Länder und Grenzen haben Natur und Geschichte begründet. Sie sind zusammengewachsen durch die mächtig erstarkte Gemeinschaft der wirtschaftlichen Interessen, und die Gemeinsamkeit findet ihren stärksten Halt in der altangestammten Dynastie, in der Person des Herrschers.

Kaiser Franz Josef steht jetzt im 84. Jahre seines Lebens, im 66. seiner Regierung. Ein langes Leben unermüdlicher Arbeit, strengster Pflichten, höchster Verantwortung, Jahr für Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Schwere Katastrophen des Staates sind dem Herrscher nicht erspart geblieben, und menschlich noch schwereres Geschick hat vor dem Thron der Habsburger nicht Halt gemacht; das Teuerste und Hoffnungsreichste ist dem Kaiser Schlag auf Schlag grausam entrissen worden, bis zum letzten harten Verluste vom 28. Juni. Was dem Kaiser dafür in immer steigendem Maße zuteil wurde, das ist die Anhänglichkeit seiner Völker. Hat dem jugendlichen Herrscher Österreich zugejubelt als der Hoffnung des Staates, so dankt es dem greisen Kaiser in Treue für die Erfüllung: für die Erneuerung der Monarchie, die unter ihm und durch ihn zum modernen Staatswesen geschaffen und mit dem neuen Deutschen Reiche in engem Bunde verknüpft worden, für sein Vorbild der Gerechtigkeit, der hingebenden Pflichterfüllung, der unermüdlichen Fürsorge und Tätigkeit. Es lebt heute kein Mensch in Österreich, dem nicht von frühester Jugend an immer wieder die Gestalt unseres Kaisers als lebendiger Mittelpunkt des staatlichen Daseins und Fühlens vor Augen schwebte. Seit wir denken, dem Gelehrten und dem Ungelehrten, dem Manne wie dem Kind, ist Kaiser Franz Josef die Verkörperung Österreichs, das Bleibende, Dauernde in all dem Auf- und Abfluten der Politik und inmitten all der Veränderungen des Staates, der Gesellschaft und des Lebens.

Kaiser Franz Josefs Person an und für sich ist eine unbeschreibliche Macht, gleichsam er allein schon ein Armeekorps. Er rief seine Völker und seine Heere zum gerechten Kampfe an der Seite seines treuen Bundesgenossen. Sie kommen mit Jubel, sie werden siegen, sie werden eine neue Epoche für Österreich erstreiten.

Digitized by Google

Politik und Kultur.

Von Friedrich Meinecke, Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

Freiburg i. B., 4. August 1914.

Dieser Krieg rührt nun mit einem Male an alles, was wir haben und sind. Mit einem plötzlichen Ruck fordert der Staat von uns, es ihm blindlings hinzugeben: Hab und Gut, Leib und Leben, Faust und Fuß, Wissen und Können. Jeder Einzelne hat sich von jetzt an nur noch als ein Stück der großen Armatur des Staates zu betrachten, und es ist ihm, wenn ihm nicht unmittelbar die Waffe in die Hand gedrückt wird, nur die Wahl gelassen, nach der Stelle zu spähen, wo er am raschesten oder am wirksamsten helfen kann, die moralische und physische Streitkraft der Nation zu verstärken. Die Herrschaft des Staates über den Einzelnen hat ihren höchsten Grad erreicht, — und wir müssen uns, die Zähne zusammenbeißend, darauf gefaßt machen, daß wir wahrscheinlich das Höchste und Äußerste zu leisten haben werden, was je im modernen Kulturleben der Staat vom Individuum verlangt hat. Es durchschauert uns die Ahnung, daß wir, wenn wir nicht rasch und durchgreifend siegen, selbst die Leiden, Opfer und Leistungen unserer Urgroßväter von 1807 und 1813 werden hinter uns lassen müssen.

Wir sagen uns das nicht bloß deswegen, weil wir mit dem uns aufgezwungenen Zweifrontenkriege eine noch nie gelöste Aufgabe zu lösen haben und wenn England hinzutritt zu unseren Gegnern, vielleicht der mächtigsten und furchtbarsten Koalition gegenüberstehen, die je gewesen ist. Auch wir haben wuchtige und nie vorher dagewesene Mittel der Abwehr ihr entgegenzusetzen. Jetzt wird es im vollen Umfange erst zutage treten, was ein Jahrhundert europäischer Staats- und Kulturentwicklung an Angriffs- und Verteidigungsmitteln geschaffen hat. Man kennt wohl alle die einzelnen Waffen und als Waffe dienenden Möglichkeiten der geistigen, technischen und wirtschaftlichen Kultur, um den Feind direkt oder indirekt auf die Kniee zu zwingen, aber ihr Zusammenwirken auf dem alten europäischen Kulturboden wird nun jetzt erst erprobt werden, und das Maß der Zerstörung, das sie anrichten werden, kann niemand überschauen. Diese schlechthinnige Unberechenbarkeit der Wirkungen ist es vor allem, die auch das festeste Herz unter uns erschauern lassen kann. Haben darum Staat und Kultur ein Jahrhundert lang sich so mächtig entfaltet, erhöht, verfeinert und intensiviert, um nun durch ihre eigenen Schöpfungen zugrunde gerichtet zu werden? Die Frage drängt sich auf, ob hier nicht letzten Endes ein furchtbarer Mißbrauch der Kultur durch den Staat vorliegt.

Digitized by Google

Die Pazifisten und überhaupt alle unpolitischen Idealisten pflegen diese Frage mit fliegender Eile zu bejahen. Der Historiker, der nicht von dem was sein sollte, sondern von dem was ist, auszugehen pflegt, verfährt anders in der Beantwortung. Er verzichtet nicht auf ein endgültiges und rundes Ja oder Nein, aber er stellt voran die empirische und ruhige Untersuchung der wirkenden Kräfte des geschichtlichen Lebens, seiner großen und unvermeidlichen Stromrichtungen. Er übt in erster Linie eine dynamische Betrachtung, nicht anders wie der Beobachter von Wetter und Winden. Er würde, wenn er sie konsequent zu Ende führen würde, zu einer fatalistischen Anerkennung alles dessen, was ist und wirkt, gelangen, zu einem Relativismus, der mit behender Technik sich wohl in jede geschichtliche Tendenz hineinzuleben vermag, aber achselzuckend den Sieg des Stärkeren und den Untergang des Schwächeren konstatieren müßte. Die Antwort, die er dann im vorliegenden Falle zu geben hätte, liegt auf der Hand. Der Staat — oder wie man im modernen Leben sagen muß: der Inbegriff der Staatsbedürfnisse und politischen Nationalinstinkte zusammengenommen — ist mächtiger als die Kultur. Er zwingt und preßt sie, wenn es darauf ankommt, jählings so ganz und gar in seinen Dienst, daß sie jegliches Eigenrecht verliert und mit ihm stehen und fallen muß. Fällt dann der Staat im Kampfe gegen eine übermächtige Gegnerschaft, so mag man, wenn man noch zu einem Werturteil sich aufschwingen will, mit Jakob Burckhardt schließlich sagen, daß die Macht an sich eben böse ist, war und sein wird.

Bleiben wir einmal bei dieser, wie wir ausdrücklich sagten, rein dynamischen Betrachtungsweise stehen, verschieben wir ihre Kritik und versuchen wir lediglich sie auf die gegenwärtige Lage anzuwenden. Sie würde dann ganz und gar als das Ergebnis einer ehernen Notwendigkeit erscheinen. Die elementaren, durch Kultur und Moral noch nicht gezügelten Nationalinstinkte der Serben bedrohen durch Verschwörung und Mord den Länderbestand und den inneren Zusammenhalt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Diese, in ihrer Existenz und Autorität gefährdet, rafft sich zur kräftigsten Gegenwehr auf. Sie erklärt zwar, in Berücksichtigung der gesamten Weltlage auf eigene Eroberungsabsichten verzichten und den territorialen Bestand Serbiens schonen zu wollen, aber stellt, um sich für die Zukunft wirksam zu schützen gegen die großserbische Propaganda, Forderungen an Serbien, die dort und in Rußland als eine Beeinträchtigung der serbischen Souveränität, als eine tatsächliche Machtausdehnung Österreichs über Serbien aufgefaßt werden. Alle aufgestapelten Machtinstinkte in Rußland kommen nun in Wallung. Man glaubt den natürlichen, ererbten und erkämpften Anspruch auf die Hegemonie über die Südslawen

Digitized by Google

und alle damit zusammenhängenden Interessen im nahen Orient wahren zu müssen und zieht das Schwert. Nun treten alle vorhandenen Bündnisse, jedes ein Ausdruck tiefgewurzelter und weitverzweigter Machtinteressen, in Funktion, und Europa erklirrt von Waffen. Nur in England hält man sich noch zurück und überlegt, auf welcher Seite der gefährlichere Feind stehe. Die günstige Gelegenheit zu benutzen, um Deutschland, den gefährlichsten wirtschaftlichen Konkurrenten niederzuwerfen, ist wohl verlockend, aber Vernichtung Deutschlands heißt Sieg des Slawentums, heißt den Russen den Weg nach Konstantinopel öffnen, heißt die englischen Zukunftsinteressen in Kleinasien, Persien und Zentralasien gefährden. Man will aber zugleich auch das Gleichgewicht auf dem Kontinente erhalten und eine völlige Niederwerfung Frankreichs durch Deutschland nicht dulden. Da Deutschland nach Lage der Dinge nur eine militärische, nicht eine politische Niederwerfung Frankreichs planen kann und seine etwaige Schadloshaltung durch französische Kolonien ganz von Englands Zustimmung abhängen würde, so würde bei ganz nüchterner Erwägung seiner Interessen England zunächst ruhig zuschauen können, wenn es nichts Weiteres erstrebte als Erhaltung des Gleichgewichts. Da aber meldet sich nun der für uns so gefährliche Drang der englischen Imperialisten, der in Deutschlands Vernichtung Englands Reichtum und Größe sieht. Was wird das Ende sein, wenn diese Tendenz der englischen Machtpolitik zum Siege gelangen sollte? Die deutsche Flotte läßt sich nicht so leicht aus der Welt schaffen, wie einst die dänische vor Kopenhagen, sie wird einen großen Teil der englischen Seemacht mit in den Abgrund reißen, der ihr zugedacht ist, und die Seegeltung der noch unbeteiligten und unbeschädigten Weltmächte und Flotten wird in die Höhe schnellen auf Kosten der englischen. Mögen dem deutschen Handel und Export auch die schwersten Wunden geschlagen worden sein, so kann doch der englische Imperialismus nur mit einem weinenden und einem lachenden Auge auf das Endergebnis schauen — denn der Entscheidungskampf mit der vergrößerten slawischen Weltmacht um Asiens Zukunft steht ihm dann über kurz oder lang bevor, und es fehlen, wenn Deutschland und Österreich niedergerungen sind, dann diejenigen Gewichte, die gegen die slawische Staatenwelt ausgleichend wirken können. Der ganze russische Expansionsdrang kann sich, nachdem er im Westen sein Ziel erreicht hat, wieder unabgelenkt nach Osten, nach Persien, Indien und China ergießen. Was kann England ohne Volks- und Massenheere den Riesenaufgeboten Rußlands künftig entgegensetzen? Nebenher mag die englische Kultur, mag alles, was in England nach Kunst und Wissenschaft, nach geistiger Verfeinerung strebt, darauf rechnen, daß der Austausch ihrer geistigen Güter

Digitized by Google

mit denen des Kontinents künftig andere Verhältnisse vorfinden wird. Die Nation Goethes, Kants und Beethovens, die Nation, die Goethe und Shakespeare in einem Atem zu nennen liebt, wird im Hall und Widerhall der Kulturvölker stiller werden, und die Slawenvölker haben dann der Welt zu zeigen, ob ihr wilder, primitiver Nationalismus und ihre halbbarbarische Ethik eine der deutschen ebenbürtige Geisteskultur zu entwickeln vermag.

Indessen biegen wir mit dieser Betrachtung von der rein dynamischen, wertfreien Auffassung der augenblicklich wirkenden Staaten- und Völkertendenzen, die wir versuchen wollten, schon ab. Aber läßt diese sich überhaupt ausschließlich durchführen? Schon innerhalb des rein politischen Gebiets muß sie irre werden an ihrer alleinigen Geltung. Wir haben das Beispiel der Erwägungen, die der Engländer heute anstellen muß, gewählt, um an ihm zu zeigen, daß Politik nicht immer bloße, blinde Auswirkung der jeweilig stärksten Staats- und Nationaltendenzen sein kann, daß sie wägen und scheiden, daß sie fortgesetzt peinlich und weitschauend zwischen größerem und geringerem Übel wählen muß. Wohl gibt es auch blind und elementar sich ergießende Politik, — nämlich solche, wie sie Rußland jetzt treibt und früher nur zu oft getrieben hat. Von ihr gilt es heute im vollen Umfange, daß die „Macht an sich böse" ist. Sie ist eine kulturarme Politik. Es gibt aber auch eine von Kultur erfüllte und veredelte Politik. Von ihr wollen wir jetzt sprechen.

Die Machtpolitik der großen Staaten hat zwei Seiten, eine gewissermaßen zeitlose und eine zeitgeschichtlich bedingte. Zeitlos, d. h. zu allen Zeiten wirksam gewesen und dem Wesen des großen Staates immanent ist das, was Bismarck seine einzige gesunde Grundlage nannte, der staatliche Egoismus, das Streben nach unbedingter Selbstbestimmung, nach Geltendmachung seiner Interessen durch alle Machtmittel, über die er verfügt. Die Tendenz zu dieser Pleonexie ist immanent, ist in den großen Reichen des Altertums nicht minder wie in denen des Mittelalters und der neueren Zeit lebendig gewesen, — aber ihre Erscheinungsformen wechseln, ihre Mittel und ihre Ziele unterliegen dem Strome der Entwicklung, der Gesamtheit aller sich immerdar wandelnden Faktoren des wirtschaftlichen, sozialen, politischen, geistigen Lebens, — dem Strome des Kulturlebens. Eine Geschichte der Machtpolitik in diesem Sinne zu schreiben, die wechselnden Gestaltungen einer und derselben Tendenz im innerlichsten Zusammenhange mit allen den reichen und bunten Kräften der auf- und absteigenden Kulturen zu schildern und genetisch zu entwickeln, wäre eine der größten und fruchtbarsten Aufgaben moderner Geschichtschreibung. Eine Fülle der inhaltsreichsten Probleme eröffnet sich hier. Auch die einzelnen

Digitized by Google

Mächte des Kulturlebens haben, jede für sich, zeitlos und immanent den Drang nach Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung. Religion, Kunst und Wissenschaft, selbst diese reinsten und geistigsten Kulturgebilde, streben nach Souveränität und Autonomie, — und müssen doch immerdar wieder eintauchen in den alles vereinenden Strom des geschichtlichen Lebens. So geht es in Anziehung und Abstoßung, in sich Fliehen und sich Finden, in Bündnissen und Feindschaften zwischen allen Mächten des Lebens, — und insbesondere zwischen Politik und Kultur.

Aber in dem bunten Hin und Her der Wechselwirkungen vollzieht sich eine langsam ansteigende Entwicklung. Die roheren Mittel und Ziele der Machtpolitik weichen den edleren und menschlicheren. Höhere Menschlichkeit der Machtpolitik heißt freilich nicht, daß sie mit geringeren Opfern und geringerer Energie geführt wird, sondern daß höhere, geistigere Kulturwerte von ihr umfaßt, vertreten, verteidigt und ausgebreitet werden. Während unmittelbar und greifbar in diesen gewaltigen Tagen unsere Kultur ganz in den Dienst des Staates gepreßt wird, dient im Reiche des Unsichtbaren heute unser Staat, unsere Machtpolitik, unser Krieg den höchsten Gütern unserer nationalen Kultur. Sie ist der Saft des Baumes, der sich in Blüten und Blättern auswirkt. Sie würde vertrocknen, wenn dem Baume die Axt in die Wurzel geschlagen würde. Alle diejenigen unter uns, die von einer Kultur ohne Staat träumten, werden jetzt erwachen im Angesicht der Gefahr, die ihr droht. Die Zeit der Entfremdung zwischen Kultur und Politik, von der in den letzten Jahrzehnten so manche Spuren bei uns bemerkbar waren, ist vorbei. Der Pendelschlag der Stunde weist wieder auf Zeiten ihrer innigsten Vereinigung hin. Daß es ein freies, kein sklavisches Bündnis sei, das jetzt die deutsche Kultur mit der deutschen Politik einzugehen hat, dafür zu sorgen, ist heute ausschließlich Sache der Kultur. In großer Gesinnung, mit jenem autonomen Ethos, das uns Kant gepredigt hat, erfasse sie die Hand des Staates und werde Waffe in seiner Hand. Dann wird es an den Tag kommen, daß sie auch schon in den Zeiten, wo sie noch nicht mit Bewußtsein dem Staate sich widmete, ihn unbewußt genährt und geadelt hat. Denn alles, was nur in einer Nation zur Höhe, zum Lichte und Geiste strebt, hilft die Nation lebendig und stark zu machen. Es wird einem froh und weit zumute, wenn man sich klar macht, daß alle einsame und stille Regung des Geistes und jede Hingebung an ein Höheres und Heiliges in einem geheimen Zusammenhange steht mit den großen Atemzügen der Nation und mit den gewaltigsten Entladungen ihrer Kraft. Das ist das höchste Ideal des modernen Lebens, daß wir gleichzeitig handeln und schauen wollen. Nun heißt es für uns als Staats- und Kulturvolk: Allen harten Realitäten des Lebens mit furchtlosem Blicke gewach-

Digitized by Google

sen zu sein und zugleich doch mit dem inneren sonnigen Auge in alle Tiefen des Geistes zu schauen. Dies Ideal wollen wir der Welt erkämpfen und erhalten.

In derselben Stunde, in der diese Zeilen abgeschlossen wurden, erklärte uns England den Krieg. Wir waren darauf gefaßt, — nun gilt es, diesem Akte einer sinnlos und selbstmörderisch überspannten Machtpolitik gegenüber uns zusammenzufassen zum Höchsten und Äußersten. Der Kern unseres nationalen Daseins ist unzerbrechlich. *Sursum corda!*

Deutschland oder England?

Von Hermann Oncken, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg.

Nach dem Wunsche des Herausgebers der „Süddeutschen Monatshefte" sollte ich in diesem Augenblicke über „Deutschland zur See" etwas zu schreiben versuchen — aber wer kann alles das, was sich in diesen Worten an Stolz und Hoffnungen für uns zusammenfaßt, heute anders ausdrücken als in der Schicksalsfrage: Deutschland oder England? Der Krieg mit England ist unter allen Erlebnissen, die auf uns einstürmten, doch das Ereignis, dessen weltgeschichtliche Bedeutung am weitesten trägt und am tiefsten aufwühlt. War auch dieser Krieg unvermeidlich? Wie kam das und was will das werden?

Die englische Kriegserklärung hat vor allem diejenigen unter uns überrascht, die an den Erfolg der Ausgleichsbemühungen der letzten Jahre geglaubt haben. Wohl scheint heute das alles, mit soviel Eifer und Ernst betrieben, nicht mehr das Papier wert, auf dem es geschrieben wurde, und niemand unter uns mag den trügerisch verflatternden Seifenblasen nachblicken; niemand zweifelt daran, daß auch unsere Staatsmänner, die den Ausgleich betrieben haben, mit einem bitteren Nachgeschmack aus dieser Episode geschieden sind. Ich scheue mich nicht, zu bekennen, daß ich, nach längerem Zögern, an die relative Aussicht dieser Bemühungen geglaubt habe, und selbst heute noch, wo der Schein dagegen spricht, der Meinung bin, daß das Vergebliche darum nicht vergeblich gewesen ist. Schon darum nicht, weil es auch jenseits des Kanals denen, die diese Stimme hören wollten, die Ernsthaftigkeit unseres Friedenswillens bewiesen hat. Es hat sich ja nicht um ein eitles Versöhnungsspiel oder um eine Stimmungsmache unter wohlmeinenden Leuten ohne Einfluß gehandelt, sondern um die Durchführung eines ernsten politischen Geschäftes von großem Umfang

Digitized by Google

und weitreichenden Konsequenzen. Die Eingeweihten wissen, daß diese Verhandlungen in ständigem Einvernehmen vorrückten, daß sie sich in ihren einzelnen Stadien eines durchaus loyalen Entgegenkommens der englischen Organe zu erfreuen hatten und gelegentlich von ihnen in einem rascheren Tempo, als unser Auswärtiges Amt annahm, gefördert wurden; ja, wie von kundiger Seite versichert wird, sind die deutsch-englischen Verträge über die Abgrenzung unserer Interessengebiete im Orient und in Afrika schon fertig und unterschrieben gewesen, und nur noch über ihre Veröffentlichung wurde verhandelt. Unsere Rechnung lief, über die materiellen Objekte des Ausgleichs hinweg, darauf hinaus: alle Mißtrauensquellen auch für kommende Zeiten zu verstopfen und der Sorge vor deutschen Invasionsplänen ein Ende zu machen. Man hat sich auch wohl bei uns nicht darüber getäuscht, daß für den Fall einer kriegerischen Explosion der kontinentalen Gegensätze das allgemeine Interesse der englischen Politik sich doch als stärker denn alle kolonialen Abmachungen erweisen würde: es wäre ein zu weitgehender Optimismus gewesen, wenn man anders gerechnet hätte. Immerhin durfte man mit Recht hoffen, daß die völlige Beseitigung aller kolonialen Reibungsflächen, die vollzogene Tatsache des Ausgleichs, die Durchtränkung der Atmosphäre mit wechselseitigem Vertrauen am Ende die Position der Deutschlandgegner in der öffentlichen Meinung Englands untergraben und in der Stunde der Entscheidung für den Frieden ins Gewicht fallen würden.

Die Stunde der Entscheidung ist infolge der verbrecherischen Offensive der russisch-serbischen Politik unerwartet früh gekommen, und so geschah es denn, daß jene Hoffnung uns — und auch die englischen Friedensfreunde — getrogen hat. Ja es konnte der Gedanke aufkommen, als wenn der Verlauf der Dinge in den letzten Wochen erwiesen hätte, daß jene Rechnung um jeden Preis trügen *mußte* und daß ein Erwachen aus einem verhängnisvollen Irrtum nun das Ende ist.

Man muß zum Verständnis des letzten Abschnitts der deutsch-englischen Beziehungen davon ausgehen, daß der politische Wille der englischen Regierung weder ganz einheitlich repräsentiert war, noch von vornherein in *einer* Richtung lief. Es lassen sich im Kabinett vielleicht drei Gruppen unterscheiden.

Auf dem einen Flügel die Männer der Aktion aus der Schule Eduards VII., die Grey und Churchill, die Erben der Einkreisungspolitik, die in einer Einschnürung oder gar Vernichtung der maritimen, politischen und wirtschaftlichen Machtstellung Deutschlands die einzige Lebensversicherung für den Bestand des britischen Imperiums erblickten: sie haben auch während unserer Ausgleichsverhandlungen das andere Eisen bewußt im Feuer gehalten und vielleicht immer damit gerechnet, mit dieser Waffe jene

Digitized by Google

vorübergehende Hilfskonstruktion wieder zu zerschneiden. Diese Männer, deren Persönlichkeiten mit dem Geiste des englischen Liberalismus kaum etwas gemein haben, sind die aktiven Urheber des deutsch-englischen Krieges. Sie hätten in mehr als einem Stadium der letzten Krise Rußland zurückhalten können, aber befanden es für gut es nicht zurückzuhalten: sie ließen bewußt die Dinge treiben, bis sie sich ihrer bemächtigen konnten.

Auf dem anderen Flügel die den Radikalen und der Arbeiterpartei nahestehenden Mitglieder, die aus voller Überzeugung den Weg des Friedens mit Deutschland gegangen sind. Sie haben gehalten, was sie versprachen. Wir wissen heute, daß diese Männer, der Lord Präsident Lord Morley, der Präsident des Lokalverwaltungsamtes John Burns, dazu der Unterstaatssekretär Mr. Trevelyan, der Sohn des Neffen und Biographen Macaulays, allein wegen des Krieges mit Deutschland aus dem Kabinette ausgeschieden sind. Es wird vor allem ein Ruhmestitel John Morleys bleiben, daß er diesen Entschluß gefaßt hat. Dieser Staatsmann mit dem vergeistigten und fein geschnittenen Kopfe, dessen ich mich aus einem Zusammensein im kleinen Kreise im *National Liberal Club* in London im vorigen Jahre mit Freuden erinnere, hatte zwar kaum eine innerliche Beziehung zu der deutschen Kultur, auch gehörte er im persönlichen Gespräch nicht zu denen, die mit besonderer Emphase die Annäherung an Deutschland betrieben; eher stand er, wie seine Werke über Voltaire, Rousseau und Diderot beweisen, den *philosophical radicals* des 18. Jahrhunderts nahe und vor allem verkörperte er, der klassische Biograph Gladstones, die großen Traditionen des englischen Liberalismus des 19. Jahrhunderts, auch in der auswärtigen Politik — und er war ein ehrlicher Politiker, der mit der Tat die Konsequenzen seiner Überzeugung zog. Und neben ihm John Burns, der Arbeiterführer, der vom Maschinenbauer sich zum Minister emporgearbeitet hat; ebenso wie im Parlament der Vertreter der Arbeiterpartei, Ramsay Macdonald, für die Aufrechterhaltung der englischen Neutralität eintrat, so hat auch John Burns im Kabinett die Sache des Friedens verfochten; er hat ausdrücklich erklärt, daß er im Einverständnis mit den großen Arbeiterorganisationen, wie dem führenden Gewerkverein der Bergarbeiter, gehandelt habe.

Zwischen den Flügeln die Männer der Mitte, wie der Premier Mr. Asquith, Mr. Lloyd-George und Lord Haldane, die das eine wollten und das andere nicht aufgaben. Sie sind es, die enttäuschten, weil man von ihnen wußte, daß sie auch anders denken konnten; sie sind es, deren Stimmen für die Aktion der Kriegstreiber den Ausschlag gaben, und sie tragen darum ein fast noch höheres Maß moralischer Verantwortung. Ein Geist wie der Lord Haldanes, der wohl der innerlichste Deutschenfreund im Kabinette

Digitized by Google

war, trägt nicht die borniert insularen Züge von Sir Edward Grey, sondern bewegt sich in den Ideengängen eines Kosmopolitismus der Bildung, so daß man mit ihm verkehrt wie mit einem der unsrigen. Ich darf auch hier aus persönlicher Erfahrung sprechen, da mir vergönnt war, vor einem Jahre in einer mehrstündigen Unterhaltung in dem gastlichen Hause von Mr. und Mrs. Humphry Ward einen Einblick in das Geistesleben eines Engländers zu tun, der vielleicht das tiefste und liebevollste deutsche Kulturverständnis besaß: ist Haldane doch in der deutschen Philosophie auch in ihren schwierigsten Gebieten wie zu Hause, voll Verständnis besonders für die Fäden, die von unserer nationalen geistigen Struktur zu unseren militärischen und materiellen Leistungen hinüberführen: treiben ihn doch auch diese Beobachtungen immer wieder zu dem zentralen Problem der Zusammenhänge zwischen Denken und Sein zurück. Ich hatte den Eindruck tiefer Empfindung, als er sich am späten Abend von mir mit den Worten verabschiedete: *"Germany is my spiritual home."* Und darum bin ich noch heute dankbar dafür, daß sich aus der flüchtigen Begegnung ein wechselseitiger Austausch von Schriften und Korrespondenzen während des letzten Jahres entwickelte, der mir immer wertvoll bleibt; es sind noch nicht viele Wochen her, daß Lord Haldane mir schrieb: *"It seems to me that Germany and Great Britain can between them render great services to the world in general. Few people here have learned more from German thought and German history than I have, and I feel that I owe your country a deep personal debt."*

Ich will nicht sogleich an den Lordkanzler von England die bittere Frage richten, ob er sich plötzlich zu der Meinung durchgerungen hat, daß England Hand in Hand mit Rußland der Welt noch größere Dienste zu leisten imstande sein würde. Vorerst will ich versuchen, die Gründe durchzudenken, die Männer dieses Schlages trotz alledem zum Krieg mit Deutschland getrieben haben. Dann aber werden wir uns mit diesen Gründen in deutschem Sinne auseinandersetzen.

Auf die Frage: warum der Krieg? wird die Antwort lauten: Belgien. Mit diesem Schlagwort, das wohl schon lange, unausgesprochen oder nur vorsichtig betastet, im geheimen zwischen den Nationen stand, haben die Grey und Churchill gesiegt und die Männer der Mitte mit sich gerissen. Dieses Wort wird immer wieder auftauchen, als Rechtfertigung und Anklage, und noch die Geschichtsschreiber späterer Generationen werden sich darum streiten; es ist ein Wort, das für einen flüchtigen Augenblick auch wohl bei uns einzelne ehrliche Gemüter bestürzt gemacht hat.

Belgien aber ist nur die Schale, und der Kern, den sie verbirgt, ist jenes längstbekannte Dogma der englischen Imperialisten, dem auch die mittlere Gruppe sich fügte: Frankreich darf unter keinen Umständen ge-

Digitized by Google

schwächt werden. Mag Rußland geschwächt aus dem Kriege hervorgehen, das würde unbedenklich sein, ja im nahen wie im fernen Orient nur eine Erleichterung englischer Zukunftssorgen bedeuten: Frankreich aber, der Degen Englands auf dem Kontinent, darf nicht zerbrochen werden: darum (nicht um eines vorübergehenden Durchmarsches durch Belgien willen) der Eintritt in den Weltkrieg.

Wir haben diesen Glaubenssatz gekannt, und um dem, was England nun einmal für sein Interesse hält, Genüge zu tun, haben wir die langmütige Friedensliebe, die wir gegen Rußland bewährt haben, auch gegen die Westmächte geübt, und auch hier sind wir bis an die äußerste Grenze gegangen. In einem Kriege, den nicht wir mit Frankreich, sondern Frankreich mit uns gesucht hat, haben wir uns freiwillig, wie man aus den Erklärungen des Reichskanzlers weiß, der englischen Regierung gegenüber erboten: die Integrität des französischen Bodens auch nach einem siegreichen Kriege nicht anzutasten, weiterhin jeden kriegerischen Angriff auf die französische Nordküste in Nordsee, Kanal und Ozean zu unterlassen und auch die französische Handelsmarine mit unserer Flotte nicht zu schädigen; gleichzeitig machten wir uns unter allen Umständen verbindlich, die Integrität von Holland und Belgien zu achten und zu garantieren. Schon bei dem ersten Punkte fragte der englische Botschafter sogleich zurück, ob wir auch die Integrität der französischen Kolonien garantieren würden, und als wir, unter erneuter Sicherstellung des belgischen Territoriums und jeder Art von Schadenersatz, den vorübergehenden Durchmarsch durch Belgien ankündigten, erklärte England den Krieg.

Wir hätten also, so viel darf man schließen, durch die Zusage auch eines Nichtdurchmarsches durch Belgien und vermutlich noch der Schonung der französischen Kolonien die vorläufige Neutralität Englands erkaufen können. Man stelle sich einmal vor, was die Gesamtheit der angebotenen und geforderten Konzessionen bedeutet hätte. Das Deutsche Reich hätte sich vorweg verpflichten müssen, die fast völlige militärische und wirtschaftliche Unantastbarkeit Frankreichs zu Wasser und zu Lande einem Dritten zu versprechen: dafür hätten wir die Erlaubnis eingetauscht, uns an der Kette der Sperrforts von Belfort bis Verdun so lange den Kopf einzurennen, bis die langsame russische Mobilmachung unseren Vorsprung eingeholt hätte. Vor allem aber: das Deutsche Reich hätte diese Verpflichtung eingehen müssen gegenüber einer dritten Macht, die seit Jahren der Hintermann der ganzen Einkreisungspolitik gewesen war und in den entscheidenden Momenten dieser Krisis — wir wiederholen das noch einmal und wollen es nicht vergessen — sein Gewicht nicht in die Wagschale des Friedens zu werfen für gut befand; gegenüber einer Macht, die gleichzeitig den

Digitized by Google

empfindlichsten Druck auf Italien ausübte, damit es seine Dreibundverpflichtung als nicht gegeben erachte, einer Macht, die in der ganzen Welt die Kampfbedingungen für Deutschland so ungünstig wie denkbar einzurichten bemüht war, um dann mit der Maske der Neutralität den letzten Ausgang abzuwarten.

Denn wir wissen jetzt, welche Gesinnung im englischen Kabinett über Geist und Dauer dieser Neutralität später entschieden haben würde.

Wer glaubt denn, daß Sir Edward Grey die Waffen gegen Frankreich erhoben haben würde, wenn dieses seinerseits, früher oder später, die belgische Neutralität gebrochen hätte? Und wer traut ihm zu, daß er, wenn wir nun trotz aller Vorsichtsmaßregeln Frankreich siegreich überrannt hätten, nicht doch aus der Neutralität herausgetreten wäre, um die Grenzen unseres Sieges zu bestimmen, damit das kostbare Gefäß der Revanche nicht in Scherben gehe? Um den Preis solcher Ungewißheit aber hätten wir uns den einen und zwar den rechten Arm, fest an den Leib schnüren lassen sollen, damit wir nicht zu gefährlich würden — in dem Moment, wo unser Volk vom ersten bis zum letzten in einen Existenzkampf ohnegleichen ging! Es wäre ein Verbrechen an der Nation gewesen, wenn unsere Regierung auf diesen Handel eingegangen wäre: der Einmarsch in Belgien dagegen, der die englische Rechnung zerriß, war der mutigste Entschluß, der um des militärischen Gesamterfolges und des offenen Spiels willen selbst zwei weitere Gegner heldenhaft in den Kauf nahm.

Mit einer doppelten Anklage aber nahmen die Engländer, zur Begründung ihrer Kriegserklärung, diesen Entschluß auf. Einmal, die drohende Gefahr einer Vereinigung von ganz Mittel- und Westeuropa unter einer einzigen Macht — unter uns Deutschen, die wir soeben die territoriale Integrität dieses Westeuropas, Frankreichs, Hollands und Belgiens zu garantieren übernommen hatten! Sodann aber, mit der Gebärde des gekränkten Ehrenmannes: wir Deutsche hätten der englischen Regierung einen unehrenhaften Handel vorgeschlagen, wir, die wir nur nicht für eine unsichere Neutralität den erpresserischen Höchstpreis zahlen wollten, den die englische Selbstsucht für *fair play* erklärte! Auch die Übergewissenhaften bei uns werden, wenn sie die Heuchelei dieser Argumente scharf durchdenken, von ihrem Zweifel rasch bekehrt sein: sie wissen ja heute, daß mit solchen Argumenten Mr. Asquith und Sir Edward Grey noch nicht einmal alle ihre Genossen im Kabinett zum Kriege fortzureißen vermocht haben.

Aber die Neutralität Belgiens! wird die Gegenseite einwerfen. Hat die deutsche Regierung nicht selbst erklärt, daß wir mit dem Durchmarsch durch Belgien ein Unrecht begingen? Allerdings mit der Zusage, volle Sühne zu geben — aber immerhin ein Bruch des Völkerrechts, ein Un-

Digitized by Google

recht, das einen Wächter des Rechts herausfordern müßte? Wer aber ist der Neutrale und wer ist sein Wächter?

Das Schicksal, das Belgien auf sich herabbeschworen hat, ist hart für den einzelnen, aber nicht zu hart für dieses Staatsgebilde, denn die Lebensgeschicke der unsterblichen großen Nationen stehen zu hoch, als daß sie im Notfall nicht hinwegschreiten müßten über Existenzen, die sich nicht selbst zu schützen vermögen, sondern schmarotzerhaft sich nähren von den Gegensätzen der Großen. Dieses „neutrale" Belgien war in der Welt wirtschaftlich längst zu einem Gefolgsmann unserer Gegner Frankreich und Rußland geworden. Wir wissen, daß es weder imstande, noch nach der Gesinnung seiner Bevölkerung, die wir jetzt kennen, gewillt gewesen wäre, auch die Pflichten der Neutralität auf sich zu nehmen; und die Beweise mehren sich, daß es, bevor wir einmarschierten, diese Pflichten schon zugunsten Frankreichs an mehr als einer Stelle gebrochen hatte. Überlassen wir Belgien seinem Schicksal.

Wer aber ist der Wächter dieser Neutralität, der Unbestechliche und Selbstgerechte? Es ist die klassische Macht der Völkerrechtsbrüche, es ist England. Nur ein denkwürdiges Beispiel aus der Vergangenheit, das an Brutalität alle Rechtsbrüche Napoleons überboten hat. Als Rußland und Frankreich 1807 in Tilsit Frieden schlossen, war die Antwort der Engländer der Überfall auf das neutrale Dänemark: ohne Angebot des Friedens, ohne Ankündigung des Krieges — unendlich gewaltsamer als wir ehrlichen Deutschen in Belgien — schritten sie zu jener Beschießung des wehrlosen Kopenhagen, in der 2000 Menschen umkamen und die halbe Stadt in Trümmer sank. Dafür schleppten die Sieger die ganze dänische Flotte mit sich und riefen in die Welt hinaus, daß sie im Interesse des Friedens und der Menschlichkeit so gehandelt hätten — und wieder vergleiche man mit dem heuchlerischen Pomp dieser Phrase die mannhafte und offene Art, in der das deutsche Rechtsgefühl sich zu seiner Tat bekannte. Ich weiß, daß die Besten unter den Engländern das Verbrechen von Kopenhagen heute verdammen, aber sind die Blätter der englischen Geschichte nicht voll von ähnlichen Taten? Vor allem was Belgien angeht: hat man auf der andern Seite des Kanals vergessen, welche Rolle in den Angriffsplänen der letzten Jahre das englische Landungskorps in Antwerpen spielen sollte?

Reden wir nicht mehr über Recht und Unrecht mit den Engländern. Gladstone, der heute für den englischen Liberalismus ein toter Mann ist, schrieb im Oktober 1870: „Eine tiefe Überzeugung, im Rechte zu sein, ist wenn auch nicht alles, so doch ein Machtfaktor ersten Ranges." Das ist die Überzeugung, die in nie gesehener Eintracht durch unser deutsches Volk strömt und alle Klassen und Parteien in wundervoller Zuversicht aneinander-

Digitized by Google

schließt. Ihr aber jenseits des Kanals: heraus mit der Sprache! Habt ihr diese tiefe Überzeugung? Lord Morley, der Erbe von Gladstones Geist, hat sie nicht gehabt und ist den Weg seiner Pflicht gegangen. Haben die englischen Intellektuellen sie? Noch am 1. August hat eine Anzahl von Oxforder und Cambridger Professoren, in einer Erklärung in der „Times", den Anschluß Englands an die russisch-serbische Kriegsverschwörung als eine Sünde gegen die Zivilisation *(a sin against civilisation)* bezeichnet. Hat die politisch mündige organisierte Arbeiterelite Englands, haben die Massen dieser Demokratie, die an der Seite des Zaren fechten soll, diese Überzeugung? Sie rufen laut, daß sie sie nicht hätten. Hat der Lordkanzler von England diese Überzeugung? Ich weiß es nicht.

Die Urheber des Krieges im Kabinett haben etwas anderes, was stärker war und auch die Widerstrebenden (wenn man solche annehmen darf) unter sich zwang: eine politische Rechnung kunstvoller Art, mit der sie ihrem Vaterlande am besten zu dienen glaubten. Indem England den Schild vor Frankreich hält, vermeint es das alte Dogma von dem Gleichgewicht Europas zu behaupten. Schon vor mehr als 200 Jahren sagte eine englische Flugschrift: „das besondere Interesse Englands ist es, die Gleichheit wieder herzustellen, so daß es die Wage in der Hand halten und auf die von ihm gewünschte Seite wenden kann. Das ist das einzige mögliche Mittel für uns, nicht nur das *"Empire of the Seas"* aufrecht zu erhalten, sondern uns auch zu befähigen, über den Erfolg des Krieges und über die Friedensbedingungen zu entscheiden" (1694). So auch heute. Vielleicht, daß man nicht unbedingt in den Krieg trieb, vielleicht daß manche die unblutige Ausbeutung einer geschickt für Deutschland herbeigeführten Zwangslage als das Ungefährlichere lieber gesehen hätten — vielleicht. Was feststeht, aber ist: England sah für sein Weltreich die beste Lebensversicherung in einem Weltbrand, von dem man eine Unschädlichmachung Deutschlands erhoffte.

Von der Moral dieser Rechnung sei hier nicht gesprochen — aber auch ihre Politik ist ebenso gewagt wie falsch. Von den Möglichkeiten des Ausgangs will ich jetzt nicht die eines deutschen Siegs auf ganzer Linie ausmalen, weil es nicht unsere Art ist, vorzeitig nach dem Lorbeer zu schielen. Aber gesetzt einmal den umgekehrten, den für alle deutschen Herzen unmöglich erscheinenden Fall, daß wir niedergerungen werden sollten, dann wäre das Ergebnis eine Hegemonie Rußlands im Osten, die sich alsbald, mit der Unersättlichkeit der reinen Barbarei, wieder über Asien werfen würde — und dann hätte Englands Weltreich vollends verspielt, nur daß die Nemesis von der andern Seite käme! Aber auch so rechnet man wohl nicht, sondern vielleicht nur mit einem gegenseitigen Sichmattringen der

Digitized by Google

Kontinentalen, um hinterdrein wieder einmal die Wage auf die von England gewünschte Seite zu wenden — das ist die Rechnung, die 1866 Napoleon III. trog —; oder man nimmt, um mit Shakespeares Richard III. zu sprechen, „den mörderischen Machiavell in seine Lehre" und hofft auf eine gleichzeitige Lähmung des Gegners Deutschland und des Verbündeten Rußland.

Daß die Konservativen diesen Weg gehen wollten, wußte man längst. Daß die Liberalen ihn zu Ende gehen, überrascht viel mehr. Oder glauben sie etwa, mit diesem verzweifelten Entschluß allein über alle Schwierigkeiten hinwegzukommen, die in der Ulster-Frage den Staat vor den Bürgerkrieg, die Regierungspartei vor die Auflösung geführt und die Minister (im Verhältnis zum Heere in Irland) in ein Netz von unwürdigen Zweideutigkeiten verstrickt haben — hofften die Hilflosen auf eine kurzfristige Lebensversicherung für die Herrschaft ihrer abgewirtschafteten Partei? Dann mögen sie wissen, daß sie den englischen Liberalismus getötet haben, er wird sich von diesem Schlage nicht wieder erholen, und die Füße derer, die ihn hinaustragen, stehen schon vor der Tür.

Und dafür haben diese gewissenlosen politischen Rechenkünstler alles in die Schanze geschlagen: die Freiheit der Völker und der Massen, die Sympathien aller Guten, den eigenen Glauben an politische Ideale und höchste Güter der Kultur, um eine „Sünde gegen die Zivilisation" zu begehen. Das können wir nie vergessen.

Wenn wir in den Tagen, wo die Weltkoalition sich gegen uns zusammenschloß, in die Tiefen unserer Gesinnung gegenüber unseren einzelnen Gegnern hinabstiegen, war der Zorn doch sehr verschieden gestimmt. Daß unser westlicher Nachbar, hastig und zagend zugleich, nach der letzten weltgeschichtlichen Möglichkeit seiner Revanche gegriffen hat, das war bei dem Geiste dieses Volkes unvermeidlich — mag sich in diesem Kriege, den die Franzosen gesucht haben, ihr Geschick vollenden. Leidenschaftlicher wallte die Erbitterung auf gegen den russischen Koloß, der ewig alle Freiheit und Kultur Europas bedrohen wird: aber auch sie galt nicht dem russischen Volke oder gar den Fremdvölkern, die geknechtet und geknutet unter der Tyrannei liegen, ja nicht einmal dem bluttriefenden Schwächling, der sich den Friedenszaren nennt, sondern der Kriegstreiberbande, die den Weltbrand mit der Diplomatie des Verbrechens eingeleitet und entzündet hat.

Die Empörung gegen England aber geht noch tiefer, weil sie aus nicht ganz erstorbenen Gefühlen alter Bluts- und Kulturgemeinschaft aufsteigt, weil sie gerade hier einen ernsthaften Friedenswillen verraten sieht, weil sie sich des alten Hintermannes der Einkreisungspolitik erinnert: vor allem weil sie die Kühlheit der politischen Spekulation Englands mit dem Ungeheuren der Opfer vergleicht, durch die wir nun hindurch müssen.

Digitized by Google

Es liegt in dem eingeborenen Charakter der insularen Politik, schwerer antastbar und hinterhaltiger zugleich zu sein. Die Insel hat England unendlich viel an Gütern des Glücks und der Größe geschenkt: in den Armen des Meeres die Sicherheit nach außen, die nationale Geschlossenheit nach innen, die gesteigerten Möglichkeiten politischer Freiheit und materiellen Wohlstands, die große Richtung in die Welt und zur Welteroberung. Nur das eine gab die Schicksalslage der Insel nicht: die unbedingte Verantwortlichkeit, für das eigene Handeln mit den eigenen Kräften bis zum letzten einzutreten: das, was im Wesen aller wahren Sittlichkeit liegt. Die Möglichkeit, andere für sich fechten zu lassen und, während sie ihr Blut verspritzen, nur das Gold und die Verschlagenheit des Kalküls in die Wagschale zu werfen: das ist es, was den unsittlichen Charakter in die englische Politik gebracht hat. Ich will damit nicht den einzelnen Engländer treffen, der nach meinem Gefühl einen der höchststehenden sittlichen Type darstellt, die sich denken lassen: nur die immer wieder durchbrechenden Voraussetzungen alles insularen politischen Denkens, die so sehr zur nationalen Eigenart geworden sind, daß auch der einzelne nicht anders kann. Das war immer so. Vor 400 Jahren hat ein Lordkanzler von England, Thomas Morus, einer der feinsten Köpfe und sittlichsten Persönlichkeiten der damaligen Welt, in seiner berühmten »*Utopia*«, die nicht nur Utopie, sondern viel englische Realpolitik enthält, ein System über Krieg und Frieden entwickelt, das ganz den Geist von heute atmet. Als unbedingter Gegner des Kriegs trieft er von Friedensseligkeit: wenn seine Utopier den verabscheuten Krieg führen müssen, beflecken sie nicht selbst ihre Hände, sondern lassen ein Söldnervolk für sich fechten, das sie (selbst in diesem vornehmen Humanisten schon die zahlungsfähige Moral!) prompt und reell bezahlen: sie kümmern sich nicht darum, ob diese noch so viele ihrer Hälse brechen, „denn sie glauben, daß sie eine sehr gute Tat für die ganze Menschheit vollbringen, wenn sie die Welt von der stinkenden Last dieses bösen Volkes befreien". Salbungsvolle Selbstgerechtigkeit mit politischer Unsittlichkeit vergeschwistert! So wird auch die feinste individuelle Sittlichkeit von der falschen Orientierung der Gemeinschaft verschlungen.

So hat auch Lord Haldane in seinen früheren Reden das reifste Verständnis für alle Verantwortlichkeiten gezeigt, die aus der sittlichen Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit entspringen, er hat in sympathischer Weise nachzuleben vermocht, mit welchen Kräften unser Volk im Jahre 1813 von der geistigen zur politischen Freiheit fortschritt. Aber er hat das, was er begriff und fühlte, als Politiker nicht zu üben vermocht.

Es ziemt sich nicht, in dieser Stunde davon zu sprechen, was die Zukunft bringen wird, denn nicht die Worte, allein die Taten entscheiden. Die

Digitized by Google

Taten aber entspringen nicht allein aus den materiellen Kräften eines Volkes, sondern aus der Gesamtheit und Ausdehnung seiner sittlichen Güter. Wir müssen jetzt erproben, was ein Volk vermag, das in erster Linie geworbene Söldner und die Heere fremder Völker in den Kampf sendet, und ein anderes Volk, in dem jeder das Letzte hergibt, und die Gesamtheit zu einer Anspannung der Gemüter und des Willens steigert, die wir in demütiger Bewunderung erleben. Das gilt auch von unserer Marine, die ihren Geist schon in den ersten Tagen des Krieges bewährt hat: auch sie eine Marine der allgemeinen Wehrpflicht, des höchstgespannten sittlichen Gedankens der Gesamtheit, auch sie die wundervollen Kräfte widerspiegelnd, die in dieser am ersten Tage der Mobilmachung begonnenen *levée en masse* eine unvergleichliche Einheit des Wollens, von den Fürsten bis zum letzten Proletarier hin, hervorgebracht haben.

Ob die Engländer in ihrer kühlen und schlauen Rechnung auch das alles mit in Anschlag gebracht haben: daß das, was bei uns in diesen Tagen vorgeht, über das auf einen kleinen Teil unseres Volkes beschränkte Erlebnis von 1813 und über die Kraftanstrengung von 1870 weit hinausreicht? Ob wir ihnen die Lehre leichter machen werden als das geringe Volk von ein paar hunderttausend Menschen in Südafrika vor fünfzehn Jahren? Noch wissen wir nicht, ob wir die Früchte unserer kolonialen Arbeit auf entlegenen Außenposten, die Hoffnungen unserer maritimen Zukunft, alles, woran unser Herz so leidenschaftlich und liebevoll hängt, werden behaupten können — aber wir wissen, daß wir es teuer verkaufen werden.

Und auch das wissen wir: daß nur unsere Siege dem besseren England wieder Gehör verschaffen können, seinen geistig führenden Männern, den ehrlich-friedlichen Radikalen, den Arbeitermassen, dem englischen Idealismus, allem dem, was wir jenseits des Kanals geliebt haben und nun durch eine Welt von uns getrennt sehen. Nur unsere Siege, und sonst nichts in der Welt, werden uns wieder zu gemeinsamer Arbeit im Dienste der Menschheit zusammenführen können.

Die vorstehenden Betrachtungen waren, um Mitte August, niedergeschrieben, bevor die Nachricht von dem Ultimatum einlief, in dem Japan sich als gelehriger Schüler seines Meisters erwies. Ein neues Probstück englischer Politik, ein neues Glied eines alterprobten Systems, empörender als alles und vielleicht noch nicht einmal das Letzte und Äußerste. Der erste Eindruck der Beunruhigung schlug rasch, als die Stimme der Tapfern von Kiautschou zu uns herüberdrang, in unzerstörbare Festigkeit um. Für England aber steigt die Rechnung, die es zu begleichen hat, immer höher an: die moralische Rechnung, die militärisch-politische Rechnung, in der wir den Posten Kiautschou nie vergessen werden, und schließlich die weltgeschichtliche Nemesis, die in Ostasien und Australien ihren sichern Gang geht. In Europa hat sie in diesem Augenblick ihren Weg unter den Siegen der deutschen Waffen schon angetreten.

Jahrelang haben wir uns mit dem Problem: „Deutschland und England" beschäftigt und den Ausgleich mit allen Kräften gesucht, wir haben vieles hingenommen und uns gezwungen, an die Ehrlichkeit englischer Absichten zu glauben. Jetzt ist es zu Ende und „Deutschland oder England" ist die einzige Losung.

Digitized by Google

Gedanken eines Balten.

Von Johannes Haller, Professor der Geschichte an der Universität Tübingen.

Wenn der Gott der Weltgeschichte, wie er alle paar Jahrhunderte zu tun pflegt, den Erdball rüttelt, so daß das alte, morsch gewordene Gemäuer überlieferter Grenzen zusammenstürzt und Platz wird für einen gründlichen Neubau, dann gewinnt wohl auch ein kleines Land Bedeutung, das an der Wasserscheide politischer, nationaler und kultureller Stromgebiete gelegen ist. So wage ich es, erhaltener Aufforderung folgend, die Gedanken auszusprechen, die sich dem Sohne der baltischen Erde im gegenwärtigen Augenblick aufdrängen.

Wer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Livland zu politischem Bewußtsein erwachte, der ist mit dem Gedanken an einen Krieg zwischen Deutschland und Rußland von früh auf vertraut. Von nichts anderem war ja in jenen Jahren so viel die Rede, hüben wie drüben; mehr als einmal schien er dicht vor der Tür, unvermeidlich. Ob und wann er kommen, ob er uns eine Veränderung bringen würde, ob vielleicht die Erlösung vom russischen Joch, das waren die Fragen, die wir immer wieder an das Schicksal richteten. Er kam nicht, und wir mußten uns in die Wirklichkeit schicken. Langsam war uns die Einsicht aufgegangen, daß die Vernichtung der deutschen Kultur unserer Heimat die russische Antwort sei auf die Gründung eines Deutschen Reiches; noch langsamer fanden wir uns in den Gedanken, daß die stillschweigende Erlaubnis zu unserer Erdrosselung mit zu dem Preise gehörte, den Deutschland zuerst für das Bündnis, dann wenigstens für den Frieden mit seinem östlichen Nachbarn zahlen zu müssen glaubte. Wohl stieg gar manchem die bittere Frage auf, ob es wohl die richtige Art sei, den Wiedereintritt der deutschen Nation in den Kreis der Großmächte darzutun, daß sie ihre älteste Kolonie, das letzte Denkmal ihrer einstigen Größe und Herrschaft über Land und Meer, der Vergewaltigung preisgab. Aber wir mußten solche Regungen ersticken, wir mußten lernen, daß im Leben der Völker die Erinnerungen nichts gelten gegen die Forderungen des Augenblicks, und wir nahmen das Schicksal auf uns, daß unser Land, dessen deutsche Gesittung wir so viele Jahrhunderte gehütet und gepflegt hatten, sterben müsse als ein Opfer auf dem Altar des wiedererstandenen Deutschen Reiches, damit diesem die Not erspart bleibe, an jeder Seite einen Todfeind lauern zu sehen.

Dann kamen Jahre, wo sich einem nachdenklichen Beobachter die Frage aufdrängte: ob dieses Opfer nicht umsonst gebracht wurde? Ob denn das fanatische Russentum durch die Preisgabe der baltischen Deutschen wirklich

Digitized by Google

besänftigt, ob seine dreiste Begehrlichkeit dadurch nicht am Ende nur gesteigert wurde? Mit jedem Jahre schien dieser Zweifel sich zu bestärken; aber niemand wagte mehr, bestimmte Hoffnungen darauf zu gründen angesichts der unerschütterlichen Gelassenheit, mit der man auf deutscher Seite fortfuhr, die alten Traditionen russischer Freundschaft festzuhalten. Nur ein Weltkrieg — so hörten wir oft — kann hier Wandel schaffen, und den Weltkrieg darf niemand wünschen, Deutschland vor allem muß ihn zu verhüten suchen.

Und nun ist der Weltkrieg da, hereingebrochen wie der Dieb in der Nacht. Jetzt gilt es, sich klar sein, um welche Ziele er geführt wird. Das Ziel der Gegner kennen wir: Zerstörung des Deutschen Reiches. Wehrlos soll es gemacht werden und tributpflichtig. Sie werden es nicht erreichen. Aber was ist unser Ziel? Wollen wir lediglich den Ueberfall abwehren, um nachher in den alten Grenzen und Verhältnissen weiterzuleben? Das ist unmöglich. Wenn dieser frevelhaft uns aufgezwungene Kampf die Opfer wert sein soll, die er fordern wird, dann muß er auch ein positives Ziel haben, dann muß Deutschland aus ihm größer, stärker, mächtiger hervorgehen, als es in ihn eintrat, dann muß es so groß, so stark, so mächtig werden, daß solche Gefahren, wie wir sie jetzt zu bestehen haben, niemals wiederkehren. Die Gewichte der Nationen in der Wage der Welt müssen anders verteilt werden, damit die stärkste unter ihnen, die zugleich die friedlichste ist, nicht ein zweites Mal dem Ueberfall von zwei feindlichen Nachbarn ausgesetzt sei. Mannigfach sind die Wege, auf denen das zu erreichen wäre, einer aber liegt klar vor jedem Auge. Ich brauche ihn nicht mehr zu nennen: es ist die Eroberung der baltischen Provinzen.

Man wird mich beschuldigen, ich dächte da eben nur an mich und meinesgleichen. Man wird es romantische Träume und ungesunde Gefühlspolitik nennen, wenn ich davon spreche, das Land, wo ein deutscher Orden den ersten Staat geschaffen, deutsche Priester und deutsche Kaufleute die erste Saat höherer Bildung gestreut, wo die Wiege so manchen Mannes stand, dessen Name in der Geschichte des deutschen Geistes einen Ehrenplatz hat, wo Herder wirkte und Kant seine Schriften zuerst erscheinen ließ, wo noch heute die Steine ehrwürdiger Burgruinen, hochragender Dome, stattlicher Bürgerhäuser von deutscher Tat und Größe erzählen und noch immer alles, was Bildung, was Kultur heißt, deutsch ist — ein solches Land müsse auch dem Deutschen Reiche wieder angehören. Ich will von all dem gar nicht reden. Lassen wir die Vergangenheit ruhen! Durch das, was es einmal war, wird ein Land für Gegenwart und Zukunft nicht mehr, als es ist. Ich denke auch nicht an meine Landsleute, die drüben ausharren, und die es so gut verstanden haben, widerstreitende

Digitized by Google

Pflichten zu erfüllen: dem fremden Staat, dem sie untertan sind, nichts schuldig zu bleiben, und doch für sich zu bleiben, was sie sind. Ich denke so wenig an sie und lasse mich so wenig von wiedererwachten Jugendträumen verführen, daß ich es unumwunden ausspreche: das alte Livland, in dem wir aufwuchsen und an dem wir Auswanderer mit dem Heimweh nach verlorener Jugend hängen, es wird durch die Angliederung an das Deutsche Reich rascher und gründlicher verschwinden als durch alle Zwangsmaßregeln der Russifizierung. Ich denke einzig und allein an Deutschland und seine Zukunft; und um ihretwillen sage ich: Livland, die baltischen Provinzen müssen wieder deutsch werden!

Es ist nicht Beutelust und Ländergier, was zu diesem Entschlusse drängt. Das Land ist nicht groß, kaum größer als Bayern, Württemberg und Sachsen zusammen; es ist auch nicht sonderlich reich, wenn auch eine solche Erweiterung unserer agrarischen Basis immerhin erwünscht sein könnte. Nicht zu unserer Bereicherung brauchen wir es, sondern zu unserem Schutz und zu unserer Sicherheit. Das lehrt die Geschichte alter und neuer Zeiten, das predigt die heutige Stunde mit drohendem Ernst. Die Unterwerfung Livlands hat im 13. Jahrhundert die Herrschaft der Deutschen auf der Ostsee begründet, noch ehe Preußen deutsch geworden war. Mit dem Besitze Livlands ging die Herrschaft über die Ostsee unter Gustav Adolf auf Schweden über, mit ihm eroberte sie Peter der Große für Rußland. Erst seit das Deutsche Reich sich eine Kriegsflotte gebaut hat, ist es dem Zarenreich als ebenbürtiger Rivale auf dem Baltischen Meer zur Seite getreten. Aber dieses Meer hat nicht Platz für zwei Großmächte. Eine russische Flotte bedroht uns in Kiel, eine deutsche bedroht noch mehr die Russen in St. Petersburg, beide nebeneinander bedeuten die ständige Kriegsgefahr. Wollen wir die Russen an der Ostsee dulden, so müssen wir darauf verzichten, Seemacht zu sein, und das bedeutet heute nichts anderes, als darauf verzichten, selbständige Großmacht zu bleiben. Dann heißt es, russischer Vasallenstaat werden! Mit dem trockenen Menschenverstand, der einen engen Kopf Wahrheiten offen aussprechen läßt, an die der Geistreiche nicht glauben will, hat Kaiser Alexander III. einmal zum deutschen Kronprinzen gesagt, die baltische Frage mache ein dauerndes Zusammengehen von Deutschland und Rußland unmöglich. Er hatte vollkommen recht. Rußland, so lange es an der Ostsee steht und seine Hauptstadt an der Ostsee liegt, kann auf die Beherrschung dieses Meeres nicht verzichten, und Deutschland, das neue Deutschland unserer Tage, kann sich nicht dazu bequemen, daß seine Ostseehäfen einer russischen Blockade ausgesetzt sind.

Aber noch mehr. Diesem Krieg wird wohl ein Friede folgen, aber keine Versöhnung. Wir haben ja gehört, wie man ihn sich in Rußland denkt:

Digitized by Google

ausdrücklich als Krieg der slawischen Rasse gegen die deutsche ist er vom Oberfeldherrn selbst verkündigt worden. Wir dürfen uns auch nicht darüber täuschen, daß dies keine Phrase ist, und daß es der großen Mehrheit des russischen Volkes aus der Seele gesprochen ist. Von der Tiefe eingewurzelten Hasses, womit der Russe dem Deutschen gegenübersteht, macht sich nur der einen Begriff, der die Proben davon erlebt hat. Verglichen damit ist alle Erbfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen noch beinahe freundnachbarliche Gesinnung zu nennen. Mit solchen elementaren Kräften gibt es kein Paktieren. Zwischen Herrschern und Staatsmännern mögen Feindschaft und Bündnis abwechseln; wo die Völker hassen, da ist aller Friede nur Schein und Trug. Wir werden mit Rußland ein wirkliches und aufrichtiges Friedensverhältnis in absehbarer Zeit nicht mehr finden; es wird unser erbitterter Feind bleiben. Dagegen gibt es nur einen Schutz: die Vernichtung des Gegners. Rußland muß ungefährlich werden, und damit es das werde, müssen ihm seine Westmarken, das Land der „Fremdvölker", die Eroberungen, durch die es am Leben Europas teilnimmt, vor allem seine Meeresküsten genommen werden. Das wichtigste Stück darunter sind die baltischen Provinzen. Durch ihre Einverleibung wurde Rußland europäische Großmacht, mit ihrem Verlust, verbunden mit dem Verlust von Finnland, Litauen, Polen, Kleinrußland, Bessarabien und der Schwarzmeerküste wird es aufhören, europäische Großmacht zu sein, wird es wieder werden, was es vor Peter dem Großen war, als Leibnitz es auf die gleiche Stufe stellen durfte mit Persien und Abessinien. Beschränkt auf seinen Kern, das eigentliche Großrußland, abgeschnitten vom Meere und vom unmittelbaren Verkehr mit Europa wäre dieses Reich, so weit es sich auch dehne, für uns kein furchtbarer Gegner mehr. Jede andere Lösung würde uns nur die Rache des Besiegten zuziehen und ihm die Kräfte lassen, Rache zu üben.

Nicht um historischer Erinnerungen, nicht um alter ideeller Rechte willen hat Bismarck Frankreich zur Abtretung von Elsaß und Lothringen gezwungen, sondern weil er wußte, daß der besiegte Nachbar auf lange Zeit hinaus der Feind sein und bleiben würde, und daß es gelte, gegen diese Feindschaft so stark wie möglich zu sein. Nicht aus sentimentaler Vorliebe für Gewesenes, sondern lediglich zu Schutz und Trutz gegen den Feind, den wir nicht versöhnen können, werden wir Rußland zur Abtretung der Gebiete zwingen müssen, in deren Besitz es uns auf den Tod gefährlich bliebe. Dann endlich wäre der Alp von uns genommen, unter dem schon Friedrich der Große geseufzt hat, unter dem unseres neuen Reiches Entfaltung so bald schon zu kränkeln anfing. Der Fremdkörper wäre entfernt aus dem Leibe Europas, mit dessen Völkern diese östliche Macht, die

Digitized by Google

Erbin und Fortsetzerin der Tataren-Khane, innerlich nichts, aber auch gar nichts gemein hat.

Die Gedanken eilen den Ereignissen voraus. Vielleicht findet es mancher unklug, sie so früh schon zu enthüllen. Aber was nützt uns heute alle Klugheit der Welt, da es um unser Leben geht? Nicht um ein Mehr oder Weniger an Macht und Besitz wird hier gerungen, sondern um Siegen oder Untergehn. Siegen wir — und ein Hundsfott ist, wer daran zweifelt —, so haben wir das Recht, der bezwungenen Welt das Gesetz vorzuschreiben und den Dingen die Gestalt zu geben, die wir brauchen zu unserer eignen Entfaltung, aber auch zum Heile der kleineren Nachbarvölker, die sich heute um uns scharen und von uns Schutz und Rettung erhoffen. Die deutsche Nation, stark und unbezwinglich, erst in der höchsten Gefahr ihrer ganzen Kraft bewußt, erhebe sich und fordere den Platz in der Welt zurück, der ihr zukommt, den sie einst besaß, und der ihr in wüsten Zeiten der Ohnmacht gestohlen wurde. Sie werde wieder, was sie in längst vergangenen Tagen war, Gebieterin in Nord und Ost, Vorkämpferin germanischer Art, Schutzwall abendländischer Gesittung wider die Zwingherrschaft asiatischer Barbarei. Sie nehme das Land wieder an sich, das Jahrhunderte lang ihr festes Bollwerk war, bis es zum Ausfallstor des Feindes wurde. Wenn wir sprechen können wie Gustav Adolf, als er die Eroberung Livlands vollendet hatte — „und soll hinfür den Moskowiter die Lust nicht anwandeln, über diesen Bach zu springen" —, dann sind wir befreit und mit uns die abendländische Welt, befreit vom mongolischen Joch!

Unscheinbar ist das Land da droben an der Ostsee und dem Finnischen Meerbusen, und doch ein kostbarer Besitz. Nicht umsonst haben die Völker Jahrhunderte darum gekämpft und gerungen, Dänen, Polen, Schweden und Russen. Schon die fremden Herren, denen es widerwillig diente, haben seinen Wert gekannt. Wie viel mehr würde es dem Reich bedeuten, zu dem es nach Vergangenheit und Gesittung gehört! Gold und Silber hat es nicht zu bieten, und wäre doch ein Juwel in der eisernen Krone des künftigen größeren Deutschland. Denn sein Boden ist mit Blut und Tränen gedüngt, und seine deutschen Bewohner haben in langem bitterem Martyrium das stolze Wort Fichtes zur Tat gemacht, daß deutsch sein und Charakter haben eines und dasselbe ist.

Digitized by Google

Der Krieg und das Elsaß.

Von Martin Spahn, Professor der Geschichte
an der Universität Straßburg.

Am ersten Mobilmachungstage fuhr der Schnellzug Berlin-Basel in der Frühe des Morgens mit einstündiger Verspätung aus der Halle des Frankfurter Bahnhofs hinaus. Zum ersten Male sollte er nicht bis Basel durchgeführt werden, sondern hinter Mülhausen diesseits der Grenze auslaufen. Die meisten der Mitreisenden waren Landwehrmänner mit dem Ziele Straßburg. So oft der Zug nach der Ausfahrt, erst auf hessischem Boden, dann im Badischen und in der Pfalz, Bahnhöfe durchfuhr, grüßten ihn in den Dörfern, wie in den großen Fabrikstädten, hunderte, zuweilen tausende von Männern, Frauen und Kindern. Sie jubelten denen, die zu den Fahnen eilten, ihre guten Wünsche zu. Die Männer im Zuge erwiderten mit Hurrahs. Oft mischten sich die Klänge der „Wacht am Rhein" dazwischen und faßten die drinnen und die draußen zu einer einzigen begeisterten Menge zusammen. So kamen wir bis an die elsässische Grenze. Herrlich lag das Land in seiner sommerlichen Reife im Schein der Mittagssonne da. Mit all ihrem Zauber winkten die Vogesen wie der Schwarzwald herüber. Aber auf den Bahnhöfen regte sich nichts mehr, wieviele gleich der Zug durchraste. Auch außerhalb der Bahnhöfe war kein menschliches Wesen zu sehen, es sei denn hier und da einmal auf einem Felde ein um seine Ernte besorgter Bauer.

So nahm denn die elsässische Bevölkerung wirklich an der gewaltigen Bewegung, die das ganze deutsche Volk vom Rhein bis zum Memel wie in einer einzigen unvergleichlich aufstürmenden Woge emporgetragen hatte keinen Anteil? Hatte es sich scheu und finster von den Straßen in seine Häuser zurückgezogen? Nur der das Land und Volk nicht kannte, konnte auf solche Gedanken kommen. Die Strecke führt zwischen dem pfälzischen Wörth und Straßburg durch ein rein landwirtschaftliches Gebiet. Die Dörfer liegen seitab, das Städtchen Lauterburg versteckt. Von des Landes Bevölkerung bekommt niemand viel zu sehen, wann immer er im Zuge gen Straßburg fährt. In Straßburg änderte sich das Bild, und wie hier, so herrschte im ganzen Elsaß und ähnlich wohl auch in Lothringen schon an jenem Morgen und all die folgenden Tage hindurch ein eifriges kriegerisches Leben.

Wie manchesmal ist dem Altdeutschen, der sein Leben auf Gedeih und Verderben mit dem schönen Landstrich zwischen Vogesen und Rhein und seinen Bewohnern verknüpft hat, inmitten der immer mehr sich verknotenden Schwierigkeiten der kulturellen und innerpolitischen Lage des Elsaß-

Digitized by Google

ses der Gedanke durch den Kopf gefahren, daß dem Lande erst gemeinsam mit allen Deutschen durchlebte Kriegsnot, gemeinsam vergossenes Blut und gemeinsam erfochtene Siege die rechte seelische Verbindung mit dem Reiche geben, den Nachhall der französischen Erinnerungen dämpfen würde. Solange es Frieden war, drückte jeder den unwillkürlich aufgestiegenen Gedanken rasch, fast erschrocken auf der Stelle wieder nieder. Der Preis an Blut und Glück schien für die einzelnen gar zu teuer. Nun aber ist der Krieg da. Nun darf man ihm fest ins Angesicht schauen. Klopfenden Herzens darf man über all der großen Sorge um das gesamte deutsche Vaterland, der Zuversicht auf seine Zukunft auch für unsere kleine, in den letzten Jahren so unruhige und viel besprochene Grenzmark im Südwesten Hoffnungen auf den Krieg bauen. Schon hat er uns geholfen.

Während der Mobilisierung waren die Zeitungen voll von Meldungen aus den großen Städten des Reichs über das Zusammenfluten Tausender und ihre lauten patriotischen Kundgebungen. Auf den Dörfern ging es in ganz Deutschland nicht so lärmend und lustig zu. Der Bauer mußte fort aus der im vollen Gange befindlichen Erntearbeit, und nicht nur er selbst, sondern Knechte und Pferde zugleich. Er mußte daran denken, wie schwer es den Frauen und dem einen und andern als untauglich zurückbleibenden Manne werden würde, hereinzubringen, was draußen so verheißungsvoll gereift war. Der deutsche Bauer ist auch sonst kein Mann, der viel lacht und mit den Umständen leichtherzig zufrieden ist. Doppelt ernst und still wurde er nun, da der Befehl anlangte sich zu stellen. Aber er tat seine Pflicht. König und Vaterland riefen. Heimtückische Feinde bedrohen ihm Haus und Hof, Weib und Kind. Zur festgesetzten Stunde fand er sich am Gestellungsorte ein, und am Entschlusse, denen die uns zu überfallen gedachten, heimzuleuchten, fehlte es keinem. So war die Stimmung überall im deutschen Lande auf den Dörfern und Höfen. Genau so war sie auch im Elsaß.

Das Elsaß ist im Kerne ein Land deutscher Bauern, ähnlich wie trotz der Industrialisierung weiter Strecken noch unser ganzes deutsches Vaterland. Auch im Fabrikarbeiter, im Beamten und Handwerker des Elsasses ist das Erbe bäuerlichen Bluts noch nicht vergeudet. Die Gedanken dieser Bauern sind auf Haus und Hof eingestellt, mit einem Hange belastet, von materiellen Sorgen sich bedrücken zu lassen selbst in guten Tagen. Deshalb sind sie ein friedliches Volk, aber doch wehrhaft und wehrhaften Sinns von Väter Zeiten her. Tausendjährige kriegerische Kraft reckt sich sofort in ihnen empor, wenn die Sicherheit des eigenen Besitzes bedroht wird und der oberste Kriegsherr zu den Waffen ruft. Verborgen ist das Bewußtsein solcher Kraft stets in ihnen lebendig. Darum haften in ihrer Brust die Erinnerungen kriegerischer Tüchtigkeit; es ist nicht ihre Schuld, wenn die stärksten darunter

Digitized by Google

bis zur Stunde mit der Zeit des ersten und des dritten Napoleon zusammenfielen. Aber nichts von französischer Sucht nach Gloire ist je über sie gekommen. Deutscher Bauernart sind sie treu geblieben. Auch jetzt „macht" (wie die Mundart lautet) nur ein jeder seine Pflicht. Alle scheiden schweren Herzens. Aber es ist für sie selbstverständlich, daß sie dem Befehle zu gehorchen haben. Und den Zorn haben sie alle im Herzen, daß die Franzosen sich an die Russen gehangen haben. Die jungen Bursche tun sich indessen wohl auch ein wenig lustig. In Friedenstagen durfte nur der vielbeneidete Bourgeois einmal an eine Reise nach Paris denken. Jetzt sind die Bauern daran. Fröhlich rufen sie es sich zu, daß die Fahrt nach Paris gehe. Sie sagen es im Scherze. Der Scherz aber birgt, wie so oft, einen tieferen Sinn.

Unsere Landbevölkerung galt bisher im Lande nicht viel und traute sich auch selbst nicht zu, die Haltung des Landes zu bestimmen, obwohl es ihr zukam. Denn der französischen Regierung war es geglückt, auch diesseits der Vogesen die Wohlhabenden auf dem Lande wie in den Städten in eine Bourgeoisie umzuwandeln und an sie nebst ihrem Anhang in den freien Berufen und im Klerus beider Konfessionen die gesellschaftliche und politische Führung zu bringen; sie vergalt ihnen damit ihre Frankreich freundliche Gesinnung. Wie ein Fels lag das künstlich erzeugte Gewicht der Bourgeoisie vor dem Kriege über dem Lande und hemmte es in seiner naturgemäßen Entwicklung. Die das Land gerne wieder zu einem lebendigen Bestandteil Deutschlands machen wollten, rüttelten an diesem Fels vergeblich. Am Tage da der Krieg begann, ist die Last zerstoben. Das Volk, das sich solange von der Bourgeoisie gängeln und irreführen ließ, war aufgestanden. Alle die vielen Tausende, die die elsässische Scholle pflügen und das Mark des Landes bilden, sind nun sichtbar geworden. Des Landes Wesen und Fühlen stellt sich in ihnen unmittelbar und ungetrübt wieder dar. Diese Bauern waren und sind noch keine deutschen Patrioten. Wie könnten sie es sein? Sie heucheln auch keine gesamtvaterländischen Gefühle. Noch sind die „Wacht am Rhein" oder „Deutschland, Deutschland über alles", die Lieder, die sie seit Kriegsanfang tagtäglich mitsingen, für sie Marsch-, keine Vaterlandslieder. Worüber sie sich aber klar sind, das ist der Schutz und der Ertrag, den ihre Arbeit unter deutscher Herrschaft fand, das ist der wirtschaftliche Fortschritt, den sie zur deutschen Zeit zurücklegten. Sie sind gut gefahren, seit der Reichsadler über sie seine Fittiche gebreitet hat. Ebenso deutlich fühlen sie ein anderes. Man sieht es ihnen an: sie sind nicht vom selben Schlag wie die roten Hosen, die gegenwärtig über unsere Grenzberge zu klettern versuchen, sondern vom selben Schlage wie die Leute über dem Rhein. Es verlangt sie nicht nach einer Umarmung mit den Welschen, sondern sie fügen sich ohne Zögern in dieselben Reihen wie ihre Blutsge-

Digitized by Google

nossen in ganz Deutschland. Mit deutschem Bauernblick bewundern sie die Ordnung, in der sich die Mobilmachung vollzieht, prüfen liebevoll das prächtige Lederzeug, mustern die stattlichen Pferde. Ohne es selbst zu merken, schließen sie auf einmal die „Schwaben" und die eigenen Leute in ein und derselben Empfindung zusammen und meinen jene mit, wenn sie fest darauf bauen, daß „wir" die anderen alle gründlich verhauen werden. Unwiderstehlich flutet fortan durch die frisch sich öffnenden Wunden der Einzelnen das Herzblut Deutschlands in das Empfinden der elsässischen Bevölkerung hinüber.

Die Bourgeoisie hat sich inzwischen beinahe verwischt. Sie hegte ohne Zweifel französische Sympathien, sie hat viel französisches Wesen in sich aufgenommen und dürfte immer schon gefühlt haben, daß ihre bevorzugte Stellung hierzulande davon abhing, wie lange die Masse der Bevölkerung innerlich noch Deutschland fern blieb. Das hitzige Temperament des Oberländers mag sogar in den ersten Tagen des Krieges einige dazu verleitet haben, die einrückenden Franzosen warm zu begrüßen und ihnen Dienste zu erweisen. Französisch will indessen auch die elsässische Bourgeoisie offensichtlich nicht mehr werden. Mit zu starken wirtschaftlichen Banden hat Deutschland auch sie schon an sich gebunden. Solange ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland keine Gefahr drohte, haben gar manche vielleicht mit dem Gedanken an die Rückkehr der französischen Herrschaft gespielt. Nun da die Gefahr ist, bebt jeder vor ihr zurück. Die Anhänger Frankreichs im Lande lassen sich heute bequem zählen. Und selbst von diesen hat mehr als einer Söhne, die für Deutschland mitkämpfen und für Deutschland den Sieg miterringen wollen. So kittet das Blut der Schlachtfelder auch die Bourgeoisie fester an uns.

Der Krieg hat — das ist der entscheidende Eindruck — mit seiner gewaltigen Pflugschar gleich im Beginn den elsässischen Boden von Grund aus umgepflügt, mit dem die deutsche Verwaltung und das deutsche Kulturträgertum so gar nicht fertig wurden. Mit ihrem Blute selbst durchtränken ihn die Elsässer tagtäglich mehr, damit er dem deutschen Volke und Staate künftig Früchte trage. Es bleibt nur eins zu wünschen, daß Altdeutschland feinfühlig und herzlich an dem Anteil nehme, was zur Stunde in unserem Lande vor sich geht, — ohne Überschwang, aber auch ohne kränkendes Mißtrauen.

Digitized by Google

Der deutsche Gott.

Von Max Lenz, Professor der Geschichte an der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung.

„Der Gott der russischen Erde ist groß", so schloß der Zar seine Anrede an die Mitglieder der Duma und seines Reichsrates, als er die Greuel, die er durch den Weltkrieg entfesselt hatte, zu rechtfertigen versuchte.

Wir kennen diesen Gott. Es ist der Gott, der Rußlands Geschichte seit Jahrhunderten durchwaltet hat; Eroberung und Unterdrückung waren immerdar seine Wege, Mord und Aufruhr, Tücke und Verrat allezeit seine Werkzeuge: es ist der Gott der Despoten und der Knechte.

Der Gott, in dessen Namen Deutschlands Heere in den Krieg gezogen sind, ist ein anderer Gott. Er ist der Gott, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte. Vor ihn, den Gerechten, sind wir, als der Kaiser rief, betend getreten. Zu ihm, dem Allmächtigen, dringt unter dem Brüllen der Geschütze empor unser „Vater, ich rufe dich!" Ihm haben wir uns ergeben im Leben und im Sterben. Und jauchzend, als ginge es zum Feste, stellt sich unsere Jugend dem Gottesurteil der Schlachten.

Wunderbare, heiligende Macht des Krieges! Wo sind die bleichsüchtigen Narren geblieben, die in dieser Welt voll Neid und Krieg mit sanften, süßen Worten den ewigen Frieden pflanzen wollten? Wo die blasphemischen Gesellen, welche an der Verkleinerung und Karikierung des deutschen Wesens ihren Witz übten? Wo die Zotenreißer, die den Schlammstrom Woche für Woche in Wort und Bild über die von seinen Lehrern mühsam bestellten Acker des deutschen Geistes leiteten, um daraus ihr Gold oder auch nur kärglichen Taglohn zu gewinnen? Wo alle die Nachäffer ausländischer Sitten und Unsitten? Und wo die Propheten, die bereits die Götterdämmerung für unser Volkstum verkündigten? Wie ein Rauchgewölk sind sie verschwunden. Emporgereckt hat sich mit wuchtend unhemmbarer Kraft, in schimmernder Wehr der Siegfriedsgeist unseres Volkes.

Als eine Offenbarung hat es uns alle getroffen. Wie wenige hatten doch noch den Glauben an unser Volk bewahrt angesichts des unstillbaren und immer tiefer wühlenden Haders, der es in allen seinen Schichten zerriß und ineinander verstrickt hielt! Schien es doch fast, als ob die Einheit, die wir im Kampfe gewonnen, im Frieden wieder zerfallen und die Institutionen, die wir uns gegeben, nur dazu dienen sollten, um alle groben Instinkte ans Licht zu bringen und den Idealismus nationaler Politik in dem Wettstreit niedrig gerichteter Interessen untergehen zu lassen.

Digitized by Google

Kleingläubige sind wir alle gewesen. Rührend, erschütternd, überwältigend offenbarte sich vom ersten Auftauchen der Gefahr an, welch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht in unserem Volke, in allen seinen Schichten, ob hoch oder niedrig, Professor, Bauer oder Arbeitsmann, Christ oder Jude, Katholik oder Protestant, lebendig geblieben ist. Es sind nicht die Dogmen der unterschiedlichen Konfessionen und die aus diesen abgeleiteten religiösen oder politischen Ansprüche und Pflichten, die dabei auftauchen: sondern Ideen und Überzeugungen, welche allen Predigern und Philosophen gemeinsam sind und, frei von dogmatischer Bindung, dennoch immerdar als die Kerngedanken jeder echten Religiosität gegolten haben. Nicht die Umwertung aller Werte, von der die Neunmalklugen soviel fabuliert haben, sondern die alten, ewigen, welterbauenden Gedanken: Demut, Treue, Gehorsam, Pflichterfüllung bis aufs äußerste und ein unzerstörbarer, stürmisch vorwärts drängender Glaube an den Sieg der gerechten Sache. Bismarck war der rechte Prophet, als er jenes Wort sprach von den Deutschen, die Gott fürchten, aber sonst nichts auf der Welt, und das andere in derselben gewaltigen Rede: daß, wenn wir angegriffen würden, das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren werde, und daß kein Feind es wagen würde, mit diesem *furor teutonicus* es aufzunehmen. Beschämt fast stehen wir Alten, die wir 1870 erlebt haben, vor diesem nie gesehenen Glühen und Leuchten des deutschen Geistes.

Selig aber preisen wir uns, daß wir auch diese Zeit noch sehen durften. Selig selbst dann, wenn alles vergebens wäre, wenn der Schwall der Feinde unser mächtig werden und die deutsche Nation ausgelöscht werden sollte. Auch dann noch wäre unser letzter Seufzer ein Dank gegen Gott. Denn Gott würde uns dann dargestellt haben als ein ewiges Beispiel für das was Treue ist; eine Predigt würde unser Todeskampf sein, die durch die Jahrtausende hallen würde.

Aber wir brauchen uns ja nicht zu ängstigen. Wir werden ja siegen, weil wir siegen müssen: weil Gott die Seinen nicht verlassen kann.

Der Kampf der Interessen und der Ideale wird darum unter uns nicht aufhören. Das ist Menschenlos und kann gar nicht anders sein. Viel zu tief sind die Widersprüche in das Leben unseres Volkes verflochten. Auch der Streit der Konfessionen wird und soll nicht aufhören. Denn es ist die Bestimmung der Deutschen, in alle Tiefen der Erkenntnis hinabzusteigen: Gottsucher waren wir von jeher, und wollen es bleiben. Aber die vergiftenden und auf nichts als Trennung bedachten Formen dieser Kämpfe werden so nicht wiederkehren. Allzustark sind wir uns des gemeinsamen Untergrundes deutschen Wesens bewußt geworden. Und der Glanz der

Digitized by Google

Gegenwart wird auch in die Vergangenheit seine Strahlen aussenden; die Ahnherren der Nation, alle ihre Helden, der Tat und des Gedankens, werden wieder (wie es schon einmal war) in der Walhalla nationaler Erinnerung nebeneinander Platz finden. Sind es doch ihre Werke, für die wir kämpfen. Ihre Gedanken sind es, die in allem, was wir Vaterland nennen, Form gewonnen haben. Mit ihren Liedern zogen Deutschlands Söhne in den Krieg. Wie im Geisterfluge umschweben unsere Heere ihre erhabenen Schatten und stürmen mit ihnen vorwärts dem Siege entgegen. Und ihre Losung ist die unsrige geblieben:

Gott mit uns!

Digitized by Google

An Preußen!

Von Karl Alexander von Müller, Mitarbeiter der K. B. Akademie der Wissenschaften.

Welche Opfer und Leiden der frevelhafte Kampf bringen mag, den Ländergier, Neid und Haß uns aufgezwungen haben, ein Köstliches, Unvergängliches hat er uns, noch vor den ersten Schlachttagen, schon gebracht: das Erlebnis jener überwältigenden Tage, als das ganze Deutschland wirklich, wie der große Kanzler drohend den Feinden vorhergesagt, von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrannte und von Gewehren starrte, und ein Geist alle die 60 Millionen beseelte, daß der Gebildetste beschämt nur dem Schlichtesten die Hand drücken konnte, der bewegten Herzens dasselbe empfand wie er. Nie hat die Welt ein gleiches Schauspiel gesehen, wie dies friedliche, geduldige, tätige Volk, das die Stätte seiner gesegneten Arbeit mit einem Schlag in das gewaltigste Kriegslager verwandelte: im ungeheuren Umschwung sicher und ruhig und unaufhaltsam ineinandergreifend wie ein riesenhaftes Räderwerk und doch jedes einzelne Glied darin voll Verantwortung und Willen und eigenem Antrieb; ernst und maßvoll selbst noch im Äußersten, aber streitbar und zuversichtlich, voll Zornmuts gegen die Friedensbrecher — ein ganzes Volk, das wahrhaft ein einziges Heer ward, ein Heer, das die Seele eines ganzen Volkes in sich trägt.

Wunderbar gesammelte Kraft einer Nation, die jahrhundertelang das seltsamste Bild von Reichtum und Armut, von Kraft und Schwäche zugleich geboten hatte! Seit die Krone der mittelalterlichen Herrschaft uns nach unerhörten Kämpfen entglitten war, schien sich das deutsche Leben, der zusammenfassenden Einheit bar, in unzähligen Rinnsalen hoffnungslos zu verbluten. Die anderen, jüngeren Völker des Abendlandes stiegen, eines nach dem andern, zu nationaler Einheit und Macht auf, uns schien eine Überfülle schöpferischer Kräfte nur um so schimpflicherer Knechtschaft auszuliefern. Unsere Fürstenhäuser bevölkerten heimatflüchtig fast alle Throne Europas, unsere Schwerter klangen auf allen Schlachtfeldern von Morea bis Portugal und Irland, ein mächtiger Strom von Staatsmännern, Kaufleuten, Ärzten, Gelehrten flutete ununterbrochen befruchtend in alle benachbarten Länder. Derweil lag das eigene Vaterland, in eine üppige Vielheit lockerer Bildungen zersplittert, in formlosem Verfall, jeder Stand, jedes Land vom anderen getrennt, sich selbst und der eigenen Vergangenheit entfremdet, dem Ausland unter die Füße geworfen, das es in wachsamer Verschwörung gemeinsam darniederhielt. Während die unüberwindlichen Heere Turennes und Condés im Kern aus deutschen Söld-

Digitized by Google

nern bestanden, lag Deutschland selbst wehrlos den begehrlichen Nachbarn offen und duldete, daß alle aus seinen Ländern ihre Siegespreise schnitten. Während Deutsche unter Peter dem Großen den neuen russischen Staat aufbauten, verdarb in der Heimat der alte tatkräftige Geist in kleinen Philisterſinn und untertänige Ruheseligkeit, die die eigene Ohnmacht als die Summe politischer Weisheit pries und ängstlich vor der Möglichkeit eigener Stärke erschrak. Während der deutsche Geist in Dichtung, Musik, Philosophie von neuem die Welt überflog, schien die Nation als Ganzes, ohne politische Kraft und Leidenschaft, zu einem duldenden Weltbürgertum verdammt — zu reich und zu weich, um unter den herrschenden Völkern ihr eigenes Wort mitzusprechen.

In diesen selben Jahrhunderten wuchs inmitten dieses Deutschlands Preußen empor. Aus einem der vielen kleinen Durchschnittsstaaten, fern von den geschwinden Läuften und schlimmen Praktiken der großen Welt; in der „Streusandbüchse des heiligen Reiches", der ärmsten beinahe aller deutschen Landschaften, ohne geschlossenes Gebiet, ohne einheitliche Bevölkerung, ohne große städtische Mittelpunkte; in der gedrücktesten Zeit: unmittelbar nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, in einem wilden Strudel innerer und äußerer Kämpfe führte der feurige Ehrgeiz des Großen Kurfürsten seinen kleinen Staat hinaus ins freie Wasser der großen Politik und gab ihm den heroischen Schwung, der seine weitere Geschichte trägt. Seine Nachkommen, sein Enkel, der derbgewaltige Friedrich Wilhelm I. und sein Urenkel, der Große Friedrich, steuerten ihn fort. In der gefährdetsten Lage des Erdteils, inmitten der größten Militärmächte der Zeit fassen sie die weitverstreuten Lande zu einem eigenen Wesen zusammen: nicht in ungestörter Friedensarbeit, in gesichertem Besitz und Genuß, sondern in unabläſſiger Gefahr und Anspannung, in unermüdlicher harter Arbeit, in erschütternder Not, immer mit gespanntem Hahn, immer die Ersten an der Klinge; und die Stunden, wo der Donner der Schlachten rollt, sind die Stunden, in denen dieser Staat nach außen und in sich selber wächst und reift. Sein Charakter aber erscheint genau dem des alten Deutschlands, aus dem er hervorwächst, entgegengesetzt: eine eigene Mischung von kühner Tatkraft und sparsamer Vorsicht, von heißem Ehrgeiz und nüchterner Berechnung, fest in sich begrenzt und rücksichtslos zusammengenommen, in pünktlich strenger Zucht geregelt, rein auf praktische Zwecke eingestellt, kriegerisch, ungeistig, hart, unweichlich und sachlich, „*tout force, nerf et vigueur*", und voll von einem leidenschaftlichen Gefühl für politische und militärische Ehre, voll wortkargen Opfermuts und heroischer Hingabe an König und Gemeinwesen, wie sie das damalige Deutschland sonst nicht kannte.

Digitized by Google

Haß und Mißtrauen des Auslandes begleiteten die junge Bildung von ihrem ersten Auftreten an, die Welt widerhallte von boshaften Übertreibungen ihrer wirklichen und vermeintlichen Fehler; Hoffnungen und Pläne, die „künstliche", „unnatürliche" Schöpfung wieder zu zerschlagen, gingen nicht aus. Aber auch in Deutschland selbst war der heroisch-aristokratische Kriegerstaat, in dem alles sich um das Heer lagerte, von den Bedürfnissen des Heeres bestimmt wurde, Steuerwesen, Beamtentum, Wirtschaft, Gesellschaft, dies Königtum und dieser Adel eine fremdartige, den Zeitgenossen unverständliche Erscheinung, und gute und böse Kräfte verbanden sich gegen sie, nicht zuletzt im Süden, in dumpfer, oft fast ins Animalische gesteigerter Abneigung, die lange ein Grundzug der deutschen Verhältnisse blieb.

Und doch war dies junge Preußen von Anfang an ein kerndeutscher Staat, der einzige wirklich reindeutsche Staat und die größte politische deutsche Tat jener Jahrhunderte, mit all seinen Schwächen und Sünden der Träger alles dessen, worauf die militärische, politische, wirtschaftliche Befreiung unseres Volkes aufbauen konnte. In welcher der anderen großen Monarchien des Erdteils war eine Dynastie, die wie die Hohenzollern seit Jahrhunderten mit Land und Leuten verwachsen, ein herrschender Adel, der wie der preußische mit seiner Dynastie und in ihrem Dienst groß geworden war? Nie waren die Hohenzollern gleich andern deutschen Herrscherhäusern der Versuchung erlegen, das schmale heimische Erbgut einem ausländischen Ehrgeiz unterzuordnen. Wie deutsch war der sparsame, haushälterische, treue Charakter dieses Militärstaates, der nie in der Größe der Eroberungen — sein streitbarster König hat all seine Kraft an den Gewinn einer Provinz gesetzt — sondern in der redlichen Arbeit der Behauptung und Angliederung des Gewonnenen sein eigentliches Ziel sah. Wie mild, billig und duldsam war in Wahrheit seine spröd und hart gescholtene Verwaltung. Und, ob er wollte oder nicht: so eigenwillig und absonderlich seine Entwicklung in Deutschland schien, sie zwang ihn doch immer stärker und entscheidender in alle großen nationalen Aufgaben der deutschen Politik hinein. Seine Selbstsucht mochte nach einem abgeschlossenen Sonderdasein im Nordosten Deutschlands streben, der Zwang der eigenen Lage, Ehrgeiz, Pflichtgefühl wiesen ihn immer wieder, selbst unter schweren Opfern, auf die größere Volksgemeinschaft, aus der doch auch ihm seine beste Kraft zufloß.

In der schlimmsten Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft wuchsen endlich beide, der Reichtum des alten, ungefesselten deutschen Lebens und die strenge Zucht des preußischen Staates, unzertrennbar ineinander. Die niedergeworfene Monarchie der Hohenzollern bedurfte zu ihrer Wieder-

Digitized by Google

geburt aller geistigen Kräfte des großen Vaterlandes; und das geknechtete übergeistige Deutschland erlebte in tiefer Demütigung die Notwendigkeit staatlicher Macht auch für das freie Leben des Geistes, die Anziehung eines starken wirklichen Staates auf jedes gesunde Volk: zum ersten Mal rief es sehnsüchtig, wie der Schwabe Paul Pfizer später sagte, nach dem Adler Friedrichs des Großen, daß er die Verlassenen und Schirmlosen decke mit seiner goldenen Schwinge. Das innere Ringen und Sichangleichen beider Mächte füllt das letzte große Jahrhundert unserer Geschichte. Wie hart sie sich zuweilen aneinander stoßen, wie grimmig sie sich messen, sie können doch nicht mehr voneinander. Das neue Bismarckische Reich vollends, aufgebaut durch die monarchisch-militärische Kraft des Hohenzollernstaates, aber im Bund mit allen lebendigen alten staatlichen Gewalten der Nation und mit den neuen geistig-sittlichen Mächten des deutschen Bürgertums, hat sie unauflöslich verschmolzen. In ihm bilden beide jetzt, eines am andern, fort, einem werdenden, wahrhaft deutschen Staat entgegen: voll bunter Fülle mannigfaltigen Lebens, jedes Glied prangend in seiner eigenen Weise, und doch alle von einem, männlich tatkräftigen Geist beseelt und vereinigt; stolz in der alten Freiheit deutschen Geistes und doch auf dem festen Boden der Macht, streng im Notwendigen gesammelt; friedfertig zugleich und waffenfroh, strahlend, wie der edle Gneisenau ersehnte, im dreifachen Glanz von Kriegsruhm, innerer Freiheit und der Blüte von Kunst und Wissenschaft.

In aller Verwirrung und allem Zweifel des Tages hat dieses Ziel unseren Besten vorgeschwebt. Nach ihm streben wir vorwärts und wir alle wissen, wer uns hierin zurückwerfen will, zwingt uns zu einem Kampf auf Leben und Tod. Die 60 Millionen Deutsche stehen heute in der gleichen äußeren Lage wie damals die zwei Millionen Preußen unter Friedrich dem Großen: derselbe Druck und Neid des Auslandes liegt auf uns. Aber auch die Kraft und der Geist, der Stolz und die Hingabe, die jene beseelte, erfüllt heute uns alle. Ob Bayern, Württemberger oder Badener, in uns allen schlägt heute ein Herz. Wir danken dem Staat und wir segnen ihn, der uns aus alter Schande emporriß, und die Zucht und Umwandlung, die wir durch ihn am eigenen Leib erfahren haben, stählt uns mit froher Zuversicht. Nicht zum ersten Mal sieht die Welt, wie die heldenhafte Klarheit des preußischen Wesens, die methodische Ordnung, die umsichtig vorbereitete Kühnheit in der schlimmsten Lage am siegreichsten sich erproben; aber zum ersten Mal findet sie alle Kräfte der reichsten Nation des Erdteils in diesem Geist vereinigt.

Eine schöne, alte griechische Sage läßt bei den entscheidenden Kämpfen der Völker auf der Erde auch ihre geistigen Führer in den Lüften den

Digitized by Google

großen Kampf mit den ihrigen mitstreiten. Da mögen wir, in unserem Ringen gegen dumpfe Barbarei und Ländergier und blinden Völkerneid, über unseren Häuptern schweben sehen Goethe und Mozart und Kant: denn ihr Bestes, Freiheit, Menschlichkeit, edle Gesittung verteidigen wir. Aber die den Reigen der Kämpfenden oben jetzt für uns anführen, das ist der mächtige Alte aus dem Sachsenwalde, der sein Leben an den Staat setzte, den sie uns heute zerschlagen möchten, und jener stählern schneidige Friedrich, der uns allen heute das erhabenste Vorbild ist im Kampf mit einer Welt von Feinden. Sie alle sind uns eine einzige, gewaltige, eng verbundene Schar. Jeder Deutsche fühlt es: Um alles Edle, Große, Zukunftsvolle unseres Volkstums kämpfen wir, wenn wir mit unserem Kaiser heute den Schlachtruf des großen Preußen anstimmen:

In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!

Digitized by Google

Bei Kriegsausbruch in Sarajewo.

Von Max Fischer.

Hunderte von Menschen knäulen sich in einer engen Gasse. Greise und junge Mädchen, Männer und Kinder. Man schiebt den daneben Stehenden auf die Seite; zuweilen bricht man in einen Schrei aus, der abgebrochen und unartikuliert ist. Vor dem Hause in der Mitte der Gasse hebt sich in großen Lettern die Aufschrift ab: „Bosnische Post". Dorthin drängt die Menge. Ich stehe mit meinem Begleiter, einem Sarajewoer Kaufmann, wenige Schritte von der Eingangstüre. Wir fühlen uns beengt und eingekeilt von Menschen, die formlos anstürmen. Dennoch harren wir aus. Wir wissen, daß aus diesem Hause die Nachricht zu uns kommen wird, die entscheidend ist. In jedem Augenblick muß aus Belgrad die Antwort auf die österreichische Note gedrahtet werden. Wir zittern danach, diese Dinge unverzüglich zu erfahren, wir fühlen, daß wir am Beginne weltgeschichtlicher Umwandlungen stehen.

Überwältigend und mit unaufhaltsamer Wucht waren die Ereignisse über mich hergefallen. Ich dachte daran, wie nach einer Nacht in den Lagunen Venedigs und einer Fahrt durch das ungetrübte Blau des Adriameeres Mostars verwirrende Buntheit mich überflutet hatte. Dann war jene einzig schöne Wanderung durch die wilden Felsenschlüchte des Narentatales gefolgt. In Sjenica, einem armseligen Bergdorf, dessen nur die detailliertesten Spezialkarten Erwähnung tun, hatte mich der Gendarm, stutzend ob des serbischen Stempels unter meinem Paßvisum, als Spion verdächtigt und in Haft behalten.

Und nun bin ich also hier in Sarajewo, wo vor vier Wochen der österreichische Thronfolger den serbischen Attentätern zum Opfer fiel; lebe in einer Atmosphäre, die noch ganz von der Erregung jener Tage erfüllt ist; einer Stadt, in der an allen Straßenecken aufreizende Kundmachungen über die Standrechtbestimmungen angeheftet sind; in der gedämpfte Stille herrscht und giftiges Mißtrauen den Einzelnen aus seiner Gemeinschaft entbröckeln läßt. Und indem ich hier mitten unter den Zusammengeballten und doch innerlich Isolierten mit atemloser Spannung den Ereignissen entgegensehe, wird mir bewußt, wie viel an Erregung, Gehässigkeit und Angst in diesen Menschen aufgespeichert ist.

Ein Auto gibt einen schrillen Ton. An der Ecke des Korsos und der Ćukovićgasse hält es an. Ein Mann entsteigt ihm. Bürgerliche Würde und Wichtigkeit seiner Mission auf dem fettig glänzenden Antlitz. Ehrerbietung bildet ihm eine Gasse. Schon steht er vor dem Haus. Laut trifft sein Ruf: „Die Extrablätter dürfen ausgegeben werden." Am Parterrefenster erscheint ein Mädchen mit einem Haufen großbedruckter Blätter. Die Menge bricht auf sie ein. Man reißt ihr die Blätter aus der Hand; man prügelt sich darum, sie eine halbe Minute früher in Händen zu haben; die Ungeduld eines, der erregt zupackt,

Digitized by Google

reißt ein Dutzend Blätter mitten entzwei. Der Zwischenfall wirkt entladend, ja erheiternd. Aus dem Hintergrund meckert eine monotone Stimme: „*Al je to previjanac!*“ (Was für ein schlauer Fuchs!). Das Mädchen kichert. Aber schon entreißt man ihr wieder Blatt auf Blatt.

Mein Begleiter war einer der vordersten. Er reicht mir ein Blatt hin:

„6. Extraausgabe der Bosnischen Post.

Belgrad, 25. Juli.

Die Antwort Serbiens ungenügend.

Baron Giesl reist von Belgrad ab.“

Ich falte das Blatt zusammen und breche mir Bahn, dem Korso zu. Mein Begleiter folgt mir. Wir sind beide zu erregt, um sprechen zu können. Auf einmal tönt hinter uns eine nervöse Stimme: „Es gibt Krieg,“ schreit sie, „Krieg! Krieg!!“ Die Worte widerhallen dumpf in der Menge. Man fühlt sich in einem Zustand sinnloser Erregung; man wird bewußt, daß der gewohnte Gang der Dinge unterbrochen, daß Unwirklichkeit zur Wirklichkeit geworden ist.

Wir stehen auf dem Korso, schlendern ostwärts nach den Basaren. Noch sitzen die Handwerker mit gekreuzten Beinen in ihren Buden und warten auf Käufer. Eine fatalistische Ruhe beherrscht alle diese buntgekleideten Männer, die aus einer langen Pfeife gemächlich rauchen. Nur aus einigen Läden tönen laute hastige Worte; man merkt daran, daß sie Spanioten gehören.

Wir stehen vor der Husrev-Beg-Moschee. An dem Brunnen unter der uralten Linde nehmen Muselmänner in gleichmütiger Ruhe ihre religiösen Waschungen vor. Vor uns glänzen die Lichter eines Minaretts in dem dämmernden Abend. Oben steht eine lebhaft gestikulierende Gestalt. Immer schriller und eindringlicher tönt ihr Rufen durch das Dunkel: „*Hu! Hu! Allah akbar!*“ (Er! Er! Allah ist der Größte!). Noch lange gellt uns das langgezogene „Hu! Hu!“ schaurig in die Ohren.

„Verwicklungen von ungeahnter Tragweite können entstehen,“ bricht plötzlich mein Begleiter los, während wir uns wieder in den engen Gassen der Basare befinden; „ich glaube nicht, daß Rußland neutral bleiben wird. Ein europäischer Krieg von unerhörten Dimensionen ...“ Er wird unterbrochen durch einen Türken, der aus seinem spärlich beleuchteten Laden heraustritt und uns für 12 Heller eine Zuckermelone anbietet. Mein Begleiter ist durch den unerhörten Gleichmut dieses Orientalen peinlich gereizt: „Mensch!“ schreit er ihn an: „Wissen Sie denn nicht, daß in diesen Stunden die Würfel gefallen sind? Daß wir vor dem Ausbruche eines Weltkrieges stehen? Daß Lebensmittelteuerungen, Hungersnöte, Lähmungen des ganzen Handels uns bevorstehen?“ — „Allah ist groß!“ entgegnet gelassen der Türke, indes er die Melone schüttelt und prüfend an sein Ohr hält, „Allah ist groß! Er ist der Erhalter der Quellen des Erwerbes!“

Digitized by Google

Schon schreiten wir wieder auf dem Korso. Mitten zwischen bewegten Gruppen. Deutsche und kroatische Worte klingen vernehmlich, aber ohne greifbare Zusammenhänge. Man fühlt nur: ein Unerhörtes hat alle diese Menschen aus ihrer Bahn gerissen. Keiner kommt auf den Gedanken, jetzt nach Hause zu gehen. Keiner würde die Ruhe haben, schon schlafen zu können. Viel Leidenschaft und Stoßkraft liegt ungelöst in diesen Menschen. Wenn jemand käme, sie zu organisieren, ihre dumpfe Erregtheit in eine bestimmte Richtung zu lenken, man würde sie zu Taten fortreißen können .... Vor dem Café Central staut sich die Menge. Innen und an den Tischen auf der Straße sitzen in lebhaften Gesprächen die *upper ten*: höhere Militärs, die Konsuln, Kaufleute, Fremde. Mit großer Mühe erobern wir noch einen Platz.

Ein Geschäftsfreund meines Begleiters hat sich zu uns gesetzt. Man hat uns nicht vorgestellt. Alle bürgerliche Konventionalität ist aufgehoben. Aber schon sind wir im lebhaften Gespräch. Mein neuer Bekannter schleudert flammende Worte gegen die Serben. Sie seien eine indolente Rasse, — predigt er — falsch, feige, verschlagen; eine Bande von Meuchelmördern.

Aus der Furcht, von einem Massengefühl überwältigt zu werden, stemmt sich mein Gerechtigkeitsgefühl des Historikers ihm entgegen. Sage, daß die Serben ein aus der Dumpfheit zum Bewußtsein erwachendes Volk seien, voll strotzenden Lebensgefühles, das nach Auswirkung und Anerkennung dürste. Daß die barbarische Brutalität slawischer Urkraft vielleicht der Todfeind der Zivilisation der feinnervigen Germanenvölker sei. Ich betone schließlich, daß die österreichische Regierung bei allem Vortrefflichen, das sie in der Kolonisation Bosniens und der Herzegowina geleistet hat, die revolutionäre Stimmung der jungen Serben selbst verschuldet habe durch Vernachlässigung des serbischen Bildungswesens, durch die sie die serbischen Hochschüler und orthodoxen Pfarramtskandidaten in Belgrader oder gar russische Bildungsanstalten dränge, von wo sie mit antiösterreichischer Gesinnung in die Heimat zurückkehrten.

Es gehört wirklich die ganze Unbeholfenheit eines jungen deutschen Gelehrten dazu, um solche Dinge in einem so deplazierten Augenblicke zu sagen. Von dem lebendigen Serbenhaß dieser Männer führt keine Brücke zu meinen theoretischen Erwägungen. Wir sprechen aneinander vorbei und finden uns erst wieder, sobald wir die Haltung Rußlands zu diesen Vorgängen erwägen.

Dick und wohlgefällig sich streichelnd, geht der Redakteur der „Bosnischen Post“ vor unserem Tische vorbei. Wenn ein expressionistischer Maler auf die Idee verfiele, die „öffentliche Meinung“ darzustellen, er könnte dies schwerlich besser tun, als durch ein Porträt dieses Mannes. Er, der heute vom Gang der Ereignisse aus der behäbigen Ruhe eines Kleinstadtredakteurs Aufgepeitschte, fühlt sich als geschichtstragende Persönlichkeit, als Träger einer Welle, von der er in Wahrheit getragen wird. „Wann erscheint das 7. Extrablatt?“ fragt ihn,

Digitized by Google

mit leichtem Anflug von Ironie, irgendein Bekannter über drei Tische hinüber. „In fünf Minuten", erwidert mit gewichtigem Ernst der Gefragte und versendet nach allen Seiten leutselige Grüße.

In der Tat, wenige Minuten später halten wir die 7. Extraausgabe in Händen. Sie meldet uns die Mobilisierung in Serbien. Wieder bringt sie uns allen zum Bewußtsein, welche Ereignisse von weittragender Realität sich ausgewirkt haben und auswirken, während wir uns untätig und leidend unter die Wucht der Tatsachen ducken müssen. Damit mengt sich bei vielen eine innere Befriedigung über den tatsächlichen Verlauf der Dinge. An einem Tisch, hart an der Straßenecke, sagt jemand mit lauter, auffallend norddeutscher Stimme, es sei erfreulich, daß die ablehnende Haltung Serbiens es den Österreichern ermögliche, für die Ermordung ihres Thronfolgers an den serbischen Hunden die verdiente Rache zu üben. Rings umher tönt lärmende Zustimmung; dazwischen murrt von irgendwo gedämpfter Widerspruch, der sich nicht zu Worte wagt. Die Erregung schwillt an. Die Stühle leeren sich innerhalb eines Augenblickes; auf der Straße bilden sich erregte, wild gestikulierende Gruppen.

Aber schon eilen Gendarme im Sturmschritt heran. Gehen auf die einzelnen Gruppen los; fordern sie auf auseinander zu gehen. Das Publikum ist viel zu erregt, um ihrer zu achten. Man empfindet sie wie eine alltägliche Macht, die heute, wo alle Wirklichkeiten sich aufheben, keine Berechtigung hat. Ein schmaler, gutgekleideter Mann geht hastig auf und ab und schreit mit gellend nervöser Stimme: „Man gehe auseinander! Sonst werde ich von dem Standrecht Gebrauch machen!" — Ich weiß nicht, ob dieser Mann der Stadtkommandant ist oder vielleicht ein Betrunkener. Jedenfalls schenkt ihm niemand Beachtung. Man empfindet das Standrecht als eine Sensation von vorgestern, die unter der Wucht der neuen Sensation gleichgültig wird.

Die Unterhaltungen werden allmählich gedämpfter; die Lage wird immer schwerer empfunden. Gendarmerie veranlaßt um elf Uhr die Schließung des Cafés. Der Kellner kommt an die Tische und verlangt Zahlung; man steht auf und zerstreut sich widerwillig. Ein neues Gendarmerieaufgebot erscheint, um die letzten Gruppen von dem Platze zu drängen. Diesmal ist es erfolgreicher; man ist geringer an Zahl, hat sich ausgesprochen; viele gehen in ihre Wohnungen.

In dem Vereinsgarten sitzen noch Offiziere und Beamte; eine Kapelle spielt den Prinz-Eugen-Marsch; die Gäste singen begeistert mit. Ich gehe auf das Postamt; ich will ein Telegramm aufgeben. Vor dem Schalter steht ein italienischer Reporter und flucht, daß man seine Drahtnachricht über die Vorgänge in der Stadt nicht annehmen will. Es ist strenge Zensur. Ein deutscher Kaufmann erhält gleichfalls sein Telegramm zurück, weil es in Geheimsprache abgefaßt ist. Stimmen schwirren wild durcheinander. Durch das Getöse schreit der Telegraphenbeamte: „Mein Herr! Ich bekomme noch zwei Heller für das Formu-

Digitized by Google

lar!" — Auch mein Telegramm wird abgelehnt, weil darin der Passus vorkommt „Im Kriegsfalle". Ich reklamiere bei dem Oberinspektor. Vergeblich.

Vor dem Militärkasino staut sich eine Menge. Schreit wild durcheinander; erregt sich in heftigen Gebärden. Es ist unmöglich, irgendein zusammenhängendes Wort aus diesem nervösen Chaos zu vernehmen. Morgen wird man vielleicht sagen, es sei eine patriotische Kundgebung gewesen. Jetzt ist da nichts von Patriotismus, nichts von antiserbischer Stimmung, nichts von einer irgendwie gearteten Tendenz; es ist nur schwirrende Nervosität, verhaltene Angst, Fassungs- und Haltlosigkeit, die sich in sinnlosen Worten und abgerissenen Schreien diesem Menschenknäuel entwindet. Irgend woher tönt ein Schuß. Er erzeugt in diesen zusammengepreßten Menschen eine unheimliche Stille, die keiner zu brechen wagt. So können nur Hunderte schweigen.

Endlich wird der Widerstand gebrochen. Irgend woher tönt ein gellender Angstschrei. Eine andere Stimme schallt aus dem Dunkel: „Nieder mit den Serben!" Die Umstehenden werden aus ihrem Trancezustand in fassungslose Ergriffenheit fortgerissen und rufen unter unwiderstehlicher Suggestion: „Nieder mit den Serben!" Wie von Wölfen ein Heulen.

Eine Militärpatrouille kommt angerückt mit aufgepflanzten Bajonetten. Keilt sich mitten in dem Menschenknäuel ein; treibt ihn auseinander. Man ist viel zu taumelnd und willenlos, um an irgendeinen Widerstand zu denken. Man duckt sich unter den Horror der blanken Waffen.

Trotz meiner Erregung gehe ich in meine Wohnung; lege mich halb angekleidet auf mein Bett, bereit, sobald irgendein Lärm ertönt, sofort auf den Schauplatz des Tumultes zu eilen. Aber alles bleibt ruhig.

Gegen halb drei weckt mich plötzlich ein lauter Knall. Wie von einem Kanonenschuß. Ich stehe auf; stürze an das Fenster; schaue auf die schwach beleuchtete Straße herab. Nichts Besonderes fällt mir auf. Rasch kleide ich mich an, eile auf die Straße, suche zu erfragen, was vorgefallen ist. Im ersten Morgendämmer zerfallen schon die gelben Lichter der Laternen. Wie Schatten weichen die Häuser den Blicken aus. Das Gefühl von rieselndem Nebeltau ist in der Luft. Die Straßenzüge um das Hotel Europe sind abgesperrt. Ein Gendarm sagt mir mürrisch, daß es dort heute nacht zu antiserbischen Demonstrationen gekommen sei. An einer Straßenecke ruft mir ein Kutscher von seinem Bock die Nachricht, daß man alle Mitglieder der Oppositionspartei gefangen genommen habe. Er hat selbst mit angesehen, wie sie abgeführt wurden.

Grau steigt der Tag auf. Das Sarajewo vom 26. Juli gleicht einer belagerten Stadt. An allen Straßenkreuzungen stehen Wachabteilungen. Deutsche und kroatische Bevölkerung schleicht müde und apathisch dahin. Kein Serbe wagt sich auf die Straße.

Ein Bekannter tritt auf mich zu und sagt mir, daß von morgen ab der Zug-

Digitized by Google

verkehr allein für Truppentransporte vorbehalten sei. Wenn ich nicht hier in unfreiwilliger Verbannung wochenlang bleiben wolle, müsse ich abreisen; schleunigst.

So treffe ich denn meine Vorbereitungen und trete die wichtigsten Abschiedsbesuche an. Auf dem Wege treffe ich ein paar Bekannte, die zum Heer einberufen sind.

Bei meinem Abschied von dem Chef des Pressebureaus frage ich ihn, ob er glaube, daß es vielleicht zu serbischen Aufständen in Bosnien kommen könne. Herr Knaflič wehrt mit einem Lächeln ab. Überhaupt neigt er dazu, die Lage leicht darzustellen und vertröstet mich auf ein baldiges Wiedersehen in ruhigeren Zeiten. Ein herzlicher Händedruck und ich eile die Treppe hinunter.

Und haste wieder durch endlose Straßenzüge! Unzählige Zweispänner fahren nach dem Bahnhof. Viele Familien eilen aus der Stadt. Offiziere schicken ihre Frauen und Kinder nach Wien oder Pest. Einheimische packen ihre Bündel zusammen; kaufen Vorräte für die kommende Zeit. Schon beginnen die ersten Vorzeichen einer Lebensmittelteuerung. . . .

Ich eile auf das Rathaus, um beim Regierungskommissär meine Abreise anzumelden. Eine Fülle von Menschen sammelt sich vor seinem Zimmer. Ständig werden Verhaftete an uns vorbeigeführt. Vor mir drängt sich eine Kabarettruppe, die abreisen will. Sie wirkt unsäglich unangenehm in dieser Zeit.

Endlich habe ich eine Reiseerlaubnis und stürze ins Freie. Die Unruhe in den Straßen nimmt zu; eilig ziehen Einberufene vom Bahnhof in die Kaserne; andere von der Stadt zu den Zügen.

Ich fahre nach dem Bahnhof. Ein Teil der Straßen ist abgesperrt; wir müssen unsinnige Umwege machen. Der Billettschalter ist von einer ungeheueren Menge bestürmt. Der ganze Bahnhof ist militärisch besetzt. Ich breche mir mit meinem Koffer Bahn durch die flutenden Massen; erringe noch irgendeinen armseligen Platz in dem überfüllten Zuge. Stimmen schwirren durcheinander; Weiber heulen; Männer küssen sich zum Abschied.

Es sind noch zehn Minuten bis zur Abfahrt des Zuges. Ich schreite auf dem Perron auf und ab. Ein alter Mann mit tiefen dunklen Augen fällt mir auf. Irgendwie kommen wir ins Gespräch.

Er sagt mit Prophetenstimme: „Es wird einen fürchterlichen Krieg geben, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Alle Völker werden sich morden. Alles Bestehende wird untergehen."

Ich drücke ihm die Hand und sage: „Vielleicht haben Sie recht, Alter! Aber könnte nicht dieses erbitterte Kämpfen und Ringen auch erlösend und reinigend wirken? Schlacken ausbrennend? Menschen heiligend?"

Digitized by Google

Mit dem Sanitätszug. Tagebuch einer Pflegerin aus dem Jahre 1870.

Von Friederike von Belli.

Ich hatte mich schnell entschlossen, ein langsam gereiftes Projekt auszuführen. Ein mir befreundeter Arzt war mit der Leitung des Sanitätszuges betraut, er hat mich noch in allem Nötigen unterwiesen, meine durch die kalte Jahreszeit gebotenen Vorbereitungen wurden eiligst beendet und nach fluchtartigem Abschied stellte ich mich am 8. Dezember, abends 10 Uhr, im Restaurationslokal des Bahnhofs ein. Ein Teil der mitreisenden Herren und die fünf Diakonissinnen waren bereits versammelt. Zagend gesellte ich mich zu ihnen, denn im letzten Augenblick verließ mich alles Selbstvertrauen. Und bangen Herzens zog ich unbekannten Gefahren und unbekannten Pflichten entgegen, von denen ich nicht wußte, ob sie nicht meine Kräfte und Fähigkeiten übersteigen würden. Eine auch freiwillig mitreisende Köchin nahte sich mir mit Empfehlungen von Bekannten und bat, ich möge mich ihrer annehmen, — das gab mir ordentlich eine gewisse Sicherheit, zu sehen, daß es ein Geschöpf geben könne, das noch meiner Protektion bedarf.

Als alles versammelt und bereit war, verfügte man sich in den Zug, wo man in die Wagen verteilt wurde, sich darin häuslich einrichtete und Feuer und Licht anzündete. Dieser Zug ist besonders trefflich, besser als die vorhergehenden organisiert, mit Lebensmitteln und allem Erforderlichen reichlich versehen, und alle Wagen sind zum Heizen mit kleinen Kohlenöfen eingerichtet. Ich teile meine Koje mit einer der Diakonissinnen und mit der Köchin. Im Laufe der Nacht, als wir schon München verlassen hatten, gesellte sich noch ein Fräulein zu uns, das sich nach Epernay zu ihrem kranken Vater begibt. Sie hatte den ganzen Abend wartend in einem anderen Saale verbracht, war auf die Abfahrt unseres Zuges plötzlich aufmerksam geworden und mit Zurücklassung ihres Gepäcks in den Güterwagen gesprungen, von wo sie dann auf der ersten Haltestelle in meinen Wagen geschoben ward, und somit war auch diese auf meine Hilfe angewiesen.

Um 2 Uhr nachts wurde abgefahren. Ich lag in Pelze und Decken gewickelt auf einem der Betten, welches nachher einer meiner Verwundeten bekommt und das ich dann mit einem Amerikanerstuhl zu vertauschen habe.

In Ulm wurde ein längerer Aufenthalt zum Frühstück benutzt. Nach oberflächlicher Toilettierung, die um so schneller beendet ist, als die Waggons zu jeder Stunde allgemeinen Durchblick und Durchgang gestatten, und man stets ganz angekleidet zu Bett liegt, versammelt sich alles in der Küche und da wird dann vom leitenden Hauptmann, von den Ärzten, den Schwestern, den Wärtern,

Digitized by Google

den Soldaten und Heizern in Eintracht der Kaffee genossen. Dann brachte man den Rest des Vormittags damit zu, teils in der Küche zu helfen, teils nach Hause zu schreiben oder in die Gegend hinauszusehen. Es war eine herrliche Fahrt und wundervolles Wetter. Besonders als wir über die Donaubrücke bei Ulm fuhren, bot die Stadt mit dem Münster ein malerisches Bild, die Landschaft glitzerte und glänzte im Schnee und im Sonnenschein und alles brachte beste Laune und besten Appetit mit zum Essen. Auch meine Verzagtheit ist verschwunden und ich zweifle keinen Augenblick mehr, daß ich das Unternommene werde leisten können. Der Nachmittag wurde meist vor dem Wagen auf dem Antritt stehend verbracht, während wir durch Württemberg fuhren. In der Nacht passierten wir das Badische und Kehl, von welchem also leider nichts zu sehen war, und befanden uns morgens vor Straßburg, dessen Münster, dessen zerschossene Häuser und Türme in einiger Entfernung sichtbar waren. Die Dauer des Aufenthaltes war, wie gewöhnlich, so unbekannt, daß niemand wagen mochte, sich vom Zug zu entfernen. Endlich um 11 Uhr erfuhr man, daß noch eine Stunde Zeit sei. Eine kleine Truppe von Ärzten und Schwestern trat die Wanderung nach der Stadt an, und bald betraten wir den Schauplatz der Zerstörung, wo Trümmer und Geröll und halbverbrannte Ruinen ein Bild der Verwüstung bieten. Wer nie eine zerschossene Stadt gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen; hier ganze Stadtteile in Schutt, nur einzelne zierliche Fassaden ragen heraus, dort mitten in einer gut erhaltenen Gruppe schöner alter Häuser die Verheerungen einer verirrten Bombe, überall kleinere oder größere Kennzeichen einer Bombardierung — das schmerzlichste von allem die Bibliothek, deren Außenwände zum Teil noch stehen, während inwendig große Schutthaufen die Geistesarbeit von Jahrtausenden bergen; die Gesichter tragen im allgemeinen mehr den Ausdruck apathischer Resignation als der Trauer, mit Neugier und Mißtrauen wird der Fremde betrachtet, der bei seinem Streifzug das Rote Kreuz als Schutz nicht vergessen hat und von unzähligen Bettlern jeden Alters umlagert wird.

Und aus all dem Jammer ragt der Münster wie durch ein Wunder gerettet! Nur an einzelnen Stellen hat auch ihn der Krieg nicht verschont, da und dort eine zerbrochene Scheibe oder ein Loch in der Mauer, ein fehlendes Ornament.

Das Gerücht, unser Zug habe sogleich abzufahren, veranlaßte uns, eine eben hinausdampfende Lokomotive zu besteigen und ihn schwarz verrußt, aber schnell zu erreichen, — was sich freilich nachher als überflüssig erwies, da wir noch bis 2 Uhr uns aufhalten mußten. Die Zeit wurde benützt, um zu essen und dann einen preußischen Sanitätszug in Augenschein zu nehmen, der sich mit 190 Schwerverwundeten auf der Rückreise befindet. Die Einrichtungen sind zum Teil praktischer als die unseren, besonders auch sparsamer, wenn auch die Anordnung von je zwei Betten übereinander für die Kranken unbehaglich

Digitized by Google

sein mag. Zehn bis zwölf Kranke in einem Wagen, das ist zu viel, da es besonders in dieser Jahreszeit unmöglich ist, immer gute Luft zu erhalten.

Auf der Weiterreise passierten wir Zabern, und kamen nach Einbruch der Dunkelheit nach Lützelburg. Die dort stationierten Badenser zeigten uns die Lichter des nahen Pfalzburg, das noch immer von einem französischen Hauptmann gehalten wird; Mut und Entschlossenheit habe der während seines langjährigen Aufenthaltes in Algier gelernt, doch meinten sie, nun würde auch er wohl bald durch Hunger und Not bezwungen sein. Die Geschosse flogen tagtäglich nach Lützelburg herüber, so erzählten die Soldaten, oft sorglos vor ihrer Tür Sitzenden an die Köpfe. Auch müßten die drüben unseren Zug übersehen haben, sonst hätten sie gewiß darauf geschossen. Auf diese Mitteilung war es ein behagliches Gefühl, als unsere Lokomotive pfiff und wir ohne Gruß des französischen Hauptmanns davonfuhren. Wir hatten gehofft den Abend bis Nanzig zu kommen, aber durch die fortwährenden größeren und kleineren Aufenthalte wurde das unmöglich. Die Nachtfahrten in Frankreich sind nicht ratsam und die Passage durch die Tunnels nach Eintritt der Dunkelheit entbehrt der Gemütlichkeit, obgleich auf beiden Seiten Posten aufgestellt sein sollen.

Den 10. Dezember.

Die Kriegsszenen mehren sich und kaum eine Stunde vergeht ohne Bemerkenswertes. Dazu war ich heute Küchenschwester. Einmal mußte die Reihe an mich kommen, da wählte ich, den Schwestern zulieb, den Sonntag. Als wir Nancy, oder wie man nun zu sagen verpflichtet ist, Nanzig erreichten, hieß es zu allgemeinem Leidwesen, daß die Kürze des Aufenthaltes nicht gestatte, sich in die Stadt zu wagen. Wir sprangen wenigstens herunter auf den Perron, und der Arzt, nachdem er noch die gesamte Mannschaft ermahnt hatte, ja niemals den Zug zu versäumen, gesellte sich zu uns mit der Bitte, ja recht aufzupassen. Doch geleitete er uns in die Lokale, wo nun ein rechtes Soldatenbild sich entfaltete. Da waren Militärs aller Länder und aller Waffengattungen und ein Getöse und ein Lärm in den Marketendereien, dazwischen wichtig blickende Johanniter und neugierige Menge. Doch mahnten wir uns gegenseitig zur Rückkehr, eilten auf den Perron — und sahen unseren Zug mit den roten Kreuzen in einiger Entfernung dahindampfen. Für meinen Freund, den Oberarzt war das kein kleiner Verdruß und wir hatten bei alledem von Nanzig nichts gesehen als die grauen Türme. Zudem war große Eile geboten, denn ein Postzug, den wir benützen konnten, war schon marschbereit. Es galt also die Erlaubnis zur Weiterfahrt zu erlangen. Der Doktor hatte seine Legitimation, ich besaß aber nichts dergleichen und war in einem Aufzug, wie ich eben aus der Küche entsprungen war. Doch half mir meine Visitenkarte und mein ehrliches Gesicht und bald fanden wir uns in einem Kupee I. Klasse. Schon

Digitized by Google

auf der nächsten Station hatten wir unseren Zug eingeholt, man hatte uns noch kaum vermißt und ich verfügte mich gleich wieder in den Küchenwagen. Der längere Aufenthalt auf dieser Station — Frouard glaube ich — wurde zu allgemeiner Fütterung benützt. Einige dort stationierte bayerische Offiziere fanden großes Wohlgefallen an unserem Bier und meinen bayerischen Knödeln, die sie außenstehend auf der Schwelle des Wagens serviert bekamen. In Toul fanden sich vaterländische Rekonvaleszenten ein, sie klagten über Mangel an Wäsche, an Zigarren, an Geld; ich hatte leider nichts von alledem zu verschenken, konnte es aber nicht übers Herz bringen, meine eben heiß eingeschenkte Tasse Mokka angesichts der hungernden und frierenden Soldaten zu trinken. Ich reichte sie den nächststehenden vier Landsleuten; es war ein wahres Vergnügen ihnen zuzusehen, denn sie hatten wohl lange nichts so Gutes bekommen, und winkten mir noch freundlich Dank, als wir weiterfuhren. Wen ich noch von Militärs gesprochen hatte, Offiziere wie Soldaten, Preußen, Badenser und Bayern — alles sehnt sich nach dem Frieden. Alle sind es müde im fremden Land zu liegen und möchten heim zu Weib und Kind. Die Eingeborenen aber sind ihrem Naturell nach im ganzen munter oder vielleicht finden sie, daß ihnen ein Lächeln besser steht; sie scheinen sich mit der preußischen Besatzung gut zu verstehen und lachen und schäkern. In Commercy fand sich eine große Zahl Gesindel ein mit Kaffee und Kognak, sie sehen alle erbärmlich aus, und können doch die dramatisierende Art zu schwätzen, nicht lassen.

Es ist schon ein lustiges Leben in unserem Küchenwagen, besonders, wenn die Mahlzeiten stattfinden, während der Zug im Gang ist. Da ist der kleine Tisch voll besetzt, der übrige enge Raum so okkupiert, daß kaum mehr eine Bewegung möglich, alles raucht und schreit und lacht durcheinander, dazu das Poltern des Zugs, das Rasseln all der Blechgeschirre, der Dampf des Herdes und der Zigarren, niemand kann ohne Lebensgefahr fort bis zum nächsten Halt. Ich habe bei der Köchin ausgeharrt bis zuletzt. Nun aber, nachdem ich den ganzen Tag in Zug und Nässe gewirtschaftet, bin ich schon herzlich froh, wenn morgen eine andere an die Reihe kommt. Ich habe mich, scheint es, zu allgemeiner Zufriedenheit in meine Rolle gefunden.

Alles das wird mir einmal wie ein Märchen erscheinen, — die fremden Menschen, mit denen ich Tag und Nacht hause, — das Waffelbudenleben in der Küche. Eine zaubrische Mondnacht, die Schwestern singen ihre Psalmen — ich fahre vorbei wie im Traum.

Die Nacht über mußten wir liegen bleiben, weil es hieß, daß die Gegend von Franktireurs unsicher sei. Bei Tagesanbruch erreichten wir Vitry, wo ein längerer Aufenthalt gemacht wurde. Es sind unserem Zug einige Wägen mit französischen Rekonvaleszenten angefügt worden, die ohne Offizier oder sonstige für sie sorgende Person auf diese Art in ihre Heimat reisen. Es sind meist

Digitized by Google

elende kranke, ausgehungerte Menschen, die in Metz eingeschlossen, dort verwundet gelegen hatten bis jetzt. Sie huben an drastische Schilderungen zu machen von den Hungerqualen in Metz und erzählten, sie hätten nun seit 36 Stunden nichts mehr zu essen bekommen. Als aber einer der Herren bemerkte, bei uns sei das anders, da würde auf allen Stationen für durchkommende Verwundete gesorgt, da fingen sie an, das Maul voll großer Wörter zu nehmen, und zu versichern, das sei auch hier überall so, sie brauchten nur ein Wort zu sagen, aber sie wollten nichts, sie hätten nicht Hunger, und könnten gar nichts essen. Dabei vermochten sie kaum mehr auf den Füßen zu stehen vor Hunger und Mattigkeit. Dann erzählten sie von Metz und bemühten sich, uns auseinanderzusetzen, daß Metz, die Festung, eigentlich sich nicht ergeben habe, sondern sie hätten bloß die Stadt übergeben (*„Metz n'a pas capitulé, nous avons seulement rendu la ville"*), ein anderer begibt sich zu seiner Familie nach Paris und auf meine Bemerkung, daß es doch ratsamer sein könnte, zu warten bis die Passage ungehindert und das Leben dort minder kostspielig sei, versicherte er lachend, das seien ja lauter Fabeln, in Paris sei nicht der Schatten von Mangel zu verspüren. Armes verblendetes Volk!

Um 3 Uhr setzten wir uns endlich wieder in Bewegung. Leider hatte sich das Wetter geändert und statt der frischen klaren Luft war es feucht und neblig, so daß man von der Gegend wenig hatte. Doch sah ich das, bei Vitry la ville gelegene Schloß des ehemaligen Kaisers, umgeben von französischen Anlagen mit steif geschnittenem Buchs. Bei Einbruch der Dunkelheit kamen wir nach Chalons. Das war nun so ein rechtes Kriegsleben, wie man es sich zu Hause nicht vorstellen kann. Nun wurden 6000 französische Gefangene ausgeladen und in die Wartlokale verbracht, die mußten alle über unseren Zug und zwar gerade über die Antritte meines Wagens hinwegsteigen, — zum Teil halberwachsene Bürschchen von 14 bis 16 Jahren, zum Teil ergrauende Männer von über fünfzig, alle in lumpigen Kleidern, in zerschlissene Decken eingehüllt, von Hunger und Kälte oder von der Dunkelheit so taumelig, daß sie kaum richtig die Füße setzen konnten. Eine nichts weniger als militärische Schar, die wohl zunächst froh war, in einem warmen Lokal einen Löffel Suppe zu erhalten.

Ich hörte von den größeren Gefechten der letzten Tage und fand Gelegenheit durch einen bayerischen Hauptmann Auskunft von meinen dabei beteiligten Verwandten zu erhalten, die ich mich beeilte, nach Hause mitzuteilen. Man hörte viele wichtige, traurige Einzelheiten von diesen Gefechten, das 11. und das 13. Regiment seien fast aufgelöst usw.

Unsere Herren hatten sich unterdessen beim Etappenkommando nach dem Bestimmungsort unseres Zuges erkundigt; wir wurden vorläufig nach Nogent dirigiert und hatten noch abends unsere Reise fortzusetzen, da Hilfe dort dringend erwünscht sei. Ich war von dem nächtlichen Kriegsbild in Chalons so auf-

Digitized by Google

geregt, daß von Schlafen keine Rede war. Wir blieben während der Fahrt außerhalb des Wagens stehen. Plötzlich fiel uns ein, daß wir, von den Laternen der Waggons beleuchtet, einen trefflichen Zielpunkt für Franktireurs abgeben. Wir machten so lange Witze über diese unleugbare Gefahr, bis wir uns alle fürchteten, und unter den verschiedensten Vorwänden in unsere Höhlen zurückkrochen, — den eigentlichen Grund gestanden wir uns erst gegenseitig am anderen Morgen, als wir in Epernay, frühzeitig durch das Getöse erweckt, im großartig schönen Bahnhof einfuhren.

Nun wurden unsere Wagen zur Aufnahme von Verwundeten unter uns verteilt und hergerichtet und es gab tüchtig zu arbeiten. Wir waren eben damit fertig, als wir Nogent erreichten, wo aber die Nachricht lautete, daß hier gar keine Verwundeten seien, daß wir die Nacht hier zu verbringen und anderntags weiter bis Lagny vorzurücken hätten. Das wäre ja gut und recht — nur immer weiter hinein — wenn nur Nogent nicht ein gar so schmutziges, häßliches, unheimliches Nest gewesen wäre. Wir machten einen kleinen Rundgang — alle fünf Schritte steht ein preußischer Posten, schon ein Beweis für die Gemütlichkeit des Ortes. Die Preußen haben in übertriebener Bescheidenheit die schmutzigen Gassen in Wilhelmstraße und Wilhelmplatz umgetauft. Es war eine unheimliche Nacht, verdächtige Gestalten schleichen umher, Posten wurden am Zug aufgestellt und das Licht in unseren Wagen frühzeitig gelöscht.

Ich konnte wenig schlafen und wurde noch geweckt durch einen vorbeiziehenden Transport französischer Gefangener, 2000 an der Zahl, die in weiße Decken gehüllt, zusammengepfercht wie die Schafe in Viehwagen kauerten. Beim Halten richtet sich eine der gespensterhaften Gestalten nach der anderen auf und zeigt sich erst als eine menschliche. Schmutzige, rohe, tierische Physiognomien, unter welcher die dünn gesäte bayerische Eskorte wohl nicht zu beneiden war, wenn den Kerls der Mut nicht so gänzlich fehlte; sie schienen sich mit rohen Witzen zu erwärmen in einer Sprache, die keinerlei Französisch, eher aus Algier stammend sein konnte.

Den 14. Dezember.

Ich war froh, als wir morgens das Nest verließen. Wegen eines riesigen, von den Franzosen selbst beim Rückzug gesprengten Tunnels hatten die Bayern eine provisorische Bahn um den Berg herum mit großer Kühnheit geführt, — eigentlich nur die Schienen auf die Landstraße gelegt, welche wohl die größte Kurve beschreibt, die noch von einer Bahn befahren worden ist, beinahe im rechten Winkel. Man fuhr mit größter Vorsicht, sehr langsam und alles stand vor den Wagen, die enormen Beschädigungen am Tunnel, die provisorische Bahn und eine sehr gewagte Notbrücke betrachtend.

Leider mußten wir in La Ferté, das wir mittags erreichten, schon den nächsten Halt machen, ja zu allgemeiner Bestürzung hieß es sogar, wir müßten

Digitized by Google

sofort umkehren und in dem abscheulichen Nogent weitere Befehle erwarten, was sich aber zum Glück doch wieder abändern ließ. Nachmittags zog ein Leichenzug vorüber, wir erfuhren, es werde ein bayerischer Soldat begraben, und nun kletterten die Schwestern und ich einen schmutzigen Hügel hinan, auf dem der Kirchhof liegt und sahen vom Spalierbaum über die Mauern hinweg das Militärbegräbnis mit an. Die Leichenrede des Feldpredigers war ganz angemessen. Man erfuhr, daß es der einzige Sohn seiner Eltern war, der da in fremder Erde begraben wurde, der Text war „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn". Hier erhielten wir unsere ersten fünf Verwundeten. Sie waren alle nicht schwer, nur an den Händen verwundet, wurden also in Kupeewagen gesetzt. Sie erzählten vom Schlachtfeld, all die Einzelheiten fügen sich allmählich zu einem deutlichen Bild. Dann machte ich mit dem Doktor, dem Hauptmann u. a. einen Rundgang durch die Stadt. Auch heute nacht stehen Posten am Zug verteilt, um die Materialwagen vor Dieben zu bewahren. Der rasche Wechsel der Temperatur, das ungeordnete Leben und das ewige Schütteln und Rasseln der Eisenbahn sind auf die Dauer nicht bekömmlich — aber jetzt darf ich nicht krank werden.

Donnerstag, den 15. Dezember.

Morgens ging die Fahrt weiter bis Meaux. Die Einwohner scheinen recht ruhig und zufrieden, sie sind gegen die Fremden artig und freundlich und beklagen sich auch nicht über die Deutschen. Im allgemeinen finde ich, daß man sich zu Hause ein übertriebenes Bild von dem Kriegszustande macht. Es geht in den Städten vieles seinen alten Gang, die Leute kehren schnell in ihre Gewohnheiten zurück und wissen bereits in „Daller, Gülden und Kreuz" ihre Rechnung zu finden.

Schon hier hört man den entfernten Donner der Pariser Geschütze und ich freue mich sehr, nun doch nach Lagny, also sehr nahe von Paris zu kommen, so daß man vom Turme aus die Stadt sehen kann.

Hoffentlich bekommen wir nun morgen oder übermorgen endlich Verwundete. In unserem Zug ist alles sehr freundlich und aufmerksam gegeneinander, die Herren machen sich liebenswürdig, indem sie einem frische Semmeln oder sonstige derlei Leckerbissen schenken, oder Spähne schnitzeln zur Feuerung und auf dem Rückweg werde ich um einen jeden froh sein, der manchmal bei mir nachsieht, und mir rät und hilft und mit meiner Unerfahrenheit Nachsicht hat.

Lagny, den 16. Dezember.

Wir sind heute noch den ganzen Tag vor Meaux liegen geblieben, doch war man nicht böse darüber, die Stadt und die ganze Umgebung sind so hübsch und jede Stunde bietet Bemerkenswertes. Züge mit Militär kommen und gehen. Französische Verwundete in großer Zahl und Gefangene in noch größerer wer-

Digitized by Google

den vorüber transportiert. Sie schreien nach Brot und Getränken, wie ja die Franzosen bei allem gleich ein so fürchterliches Geschrei erheben, und dann kommen die Eingeborenen und schreien auch wieder „*voilà des vivres*“, und sieht man sich um, so haben sie vielleicht zwei Äpfel in der Hand. Dann sieht man wieder in der Entfernung eine Munitionskolonne oder einzelne Reiter über das Feld jagen oder man trifft bayerisches Militär und kann sich Nachrichten von Verwandten und Bekannten erbitten. Oder man sieht einen riesigen Zug mit Zwölfpfündern, die noch zur Blockade nach Paris geschickt werden oder man nimmt einige Güterwagen in Augenschein, die durch einen Zusammenstoß wie zwei wütende Stiere aufeinander hinaufgetrieben waren und an denen das Eisenzeug wie faules Holz verbogen und zerbrochen herunterhängt.

Mittags hieß es, wir müssen sogleich nach Lagny und bekommen noch heute Verwundete. Darauf begann nun neuerdings ein allgemeines Ordnen, Säubern und Herrichten, um 2 Uhr waren meine Salons gefegt und gesäubert, die Betten gerichtet, Feuer und Wasser in Bereitschaft, — und dann kam abermals die deprimierende Kunde, man müsse noch eine Nacht warten. Einige Herren fuhren nun mit einem anderen Zug bis Lagny voraus, um den Grund der endlosen Verzögerung zu erforschen. Wir unternahmen mißmutig gegen Abend einen kleinen Spaziergang in die Stadt und plötzlich hieß es, jetzt wird gefahren.

Eine Stunde darauf waren wir hier in Lagny und nun begann auch gleich das Einladen der Verwundeten. Nein, wie kamen die armen Menschen erfroren, naß, leidend, aus ihren wandelnden Särgen heraus! Wo je zwei und zwei auf Stroh gebettet unter unsäglichen Schmerzen die weite Tour bis von Orleans gemacht hatten, und wie froh waren sie, endlich in trockene warme Betten zu kommen. Es wird nur ein Teil der Wagen durch die eben Ankommenden gefüllt, morgen erst werden die Baracken in Lagny geleert und mit frühestem wird begonnen und ich schließe, um zu versuchen in dieser letzten Nacht zu schlafen.

Lagny, den 17. Dezember.

Heute morgen erhielt ich meine zehn Verwundeten. Wir sind in vollster Tätigkeit und ich fühle mich ganz in meinem Element.

Es ist nicht zu beschreiben, welch herzzerreißendes Elend man hier sieht. Tausende von armen Menschen zu Krüppeln geschossen, die sich, so gut sie können, zu den Sanitätszügen drängen und flehen erlöst zu werden von den Qualen, die sie in Stroh und in Schmutz ohne Nahrung und ohne ärztliche Hilfe in den kalten Baracken erleiden mußten. Da gab es zu helfen und beizuspringen, auch den vielen, die es unmöglich war, mitzunehmen. Dort einer Gruppe Halbverhungerter Brot zu reichen, dort ein paar schwerverwundeten Franzosen, die auf einer Bahre gebracht wurden, einen Trunk Wein und nun kam ein Typhuskranker, der sich zur Schwelle meines Wagens geschleppt hatte und hilflos

Digitized by Google

fiebernd um Aufnahme flehte, während er doch blutenden Herzens von den Ärzten abgewiesen und vertröstet werden mußte; er hätte ja die Fahrt nicht überlebt und den Platz von fünf Verwundeten genommen. Dort saß ein Häuflein Franzosen so fest im Dreck, daß der Wind sie nicht hätte umwerfen können. Die sahen gar kläglich und fragend darein, ob sie mitgenommen würden, was denn auch schließlich noch geschah. Und dort in einer Ecke standen zwei Kisten wie Baßgeigen geformt, die Namen zweier jungen adeligen preußischen Offiziere waren daraufgeschrieben und die Adresse. Vier Männer hatten an jeder zu schleppen, während jeder unserer Wärter mit Leichtigkeit einen Lebenden auf dem Rücken hereintrug.

Nachdem wir fertig und die sämtlichen Plätze ausgefüllt waren, machte ich mich gleich darüber, es meinen Pfleglingen behaglich zu machen. Sie wurden von ihrer schweren schrecklichen Kleidung, die mancher seit dem Juli nicht vom Körper gebracht hatte, befreit, genossen die entwöhnte Wohltat einer Waschschüssel und frischer Wäsche, bekamen Kaffee oder Suppe und jetzt liegen sie sauber und mit glänzenden Augen drinnen, so vergnügt als wären sie im Paradies und erwarten den Arzt, der nun seinen mühevollen Rundgang beginnt.

Lagny selbst sieht trostlos aus, zerschossen, gesprengt, verwüstet, verarmt, es riecht hier schon nach Paris. Die Bilder des Kriegs zeigen sich hier in grelleren Farben, besonders auch das Elend, die Not und der Schmutz. Und nun treten wir eben die Heimreise an, mit 5—600 Verwundeten, von welchen etwa 60 in Betten, die übrigen in Coupés untergebracht sind. Der französische Teil wird in Chalons zurückgelassen.

Donnerstag, den 22. Dezember.

Wir sind nun auf der Heimreise und in wenigen Stunden zurück in München. Unsere Aufgabe ist erfüllt.

Es waren acht sehr schwere mühevolle Nächte, in denen wahrlich jeder Augenblick vollauf seine Benützung fand, von Schlaf natürlich überhaupt keine Rede mehr. Es ist kein Geringes, was wir an Elend gesehen, an Arbeiten zu leisten hatten. Jede von uns Schwestern hatte anfänglich je einen Wagen mit fünf Verwundeten erhalten und wir waren durch Wägen getrennt, die von Wärtern besorgt wurden, damit man sich gegenseitig an die Hand gehen könnte. Eine der Schwestern war gleich am ersten Tage erkrankt und dienstuntauglich und ich übernahm noch ihren Wagen dazu, was für mich mehr als die doppelte Arbeit gab wegen des Hin- und Herlaufens, besonders auch nachts, wo ich oft hinübersehen mußte, denn da gab es bald dieses, bald jenes und von meinen zehn Patienten wußte mir immer mindestens einer eine Beschäftigung. Dazu das Holz- und Wasserherbeibringen. Die gefährliche Passage durch alle Wägen hindurch, über alle Antritte hinweg (eben dabei war die Schwester fehlgetreten) und dann die Verköstigung und das Verbinden und was eigentlich alles zur

Digitized by Google

Pflege gehört und die einsamen Nächte, in welchen ich auf meinem Stuhl wachte und das Feuer unterhielt und Tee kochte, den mancher der anderen recht froh war, in den ersten kalten Morgenstunden vorzufinden. Die Ärzte schienen mich brauchen zu können. Meine Kranken waren vergnügt und guter Dinge, besonders in dem einen Wagen, in dem sich vier preußische Unteroffiziere befanden, da war ein Singen und Schreien und Lachen und Rauchen den ganzen Tag und wäre auch die halbe Nacht gewesen, wenn ich nicht wegen des fünften, der elend da lag, energisch um Ruhe gebeten hätte. Was wußten diese Leute aber auch alles zu erzählen, von den Mühen und Strapazen und Erfahrungen des Kriegs. Dazwischen manches possierliche Geschichtchen und besonders ein schlesischer Ulan, dem die Füße beim Postenstehen abgefroren waren, der schwätzte und erzählte in seinem wunderlichen Deutsch in einem fort. Dabei zeigen sie einen staunenswerten Heroismus gegen ihre Schmerzen. Fast alle, so daß man es den Einzelnen fast übel nimmt, wenn sie verzagter sind.

Heute nacht hat das Ausladen stattgefunden. Wir wurden zu dem Umweg über Nürnberg und Regensburg veranlaßt, wo überall eine Anzahl Verwundeter aufgenommen wurde. In Schwabach wurde begonnen und kamen auch meine vier fidelen Unteroffiziere und der Lazarus an die Reihe, dem ich noch im Wartesaal solange als möglich beistehen mußte, um ihn gegen die Neugier der Menge zu schützen. Dann ging es weiter mit Aufenthalten und Abladen auf allen Stationen. Diese Nacht war gewiß von allen und für alle die schwerste und ermüdendste. Es war total finster und fürchterliches Wetter und waren sowohl die armen Kranken zu bedauern, die stets parat sein müssen aus den Betten in einen fremden Ort geschleppt zu werden, als auch die Ärzte, die nach allen erduldeten Strapazen zum Schluß in dieser Nacht — wie auch wir übriges Personal — keinen Augenblick zur Ruhe kamen. Erst gegen Morgen wurde mein zweiter Wagen geleert, ich geleitete meine Kinder noch in den Wartesaal und war vom Abschied wirklich ergriffen. Sie waren alle so herzlich und dankbar und gerührt und wären so furchtbar gern noch bis München mitgefahren, aber das konnte eben nicht sein.

Als sie fort waren, säuberte und ordnete ich noch meine Wägen. Unterdessen hatten die freundlichen Ärzte mit Decken in einem reinlich gewärmten Wagen ein Lager für mich gerichtet — und nach ein paar Stunden erquickenden Schlafes fahre ich der Heimat entgegen.

Nachtrag, August 1914.

Wenn ich jetzt, nach der langen Friedenszeit, diese vergilbten Aufzeichnungen hervorgesucht, und wenn ich mich entschlossen habe, sie zu veröffentlichen, so war natürlich durch die neuesten Ereignisse der Impuls dazu gegeben.

Und wenn ich das, damals unter dem spontanen Eindruck Niedergeschriebene jetzt durchblättere, so ist mir alles wieder so gegenwärtig, als dürfte ich übermorgen in diese so vollbefriedigende, schöne Tätigkeit wieder eintreten.

Digitized by Google

Es haben sich seitdem auf dem Gebiet der Krankenpflege, insbesondere der chirurgischen Behandlung, und ebenso haben sich auch auf dem Gebiet des Verkehrswesens vielfache Veränderungen vollzogen und für künftige Transporte Verwundeter greift beides ineinander über; ein Sanitätszug in der damaligen Ausstattung wäre heutigen Tages wohl kaum mehr denkbar.

Aber die hier geschilderte Fahrt, zu der ich als die erste „Dilettantin" zugelassen war (später gab es deren übergenug) — diese Fahrt mit all ihren Eindrücken und Erlebnissen, ihren Mühen und ihrer Arbeitsfreudigkeit, sie ist mir eine leuchtende Erinnerung geblieben. Und wenn die Leistung des Einzelnen recht bedeutungslos war gegenüber alle dem, was an Arbeit und Opferwilligkeit in einer großen Zeit geleistet worden ist, — für mich selbst ist's eine der schönsten Episoden meines Lebens!

Auch jetzt wieder ist für Deutschland eine große Zeit angebrochen, und hohe Aufgaben sind es, die an uns deutsche Frauen herantreten.

Es ist ein herzerhebendes Schauspiel, wie sich auch heute die Frauen und Mädchen aller Stände und jeden Alters, ohne Unterschied der Konfession oder der Lebensstellung, in Scharen herbeidrängen, — ebenso opferfreudig und tatkräftig wie damals.

Zumeist ist es die Pflege der Verwundeten, die zahlreiche und ausdauernde Kräfte erfordert. Mögen diese flüchtigen Erinnerungen dazu beitragen, sie diesem herrlichsten Beruf zuzuführen! Möge aber aus ihnen zugleich recht eindringlich die Mahnung hervorgehen: daß nur solche sich der Pflege widmen sollen, die ihren ganzen Ernst erfaßt haben, und die die Begabung dazu haben. Denn es gehört nicht allein guter Wille dazu, sondern gute Nerven, nicht allein der zu erwerbenden Kenntnisse bedarf es, sondern des ganz speziellen Talentes und einer bedeutenden körperlichen Ausdauer, — sonst ist die Pflegerin Last anstatt Hilfe.

Engländer über uns.

Von Josef Hofmiller.

(I. A. R. Wylie, Eight Years in Germany. With 12 Illustrations. Mills & Boon, London. — J. A. R. Wylie, Mein deutsches Jahr. Übersetzt von Ernst Fuhr. Braunschweig, Appelhaas & Co. — Price Collier, Deutschland und die Deutschen vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Übersetzt von E. von Kraatz. Braunschweig, George Westermann. — *Norma Lorimer, By the Waters of Germany. With 17 Illustrations. London, Stanley Paul & Co.)*

Seit ein paar Jahren erschienen auffallend viele Bücher von Engländern über Deutschland, soweit ich es beurteilen kann, fast ebensoviele wie über Italien, während die Franzosen außer Herrn Huret kaum einen Schriftsteller haben, der sich die Mühe gegeben hätte Deutschland kennen zu lernen, und Rußland und Italien von deutschen Dingen nur in Form von Zeitungsartikeln Notiz nahmen. Diese englischen Werke, von denen ein paar sogar übersetzt wurden, lauter stattliche Bände, wundervoll auf leichtem, dickem Papier ge-

Digitized by Google

druckt, illustriert, in Leinen gebunden, kosten zehneinhalb oder zwölfeinhalb Schilling und mehr. Daß so teure Bücher auf Absatz rechnen konnten, ist allein schon ein Beweis dafür, daß die Engländer Deutschland kennen zu lernen wünschten. Außerdem brachte fast jedes Jahr ein englisches Buch über unsern Kaiser, seit neuestem auch über den Kronprinzen. Diese Bücher sind natürlich in erster Linie nicht für uns geschrieben, aber gerade deshalb sind sie für uns von Interesse, und ich greife daher aus der Masse der zuletzt erschienenen vier heraus, die mir, jedes in seiner Art, lehrreich erscheinen; doppelt lehrreich in einem Augenblick, da England mit uns Krieg führt.

Mrs. Wylie, die mit zwei Bänden vertreten ist, hat acht Jahre in Deutschland gelebt, sie kennt nicht nur seine Sehenswürdigkeiten, sondern auch seine Einrichtungen: Schulen, Kasernen, Besserungsanstalten, Krankenhäuser; und verkehrte in allen Kreisen. Sie hat ihr Studium so genau genommen, daß sie sich sogar in einem deutschen Krankenhaus hat operieren lassen. Was sie nicht kennt, gesteht sie selbst: die katholischen Landesteile, besonders des Südens; eine Kenntnis, die für das Verständnis deutschen Wesens allerdings unerläßlich ist, nicht nur Engländern, sondern auch Deutschen. Denn die grotesken Vorurteile, die der protestantische Durchschnittsengländer gegen alles Katholische hat, finden sich ähnlich, und gegenseitig, auch in Deutschland.

Einen für die Mehrzahl der in Deutschland reisenden Engländer bezeichnenden Fall erzählt Lorimer. Sie traf die junge Frau eines englischen Marineoffiziers, die jahrelang in China gelebt und viermal die lange Überfahrt zwischen Ostasien und England gemacht hatte, sich aber fast kindisch fürchtete, weil ihr Mann ihr Hamburg als Treffpunkt bestimmt hatte; außerhalb ihrer stockenglischen Umgebung — Schiff und China waren auch nichts andres gewesen — fühlte sie sich, unkundig der Landessprache, gänzlich unsicher; wie denn überhaupt das, was wir an reisenden Engländern als Steifheit, ja Unhöflichkeit empfinden, oft, wenn auch nicht immer, nichts als Unsicherheit ist, ausgedrückt durch Mißbehagen und Unzugänglichkeit.

Wylie schreibt, wie sie bekennt, aus instinktiver Sympathie für das deutsche Volk. Sie ist glücklich, acht Jahre in seiner Mitte gelebt zu haben; darum bedauert sie, daß Deutschland in England immer noch mißverstanden wird, und führt das auf die Tatsache zurück, daß zwischen Völkern wie zwischen Familien gerade Blutsverwandtschaft manchmal ein Hindernis für freundschaftliches Verständnis bildet. Eher gelangen, meint sie, zwei Erbfeinde, wie Frankreich und England, zu einer, wenn auch etwas zerbrechlichen Verständigung. Solang die Deutschen arme Vettern waren, wurden sie in England ignoriert oder von oben herab wohlwollend behandelt; seit diese unpraktische und mittellose Nebenlinie wohlhabend und tatkräftig geworden ist, wird sie gefürchtet und gehaßt. „In Wirklichkeit besteht zwischen Engländern und Deutschen gar keine tiefere Ver-

Digitized by Google

wandtschaft. Die äußerliche Ähnlichkeit ist rein oberflächlich und irreführend. Der Deutsche hat mit uns keine Idee, kein Ideal, keinen Ehrgeiz gemein." Diese Auffassung kommt, so schroff sie fürs erste klingt, den Tatsachen näher als die umgekehrte. Solang wir auf unser Vetternrecht pochen, werden uns die Engländer immer verachten; denn sie fühlen sich nie und nirgends als irgendwers Vettern, sondern als Engländer und nur als Engländer. Wenn wir es machen wie sie und unsere Beziehungen nicht mehr durch Redensarten über beanspruchte Verwandtschaft aus der Sphäre der Wirklichkeit in diejenige der Sentimentalität rücken, werden wir mit ihnen auskommen. Je weniger wir ihnen nachlaufen, desto mehr werden sie uns achten; je mehr wir uns um sie bemühen, desto mehr werden sie uns als aufdringlich empfinden und behandeln. Was den Engländer in seinem ganzen Verhalten, privat wie öffentlich, auszeichnet, ist Haltung. Haltung, Zurückhaltung ist das, was den Deutschen fehlt; nicht im politischen, aber im privaten Auftreten. Wie der Engländer kein Bedürfnis hat, Ausländern persönlich näher zu treten — für einen Engländer gibt es nur einen einzigen würdigen Verkehr, nämlich den mit Engländern —, ist er mehr als andere Nationen geneigt und der Gefahr ausgesetzt, ein Volk nach den Individuen zu beurteilen, mit denen er im eigenen oder im Ausland zufällig oder notwendigerweise in Beziehung kommt; die Deutschen dementsprechend in seinem Vaterlande nach deutschen Kellnern, Kommis und Bankangestellten. Zu Deutschen in Deutschland kommt er ebenfalls nur zu rein geschäftsmäßigen Beziehungen; im Ausland, zum Beispiel in Italien reisende Deutsche werden ihm wie uns selbst oft auf die Nerven gehen; denn der Deutsche kommt im Ausland leider öfter als der Franzose oder der Engländer in die Lage, sich seiner reisenden Landsleute zu schämen.

Wylie führt die Schwierigkeit Deutschland kennen zu lernen auf die Dezentralisation zurück. Es gibt keine typische deutsche Stadt, meint sie: „Berlin ist nicht Deutschland in dem Maße wie London England ist (an anderer Stelle sagt sie sogar: „Berlin ist von allen deutschen Städten die am wenigsten deutsche") . . . Berlin ist typisch für sich selbst, nichts weiter. Als Hauptstadt ist es pilzartig aufgeschossen, und außerhalb der offiziellen Kreise hat auch seine Bevölkerung etwas Pilzartiges . . . Wenn es wahr wäre, daß Berlin für Deutschland typisch ist, dann allerdings könnte die pessimistische Furcht gerechtfertigt erscheinen, Deutschland habe seinen Höhepunkt schon überschritten." Diese Sätze sind übertrieben. Es gibt zwei Berlin, das laute und das andere; das Berlin, das den Ton angibt und angeben will, und das andere, für das dieser Ton überhaupt nicht existiert. Man darf ebensowenig den Pariser nach dem Boulevardier oder den Helden von Verwechslungsposſen beurteilen, wie den Berliner nach der Gesellschaft, die in alle Erstaufführungen rennt, auf jeden Bluff auf künstlerischem Gebiet hereinfällt, Bridge spielt und sich auf ihr stumpf-

Digitized by Google

sinniges und anmutloses Nachtleben etwas einbildet. (Dies, nebenbei, macht die neuen französischen Stücke langweilig, weil sie kaum für die Pariser Lebewelt, sicher nicht für den Durchschnittspariser, am wenigsten für den Franzosen irgendwie bezeichnend sind; sehr im Gegensatz zur alten, klassischen Posse eines Labiche, dessen Karikaturen in ihrer Art nicht minder genial und geistreich sind wie diejenigen Daumiers.)

„Wir lesen viel," fährt die Verfasserin fort, „vom neuen Deutschland und seinem neuen Geiste. Aber es gibt kein neues Deutschland und keinen neuen Geist. Das bestehende ist das gereifte Werk der Generationen, das, was von jeher war. Geblendet durch den plötzlichen Glanz von Deutschlands Wohlstand sind wir geneigt zu vergessen, daß es selten, außer eben an Wohlstand, einen anderen als einen der allervordersten Plätze unter den Nationen eingenommen hat. In Religion und Philosophie hat Deutschland geleuchtet zu einer Zeit, wo ringsum alles dunkel war; in der Literatur hat es einen epochemachenden Impuls gegeben; in der Musik hat es von jeher dominiert; sogar in der Politik ist Deutschland der umstürzende Geist gewesen" (ein Satz, der in dieser Form, ohne Erläuterung, kaum verständlich ist). „Das wirklich und einzig Neue ist, daß Deutschland gelernt hat seine Kräfte zu organisieren, sie auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit zu rühren. Vor sechzig Jahren galt der Deutsche als philosophischer Träumer, unfähig zu Erfolgen, außer auf dem Gebiete der philosophischen Spekulation; heute betrachten wir ihn als gierigen Parvenü, der seine gierigen Hände nach dem Reichtum der ganzen Welt ausstreckt. Beide Urteile sind falsch. Bismarck war nur ein Wagner mit einem andern Ideal."

England, meint die Verfasserin, bemüht sich wohl um die Kenntnis des politischen und wirtschaftlichen Deutschland, aber nicht des geistigen. „Deutsche Literatur, deutsche Religion, deutsche Philosophie sind uns Bücher mit sieben Siegeln. Was wir wissen, ist, wie viele Dreadnoughts Deutschland besitzt und um wie viel sein Handel gestiegen ist. Was wirklich wichtig ist, ist nicht der Dreadnought, sondern das Hirn seines Erbauers, Mut und Begabung seines Kommandeurs. Was wirklich wichtig ist, ist nicht das Mehr an Umsatz, sondern die menschlichen Eigenschaften, die es veranlaßten."

Wie sehr sich Wylies Buch von der üblichen Reiseliteratur unterscheidet, zeigen die Überschriften seiner zwölf Kapitel: „Irrtümer; Der Deutsche fürchtet Gott; Die neue Generation; Entartung; Freiheit des Individuums; Klassen und Menschen; Eine Galerie von Porträts; Einrichtungen, die ich kennen lernte; Antagonismus von Geschmack und Moral; Heer und Volk; Beziehungen nach innen und außen; Die deutschen Frauen." Diesem eigenartigen Inhalt entsprechen ebenso eigenartige Bilderbeigaben: Kaiser und Kanzler, Pfarrer Jatho; eine Freiluftschule; ein bayerischer Bauer; auf bayerischen Bergen; die Großherzogin Luise von Baden; ein Musterkrankenhaus; Pastor

Digitized by Google

Bodelschwingh; Freiluftgottesdienst in Bethel; deutsche Turner; deutsche Matrosen beim Schiffputzen; deutsche Turnerinnen vor dem Kaiser.

„Als ich das erstemal nach Deutschland ging, war ich fest überzeugt, daß die Deutschen zum größten Teil religiös indifferent seien. Im ersten Jahre schon, bevor ich noch die Sprache beherrschte, kam ich zu dem Schluß, die Deutschen seien das tiefst religiöse Volk auf Erden." Im Anschluß an diese zwei kontradiktorischen Sätze stellt Wylie den Fall Jatho dar, den sie mit Recht als typisch nimmt. Sie versucht eine Erklärung dessen, was man liberales Christentum nennt: Im tiefsten Herzen ist das deutsche Volk nie völlig bekehrt worden. Als Karl der Große einige tausend Sachsen hinschlachtete, um sie zur Annahme des Christentums zu zwingen, errang er nur einen Scheinsieg. Die alten Sachsengötter stürzten äußerlich und zogen sich ins Herz ihrer Bekenner zurück. Heute feiert der Deutsche das Sonnwendfest, aber unter dem Vorwand eines Heiligen. Der Deutsche ist der Heide der Welt. Er war ein Pantheist von je und ist es noch. Der Gott, der Luthers „feste Burg" war, war auch der Gott Jathos, verwandelt durch einen unaufhaltsamen Entwicklungsprozeß. Aber dieser Pantheismus ist instinktiv und unbewußt. Wer nur etwas von deutscher Literatur weiß, stößt auf Schritt und Tritt auf ihn, besonders in der Lyrik des 19. Jahrhunderts. Er ist für den Deutschen keine Pose, sondern sein natürliches Verhältnis zur Welt. Nietzsches Übermensch ist nichts anderes als Jathos „einziger Freund, den du hast: du selbst". Jathos Geist ist der Geist deutscher Religiosität. Der „Gott mit uns" auf deutschen Münzen ist der Gott Jathos: Selbstvertrauen, wenig formale Religion, tiefer religiöser Drang. Die protestantischen Kirchen treiben völliger Dogmenlosigkeit zu. Dann mag eine neue Religion entstehen. Der Übergang wird schmerzlich und unruhig sein. Aber Unruhe ist Leben und Hoffnung auf Fortschritt.

Soweit die Ausführungen Wylies. Man mag ihnen zustimmen oder nicht, jedenfalls sind sie das eigenartigste, was von Ausländern über das Verhältnis der Deutschen zur Religion geschrieben worden ist. Nicht das unter christlicher Oberfläche fortlebende Heidentum ist das bezeichnende, — man findet es in den katholischen Ländern des Südens stärker und naiver —, sondern der nie ruhende religiöse Drang bis in die Äußerungen des Geistes hinein, Philosophie, Dichtung, Musik. In diesen Tagen des europäischen Krieges gehen ungeheure Ströme von Religiosität über das deutsche Land, jener Religiosität, die nichts mit Dogmen, Kirchen, Formen zu tun hat, sondern ein tiefes Alleinsein und eine durch Worte nicht auszudrückende Auseinandersetzung mit dem Ewigen ist.

Was Erziehung anlangt, so ist der Engländer, nach Wylie, von zwei Dingen überzeugt: erstens, daß das englische System starke, unabhängige Persönlichkeiten schaffe; zweitens, daß das deutsche die Persönlichkeit durch Uniformität vernichte. Genau das Gegenteil ist richtig, sagt die Verfasserin: die englischen

Digitized by Google

höheren Schulen sind wie Porzellanfabriken, von denen jede ihr besonderes Material, Verfahren und Kennzeichen hat; je nachdem Harrow oder Eton oder Wincheſter usw. Ein Knabe, der durch ſie hindurchgeht, muß ein ungewöhnlich ſtarker Charakter ſein, um ſeine Unabhängigkeit zu bewahren. Was der engliſche Schüler tatſächlich hat, iſt ein großes Maß körperlicher Freiheit; aber in geiſtigen und ſittlichen Dingen wird er von Anfang an ſo gegängelt, daß es für einen Engländer ſchwer iſt anders zu denken als ſeine Schule und ſeine Zeitung. Das Grundſtreben des deutſchen Syſtems ſcheint der Verfaſſerin: das Kind geiſtig und moraliſch zu iſolieren. Das deutſche Kind, ob reich oder arm, bürgerlich oder ariſtokratiſch, beſucht die allgemeine Volksſchule, es arbeitet tüchtig den Tag über und abends kehrt es heim. Dies letztere iſt das wichtige: weil der Zuſammenhang mit der Familie nicht unterbrochen wird, entwickelt ſich nicht jener Korpsgeiſt, der zugleich die Schwäche und die Stärke des engliſchen Syſtems iſt. (Nebenbei ſei bemerkt, daß die Behauptungen Wylies ſtimmen, wenn man ſie auf die Erziehung der katholiſchen Geiſtlichen und der Volksſchullehrer, in Bayern wenigſtens, anwendet und nachprüft: beide Stände gehen durch Internate und haben daher einen ausgeſprochenen Korpsgeiſt, den ſie ſich auch gegenſeitig fühlen laſſen.) Der Deutſche knüpft Freundſchaftsverhältniſſe fürs Leben erſt in einem Zeitpunkt an, wo eigentlich der Charakter ſchon fertig iſt: im Heer, auf der Hochſchule. Er wird von Anfang an viel mehr auf ſich ſelbſt geſtellt als der junge Engländer, der in faſt klöſterlicher Umhegung aufwächſt. Der kleine Engländer hat den Vorteil, daß er, wenn die Verhältniſſe in ſeiner Familie unglücklich ſind, dreiviertel des Jahrs davon nichts zu hören und zu ſehen bekommt; er vergißt die Familie in den langen Zeiten der Abweſenheit. Das deutſche Kind trägt doppelte Nöte mit ſich herum: die ſeiner eigenen Entwicklung, und die des häuslichen Lebens; ſchon in ſeiner Jugend ſieht es die Seinen tagtäglich vor die Probleme geſtellt, die ein engliſches Kind erſt nach Jahren überhaupt zum erſtenmal zu Geſicht bekommt. Unter glücklichen Verhältniſſen hat es daher vor dem engliſchen viel voraus. Aber das engliſche Kind bleibt dafür länger Kind. Andrerſeits iſt es faſt rührend zu ſehen, welche Sorgfalt das eiſerne Deutſchland blinden, verkrüppelten, kranken, anormalen Kindern zuwendet. Die Verfaſſerin ſagt, ſie ſei oft mit deutſchen Kindern unwillkürlich in ein Geſpräch von ſolchem Ernſt gekommen, daß ſie ſich hinterher nicht genug habe wundern können; ſie hätten Intereſſen und Vorſtellungen, von denen gleichaltrige engliſche Kinder keine blaſſe Ahnung haben; all das ohne jede unangenehme Bewußtheit oder Frühreife. (Wylie kennt die ſogenannte Jugendkultur und ihre weſentlichen Züge nicht, eine Strömung, die mehr nach dem engliſchen als dem deutſchen Syſtem zu neigt, und, ſoweit ſich das nach Dokumenten beurteilen läßt, die Schattenſeiten des engliſchen Syſtems mit denen des deutſchen Charakters verbindet.) Die wichtigſte

Digitized by Google

Einrichtung der deutschen Erziehung ist das Elternhaus. (Diese Einrichtung ist im letzten Jahrzehnt geschwächt worden. „Jugendkultur" ist ein Euphemismus für Mangel an Elternkultur. Wenn das Familienleben am Ende ist, sind die Jungen am „Anfang". Die ganze vielbesprochene Strömung ist nichts als ein, zum Glück nur minimaler Bankrott des Familienlebens und der Familienerziehung. Der Fisch stinkt immer zuerst am Kopfe. Umgekehrt rechnet Wyneken *et hoc genus omne* mit der Zerstörung der häuslichen Erziehung als mit einer Tatsache oder einem Postulat.) Die Deutschen mögen vielleicht nicht immer hilfsbereite Verwandte sein, aber sie sind vorbildliche Eltern, denen für ihre Kinder nichts zu viel ist. Dafür verlangen sie von den Kindern Erfolge; es versteht sich von selbst, daß sie arbeiten und ihre Prüfungen bestehen. So wird Arbeit ein natürlicher Zustand für den jungen Deutschen. Die Erziehung übernimmt in Deutschland das Elternhaus, nicht die Schule. Wenn deutsche Schüler ihre Anstalt verlassen, gleichen sie sich in Bezug auf Kenntnisse und äußere Disziplin sehr; aber in Bezug auf Charakter, Ansichten, Verhalten gegenüber dem Leben ist jeder anders. Die Uniformität ist rein äußerlich; in Wirklichkeit ist der junge Deutsche der stärkste Individualist der Welt; er ist ganz auf sich selbst gestellt.

„Trotz allem Reichtum drückt sich das ernste Gepräge der Notwendigkeit fast auf jede Äußerung deutschen Lebens" beginnt Wylie ihr viertes Kapitel, das überschrieben ist *Degenerate Days*, um weiter auszuführen: Veränderungen in Deutschland vollziehen sich langsam; langsam steigt der Durchschnitt der Lebenshaltung. Einfachheit und Genügsamkeit sind immer noch die Grundlagen, wenn auch der Luxus einzelner so in die Augen springt, daß man von ihm auf eine Gesamterschütterung der bisherigen schlichten Art schließen möchte. Aber die gebildeten Klassen, in denen Tradition und Geburt vererbt werden, sind durchschnittlich nach englischen Begriffen arm, verschmähen das Geldmachen, wie sie es von je getan haben, und lassen keine Geldmacher ins Haus. Die Vergnügungen sind einfach. Schwerfällige Lustigkeit um jeden Preis, wie der Münchner und Kölner Karneval, bestätigt das nur; was fehlt, ist die anmutige Leichtigkeit, die nur aus langer Tradition entspringt. Der Deutsche als Reisender im Ausland ist unbeliebt, nicht wegen seines Volkstums oder Benehmens, sondern wegen seines geringen Luxusbedürfnisses; kaum, daß er zu bewegen ist zur Abendmahlzeit im Frack zu erscheinen. (Manche dieser Behauptungen sind schief, andere falsch. Der Deutsche ist durchschnittlich ein besserer Trinkgeldgeber als der Engländer. Was ihn im Ausland unbeliebt macht, ist, abgesehen von Neid und Mißgunst der Ausländer gegen alles Deutsche überhaupt, unelegante Kleidung, zu lautes Sprechen, zu geräuschvolles Hantieren mit Tischgerät, befehlender Ton gegenüber dem Personal, ein gewisser Mangel an Verbindlichkeit und Takt im Verkehr, an jener liebenswürdigen

Digitized by Google

Höflichkeit, die beim Romanen oft nur Firnis ist. Der Deutsche findet den Ton nicht, ist entweder zu schneidig oder unsicher. Reisende Damen fallen oft peinlich auf durch falsche Eleganz und mangelnden Geschmack.) Was in Deutschland den Ausschlag gibt, ist nicht Geld, sondern Geburt und Begabung: wer ein gutes Bild gemalt, ein gutes Buch geschrieben, einen guten Namen ererbt hat, dem öffnen sich alle Türen. Der Deutsche will nicht Geld, sondern Erfolg; er will schaffen, arbeiten. „Vor vierzig Jahren kämpfte Deutschland um seine Existenz, und es kämpft noch heute darum. Es ist völlig falsch, zu glauben, Deutschland sei schon auf seinem Höhepunkt. Es kämpft einen stillen, aber entschlossenen Kampf gegen mächtige Rivalen, deren Macht und Erfahrung schon vor Generationen gewonnen wurde, zu einer Zeit als Deutschland noch seine Energie in sinnlosen und blutigen Religionskämpfen vergeudete. Deutschland war und ist noch schwer im Hintertreffen, nur durch ungeheure Zähigkeit und beispiellosen Fleiß hat es sich als politische und Handelsmacht durchsetzen können, und nur durch nimmer rastende Anstrengung kann es seinen Platz behaupten. Der Deutsche Kaiser hat mit dem kleinen Krämer und dem größten Handelsfürsten in Deutschland das gemein, daß jeder weiß, seine Existenz ist nicht von Dauer, wenn er nicht unablässig für die Nation und für sich selbst arbeitet gegen den verzweifelten Widerstand auf allen Seiten. An jeder Grenze und über dem Wasser sitzen die Gegner, kommerziell und politisch, und warten gespannt auf den Moment, wo Deutschland nur ein wenig nachläßt, um darüber herzufallen und es unterzukriegen. Deutschland weiß das auch ganz genau. Wenn Deuschland einmal den Platz in der Welt errungen hat, den es instinktiv beansprucht, wenn es einmal nicht mehr in seiner nationalen Existenz bedroht ist, dann muß man nach Anzeichen des Niedergangs suchen, aber nicht früher." Es ist lehrreich, diese Sätze in einem Augenblick abzuschreiben, wo Deutschland, durch unvorhergesehene Ereignisse gezwungen, den Kampf gegen Rußland, Frankreich und England aufgenommen hat, wo die sinnlose Angst vor Deutschlands Hegemonie seine drei gefährlichsten Feinde, trotz ihrer inneren Schwierigkeiten zum größten Kriege treibt, der je auf Erden geführt worden ist.

Der Engländer hält sich für sehr frei und die Deutschen für sehr unfrei, beginnt der nächste Abschnitt. Er hält die Deutschen für geduldige Schafe, sich selbst hingegen für ein freies, edles Wild. Aber man sehe sich doch die deutsche Geschichte an, um Aufschluß über den deutschen Charakter zu bekommen! Völker verändern ihren Charakter so wenig wie Individuen. Wer ihn bei beiden kennt, kann ihre Handlungen voraussagen. „Sobald wir z. B. eine neue Belagerung von Paris bekommen, haben wir sofort die neue Kommune. Von jeher war der Deutsche streitsüchtig, unruhig, störrisch, oft geschlagen, nie bezwungen. Wenn die Deutschen nicht gegen jemand andern kämpften, be-

Digitized by Google

kriegten sie sich selbst. Als Gegenwert ihres Sinns für Disziplin haben sie einen unbezähmbaren Widerspruchsgeist und Streitlust, wörtlich oder blutig. Aber nie verloren sie ihre Freiheit." Am Ende waren sie immer wieder obenauf, trotz ihrer ungünstigen geographischen Lage. Es ist ihnen viel schwerer gemacht worden als allen anderen Völkern, sie haben einen weit höhern Preis zahlen müssen. Das ist der Grund, warum sie sich in manchen äußeren Dingen bevormunden und befehlen lassen. Der Deutsche unterwirft sich der Monarchie bewußt, er will sie, weil er nicht glaubt, daß es eine bessere Regierungsform gibt. Er weiß, daß der Kaiser nichts will als Wohlfahrt seines Volkes. Kein Präsident hätte je dies Vertrauen. Man lasse sich nicht durch die große Zahl der Sozialdemokraten und den Ton der Opposition in Presse und Reichstag täuschen. „Das deutsche Volk würde lieber sterben, bis zum letzten Sozialisten, als daß es sich noch einmal dem Joch einer auswärtigen Macht unterwürfe."

Es folgen Bemerkungen über Standesehre und Duellzwang, die, von einem Ausländer geäußert, doppelt vernünftig wirken. (Die Ermordung Calmettes durch Frau Caillaux, die Caillaux' durch den Sohn Calmettes bestätigen das Wort Bismarcks, daß Abschaffung der Todesstrafe und des Zweikampfs nur zur Blutrache führen würden.) Freiheit, fährt Wylie fort, ist ein Mythus. Kein Mensch von uns ist frei. Alle sind wir gebunden: durch Gesetz, Konvention, Gewissen. Der Deutsche kann glauben, bewundern, was er will; kann sich sein Leben einrichten, wie er will. Der Engländer ist beherrscht von Konventionen; sobald er aus ihrem Rahmen heraustritt, gilt er als verrückt. Auffallen — ist für ihn etwas Peinliches; lieber verzichtet er auf seine Eigenart. Wenn ich weiß, welcher Klasse ein Engländer angehört, weiß ich auch, was für Meinungen er in religiösen, politischen, geistigen Dingen hat; beim Deutschen ist der Schluß in dieser Allgemeinheit unmöglich. Der Deutsche geht nicht in die Kirche, weil es sich schickt, oder um der Dienerschaft ein gutes Beispiel zu geben, sondern aus Religiosität. Die Individualität des Deutschen drückt sich sogar im Hausbau aus; darum sind deutsche Städte so interessant. Wir lachen den Deutschen aus wegen seiner Unterwürfigkeit gegen die Behörden, er lacht uns aus wegen unserer Unterwürfigkeit gegen gesellschaftlichen Zwang und konventionelle Sittlichkeit. Wenn beide „Freiheit" sagen, meint jeder etwas anderes: ein Grund mehr sich nicht zu verstehen.

Der Kastengeist in Deutschland ist sehr stark. Offiziere, Korpsstudenten, Burschenschafter, Professoren, Anwälte, Ärzte, Kaufleute bilden je eine Welt für sich. Diese abgeschlossenen Kreise sind natürlich entstanden und geschichtlich begründet. Die Schranken werden gewissenhaft gewahrt. „Uneinigkeit, solang sie nicht gefährlich ist, ist für die Deutschen ein Lebenselement." Bittere Not hat sie gelehrt als Nation zusammenzuhalten, dafür halten sie sich durch Bewahrung ihrer Kastenexklusivität schadlos. Das scheint Wylie der Grund da-

Digitized by Google

für, daß so wenige Söhne aus dem gebildeten Mittelstand oder gar dem Adel sich dem Handel widmen, ganz im Gegensatze zu England. Der Kaufmannsstand erfreut sich noch nicht des Respekts, der ihm gebührt. In England sind die Arbeiter revolutionär und ihre Führer geduldig, in Deutschland umgekehrt. Der deutsche Arbeiter sieht, daß seine Fürsten bürgerlich einfach leben, in stetem Kontakt mit ihrem Volk, pflichteifrig. Der bescheiden lebende deutsche Adel mit seinem ausgeprägten Pflichtbewußtsein ist unentbehrlich; verschwände er über Nacht, es wäre ein nationales Unglück. Der deutsche Soldat weiß, wie mehr als einfach sein Hauptmann oft lebt; der Heeresdienst wird für ihn zu einer Quelle von Erkenntnis. Was der Demokratisierung im Wege steht, ist nicht der Junker, sondern der ganz kleine und subalterne Bedienstete, der sich als Beamter fühlt, mit Titel, Rang, Gehalt, und demgemäß instinktiv die ganze komplizierte Welt von Titel, Rang, Gehalt achtet und bewahrt wissen will.

Es folgt ein wunderschöner Abschnitt über die Großherzogin Luise von Baden, zu lang, als daß ich ihn zitieren, zu einheitlich im Ton, als daß ich einzelne Sätze herausnehmen könnte. Dann verbreitet sich Wylie über deutsche Einrichtungen, zum Beispiel Krankenhäuser, ihre Großartigkeit, ihre ausgezeichnete Organisation, deutsche Erziehung, die spartanische Strenge und „Lieblosigkeit" (sie gebraucht das deutsche Wort) der Kadettenhäuser, von Bethel, der großartigen Schöpfung Bodelschwinghs, um dann auf die tiefen Gegensätze zwischen englischem und deutschem Geschmack in allen Dingen überzugehen. Ein Engländer, sagt sie, kann keinen Halbtagesausflug mit einem Deutschen machen, ohne daß beide entdecken, wie konträr ihre Begriffe von Erholung sind. Die Natur ist für den Engländer nichts als ein riesiger Sportplatz. Man geht aufs Land, um Golf und Tennis zu spielen, Schottland ist da, um zu jagen, die englischen Gefilde, um zu reiten, die Berge, um bestiegen zu werden. Sich vor ein schottisches Moor, eine englische Wiese, einen Berg hinzustellen, um sie als Naturwesen zu würdigen, ist dem Engländer unmöglich. Moor, Wiese, Berg sind Sportmöglichkeiten. Sich wie der Deutsche mit einem Glas Bier vor sich vor eine Landschaft hinzusetzen, zu trinken, zu rauchen, zu singen — unverständlich, unmöglich für den Engländer; er versteht die ungeheure Freude des Deutschen am Wandern nicht; dem deutschen Jungen ist eine stramme Wanderung lieber als Fußball, den Mädchen lieber als Tennis. Wandern um seiner selbst willen, das ist deutsch. Aus dieser innigen Naturverehrung heraus dichteten, komponierten, malten die Deutschen, aus ihr heraus verstehen sie ihre Dichter, Musiker, Maler. Besser als durch alle Abrüstungsvorschläge und Annäherungsbankette würden sich die zwei Nationen verstehen, wenn die Engländer mehr Shakespeare läsen, und die Deutschen mehr Golf spielten.

Der Abschnitt „Heer und Flotte" beginnt mit den Vorgängen in Zabern, die eine Zeitlang so böses Blut gemacht haben, um bald gründlich vergessen zu

Digitized by Google

werden. Alles, was damals in englischen Blättern geschrieben wurde, sagt Wylie, waren Phrasen, entweder ganz falsche oder grotesk halbwahre Phrasen. „Wir benützen ja in unseren eroberten Besitzungen selbst den Militärdespotismus, wenn es uns so beliebt, und dürfen keine Steine auf die Deutschen werfen, wenn es ihnen in dem kurzen Zeitraum von vierzig Jahren nicht gelungen ist, die Sympathien einer Französisch denkenden und fühlenden Bevölkerung zu gewinnen." Indien hat England Generationen hindurch sein bestes Blut, seine besten Köpfe und seinen besten Willen gekostet. Das deutsche Heer ist das deutsche Volk. „Es als unpopulär hinzustellen ist ungefähr ebenso gescheit wie die Behauptung die Engländer seien in England unpopulär". Wer nicht gedient hat, bedauert es, schämt sich fast, entschuldigt sich. Den deutschen Offizier nach den Zerrbildern der Witzblätter zu beurteilen ist das denkbar dümmste. (Inzwischen ist die erste Verlustliste erschienen: sie bringt fast lauter Namen von Leutnanten und Hauptleuten.) Deutsche Disziplin ist nicht nur eine Redensart, sie ist ein strammes Faktum. Es gibt nur ein Heil für England: allgemeine Wehrpflicht. Nie ersetzt der Sport den Militärdienst; noch weniger das Zuschauen beim Sport anderer am Samstag nachmittag. Schlechte Behandlung beim Militär ist eine Fabel; man sehe sich nur an wie lustig die deutschen Soldaten sind: „Wir alle kennen Auge und Benehmen eines übelbehandelten Hundes. Nichts davon beim deutschen Militär." Was hätten die ungeheuren Kriegervereine für einen Sinn, wenn die Erinnerung an die Dienstzeit unangenehm wäre? Vor einiger Zeit schrieb die Times, das Flugwesen passe nicht für den schwerfälligen, langsam denkenden deutschen Offizier. „Der Irrtum ist durch die Tatsachen gründlich widerlegt worden. Geräuschlos, ohne Aufsehen, hat Deutschland experimentiert, geübt, beobachtet. Seine Fortschritte machten keine Sensation, aber sie waren gründlich und voll Opferwilligkeit ... Deutschland hält die Rekorde in Bezug auf Zeit und Strecke; und zwar wurden die Rekorde nur auf deutschen Flugzeugen mit ausschließlich deutschen Motoren errungen."

Es gibt eine Eigenart der deutschen Regierung, welche fast einzig dasteht in ganz Europa: Ehrlichkeit. Keine andere Regierung ist so ganz offen und aufrichtig hinsichtlich ihrer selbst und ihrer Ziele. Sie ist nicht demokratisch, aber sie will es auch gar nicht sein. Sie hascht nicht nach Popularität, und verschmäht selbst den Schein populär sein zu wollen. Sie macht kein Kompromiß und gibt nicht nach. Sie schmeichelt dem Volk nicht... Bethmann Hollweg glaubt, genau wie Bismarck und Bülow, daß der Deutsche am besten fährt bei Disziplin, unter einem patriarchalischen Regiment, und daß jede Art Demokratie, soweit sie radikal ist, nur all die Zwietracht und kleinstaatliche Eifersucht wieder aufleben ließe, die Deutschlands Fluch war und die Bismarck mit eiserner Faust niederzwang... Niemals hätte eine demokratische Regierungsform die deutschen Staaten unter einen Hut gebracht. Die einzige Gefahr für die Deut-

Digitized by Google

schen ist Uneinigkeit. Sobald die Deutschen uneins würden, wäre Englands einziger ernstlicher Rivale in Europa erledigt. „Das Deutsche Reich ist keine fünfzig Jahre alt. Die ganze deutsche Geschichte bis zur Gründung des Reichs, ist voll von erschöpfenden, vergeudeten Kriegen und folgendem Elend." Die deutsche Geschichte seit der Reichsgründung ist die der Einigung, des wachsenden Wohlstands. „Als Deutschland eine Großmacht wurde, gab es für uns nur zwei Möglichkeiten: entweder Freund oder Feind; wir entschieden uns vorbedacht für den Feind. Tragen wir wenigstens die Konsequenzen unserer Wahl resigniert und ruhig!" „Alles was zu gegenseitigem besseren Verständnis nötig wäre, ist, daß die Zeitungen entweder gänzlich aufhörten zu existieren oder daß sie gegenseitig nichts übereinander schreiben dürften. Ein paar Jahre solchen Schweigens, und die zwei Länder könnten sich offen und ohne Vorurteil in die Augen sehen. In Deutschland wird die öffentliche Meinung von der Presse nur beeinflußt, nicht geschaffen. In England hat die Presse die öffentliche Meinung in der Hand. Ihre Verantwortlichkeit ist daher furchtbar." (Wer ist für den gegenwärtigen ungeheueren Krieg verantwortlich? Ein paar Dutzend Russen, Serben, Franzosen und Engländer, diplomatische und journalistische Kriegshetzer: lauter Leute, von denen nicht ein einziger in den Krieg gezogen ist, sondern die ruhig in ihren Bureaux sitzen, weiter hetzen und lügen. Wäre es ein Wunder, wenn das erbitterte Volk die Redaktion der Times, des Matin, der Nowoje Wremja, aber auch die Herren Iswolski, Delcassé, Poincaré, Grey mit Leib und Leben für ihre verbrecherische Tätigkeit büßen ließe?) Wylie verurteilt aufs schärfste die Entente mit Frankreich: „Wir haben uns mit einem Erbfeind verbündet, nicht aus Liebe, sondern aus Haß. Das einzige wirkliche Band ist gemeinsame Furcht vor einem gemeinsamen Feinde. Aber wir pflegten uns sonst nicht zu fürchten. In den Tagen unseres glänzenden Alleinstehens waren wir bereit ganz Europa zu trotzen, und es fragt sich, ob nicht nur unser Nationalcharakter, sondern auch unser politischer Einfluß durch den inzwischen eingetreten Wechsel gelitten hat. Wir haben unsere Kräfte mit denen einer Nation verbündet, deren ‚neuer Geist' — um einen Zeitungsausdruck zu gebrauchen — sich bis jetzt noch nicht durch Taten geäußert hat. Frankreich hat viel zu tun, um den Schein seiner alten Kraft zu wahren. Trotz aller Anstrengung kann es kaum die Reihen seines Heeres füllen, und es hat keine Reserven, auf die es sich verlassen kann. Für den Fall eines Krieges mit Deutschland wird es zermalmt, und wir können ihm nicht helfen. Wir haben genug zu schaffen mit der Unschädlichmachung der deutschen Seemacht, welche, wenn schon schwächer, von leidenschaftlicher Begeisterung und von dem Ehrgeiz entflammt ist sich zu bewähren. Nur wenige Leute haben eine Ahnung von dem Geist, der unter den deutschen Matrosen schwellt, aber es macht sie doppelt gefährlich, wenn er aufflammen darf. Sie haben ihre Lorbeeren erst zu gewinnen, und auf

Digitized by Google

unsere Kosten werden sie sie gewinnen. Selbst für den Fall unseres Sieges zur See, wäre Deutschland unbesiegt. Es hätte Zeit gehabt unsere verspätete und zweifelhafte Hilfe zu Land illusorisch zu machen, und wir würden in einen Krieg verwickelt, durch den wir alles zu verlieren und nichts zu gewinnen haben. Denn wir können Deutschland nicht zermalmen. Ein Mißerfolg seiner Waffen wäre nicht mehr als ein momentaner Rückschlag, er würde das Bewußtsein der nationalen Einheit nur vertiefen in einem Maße, daß eine zweite Erhebung unwiderstehlich wäre. Es hat seine Aufgabe zu erfüllen, und es wäre besser für uns, mehr im Einklang mit unserem Charakter und unserer Würde, wenn wir ihm in offener, ehrlicher Rivalität entgegentreten wie ein guter Sportsmann dem andern, oder als Feind in offener Schlacht... Wir sind ein insulares Volk. Geographisch und im Nationalcharakter stehen wir allein. Es ist für uns natürlich allein zu stehen. Es gibt keine Brücke echten Gefühls zwischen uns und irgend einer andern Nation. *We are playing another's game, and the one question we have to ask ourselves is whether or not it is worth while.*" Inzwischen hat die englische Regierung diese Frage bejaht, England spielt das Spiel für Frankreich, was es dabei gewinnt oder verliert, werden wir sehen. Aber auf jeden Fall ist es lehrreich, eine englische Ansicht über die Aussichten im nächsten Kriege kennen zu lernen, die unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges niedergeschrieben wurde. Was Wylie überhaupt nicht in den Kreis der Erwägung zieht, ist das widernatürliche Bündnis mit Rußland, ist der unmittelbare Anlaß zum Kriege, die Ermordung des Thronfolgers. Daß das stolze England die feige Mordtat von Serajewo mit Flagge und Flotte decken würde, hätte noch vor einem Monat kein Engländer für möglich gehalten. Das ist neu und unerhört. Und darum ist, was bisher ein Stolz war, eine Scham geworden: Engländer zu sein. Ich glaube, daß jeder anständige Engländer in diesem Augenblick so denkt. Man muß sich schämen, Engländer zu sein.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mobilisierung des Ernährungswesens.

Von Max von Gruber, Professor der Hygiene an der Universität München.

In dem im Vorfrühling dieses Jahres geschriebenen Entwurfe zu einem Aufrufe an unsere Studenten zur Pflege der Leibesübungen befand sich der Satz: „Rings von Todfeinden umgeben, muß das deutsche Volk in jedem Augenblicke bereit sein, das von den Vätern Errungene mit dem äußersten Aufgebote seiner Kraft zu verteidigen.“ Auf Wunsch eines Rektors mußte diesem Satze die Spitze abgebrochen werden. Er stach offenbar in seiner Härte zu grausam ab von der weichlichen Schwärmerei für Allerweltsverbrüderung, mit der wie andere, so auch weite Kreise unserer akademischen Bürgerschaft sich bedusselt hatten. Seither ist es auch dem blödesten Auge klar geworden, daß unsere lieben Mitbrüder in der Völkerfamilie keinen anderen Wunsch hegen, als uns zu erwürgen und die Todesgefahr hat fürs erste alle Sentimentalität und alle Weltbergedanken aus den deutschen Köpfen ausgetrieben. Als sich unser Volk in diesen ewig denkwürdigen ersten Tagen des August auf des Kaisers Befehl wie ein Mann erhob, um Ehre und Leben zu verteidigen, da sagte sich jedermann: wenn es uns gelingt, die jetzige Not zu überwinden, dann muß dafür gesorgt werden, daß die Wiederkehr solcher Stunden, wie wir sie jetzt erleben, für alle Zukunft unmöglich wird. Ein solches beständiges Hangen und Bangen zwischen Frieden und Krieg auf Leben und Tod, wie in den letzten 50 Jahren ist auf die Dauer unerträglich. Mit einem Jahrhundert mit drei Kriegen um Sein und Nichtsein ist's genug. Wahrlich! Wir Deutsche sind im tiefsten Herzen friedlich gesinnt und darum wollen wir den Weltfrieden gleich auf Jahrhunderte sicherstellen; freilich nicht mit der bisherigen Methode der Pazifisten, mit Umarmungen und wohlgefügten Reden, — die hat sich doch nicht gut genug bewährt — sondern mit unserem guten scharfen Schwert; eine *Pax germanica* wollen wir aufrichten und die sollen die anderen achten müssen, ob sie wollen oder nicht. Gegenüber dem tiefeingewurzelten in der seelischen Verschiedenheit begründeten Haß, dem das beste am deutschen Wesen, seine Männlichkeit, bei Romanen wie Slawen begegnet, gibt es nur eine Antwort: *Oderint dum metuant!* Dem bösartigen gallischen Köter müssen die Zähne ausgebrochen werden, daß er das Beißen auf immer verlernt. Frankreich muß gezwungen werden, seine sämtlichen Festungen zu schleifen, seine sämtlichen Kanonen, seine ganze Kriegsflotte uns auszuliefern und so viel bares Geld dazu, daß es sich solche gefährliche Dinge nicht so bald wieder anschaffen kann. Ebenso muß Rußland unschädlich gemacht werden: Finnland muß

Digitized by Google

Schweden wiedergegeben werden, Bessarabien an Rumänien, die baltischen Lande müssen deutsch werden, damit wir in diesem schönen und fruchtbaren Lande, das so groß ist wie Bayern und Württemberg zusammen, Hunderttausende von Kleinbauern ansiedeln können, ein polnisch-litauischer und ein ukrainischer Pufferstaat müssen zwischen uns und die Moskowiter eingeschoben werden. Und England muß belehrt werden, daß sein Platz nicht außerhalb, sondern innerhalb der germanischen Gemeinschaft, daß unsere Erde groß genug ist, allen Germanen behaglichen Lebensraum zu bieten.

Unbedingt muß jetzt völlig Ordnung gemacht werden, sonst gehen wir, wenn nicht akut, so doch chronisch, an diesem Kriege zugrunde. Alle die ungeheueren Opfer an Gut und Blut, die uns dieser Krieg kostet, alle Siege würden unsern wirtschaftlichen und damit auch unseren völkischen Untergang nicht verhindern können, wenn wir nicht soweit kommen, daß unsere Feinde auf den Knien liegen und wir den Frieden diktieren, wie unser Kaiser gesagt hat. Nur dann, wenn wir Frankreich und Rußland ganz und gar niederwerfen, wenn wir zum mindesten Frankreichs militärische Macht für immer vernichten, wird England einsehen, daß in zehn oder zwanzig Jahren auch ihm die Vernichtung droht, wenn es nicht einlenkt. Ohne freien Welthandel und ohne Kolonien können wir nicht mehr bestehen.

Die herrlichen Siege unseres Heeres lassen erhoffen, daß wir dieses Ziel, das wir erreichen müssen, wenn wir weiterhin gedeihen wollen, auch erreichen werden; aber ich glaube, wir täuschen uns, wenn wir annehmen, daß es in wenigen Wochen oder Monaten zu erreichen sei. Unsere Gegner kämpfen, wie wir, mit dem Einsatz ihrer Weltgeltung und Unabhängigkeit. Es ist selbstverständlich, daß Frankreich, wenn es nicht schon ganz greisenhaft geworden ist, sich gegen die völlige Entwaffnung und Knebelung, die ihm bevorsteht, mit dem Mut der Verzweiflung wehren wird. Die ungeheuren Ausmaße alles Russischen machen für sich allein schon rasche Entscheidungen, wenn sie endgültig sein sollen, unmöglich.

England aber liegt vorläufig überhaupt außerhalb unseres Machtbereichs. Und England ist weitaus der gefährlichste unserer Gegner! Nicht etwa durch sein Expeditionskorps; die Hilflosigkeit des englischen Söldnerheeres gegenüber deutschen Truppen und deutscher Führung wird sehr bald völlig offenkundig werden. Auch nicht durch Angriffe seiner Flotte auf unsere Küsten. Ich hoffe, daß unsere Flotte stark genug ist, um sie wirksam zu verteidigen und daß ihre Führung besonnen genug ist, um tollkühne Unternehmungen zu vermeiden, welche alles aufs Spiel setzen. Aber England sperrt uns auch den Weg über die Meere für unseren gesamten Handel und für unsere Lebensmittelzufuhr. Dieses letztere erscheint umso bedenklicher, als uns der Krieg mit Rußland die Versorgung von dorther genommen hat, die Verwüstung der Balkanländer durch die Kriege der letzten Jahre und der Kriegszustand Österreichs von dorther nicht viel erwar-

Digitized by Google

ten lassen. Unser Volk ist von der übrigen Welt abgesperrt, wie in einer belagerten Festung und das Ende dieses Zustandes ist vorläufig noch nicht abzusehen. Es ist unbedingt notwendig, daß wir uns die Größe der Gefahr, die von daher droht, vollständig klar machen, denn dann, wenn sie allseitig begriffen sein wird, werden Regierung und Volk die Maßregeln zu ihrer Abwehr ebenso opferfreudig und großzügig in Gang setzen und durchführen, wie sie ihre Mannschaft hingegeben haben.

Wie die Möglichkeit eine Festung zu halten, nicht allein von der Stärke ihrer Wälle, vom Mute ihrer Verteidiger, von der Zahl und Güte ihrer Kanonen, von der Menge der Munition, sondern auch von der Größe der Lebensmittelvorräte und der Möglichkeit, sie nachzuschaffen abhängt, so können wir die unbedingte Vorherrschaft, die wir erstegen müssen, nur dann erringen, wenn wir imstande sind, unser Volk auch ohne Lebensmittelzufuhr von außen ausreichend zu ernähren.

Es handelt sich dabei nicht um die Frage — das sei gegenüber den unruhigen und verworrenen Bestrebungen dieser letzten Wochen sogleich mit Nachdruck gesagt — ob genug Arbeit und Verdienst für alle auf die Dauer geschaffen werden könne. Wenn es nicht anders geht, werden wir uns entschließen müssen, die Bedürftigen auf Staatskosten zu speisen und die Kosten dafür auch noch auf die Kriegsrechnung zu setzen, die hoffentlich unsere Feinde zu begleichen haben werden. Es handelt sich darum: ob wir im Inlande genug Lebensmittel für alle haben und neu erzeugen können? Vorläufig und auf viele Monate hinaus dürfen wir ja völlig unbesorgt sein; aber wie, wenn die Sperre ein Jahr lang und länger dauert? Werden wir dann überhaupt imstande sein, uns von den Erzeugnissen unserer eigenen Landwirtschaft zu ernähren? Und was müssen wir dazu tun? Diese Frage scheint uns sehr ernst zu sein. Die folgenden Zeilen sollen sich mit ihr beschäftigen. Das erfreuliche Ergebnis, zu dem wir dabei kommen, soll gleich vorweggenommen werden: Wir können auf die Dauer ohne jegliche Zufuhr von außen leben; wenn wir nur mit dem, was wir haben, sorglich haushalten und von unserem vaterländischen Boden einen vernünftigen Gebrauch machen. Aber diese Bedingungen müssen unweigerlich erfüllt werden.

Einen brauchbaren Einblick in die Folgen einer dauernden völligen Sperre der Lebensmittelzufuhr gewährt uns die Betrachtung der Einfuhr und Ausfuhr im Jahre 1913. Alle wichtigen Posten derselben finden sich im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich", Jahrgang 1914[1]). Sie sind in der nachstehenden Tabelle 1 wiedergegeben.

In der Spalte „Unterschied" sind die Posten, wo die Ausfuhr überwiegt, mit + bezeichnet, weil nach Sperrung des Handels die bezeichneten Mengen

[1]) Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht 2 M.

Digitized by Google

Tabelle 1. Ein- und Ausfuhr von Nahrungsmitteln im Deutschen Reich 1913.

Gegenstände	Maßeinheit	Einfuhr	Ausfuhr	Unterschied
Roggen	Tonnen (zu 1000 kg)	352 542	934 363	+ 581 821
Weizen	"	2 545 959	538 349	— 2 007 610
(Hafer	"	505 022	661 653	+ 156 631)
(Malzgerste	"	151 146	—	— 151 146)
(Futtergerste	"	3 087 067	6104	— 3 080 963)
Buchweizen	"	26 766	—	— 26 766
Mais	"	918 655	35	— 918 620
(Malz	"	54 472	18 469	— 36 003)
Reis unpol.	"	163 443	10	— 163 433
Reis pol.	"	314 157	184 338	— 129 819
Roggenmehl	"	1 000	225 102	+ 224 102
Weizenmehl	"	17 868	194 756	+ 176 888
Graupen	"	330	46 341	+ 46 011
Haferflocken	"	80	56 852	+ 56 772
Speisebohnen	"	35 131	2 388	— 32 743
Erbsen	"	147 390	7 640	— 139 750
Linsen	"	29 453	2 001	— 27 452
Kartoffeln	"	382 050	332 473	— 49 577
(Futtergras	"	106 177	22 169	— 84 008)
Schweine	Stück	147 203	792	— 146 411
Rinder (jung und ausgewachsen)	"	238 255	—	— 238 255
Gänse (zu 4 kg?)	"	8 587 268	18 396	— 8 568 872
Hühner	Tonnen	10 663	94	— 10 569
Enten	"	2 114	—	— 2 114
Rindfleisch	"	30 276	101	— 30 175
Schweinefleisch	"	21 119	82	— 21 037
Schinken	"	—	729	+ 729
Federvieh, geschlachtet	"	8 589	265	— 8 324
Süßwasserfische	"	9 106	2 767	— 6 339
Häringe frisch	"	129 849	10 753	— 119 096
Schellfisch	"	38 240	6 158	— 32 082
Lachs	"	5 576	84	— 5 492
Sardinen in Büchsen	"	2 776	—	— 2 776
Häringe, gesalzen	Faß (zu 1,5 bz)	1 298 119	5 521	— 1 292 598
Milchkonserven	Tonnen	52	8 257	+ 8 205
Milch	"	32 810	12 450	— 20 360
Rahm	"	44 375	25	— 44 350
Hartkäse	"	24 259	129	— 24 130

Digitized by Google

Gegenstände	Maßeinheit	Einfuhr	Ausfuhr	Unterschied
Weichkäse	Tonnen	2 006	598	— 1 408
Eier	„	166 751	485	— 166 266
Eigelb	„	5 713	1 914	— 3 799
Butter	„	54 239	273	— 53 966
Schweineschmalz	„	107 387	17	— 107 370
Oleomargarin	„	26 428	—	— 26 428
Premier Jus	„	20 331	1	— 20 330
Rindstalg	„	26 824	254	— 26 570
(Tran	„	51 078	3 115	— 47 963)
Pflanzentalg	„	80	56 852	+ 56 772
Erdnußöl und Sesamöl	„	1 206	16 205	+ 14 999
Baumöl	„	2 285	150	— 2 135
Baumwollsamenöl	„	16 280	—	— 16 280
Kakaobutter	„	94	2 012	+ 1 918
(Palmöl	„	15 072	40	— 15 032)
(Palmkernöl	„	49	28 954	+ 28 905)
(Kokosnußöl	„	594	24 876	+ 24 282)
(Rapssamen	„	153 427	4 982	— 148 445)
(Mohn- u. Sonnenblumensamen	„	20 586	139	— 20 447)
(Erdnüsse	„	98 085	—	— 98 085)
(Sesamsamen	„	116 039	—	— 116 039)
(Leinsaat	„	560 428	4 232	— 556 196)
(Baumwollsamen	„	219 797	810	— 218 987)
(Palmkerne	„	235 921	—	— 235 921)
(Kopra	„	196 598	658	— 195 940)
Kakao	„	52 878	363	— 52 515
Schokolade	„	1 945	963	— 982
Kristallzucker	„	25	390 455	+ 390 430
Platten- und Stangenzucker	„	10	72 894	+ 72 884
Meliszucker	„	1	44 611	+ 44 610
Stückzucker	„	10	31 812	+ 31 802
Raffinade	„	1	19 164	+ 19 163
Brotzucker	„	4	24 002	+ 23 998
Rübenzucker	„	1	527 135	+ 527 134
Zuckerwerk	„	339	1 980	+ 1 641
Äpfel und Birnen trocken	„	14 748	2 876	— 11 872
Aprikosen und Pfirsiche trocken	„	3 205	—	— 3 205
Zwetschgen trocken	„	41 076	—	— 41 076
Feigen trocken	„	9 029	—	— 9 029
Korinthen trocken	„	15 646	35	— 15 611
Rosinen trocken	„	18 133	—	— 18 133

Digitized by Google

Gegenstände	Maßeinheit	Einfuhr	Ausfuhr	Unterschied
Bananen frisch . . .	Tonnen	45 056	567	— 44 489
Äpfel „ . . .	„	440 047	2 810	— 437 237
Birnen „ . . .	„	38 414	2 395	— 36 019
Kirschen „ . . .	„	8 287	355	— 7 932
Beeren „ . . .	„	15 768	2 043	— 13 725
Apfelsinen „ . . .	„	145 261	1 208	— 144 053
Ananas „ . . .	„	3 079	36	— 3 043
Weintrauben „ . . .	„	38 386	—	— 38 386
Mandeln	„	8 676	37	— 8 639
Haselnüsse	„	10 877	122	— 10 755
Wallnüsse	„	9 056	—	— 9 056
Blumenkohl	„	59 100	2 115	— 56 985
Zwiebeln	„	47 971	9 504	— 38 467
Grüne Bohnen	„	18 375	355	— 18 020
Gurken	„	81 356	1 264	— 80 092
Salat und andere Blätter	„	25 968	2 929	— 23 039
Kaffee	„	168 250	268	— 167 982
Tee	„	4 290	9	— 4 281
Pfeffer	„	5 281	—	— 5 281
Fleischextrakt	„	1 197	1 643	+ 446

zur Ernährung des Inlandes herangezogen werden können, mit — die Posten überwiegender Einfuhr, die uns nach der Sperre fehlen. Es sind auch Dinge aufgenommen, welche nicht unmittelbar zur menschlichen Ernährung dienen, teils weil sie als Viehfutter dienen und ihr Ausbleiben Verkleinerung des Viehstandes nötig machen kann; teils weil sie Fette sind oder enthalten, die für die menschliche Ernährung hergerichtet werden oder hergerichtet werden können.

Auf den ersten Blick ergibt sich ein Ausfall von beträchtlichen Massen.

Um uns über die Bedeutung dieser Zahlen klar zu werden, müssen wir den richtigen Maßstab anlegen. Bekanntlich braucht der Mensch zum Leben außer Wasser und gewissen mineralischen Stoffen organische Substanzen, unter denen das Eiweiß durch Liebig eine besondere Volkstümlichkeit erlangt hat. Nun, bezüglich des Eiweißes brauchen wir uns nicht die geringsten Sorgen zu machen. Unsere 20,9 Millionen Rinder, 5,5 Millionen Schafe, 3,5 Millionen Ziegen und 25,6 Millionen Schweine, die wir im Dezember 1913 besaßen, werden uns solange mehr als genügende Mengen animalischen Eiweißes liefern, als der Krieg überhaupt dauern kann. Ein Mangel an Fleisch auf dem Markte ist auf absehbare Zeit umso weniger zu fürchten, als der starke Ausfall von

Digitized by Google

Futterimport zu vermehrten Schlachtungen drängen wird. Man wird im Gegenteile einer Verschwendung im Gebrauch vorbeugen müssen, indem möglichst große Mengen durch Räuchern, Pökeln u.s.w. haltbar gemacht werden. Schließlich sei gesagt, daß es als erwiesen gelten kann, daß wir, wenn es sein muß, mit der Hälfte der Eiweißmengen auskommen können, welche die städtischen Bevölkerungen in Friedenszeiten heute verzehrt.

Auch um die Salze brauchen wir uns nicht zu kümmern. Eine aus den natürlichen Nahrungsmitteln nach uralten Traditionen gemischte Nahrung enthält davon stets genug.

Weitaus das Wichtigste ist die ständige Versorgung unseres Körpers mit Energie. Auch diese Maschine muß beständig geheizt werden, wenn sie im Gang bleiben soll. Wir müssen daher zuerst nachfragen: wie viel Energie steckt denn in diesen Massen, die bisher von außen gekommen beziehungsweise hinausgegangen sind?

Da können wir einige Posten sogleich völlig ausschalten. Kaffee, Tee, Pfeffer, Fleischextrakt haben keinerlei Nährwert, sondern sind nur wertvolle, aber völlig entbehrliche Genußmittel. Bei dem Mißbrauch, der vielfach mit Kaffee und Tee und Gewürzen getrieben wird, wird es unserem Volke nur nützlich sein, wenn es sich ihrer wieder entwöhnt. Man muß nur auch vor den Surrogaten warnen, in denen man zumeist nur braune Farbe und einen brenzlichen Geschmack um teueres Geld erkauft. In Kriegszeiten, wie die jetzige, ist außerdem jedes Fabrikat verwerflich, das Rohmaterial, das für die menschliche Ernährung wertvoll ist, entwertet (z. B. Malzkaffee). Wer schon die gewohnte braune Färbung der Milch nicht vermissen will, der nehme Eichelkaffee oder besonders Zichorienkaffee, auf dessen diätetischen Wert der berühmte Pharmakologe Schmiedeberg erst vor kurzem hingewiesen hat. Auch die Gemüse sind so arm an Nährstoffen, daß ich es für überflüssig gehalten habe, Berechnungen darüber anzustellen. Ihr außerordentlich hoher Wert liegt in ihrem Geschmack und in der Abwechslung, welche sie in unsere Kost hineinbringen.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß man den Energiegehalt der Nahrungsmittel mißt, indem man sie verbrennt und die Anzahl der Kalorien feststellt, die sich dabei entwickeln. Auch das wissen heute schon sehr viele, daß man unter einer Kalorie die Wärmemenge versteht, die man einem Liter Wasser von 15 Grad Celsius zuführen muß, um seine Temperatur um 1 Grad Celsius zu erhöhen. In dieser Kalorie besitzen wir somit einen Maßstab, den wir an alle diese verschiedenartigen Dinge anlegen können, und ich habe versucht, so gut es ging, für nahezu alle Posten ihren kalorischen Wert zu berechnen. Selbstverständlich sind die gewonnenen Ziffern weit entfernt davon, genau zu sein, aber für einen ungefähren Überschlag genügen sie vollkommen.

Digitized by Google

Es wurde nutzlos sein, wenn ich diese Berechnungen hier im einzelnen wiedergeben würde. Für denjenigen, der nachprüfen will, füge ich hier Tabelle 2 ein, in welcher jene prozentische Zusammensetzung der einzelnen Nahrungsmittel (nach König) angegeben ist, mit welcher ich gerechnet habe.

Tabelle 2. Prozentgehalt der verrechneten Nährstoffe in den ein- und ausgeführten Nahrungsmitteln und Ausgangsstoffen.

Gegenstand	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate	Gegenstand	Eiweiß	Fett	Kohlehydrate
Roggen	11,2	—	69,4	Eigelb	16,1	31,4	0,5
Weizen	12,0	—	68,7	Butter	—	84,0	—
Gerste	9,7	—	68,5	Sämtliche übrigen			
Mais	9,4	3,0*)	68,7	Fette	—	100,0	—
Buchweizen	11.4	1,0*)	58,8	Rapssamen	—	42,2	—
Reis	8,1	—	75,5	Sonnenblumensamen	—	31,3	—
Graupen	7,8	—	76,5	Erdnüsse	—	44,5	—
Haferflocken	13,9	4,0*)	67,1	Sesamsamen	—	45,6	—
Roggenmehl	9,6	—	73,8	Leinsaat	—	34,4	—
Weizenmehl	10,7	—	74,7	Baumwollsamen	—	20,0	—
Bohnen	25,7	—	47,3	Palmkerne	—	48,75	—
Erbsen	23,35	—	52,6	Kopra	—	67,0	—
Linsen	25,9	—	52,8	Kakao	—	50,2	—
Kartoffel	2,0	—	20,9	Alle Zucker	—	—	100,0
Gänsefleisch	14,2	44,3	—	Apfel trocken	—	—	44,8
Entenfleisch	22,65	3,1	—	Aprikosen „	—	—	29,6
Rindfleisch	20,6	3,6	—	Zwetschen „	—	—	43,4
Schweinefleisch	17,6	22,0	—	Korinthen „	—	—	61,85
Federvieh	21,3	4,5	—	Rosinen „	—	—	63,8
Süßwasser- und Nordseefische**)	18,0	1,0	—	Feigen „	—	—	51,4
Heringe frisch	16,1	8,5	—	Bananen frisch	—	—	16,2
„ gesalzen	18,9	16,9	—	Apfel „	—	—	8,85
Schellfische	16,9	0,3	—	Birnen „	—	—	9,1
Lachs	19,7	10,7	—	Kirschen „	—	—	11,1
Sardinen	25,9	11,3	—	Beeren „	—	—	5,0
Kondens. Milch	11,2	11,4	14,0	Apfelsinen „	—	—	5,65
Milch	3,4	3,6	4,8	Ananas	—	—	6,8
Rahm	4,1	23,8	3,9	Weintrauben	—	—	14,4
Hartkäse	26,2	29,5	3,4	Mandeln	21,4	53,2	13,2
Weichkäse	14,2	42,3	0,2	Haselnüsse	17,4	62,6	7,2
Eier	12,55	12,1	0,6	Walnüsse	16,7	58,5	13,0

*) nach Abzug von 2 Prozent. — **) Die 151 600 Tonnen Nordseefische wurden mit in Abzug gebracht, weil ihr Fang kaum möglich sein wird.

Digitized by Google

Auch nicht annähernd berechnen konnte ich die Nährstoffmengen und Kalorienmengen in den bisher eingeführten Schweinen und Rindern. Wenn diese Mengen auch recht bedeutend sind, so ergibt doch der Vergleich der Zahlen der eingeführten Tiere mit den Millionen im Inlande, daß diese Posten im Verhältnis keine große Rolle spielen.

Ferner sei für den Fachmann beigefügt, daß ich bei allem Geflügel einen Abzug von 25 Prozent des Gewichtes (für Knochen, Federn usw.), bei allen Fischen einen solchen von 20 Prozent, bei den Sardinen in Büchsen einen von 50 Prozent, bei den Schalenfrüchten von 10 Prozent, beim Steinobste von 30 Prozent, bei den Eiern von 10 Prozent machen ließ. Bei den Getreiden, Leguminosen und Mehlen wurde nur die 2 Prozent übersteigende Menge des „Fettes" als solche verrechnet, beim Obste nur der Zuckergehalt, bei den Ölfrüchten nur das Fett. Bei den Getreidearten (Kartoffeln und anderen) hätten noch die Kleie (Häute usw.) abgezogen werden sollen. Es ist nicht geschehen, weil die wichtige Frage der Ausmahlung gesondert besprochen werden soll.

Tabelle 3. Posten der Einfuhr aus den neutralen Staaten, welche vielleicht während des Krieges erhalten bleiben könnten.

Roggen	19540	Tonnen	Schweineschmalz	106430	Tonnen
Weizen	1005864	„	Oleomargarin	21293	„
(Hafer	55238	„)	Premier Jus	17807	„
Mais	171601	„	Rindstalg	23020	„
Reis	40915	„	(Tran	31317	„)
Weizenmehl	12114	„	Baumöl	944	„
Rinder	108106	Stück	Baumwollsamenöl	9999	„
Gänse	1068194	„	Apfel u. Birnen trocken	14088	„
Hühner	6861	Tonnen	Aprikosen „	3161	„
Enten	617	„	Zwetschen „	27058	„
Rindfleisch	27122	„	Apfel frisch	106630	„
Schweinefleisch	15584	„	Birnen „	10873	„
Federvieh	6111	„	Kirschen „	6776	„
Süßwasserfische	4459	„	Beeren „	8184	„
Häringe frisch	69495	„	Apfelsinen	17145	„
Schellfisch	27197	„	Weintrauben	22198	„
Lachs	5302	„	Mandeln	4517	„
Häringe gesalzen	629695	Faß	Haselnüsse	5695	„
Milch	15026	Tonnen	Blumenkohl	52994	„
Rahm	42100	„	Zwiebeln	10609	„
Hartkäse	24130	„	Grüne Bohnen	16159	„
Eier	87413	„	Gurken	65984	„
Butterschmalz	21879	„	Salat usw.	15877	„

Die Berechnung wurde zunächst unter der Annahme ausgeführt, daß die ganze Zufuhr abgeschnitten sei. Daneben wurde aber noch eine zweite ge-

Digitized by Google

macht, bei der angenommen wurde, daß die Zufuhr aus den neutralen Staaten Italien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Vereinigte Staaten von Nordamerika auch weiterhin stattfinden würde. Die vorstehende Tabelle 3 gibt die Mengen an, die im Jahre 1913 von dorther zu uns kamen.

Man ersieht aus ihr ohne weiteres, eine wie große Bedeutung diese Zufuhr für unsere Versorgung hat. Insbesondere wird es wichtig sein, ob John Bull sich an die Schiffe Uncle Sam's heranwagen und ihm das Lebensmittelgeschäft verderben wird, das er jedenfalls sehr gerne mit uns machen würde.

Das Endergebnis meiner ganzen Berechnungen ist in der nachstehenden Tabelle 4 zusammengefaßt. Die Zahlen beziehen sich auf das ganze Jahr.

Tabelle 4. Kalorienwert der Überschüsse der Einfuhr über die Ausfuhr und umgekehrt.

Billionen Kalorien	Die neutralen Staaten eingeschlossen	Die neutralen Staaten ausgeschlossen
Getreide und Mehle	— 11,6	— 7,7
Fette	— 8,45	— 5,4
Fleisch und Fleischwaren	— 1,5	— 1,1
Andere animalische Nahrungsmittel	— 0,5	— 0,2
Obst trocken und frisch	— 0,45	— 0,4
Nüsse, Walnüsse, Mandeln	— 0,2	— 0,1
	— 22,7	— 14,9
Zucker	+ 4,5	+ 4,5
Mehle	+ 4,2	+ 4,2
	+ 8,7	+ 8,7
Defizit	— 14,0	— 6,2

Es ergibt sich, wie zu erwarten war, ein Defizit. Um seine Größe besser beurteilen zu können, ist es notwendig, den Jahresbedarf an Kalorien des deutschen Volkes zu kennen. Wir können ihn leider nur ungefähr schätzen nach Berechnungen, die über den Lebensmittelverbrauch von vier großen Städten angestellt worden sind. Aus ihnen geht hervor, daß auf den Kopf dieser städtischen Bevölkerungen im Tag im Mittel ein Bedarf von 2743 Kalorien trifft. Dies macht in 365 Tagen rund 1 Million Kalorien pro Kopf. **Ein Volk von 68 Millionen würde somit jährlich rund 68 Billionen Kalorien brauchen.**

Nehmen wir diese Zahl als richtig an, was nicht allzuweit von der Wirklichkeit abweichen wird, so würde der Ausfall der ganzen Zufuhr

Digitized by Google

20,6 Prozent des Bedarfs, der Ausfall der Zufuhr nach Abzug der Lieferung aus den neutralen Staaten 9,1 Prozent ausmachen.

Unser Heer scheint unwiderstehlich zu sein. Wir dürfen also wohl hoffen, daß binnen kurzem unser Land vom Feinde vollkommen gesäubert sein wird und unsere Truppen im Feindesland stehen werden. Nehmen wir an, 6 Millionen Soldaten seien dann auswärts und vermöchten sich vollständig aus den eroberten Gebieten zu verpflegen, so würde die Zahl der Münder im Inland um 8,8 Prozent vermindert sein. Da es sich um erwachsene Männer mit starkem Nahrungsbedürfnis handelt, etwa 3500 Kalorien im Tag, so würde der kalorische Bedarf der Inlandsbevölkerung weit stärker herabgesetzt sein, um ca. 11 Prozent, so daß die Annahme berechtigt ist, daß sie ohne weiteres ihr Nahrungsauskommen finden würde, solange die Einfuhr aus den neutralen Nachbarstaaten anhält. Allein, es scheint mir allzu gewagt, sich darauf zu verlassen. Beim Vorgehen unserer Truppen in Rußland und Finnland werden sie wahrscheinlich zum großen Teile auf die Nahrungszufuhr aus der Heimat angewiesen sein; wir müssen damit rechnen, daß wir vielleicht sehr bald ein paar Millionen Kriegsgefangene werden beherbergen müssen (1870 schon waren es Hunderttausende); daß die Zufuhr aus Amerika zum mindesten und vielleicht auch die aus Italien keineswegs gesichert ist. Es kann also selbst günstigenfalls sehr leicht ein Defizit von 10 Prozent und mehr sich herausstellen; etwa gar, wenn in irgend einer Richtung Mißwachs eintreten sollte.

Da ist es denn sehr tröstlich, daß wir eine ganze Reihe von Möglichkeiten besitzen, dieses Defizit zu decken.

Vor allem sei auf die Verschwendung hingewiesen, die die Alkoholindustrie mit unserem Boden treibt. Im Jahre 1912 wurden im Reiche 67,872 Millionen Hektoliter Bier = 68,89 Millionen Doppelzentner erzeugt. Da zur Herstellung von 1 Hektoliter Bier rund 20 Kilogramm Gerste erforderlich sind, so verbrauchte die Bierproduktion etwa 1357 Tonnen Gerste, welche 4,36 Billionen Kalorien vorstellen. Dagegen liefert 1 Doppelzentner Bier (bei 3,5 Prozent Alkohol, 0,63 Prozent Eiweiß und 4,78 Prozent Kohlehydrat) 47 031 Kalorien; 68,89 Millionen Doppelzentner daher 3,24 Billionen Kalorien, d. h. um 1,12 Billionen weniger. Allerdings würde man die Gerste nicht gänzlich verzehren können; man wird vielmehr mit einem Abfall von mindestens 10 Prozent rechnen müssen. Aber selbst dann, 4,36 — 0,44 — 3,24, bleibt eine Vergeudung von 0,68 Billionen Kalorien übrig. Und dabei habe ich noch den Alkohol als vollwertigen Nahrungsstoff gerechnet, während er nur ein giftiges Surrogat ist.

Noch Ungünstigeres ergibt die Rechnung für die Branntweinbrennerei. Im Jahre 1912/13 wurden 2,73 Millionen Tonnen Kartoffel auf Schnaps verarbeitet, ungefähr 5 Prozent der ganzen Jahresproduktion an Kartoffeln.

Digitized by Google

Dabei wurden 3,007 Millionen Hektoliter absoluter Alkohol gewonnen. Diese stellen 1,688 Billionen Kalorien dar, die verarbeiteten Kartoffeln dagegen 2,602 Billionen, so daß der Verlust 0,915 Billionen Kalorien beträgt.

Von Getreide wurden 366000 Tonnen zur Branntweinerzeugung verbraucht und daraus 575634 Hektoliter absoluter Alkohol hergestellt. Hier beträgt der Verlust (1,210 — 0,323) 0,887 Billionen Kalorien. Außerdem wurden noch 407000 Tonnen Kernobst, 224000 Tonnen Steinobst, ferner Melasse u. a. verarbeitet. Vernachlässigen wir sie ganz, so ergeben diese drei Industrien allein einen Verlust von 2,485 Billionen Kalorien für die menschliche Ernährung. Man kann freilich darauf hinweisen, daß diese Energiemenge nicht ganz verloren sei, sondern zum Teil in die mit Schlempe und Biertrestern gefütterten Tiere übergehe und so auf einem Umwege dem Menschen zugutekomme. Aber die Fütterung von Tieren mit Nahrungsstoffen, welche unmittelbar dem Menschen zugute kommen könnten, ist ein Luxus, den man wenigstens in Zeiten der Not sich nicht erlauben darf. Nach allem, was man über das Verhältnis von Ansatz zum Futter weiß, dürfte im Mittel nicht mehr als 40 Prozent der verzehrten Nahrungsstoffenergie zum Ansatz kommen, alles andere, etwa 60 Prozent, verbraucht die tierische Maschine. Wenn gespart werden muß, ist also die Fleisch- und Milchproduktion nur insoweit vernünftig, als die Tiere mit Stoffen gefüttert werden, die wie Gras und Heu für die menschliche Ernährung ganz unbrauchbar sind.

Ganz ungeheuer ist ferner die Vergeudung von Nährstoffen bei der heutigen Art der Vermahlung des Getreides. Es gilt schon als sparsam, wenn der Roggen bis auf 15 Prozent Abfall, der Weizen bis auf 20 Prozent für die menschliche Ernährung ausgemahlen wird. Namentlich in der Weizenhochmüllerei ist es gar nichts Seltenes, daß nur 70 Prozent des Weizens dem Menschen unmittelbar zugeführt werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß zum Beispiel mittels der verschiedenen Schälverfahren tadellos schmeckendes Brot aus Mehl aus bis zu 95 Prozent vermahlenem Getreide hergestellt werden kann. Freilich ist die Ausnützung des Eiweißes aus diesen schwärzeren Mehlen im menschlichen Verdauungskanale etwas schlechter; aber dies macht gegenüber dem Zuwachs an Nahrungsstoffen nicht viel aus, so daß aus den 12,2 Millionen Tonnen Roggen und 4,65 Millionen Tonnen Weizen, die im Jahre 1913 gewachsen sind, bei 95 prozentiger statt 85 prozentiger bzw. 80 prozentiger Vermahlung ein Mehr von 7,9 Billionen Kalorien der menschlichen Nahrung zugeführt werden könnte; oder wenn man den Ausfall an Fleischproduktion und Milchproduktion infolge des Wegfalls der Kleie als Viehfutter veranschlagt, ein Mehr von 4,8 Billionen.

Auch beim Brotbacken könnte gespart werden, wenn man unser altes Verfahren der Brotbereitung mit Sauerteig durch das in England und Amerika

Digitized by Google

seit langem siegreich vordringende Luftbrotverfahren ersetzen würde. Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert hat Liebig auf diese Verschwendung aufmerksam gemacht. Rechnen wir pro Kopf unserer Bevölkerung 1/4 Kilogramm Brot täglich, so jagen wir täglich 0,26 Millionen Kilogramm Stärke als Alkohol und Kohlensäure in die Luft, d. h. 1066 Millionen Kalorien täglich oder 0,39 Billionen Kalorien im Jahre.

Rechnen wir diese beiden Posten zusammen, so erhalten wir rund 5,2 Billionen Kalorien. Würde die Einstellung der Alkoholproduktion für die Zeit des Krieges erzwungen, würden die so gesparten Kartoffel, Getreide und Obst unmittelbar zur Ernährung verwendet, würde die Vermahlung bis auf 5 Prozent durchgesetzt und das Brot mit Sodawasser statt mit Hefe hergestellt, so würden wir auf einen Schlag bis zur nächsten Ernte gering gerechnet 7,7 Billionen Kalorien mehr haben. Und nebenbei hätten wir wenigstens für die Kriegszeit unser Volk von den Giftwirkungen des Alkohols befreit.

Für die nächste Ernte aber könnten wir uns ein ganz gewaltiges weiteres Mehr von Nahrung sichern, wenn wir statt Gerste Kartoffel bauen würden. Rund 700000 Hektar unseres Ackerbodens sind gegenwärtig für die Braugerste mit Beschlag belegt. Jeder Hektar hat im Mittel der Jahre 1903/12 1950 Kilogramm Gerste getragen. Das gibt in Summa 4,36 Billionen Kalorien. Auf jedem Hektar, der mit Kartoffel bepflanzt worden ist, sind aber im Mittel dieser Jahre 13240 Kilogramm Kartoffel gewachsen. Würden auf jenen 700000 Hektar Kartoffel gepflanzt, so gäbe dies bei mittlerer Ernte 9,214 Millionen Tonnen mit 8,78 Billionen Kalorien. Wir hätten also dann weit mehr als genug!

Da noch in mancher anderer Richtung gespart werden könnte — ich erinnere nur an die unverantwortliche Mißwirtschaft der Mehrzahl unserer Hausfrauen und Mägde mit Fett und Speiseresten! — so ergibt sich die Gewißheit, daß die Hoffnung der Engländer, uns aushungern zu können, ganz vergeblich ist.

Daß wir frugaler werden müßten, ist gewiß. Namentlich wird sich der Ausfall der Fetteinfuhr aus Amerika schmerzlich geltend machen. Es ist daher dringend notwendig, daß bei Zeiten der übertriebene Verbrauch von Fett, der von den Wohlhabenden, in Gastwirtschaften usw. getrieben wird, eingeschränkt wird, damit auf die Dauer alle etwas haben. Auch muß jeder unnötige Verbrauch von Fett, das für die menschliche Ernährung tauglich gemacht werden kann, in der Industrie verhindert werden. Das Milchvieh sollte auf Kosten des Fleischviehes vermehrt werden.

Der Wert des Fettes besteht hauptsächlich darin, daß es Energie in konzentrierter Form ohne Ballast darbietet. In gewissem Sinne gilt dies auch vom Zucker und es bietet daher einen gewissen Ersatz für den Ausfall von Fett,

Digitized by Google

daß unser Zucker nun im Lande bleiben muß. Es muß alles mögliche getan werden, um unsere heurige Rübenernte zu verwerten und, wenn die nötigen Arbeitskräfte aufzutreiben sind, auch für nächstes Jahr der Rübenanbau in gleichem Umfange stattfinden. Dieser ist auch insoferne sehr rationell, als das Energieerträgnis des Hektar bei Rübenbau weitaus am größten ist. Im Mittel der Jahre 1908/13 trug ein Hektar 27 300 Kilogramm. Bei einem Gehalte von 12,25 Prozent Zucker stellt dies eine Kalorienmenge von 13,65 Millionen pro Hektar dar, während Kartoffelboden nur 12,6, Weizenboden 7,8, Roggenboden 5,9 Millionen lieferte.

Recht schmerzlich wäre der Ausfall an Hülsenfrüchten, Obst und Gemüse, den harmlosesten Mitteln, die Mahlzeit genußreich zu machen. Es sollten systematisch die Waldbeeren und die eßbaren Pilze gesammelt und konserviert werden. Auf ausgedehnten Gemüseanbau muß beizeiten Bedacht genommen werden. Ein großer Teil der überflüssigen Hopfenfelder (27 000 Hektar) würde dazu geeignet sein. Übrigens darf auch an die vielen „Unkraut"blätter erinnert werden, die in den früheren bescheidenen Zeiten ausgiebig als Gemüse und Würzen verwendet wurden; ich nenne Löwenzahn, Brennessel, Sauerampfer, Salbei, Wegbreite, Gänsefuß. Wieviel auch die Kochkunst allein vermag, um mit den einfachsten Mitteln die Speisen schmackhaft zu machen, ist bekannt.

Es würde für unser Volk zu dauerndem Segen werden, wenn unsere Frauen bei dieser Gelegenheit kochen lernen würden; wenn es wieder anspruchsloser in seinen Bedürfnissen würde. Unsere bäuerlichen Bevölkerungen sind überzeugende Beweise dafür, daß man bei Brot, Fastensuppen, Kartoffel- und Mehlspeisen, mit Milch, Topfen, Sauerkraut, Salat, Zwiebel und etwas Fleisch und Speck als Zutat vortrefflich gedeihen kann. Wenn man nur im ganzen genug bekommt.

Man kann sagen, daß das Ergebnis unserer Betrachtung überraschend ist. Man braucht nur die Landkarte zu betrachten, den kleinen Bruchteil der gesamten bewohnten Erde, den unser Reich bildet und man wird staunen, daß es möglich ist, daß dieser Boden bei einigermaßen vernünftigem Gebrauch mindestens neun Zehntel von 68 Millionen zu ernähren vermag. Freilich wird dies nur dann gelingen, wenn die ganze Lebensmittelerzeugung für die Zeit des Krieges unter staatliche Aufsicht und Leitung gestellt wird.

Die Stunde der Not hat an uns Wunder gewirkt. Zum erstenmal in seiner Geschichte ist unser Volk völlig einig, ohne irgendwelche Nebengedanken auf das große nationale Ziel gerichtet; fühlt es das „Deutschland, Deutschland über alles" mit hingerissenem Herzen! Nur wir Alten, die noch die kaiserlose, die schreckliche Zeit der Zerrissenheit vor 1866 gekannt haben, können voll ermessen, was das heißt. Niemand kann Fürst Bismarck, dessen Geist uns heute lenkt, daher so dankbar sein, wie wir.

Digitized by Google

Aber zum Kampfe gehört nicht allein Mut und Opferfreudigkeit, sondern auch die Waffe und die Geschicklichkeit, sie zu führen. Heißen Dank jenen, welche aller politischen Torheit zu Trotz uns diese Waffe geschmiedet, welche dafür gesorgt haben, daß unser Volk seine alten kriegerischen Tugenden noch nicht verlernt hat. Zu unserem Segen haben bei uns noch Kaiser und Bundesrat, d. h. die angestammten Fürsten, die Macht in Händen und nicht das unter der Maske von Humanität und Demokratie alles unterwühlende, profitlüsterne internationale Händlertum. Ihnen, und vor allem unserem unermüdlichen Kaiser verdanken wir diese wundervoll bis ins kleinste vorbedachte Rüstung und Organisation unseres Heeres und unserer Flotte, die nun mit der unwiderstehlichen Wucht und Genauigkeit der modernen Riesenmaschine arbeiten.

Der Einsicht und Macht von Kaiser und Bundesrat verdanken wir aber auch jene weise Schutzzollpolitik, welche unsere Landwirtschaft leistungsfähig erhalten hat und die uns bei einigem guten Willen vor der Aushungerung schützen wird, mit der uns klein zu machen England gehofft hatte.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 352 533 4

Digitized by Google